Perſien.

Das Land und ſeine Bewohner.

Ethnographiſche Schilderungen

von

Dr. Jakob Eduard Polak,

ehemaligem Leibarzt des Schah von Perſien und Lehrer an der mediciniſchen Schule zu Teheran.

Erſter Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1865.

Vorwort.

In vorliegendem Werk verſuchte ich, ein Bild von dem Charakter, von den Sitten und der Lebensweiſe eines der intereſſanteſten Völker der Erde zu entwerfen, eines Volks, deſſen Ruhm zwar in den Thaten ferner Vergangenheit liegt, das aber noch nicht gealtert, vielmehr berufen ſcheint, in der Welt- und Culturgeſchichte der Zukunft eine nicht unwichtige Rolle zu ſpielen.

Ich ſchilderte mit beſonderer Ausführlichkeit das Leben am Hofe des Schah von Perſien, weil die Sitten und Moden des ganzen Volks im weſentlichen ſich nach ihm richten, während andererſeits die Dynaſtie, obwol aus türkiſch-tatariſchem Stamm hervorgegangen, dem Einfluß des perſiſchen Elements ſich nicht verſchließen konnte.

Nächſtdem gab ich Andeutungen und Regeln für das diätetiſche Verhalten der Ankömmlinge und Reiſenden aus Europa; denn ich hatte geſehen, wie die meiſten aus Unkenntniß derſelben erkrankten und nach kurzer Zeit den Krankheiten erlagen, welche ſie bei einiger Vorſicht hätten vermeiden können.

Ich ſpreche dabei aus Erfahrung; die anfängliche Vernachläſſigung hygieniſcher Maßregeln brachte mich ſelbſt an den Rand des Grabes, und nur durch Zufall entging ich dem nahen Tode. Viele wurden durch meinen Rath gerettet, andere befolgten ihn nicht: ſie fanden den Tod, den ich ihnen vorhergeſagt. Man kann wol behaupten, daß der Europäer im Orient ſein Pferd naturgemäßer behandele, als ſeinen eigenen Körper; er ſündigt in und außer den Mauern und pflegt dann die unausbleiblichen traurigen Folgen dem ungewohnten Klima allein zuzuſchreiben.

Leicht mag der Touriſt ein anziehendes Gemälde von dem Lande, welches er durchſtreift, entwerfen. Ihm iſt alles neu, die Eindrücke ſind friſch und jugendlich; manchen leitet auch ein richtiger Inſtinct, der auf den erſten Blick das Wahre herausfindet. So waren auch die Briefe, welche ich kurz nach meiner Ankunft in Perſien an die Freunde in der Heimat ſchrieb, voll lebhafter Anſchauungen. Mit der Zeit jedoch merkte ich, daß die Schlüſſe, zu denen ich mich anfangs berechtigt glaubte, bedeutender Modificationen bedurften. Als ich im Jahre 1851 ins Land kam, fand ich großes Gefallen an der iraniſchen Geſellſchaft, an den ſchönen Wendungen und Feinheiten des Geſprächs; das artige Benehmen der Gebildeten ſagte mir ungemein zu. Später mußte ich leider wahrnehmen, daß viel Falſchheit, Lug und Trug hinter den geſchmeidigen Formen ſich verberge; ich fing an das Volk zu verachten. Wieder einige Jahre ſpäter wurde ich in meinem Urtheil irre; ich konnte nicht unter-

ſcheiden, ob die guten oder die ſchlechten Eigenſchaften überwiegen, ob letztere in der Organiſation des iraniſchen Typus begründet, oder auf Rechnung des langen despotiſchen Drucks, dem das Volk unterworfen, zu ſtellen ſeien.

In meinem Buch habe ich mich bemüht, die Verhältniſſe frei von aller Voreingenommenheit möglichſt objectiv darzuſtellen. Ein neunjähriger Aufenthalt im Lande, die Kenntniß der perſiſchen Sprache und der einſchlagenden Literatur, die ich mir daſelbſt angeeignet, meine Stellung als Lehrer an der mediciniſchen Schule zu Teheran und ſpäter als Leibarzt des Schah, vielfache Reiſen in die verſchiedenen Städte und Provinzen, ſetzten mich in die Lage, die Hauptſtadt ſowol wie alle Gegenden des weitgeſtreckten Reichs, ſeine nach Abſtammung, Sprache und Religion vielgeſtalteten Bewohner, die politiſchen, ethiſchen und Culturzuſtände, ſoweit es dem Fremden möglich iſt, kennen zu lernen. Es verſteht ſich außerdem von ſelbſt, daß über den weiblichen Theil der Bevölkerung, ſowie über das Familienleben im Orient überhaupt, nur der Arzt einen auf eigener Anſchauung fußenden Bericht zu geben im Stande iſt.

Ich vermied bei der Abfaſſung, fremde Quellen zu benutzen; ich wollte, daß das Buch mir gehöre, daß ich allein für ſeine Vorzüge und ſeine Fehler einzuſtehen hätte:

> Beſſer ſteht mein eigen Wams, geflickt,
> Als erborgtes, reich mit Gold geſtickt. (Saadi.)

Ich darf daher wegen mancher Lücken um Nachſicht bitten; jeder, der die Verhältniſſe kennt, wird einräumen,

wie ſchwer es dem Europäer wird, ins orientaliſche Leben, beſonders in das der Familie einzudringen oder von den Landesbewohnern zuverläſſige Auskunft darüber zu erlangen.

Was die Orthographie der perſiſchen Worte betrifft, ſo ſuchte ich ſie der deutſchen Ausſprache möglichſt anzupaſſen. Den eigenthümlichen Laut des langen a, welches ungefähr dem a im engliſchen Wort all entſpricht, bezeichnete ich durch ā; das kurze a, dem deutſchen ä ſich nähernd, durch æ, ſo in pædær, der Vater; für das arabiſche Khaf bediente ich mich des k; den Unterſchied des Ain und Ghain aber glaubte ich um ſo eher unberückſichtigt laſſen zu dürfen, als es ſelbſt dem Perſer ſelten gelingt, dieſe den Arabern eigenthümlichen Laute richtig wiederzugeben.

Schließlich fühle ich mich verpflichtet, meinem Gefährten und Freunde Dr. J. C. Häntzſche, welcher Leid und Freud in Perſien mit mir getheilt, für einige von ihm erhaltene werthvolle Notizen an dieſer Stelle meinen Dank auszuſprechen.

Wien, im Februar 1865.

Dr. J. E. Polak.

Inhalt des erſten Theils.

Seite

Vorwort v

Zur Einleitung xiii

I. **Volkszahl, Abſtammung und Stände.** Schätzung der Seelenzahl. Beſtandtheile der Bevölkerung. Perſer und Meder (Körperbildung, Charakter der Fuzul, Freimaurerei, Gruß und Titel, Schimpfworte und Flüche, Betheuerungen). Turko-Tataren. Kurden. Armener. Juden (Charakter und Beſchäftigung, das Eſtherdenkmal in Ecbatana, Echtheit des Buches Eſther). Gebern. Turkomanen. Afghanen und Belubſchen. Zigeuner. Die Colonie der Europäer. Prinzen. Prinzen früherer Dynaſtien. Chane. Ehrentitel. Schreiber. Seiide. Lutis. Derwiſche. Soldaten (die Wehrkraft, Offiziere, Artillerie, Angriff, Scalpe, Schlußbemerkung) 1

II. **Wohnhäuſer, Städte, Gärten, Sommerſitze und Zeltlager.** Ausdehnung der Wohnungen. Raſcher Verfall. Baumaterial. Bauleute. Innere Einrichtung. Ventilation. Heizung. Aborte. Höfe. Frauengemächer. Die Stadt Teheran (Lage, Befeſtigung, Stadtviertel, Gaſſen, Beleuchtung, Reinigung, Bazare und Karavanſerais, Bäder, Moſcheen und Madraſſes, Amphitheater, Plätze, Miethswohnungen, Hunde, Fliegen, Mücken, Zecken, Skorpione und Solpugen). Die Citadelle von Teheran. Phyſiognomie anderer Städte (Ispahan. Die beweglichen Minarets). Gärten. Sommerſitze. Zeltlager 49

III. **Speiſen und deren Zubereitung. Mahlzeiten.** Nationalgerichte: Tſchillaw. Pillaw und Aſch. Brot. Fleiſch, Wild, Geflügel.

Seite

Fiſche. Speiſegeſetze. Milch, Käſe. Sauere Conſerven und Scherbets. Süßigkeiten. Früchte. Gemüſe. Getränke. Eis und Eisgruben. Gewürze. Küche und Küchengeräthe. Tafelgeſchirr. Die Mahlzeit. Gaſtereien und Trinkgelage. Die königliche Tafel. Volksverpflegung. Billigkeit und Theuerung der Lebensmittel 106

IV. **Kleidung, Schmuck und Waffen.** System der Bekleidung in Bezug auf die Geſundheit. Die Kopfbedeckung. Das Hemd. Das Taſchentuch. Das Wams. Der Rock. Der Gürtel. Der Leibrock. Der Ueberwurf. Die Beinkleider. Fußbekleidung. Handſchuhe. Hoftracht der Magiſtratsperſonen. Hauskleidung des Schah. Allgemeine Regeln für die Bekleidung. Pelze. Der Shawlſtoff. Kleidung verſchiedener Stämme. Schmuckſachen (Uhr, Roſenkranz, Petſchafte, Ringe, Edelſteine und Perlen). Waffen. Kleidung und Schmuck der Frauen . . . 138

V. **Ruhe und Bewegung. Jagd. Gymnaſtik.** Sitzen und Stehen. Schlafen und Wachen. Kneten. Schlafſtelle. Wo ſoll der Europäer ſchlafen? Gehen und Laufen. Reiten. Reiſen. Reiterſpiele. Jagd (die Falkenjagd, königliche Jagden, Jagdabenteuer, Verſchenken des Wildes, Kamelkampf, die jagdbaren wilden Thiere). Gymnaſtik (Heilgymnaſtik, Turnanſtalten, die verſchiedenen Uebungen, Saadi's Erzählung, Schwimmen, Fechten, Schießen). Schlußbetrachtung 163

VI. **Das Familien- und Geſchlechtsleben.** Ernährung und Pflege der Kinder. Beſchneidung. Vornamen. Unterricht im Anſtand. Frühes Heirathen. Ehen unter Verwandten. Die Menſtruation. Die Brüſte. Leichtigkeit des Heirathens. Die Akdi und die Sighe. Polygamie und Monogamie. Der Trauungsact. Das Hochzeitsfeſt. Die Jungfrauſchaft. Scheidungsgründe. Häufigkeit der Empfängniß. Sterblichkeit der Kinder. Abortus. Verhalten während der Schwangerſchaft. Die Entbindung. Körperbeſchaffenheit und Charakter der Perſerinnen. Aberglaube. Der Harem (der Arzt, Beſchäftigung und Behandlung der Frauen). Das patriarchaliſche Syſtem. Der Harem des Schah (Prinz Muzzäfer eddin und ſein Bruder Kaſem Chan. Trauriges Los der königlichen Frauen). Aberrationen des Geſchlechtslebens 194

VII. **Diener, Sklaven und Eunuchen.** Große Zahl der Diener. Ihr Lohn und indirectes Einkommen. Patriarchaliſches Ver-

Seite

hältniß zum Herrn. Strafen. Unbrauchbarkeit europäiſcher Diener im Orient. Kategorien der Dienerſchaft. Milde Behandlung. Schwarze und weiße Sklaven. Verwendung und ſchonende Behandlung derſelben. Frühzeitiges Abſterben der Schwarzen. Ihre Sprache und Bildungsfähigkeit. Preiſe der Sklaven. Eunuchen (ſchwarze und weiße, Freie und Sklaven, künſtliche und natürliche). Körperbeſchaffenheit und Charakter der Eunuchen. Geſchichte des Eunuchen-Chefs Baſchir Chan. Der Eunuch Cosruw Chan. Abnahme der Zahl und des Einfluſſes der Eunuchen 238

VIII. **Bildung, Wiſſenſchaften und Künſte.** Bildungserforderniſſe. Sprache. Schrift. Dialekte. Ausſprache. Die Schreibſchrift. Kalligraphie. Schreibmaterial. Elementarſchulen und weiterer Unterricht. Einfluß der Nationaldichter. Die neuern Poeten. Poeta laureatus. Gaſſenpoeſie. Chronogramme. Erdkunde. Geſchichte und Geſchichtſchreibung. Buchdruck und Lithographie. Manuſcripte. Bibliotheken. Officielle Zeitung. Macht der Preſſe. Stil und Form der Briefe. Die Munſchi. Arithmetik. Alchemie. Aſtrologie. Zeitrechnung und Kalender. Philoſophie. Studien in den Madraſſes. Abnahme der Bildung. Schrift der Armener, Chaldäer und Juden. Malerei. Die Bildergalerie des Schah. Geſang, Muſik und Tanz. . . 262

IX. **Verſuche zur Einführung der europäiſchen Civiliſation.** Inſtructoren der Armee. Engländer und Franzoſen. Reformbeſtrebungen des Emir Nizam. Berufung der Oeſterreicher. Unſere Reiſe. Ankunft in Teheran und ungünſtige Auſpicien. Sturz und Tod des Emir. Gründung der Militärſchule und der Lehranſtalt für Medicin. Meine Lehrthätigkeit. Die Polyklinik. Meine Lehrbücher der Anatomie und der Chirurgie. Operationen. Mein Plan zu einem Spital. Die Ausführung. Meine Sanitätsinſtruction für Offiziere. Perſiſche Studirende der Medicin in Paris. Leproſenhäuſer. Der Geniehauptmann Zatti. Der Mineur Czarnotta. Baron Gumoëns. Colonel Matrazzo. Der Artilleriehauptmann Krziz. Der Cavallerieoffizier Remiro. Unſer Abſchied. Geſpräch mit dem Schah. Franzöſiſche Miſſion unter Commandant Brognart 294

X. **Religion und Geſetz.** Sunniten und Schiiten. Die Prieſterſchaft. Die Mulas als Richter. Ihre Verderbniß. Die Scheriet und das Urf. Strafen. Tortur. Gebet. Der

Seite

Muezzin. Wallfahrten. Almoſen und Bettler. Faſten. Feſte und Feiertage. Die Paſſionsſpiele. Verbote. Hazardſpiel. Schachſpiel. Wucher. Aberglaube. Sekten (die Scheichi; die Ali Allah; die Babis) 320

XI. Bäder und Begräbnißſtätten. Oeffentliche Bäder. Der Dalak (Badediener). Das Färben der Haare. Badeprocedure. Die Frauenbäder. Vorzüge und Nachtheile des perſiſchen Bades. Tod und Beerdigung. Friedhöfe. Transport der Leichen nach den heiligen Orten 355

XII. Der Nauruz (Das Neujahrsfeſt). Zeitrechnung. Vorbereitungen zum Feſte. Inveſtitur der Gouverneure. Derwiſche. Salam für die Prieſter und Würdenträger. Aelteſte Gebräuche. Neujahrscour beim Großvezier. Gratulationscour der Geſandten. Oeffentliche Audienz. Das Volksfeſt. Der Frauenſalam. Beſuche. Pferderennen. Der letzte Feſttag 367

Zur Einleitung.

Das gegenwärtige Perſien iſt zwar nicht ſo groß, daß der Schah mit dem jungen Cyrus ſagen könnte: „Das Reich meiner Väter dehnt ſich gegen Süden bis in jene Gegenden aus, welche die Hitze unbewohnbar macht, und gegen Norden bis an die zu Eis erſtarrten Länder; was dazwiſchen liegt, iſt den Satrapen, den Freunden meines Bruders, unterworfen.“ Doch rühmen ſich die Perſer, daß ihr Reich alle Klimate in ſich vereinige, vom heißen tropiſchen bis zum eiskalten des Nordens, welche Behauptung in dem Satz: „Irān hæftæḳlim dāred“ (Iran hat ſieben Klimate) ihren Ausdruck findet.

Da die Hochebenen ringsum mit hohen Gebirgen umgeben ſind, iſt die Möglichkeit geboten, in wenigen Stunden aus dem heißen Dattellande auf Höhen zu gelangen, in deren Klüften ſich ewiger Schnee birgt, und in Bergthäler, die nur während der vier Sommermonate von Nomaden beſucht werden können. Seine Wüſten theilt Perſien mit Afrika, ſeine Tiefländer am Kaſpiſchen Meer gleichen hinſichtlich ihrer Zeugungskraft und Fülle der Vegetation dem reichen Boden Indiens; einzelne reizende Thäler wetteifern an Schönheit mit dem vielgeprieſenen Kaſchmir, während Arabiſtan und Laar an Arabien erinnern und auch nur unter arabiſchen Coloniſten gedeihen können. Dank dieſen Bodenverhältniſſen, vereinigt Perſien in ſeinen Grenzen, oder könnte es wenigſtens vereinigen, alle Producte des Südens und Nordens von der Palme und Banane bis zu den unter

ewigem Eis fortwuchernden Gräſern. Arm an Wald, wie das Land jetzt iſt, erzeugt es doch in den Provinzen um den Kaspiſchen See Akazien, Eichen, Buchen, Junipern u. ſ. w. von ſeltener Mächtigkeit, welche ausgedehnte Werften mit Bauholz verſorgen könnten; ebenſo harrt ſein unermeßlicher Reichthum an Kohlen-, Eiſen- und Kupferlagern nur der Ausbeute, um eine mächtige Induſtrie, wozu auch die Betriebſamkeit und der Kunſtfleiß des iraniſchen Arbeiters einladet, zu Tage zu fördern. Ein franzöſiſcher Diplomat fand ſich durch dieſe Wahrnehmungen ſogar zu der Bemerkung veranlaßt: wenn einſt die Induſtrie in Perſien ſich zur Blüte entfaltete, würde nicht nur die Einfuhr aus Europa auf Null ſinken, ſondern es wäre dann bei den billigen Arbeitslöhnen auch nicht unmöglich, daß perſiſche Producte auf den europäiſchen Märkten mit Erfolg concurrirten.

Im allgemeinen mangelt es dem Lande zwar an Waſſer, weil die hohen Gebirge jeden Niederſchlag zurückhalten; allein durch Zertheilen der Bäche, durch Anlage von Kanälen und Leitungen wiſſen die Bewohner hinlängliche Mengen zur Bewäſſerung herbeizuſchaffen, und ſo fehlt in den Ebenen, obgleich dort oft acht Monate hindurch kein Regen fällt, nicht Waſſer, ſondern nur genügender Schutz, um die Leitungen vor Eingriffen der Machthaber ſicherzuſtellen.

Nicht minder mannichfaltig als ſeine Gegenden ſind auch die Bewohner Perſiens, vom Iraner reinſten Bluts bis zum Turkomanen der moguliſchen Raſſe; die Bewohner des Tafellandes unterſcheiden ſich ſehr weſentlich von denen am Kaspiſchen See und von den Kindern des Gebirges, die bei einem Wechſel des Aufenthalts ſich im eigenen Lande erſt acclimatiſiren müſſen.

Die Auseinanderſetzung dieſer verſchiedenen Verhältniſſe bildet den Vorwurf unſers Buchs.

I.

Volkszahl, Abſtammung und Stände.

Schätzung der Seelenzahl. Beſtandtheile der Bevölkerung. Perſer und Meder (Körperbildung, Charakter der Fuzul, Freimaurerei, Gruß und Titel, Schimpfworte und Flüche, Betheuerungen). Turko-Tataren. Kurden. Armener. Juden (Charakter und Beſchäftigung, das Eſtherdenkmal in Ecbatana, Echtheit des Buches Eſther). Gebern. Turkomanen. Afghanen und Beludſchen. Zigeuner. Die Colonie der Europäer. Prinzen. Prinzen früherer Dynaſtien. Chane. Ehrentitel. Schreiber. Seiide. Lutis. Derwiſche. Soldaten (die Wehrkraft, Offiziere, Artillerie, Angriff, Scalpe, Schlußbemerkung).

A. Volkszahl.

Die Größe der Bevölkerung Perſiens läßt ſich äußerſt ſchwer beſtimmen, da keine Geburts- und Sterbeliſten geführt werden, auch niemals eine Volkszählung vorgenommen wurde. Wollte man nach der Zahl der Familien und Häuſer, welche ſich allenfalls ausmitteln ließe, auf die der Bevölkerung ſchließen, ſo würde man, namentlich in den Städten, leicht auf bedeutende Irrthümer gerathen, weil eine Familie mit Dienerſchaft, Sklaven und Clienten, die entweder gekauft oder ſonſt der Familie einverleibt wurden, oft auf 80—100 Perſonen anwächſt. Dieſes Verhältniß gilt jedoch

nur von der ſeßhaften Bevölkerung, bei welcher Polygamie vorherrſchend iſt. Fragt man z. B. verſchiedene Perſer über die Einwohnerzahl der Stadt Teheran, ſo wird man als Antwort eine beiläufige Zahl erhalten, welche zwiſchen 60000 bis 500000 variirt. Trotzdem wäre es in den größern Städten bei einiger Sorgfalt möglich, die annähernd richtige Zahl feſtzuſtellen. Es muß nämlich für den kalæmter (Polizeihauptmann) die Anzahl der Geſtorbenen, welche von den murdaschurs (Todtenbeſchauern und Wäſchern) beſichtigt wurden, verzeichnet werden. Derſelbe kennt ferner aus der Menge der Conſumtion, nach den Erträgniſſen der Acciſe, ziemlich genau die fluctuirende Bevölkerung. Auf alle meine Fragen aber konnte ich von dieſem Manne über die Bevölkerung der Hauptſtadt nichts erfahren; er hielt immer mit der Antwort zurück, oder ſprach vag und ausweichend „schæ'r bessiār ābād est" (die Stadt iſt ſehr bevölkert). Religiöſes Vorurtheil, die Furcht vor dem böſen Auge, ſcheint, wie zu Zeiten des Königs David, der Grund dieſer Zurückhaltung zu ſein, welche ſich auch der im Jahre 1859 vom Schah angeordneten Volkszählung hartnäckig entgegenſetzte. Dieſes Vorurtheil erſtreckt ſich beim Perſer ebenſo auf die Angabe ſeines Alters; auf die Frage darüber, antwortet er unbeſtimmt: „ſchon 30 oder 40 Jahre vorüber", oder „pire-merd em" (ich bin ein Greis), weil er das wahre Alter entweder nicht angeben will oder wegen Mangel an Aufzeichnung nicht angeben kann.

Anders verhält ſich die Sache mit den Nomaden (il, tschāder-neschin). Ihr Chef, der Ilchani, kennt genau, wieviel Zelte ſein Stamm enthält; ihm liegt daran, deſſen Stärke, Seelenzahl und Viehſtand zu kennen, die Abnahme zu verhindern und den Zuwachs zu fördern. Da ſie beſtimmte, unveränderliche Weideplätze innehaben, ſich höchſt ſelten mit andern Stämmen miſchen und meiſt in Monogamie

leben, ſo kann durch Zählung der Zelte die mittlere Bevölkerung leicht beſtimmt werden. Die umfaſſendſten Aufklärungen über dieſe Stämme befinden ſich in dem Buche der Lady Sheil, beſonders in den Noten des Colonel Sheil, welche als Appendix beigefügt ſind.

Rechnet man den Flächenraum des jetzigen Reichs Iran, ohne die beſtrittenen Nebenländer, auf circa 22000 Quadratmeilen, bedenkt man die ungeheuern Strecken wüſten Landes, welche entweder ihrer Bodenbeſchaffenheit wegen keine Cultur zulaſſen oder, obzwar ſie culturfähig ſind, aus Mangel an Arbeitskräften brach und unbebaut liegen; berückſichtigt man die Entvölkerung der einſt ſo großen Städte wie Iſpahan, Ray, Kaswin, Schiraz, Sultanieh, Hamadan, Meſchhed, ferner daß die Ortſchaften zerſtreut und oaſenförmig in Ebenen und Thälern gelegen, daß ganze Provinzen, ſo der öſtliche Theil des Reichs, durch Einfälle der Turkomanen, Afghanen und Beludſchen beinahe verwüſtet ſind und ihre Bevölkerung in die Sklaverei geſchleppt wurde, daß ſelbſt in der Nähe der Hauptſtadt Teheran große Strecken brachen Bodens ſich vorfinden, weshalb die Nomaden ſie zum Durchzug benutzen, ſo kann die Bevölkerung nicht ſehr hoch angeſchlagen werden, und die Annahme von durchſchnittlich 400—450 Seelen auf die Quadratmeile dürfte nicht als zu gering erſcheinen, welches eine beiläufige Bevölkerung von 9—10 Millionen ergäbe.

Der Reiſende könnte zwar durch den Anblick der vielen leeren Strecken und zerſtörten Dörfer in den entgegengeſetzten Irrthum verfallen und die Bevölkerung gar zu niedrig anſchlagen. Stellt man aber dem entgegen die ſchönen, fruchtbaren Bergthäler, den ergiebigen Boden, welcher bei natürlicher oder künſtlicher Bewäſſerung einen ſehr reichen und faſt ſichern Ertrag gewährt, die vielen Früchte und Gemüſe, die Producte, welche die Heerden ſowol zur Nahrung als

auch zur Kleidung liefern, erwägt man, daß allein die Nord- und Weſtprovinzen an 150000 Mann guter Truppen ſtellen können, ohne daß der Anbau durch den Abgang von Arbeitskräften gänzlich unterbrochen würde, ſo kann man eine gar zu geringe Seelenzahl nicht annehmen.

B. Abſtammung.

Der Abſtammung nach iſt die Bevölkerung folgendermaßen zuſammengeſetzt:

1) Ureinwohner, die Perſer und Meder.*) Als Prototyp der erſtern gilt die kleine Zahl der Gebern in Yezd und Kirman, ihnen am nächſten im Typus ſtehen die Luren, Legs und die Einwohner von Kirman, Yezd und Schiraz; als Prototyp der Meder, doch durch die Sumpfluft ziemlich modificirt, ſind die Einwohner am Kaſpiſchen Meere anzuſehen, die Mazanderaner (Topyren) um Balafruſch (Taberiſtan) und Gilan'er. Beide Urvölker finden ſich auch häufig zerſtreut, in Turkiſtan und Afghaniſtan unter dem Namen der Tädſchik, in Indien als Parſis.

2) Türkiſch-tatariſche Stämme wohnen vorzüglich in Azerbeidſchan bis gegen die Mitte Irans, doch ſind auch große Stämme und Zweige in den verſchiedenen Gegenden des Landes vertheilt, ſo um Hamadan (Ecbatana), Schiraz u. ſ. w. Sie datiren von den Einbrüchen des Dſchengis-Chan und Teymur leng (Tamerlan). Auch in den ruſſiſchen Beſitzungen von Transkaukaſien ſind die Turko-Tataren überwiegend.

---

*) Der Name Perſer (farsi) hat ſich wohl erhalten, jener der Meder aber iſt jetzt im Lande gänzlich unbekannt, weil ſie durch Irruption türkiſcher Stämme faſt ganz verdrängt wurden. Doch verſteht man gewöhnlich unter Farſi nur den Einwohner der ſüdlichen Provinz Fars, denn der Perſer nennt ſich Irani und ſein Land Iran.

3) Miſchlinge aus den häufigen Kreuzungen der Ureinwohner mit den Turko-Tataren. Und zwar erhielt ſich in den Städten mehr der perſiſche, auf dem Lande mehr der türkiſche Typus, weil die Gewerbtreibenden ſtets den Iranern angehören.

4) Kurden. Sie blieben meiſt in ihren Stammſitzen im Elwendgebirge; einzelne Zweige wurden zwar auch in andere ferne Provinzen verſetzt, ſo nach Choraſſan u. ſ. w., ſie hielten jedoch überall feſt an Namen, Sprache und Sitte ihrer Stammesgenoſſen.

5) Araber, beſtehend aus einzelnen zerſprengten eingewanderten Stämmen, die zum großen Theil zu Zeiten der Eroberung durch die Moslems im Lande zurückblieben; ſie behielten zum Theil ihre Sprache bei, zum Theil nahmen ſie das Perſiſche an. Ihr Hauptſitz iſt am Perſiſchen Meerbuſen.

6) Armener und Kaukaſier, welche theils freiwillig ins Land zogen, theils mit Gewalt dorthin verſetzt wurden; ſelbſt zu Ende des vorigen Jahrhunderts wurden nach der Eroberung von Tiflis durch Aga Muhamed Chan noch viele Familien nach Nähawend und Käkawend verſetzt und zur Annahme des Islams gezwungen.

7) Abkömmlinge aus den Kreuzungen der Ureinwohner mit Armenern und Kaukaſiern, beſonders von mütterlicher Seite. Die Perſer beſitzen nämlich eine beſondere Vorliebe für blendendweiße Hautfarbe und nahmen ſich häufig Weiber aus dieſen Stämmen, ſei es durch Güte oder mit Gewalt, daher in den angeſehenen Familien viel armeniſches Blut zurückblieb. Die hellblaue oder meergrüne Farbe der Iris ſpricht oft deutlich für ſolche Vermiſchung, manchmal gelingt es auch durch Nachfrage ſie feſtzuſtellen.

8) Neſtorianer oder Chaldäer. Sie nähern ſich dem Araber-Judentypus und wohnen um den Urumiehſee, auch zerſtreut in Kurdiſtan.

9) Juden.

10) Wenige Afghanen und Beludſchen.

11) Turkomanen, rein moguliſcher Raſſe. Sie wurden meiſt als Gefangene und Geiſeln ins Land gebracht, wo ſie dann blieben.

12) Abkömmlinge aus Kreuzungen mit den Mogulen, in den nordöſtlichen Grenzprovinzen vorkommend, ſo in Choraſſan.

13) Zigeunerſtämme.

14) Zengebarer und Abyſſinier, als Sklaven eingeführt.

15) Eine ſehr kleine Zahl von Berbern, aus der Nähe von Kabul. Sie bewohnen in Teheran ein eigenes Viertel, das Berbernquartier genannt.

16) Nachkömmlinge von Ruſſen und Polen, welche in frühern Zeiten deſertirten, ſich zum Islam bekehrten und ſich im Lande anſiedelten.

17) Die kleine Colonie der Europäer, welche ſich zeitweilig im Lande aufhalten.

18) Früher war eine große Anzahl Hindu (Banianen), meiſt Kaufleute, im Lande, jetzt beſchränkt ſich ihre Zahl nur auf wenige Derwiſche.

Der Ureinwohner (Perſer und Meder)

iſt von ziemlich dunkler Hautfarbe, nie ſo weiß wie der Europäer oder der unter ihm lebende Armener; die Iris iſt hellbraun (ſelten ſchwarz), das Haar ſchlicht (nie kraus) und dunkelkaſtanienbraun, der Bart ſehr entwickelt und dicht, der Schädel ſchön oval, die Stirne nur mäßig hoch und an den Schläfen abgeplattet; die Augen ſind groß mit gewölbter Hornhaut und langem obern Lid, das oft einen großen Theil der Cornea bedeckt, die Augenbrauen bogenförmig gewölbt, über der Naſe zuſammengewachſen, die Wangen wenig

fleiſchig ohne Incarnat, die Lippen dünnanliegend, das Kinn ſchmal, der Hals nie lang, der Kehlkopf wenig hervorragend, der Bruſtkorb breit und entwickelt, die Hüften und das Becken der Frauen weit, die Knochen dünn, die Extremitäten gut entwickelt, um die Gelenke zart, die Hände und Füße von beſonderer Schönheit, der Haarboden ſehr dicht, der Körper ſtark behaart. Er ſetzt unter keinen Verhältniſſen des Lebens viel Fett an, während man andererſeits exquiſite Magerkeit ebenſo ſelten findet. Ich ſah im ganzen nur drei fette Perſer, doch auch nicht in dem Maße beleibt, daß ihnen das Reiten ſehr beſchwerlich gefallen wäre. Seine Statur iſt über der mittlern Infanteriegröße; auffallend hohe und ſchlanke, andererſeits ſehr kleine Individuen finden ſich ſelten. Meinen Landsleuten, den Herren Offizieren, war dieſes Verhältniß ſo auffallend, daß ſie mich oft darauf aufmerkſam machten. Seine Geſichtszüge ſind ernſt, doch weder ſo ſcharf noch andererſeits ſo ſchlaff oder carrikirt wie die mancher Europäer; denn der Perſer läßt ſich nicht durch heftige Gemüthsaffecte erregen, vielmehr iſt es ihm Sache des Studiums und der Gewohnheit, ſich wenigſtens äußerlich zu beherrſchen, daher vermeidet er Geberdenſpiel und Geſticulationen, die ihm am Europäer vor allem auffällig ſind. Im ganzen bietet er in ſeiner Körperbildung den ſchönen kaukaſiſchen Typus und unterſcheidet ſich dadurch unverkennbar von den mit ihm zuſammenwohnenden Nationalitäten, beſonders von den Tataren, Armenern und Juden; auch in ſeinem Weſen findet ſich nichts von alledem, was den Südländer und den Semiten zu charakteriſiren pflegt.

Unter den höhern Klaſſen, ferner unter den Beamten und Schriftgelehrten, den ſogenannten mirza, mustâfi (Secretäre), muharrer (Stiliſten), munschi (Correctoren), ſowie unter den zahlreichen Luxusdienern, begegnet man häufig Charakteren, deren Prototyp in dem Roman „Hadſchi

Baba" von Morrier unübertrefflich geſchildert iſt. Der Perſer hat einen eigenen Namen für ſie geſchaffen, er nennt ſie fuzul, und ihr Benehmen, ihr ganzes Thun und Laſſen fuzuli. Der Fuzul iſt ein Menſch, der ſich den verſchiedenſten Verhältniſſen anzupaſſen, überall aber auf ſeine Weiſe Profit (mædächel) zu machen und fremdes Gut an ſich zu ziehen, nach perſiſchem Ausdruck „zu eſſen" verſteht. Er iſt vorwitzig, zudringlich, kennt alle Stadtneuigkeiten und trachtet ſie auszubeuten. Kriechend wie ein Wurm vor den Obern, iſt er voll Anmaßung gegen den Untern, den er ſeine Autorität bei jeder Gelegenheit fühlen läßt. Er lügt aus Syſtem, ſpricht nur dann die Wahrheit, wenn es ihm von großem Nutzen ſein kann, verbreitet falſche Nachrichten, intriguirt und verleumdet; er ſucht auf alle Weiſe denjenigen niederzudrücken, der ihm einſt nützlich war, denn er will nicht dankbar ſein; er kann es nicht ertragen, eine Verpflichtung gegen jemand zu haben. Er weiß einige Gedichte, Verſe und Epigramme zu citiren, und hat ſtets eine geeignete Bemerkung in Bereitſchaft. Er ſchickt ſich in alle Lagen des Lebens und iſt zu allem brauchbar, zum Miniſter wie zum Pferdeknecht. Er betheuert jedes Wort durch einen Eid; auf der Unwahrheit ertappt, bekennt er ohne Scheu und ruft: „Gau churdem!" (Ich aß Koth!) In Iſpahan beſonders gibt es Fuzuls von reinſtem Waſſer, daher Morrier weislich den Helden ſeines Romans dort erziehen läßt. Ein Muſter von Fuzul war der vorige Großvezier, Mirza Aga Chan, ſelbſt für die Perſer ein Phänomen, man nannte ihn fuzul ibne fuzul (Fuzul Sohn des Fuzul). Er gelangte unter Mehmed Schah in den Staatsdienſt; der damalige Miniſter, Hadſchi Agaſſi, gegen den er intriguirte, äußerte ſich über ihn: „Wenn der Diw von Demawend*) auf die Ebene Teherans herabſieht

*) Der Berg Demawend dominirt bekanntlich die Ebene von Rages

und daſelbſt den Aga Chan bemerkt, ſo zieht er ſich beſcheiden zurück, denn er erkennt, daß er einen Meiſter gefunden.“ Der europäiſche Reiſende kommt meiſt mit Leuten dieſer Kategorie in Berührung, er iſt daher leicht geneigt, die Caricatur Morrier's für Wahrheit zu nehmen und das Charakterbild einer gewiſſen Menſchenklaſſe irrthümlicherweiſe auf den Kern der Nation zu übertragen.

Der Perſer iſt im allgemeinen habgierig, er liebt, viel Geld zu erwerben, ohne die Rechtmäßigkeit der Erwerbsquelle zu prüfen, doch gibt er es ebenſo leicht wieder aus, um Luxus zu entfalten. In gewiſſer Beziehung geizig, kennt er doch in Sachen der Liebe keine Sparſamkeit. Er klammert ſich feſt an ſeine Familie, an ſeinen Stamm, jedes Glück oder Unglück, jede Erhöhung oder Erniederung als ſolidariſch betrachtend. Verrath in der Familie iſt faſt unerhört, und findet dann die allgemeine Verachtung, ſelbſt wenn er zum allgemeinen Beſten diente.

Für Tugend, Dankbarkeit, Reue, Ehre und Gewiſſen hat die perſiſche Sprache kein Wort, trotzdem ſie ſonſt ſehr fein ausgebildet iſt. Tugend wird gewöhnlich mit tækwā überſetzt, doch dieſes Wort bedeutet Frömmigkeit, d. h. einen dem Ritualgeſetz gemäßen Lebenswandel; das Wort hunner bedeutet nicht honor, ſondern die Fähigkeit und Tüchtigkeit zu einem Gewerbe, daher ſagt man ustā hunner dāred (der Meiſter hat Befähigung); nemeke hælāl und nemeke hæräm (erlaubtes und unerlaubtes Salz), welches man gewöhnlich gleichbedeutend mit Dank und Undank nimmt, bezieht ſich buchſtäblich auf Erwiderung und Vernachläſſigung der Gaſtfreundſchaft; peschimāni heißt nicht Reue, ſondern Mismuth

---

und Teheran. Die Diws (böſe Geiſter) wurden, wie die Sage erzählt, nach dem Sturze des Uſurpators Zahak an den Demawend gefeſſelt.

über den ſchlechten Erfolg. Ebenſo gibt es für Gewiſſen und Gewiſſensbiſſe kein Wort in der Sprache; da ſich aber jedes Volk für die exiſtirenden Begriffe ein Wort bildet, ſo dient der Mangel eines ſolchen als Beweis, daß dieſe abſtracten Begriffe nicht gekannt ſind. Mit der Wahrheit nimmt es der Perſer nicht genau, obwol er jedes Wort betheuert; und ſeitdem Sadi geſungen: „Lüge zu gutem Zweck ſei der Wahrheit vorzuziehen, welche Hader erregt", wird jede Unwahrheit als Nothlüge ausgegeben. Andererſeits macht er freilich auch keine Anſprüche darauf, daß man ihm glaube, ſondern gibt, wenn ertappt, lächelnd die Falſchheit ſeiner Worte zu. Es beſteht hierin eine gegenſeitige Convention: man empfängt eine falſche Münze und zahlt mit derſelben wieder aus, ohne ſich für einen Betrogenen und Betrüger zu halten.*)

Der Perſer iſt mäßig und genügſam in der Nahrung; ſo hoch er auch geſtellt ſei, werden ihn zu zeiten etwas Brot, Käſe und einige Wüſtenkräuter befriedigen, doch liebt er geiſtige Getränke und aufregende Mittel. Er liebt Ruhe und Bequemlichkeit, iſt aber unter Umſtänden arbeitſam und unermüdlich, und weiß Hitze und Kälte, Hunger und Durſt zu ertragen. Glück wie Unglück trägt er mit vollkommenem Gleichmuth. Erhebt z. B. ein im Orient nicht unmöglicher Glückswechſel einen gewöhnlichen Schreiber zum Miniſter, ſo wird den neuen Günſtling nur der eine Umſtand befremden, daß dieſe Stelle ihm nicht ſchon früher zutheil wurde und daß er ſelbſt die in ihm liegenden Vorzüge nicht eher erkannte, als bis ſie andere herausfanden. Wird derſelbe

*) Als ſich ein engliſcher Repräſentant beim Großvezier über die Unzuverläſſigkeit ſeiner Worte beklagte, erwiderte dieſer: „Nimm als Regel an: alles, was ich ſage, iſt gelogen; das aber, was ich ſchreibe, mag wahr ſein."

einige Zeit darauf wieder ſeiner Würde entſetzt und ſeines Vermögens beraubt, ſo zieht er ſich ruhig in ſeinen Harem zurück und ruft, ähnlich dem Araber Hiob, aus: „Kesmet est, hemme māle schāh, umre pādschāh dæræz bāsched!“ (So iſt die Beſtimmung, alles gehört dem König, lange lebe der König!)

In hohem Grade vermag der Perſer ſeine Leidenſchaften zu beherrſchen; ſeine Geſichtszüge verrathen nicht, was in der Seele vorgeht, ſie ſind eine tabula rasa. Lange kann er den Groll in ſich verſchließen, bis endlich der günſtige Moment der Abzahlung und der Rache eintritt. Hierin befolgt er die Maximen Saadi's. Dieſer erzählt: „Als ein Derwiſch von einem Großen mishandelt wurde, ſchwieg er und ſteckte einen Stein in die Taſche. Einige Zeit darauf wurde auf königlichen Befehl der Große in eine Grube geworfen, der Derwiſch kam und ſchleuderte ihm den Stein an den Kopf.“ Saadi macht dabei die Bemerkung: „Nach der Meinung anderer wäre Verzeihen hier auch am Orte geweſen, doch jeder mag wählen, was ihm beliebt.“ Er huldigt dem Grundſatz nil admirari, oder weiß es wenigſtens, wenn ſein Temperament ihn dennoch hinreißen ſollte, ſo einzurichten, daß man ſeine Bewunderung nicht merkt. Er hat Sinn für Poeſie, Muſik und Geſang, wobei er aber häufig dem Wort und dem Rhythmus den Gedanken aufopfert. Er iſt witzig, doch unlogiſch in ſeinem Denken. Legt man ihm z. B. den Satz vor: Alle Menſchen ſind ſterblich, Cajus iſt ein Menſch, ſo wird er folgern: alſo iſt Cajus kein Pferd oder Eſel u. ſ. w. Jede Autorität haſſend, verſteht er doch, ſich einer jeden zu fügen. Er iſt wenig kriegeriſch, duldet lange den heftigſten Druck, bricht ihn aber dann endlich mit roher Fauſt und läßt den Gegner ſeine Rache zunächſt durch Entehrung der Familie empfinden. Er ſpricht ſtets von Tugend und Gerechtigkeit, von ſeinem Abſcheu vor Unter-

drückung und Willkür; doch kaum bietet ſich ihm die Gelegenheit, ſo iſt er der ärgſte Tyrann und eignet ſich ohne Scrupel Gut und Vermögen anderer zu. Empfindet der König den Druck europäiſcher Mächte, ſo hält er ſeinerſeits wieder die Miniſter, dieſe die Statthalter, dieſe ihre Untergebenen und Diener, letztere endlich die Chriſten, Juden und Gebern unter despotiſchem Druck. Seines Schickſals für den nächſten Tag nicht ſicher, lebt der Perſer nur in der Gegenwart; der König wie der Chan baut ſein Haus nur für einige Jahre; der Bauer pflanzt nur ſo viele und nur ſolche Bäume, daß er in kürzeſter Zeit die Früchte genießen kann. Von Natur nicht grauſam, behandelt er die Thiere mit mehr Nachſicht als den Menſchen. Der ſtete Anblick despotiſcher Willkür ſtumpft ſein Mitgefühl ab; daher iſt er auf Befehl zu jeder grauſamen Handlung bereit, die Verantwortlichkeit dafür auf andere wälzend.

Er liebt es, Gäſte zu bewirthen (mehmāni); der niedrigſte Knecht iſt im Stande, ſeinen ganzen monatlichen Lohn auf eine Einladung der Freunde zu verwenden. Dennoch geht ihm der Begriff wahrer Gaſtfreundſchaft ab; er empfängt ſeine Gäſte nur deshalb, um von ihnen wieder eingeladen zu werden, oder weil es ihn langweilt, ſein Brot allein zu eſſen, ohne hiermit die Pflicht der Gaſtfreundſchaft zu üben. Ueber die maßen ergötzen ihn theatraliſche Vorſtellungen, Farcen, Tänze und Feuerwerke; er iſt ſelbſt ein geborener Schauſpieler und weiß eine gute Darſtellung zu ſchätzen, jedes Spectakel (tamaschā) zieht ihn an.

Er iſt nicht ſehr erfinderiſch, jedoch ſehr tüchtig in der Nachahmung; er faßt raſch auf, lernt ſchnell, bleibt aber bald ſtehen und begnügt ſich das Aufgefaßte und Erlernte zu verwerthen. Er liebt ſeinen heimatlichen Boden, doch nur wenig das Vaterland. Er iſt leicht durch Geld zu gewinnen, doch fällt die Beſtechung meiſt auf ſehr zweideutigen

Boden. Durchaus nicht fanatiſch, will er doch für fromm und glaubenseifrig gelten. Zwei Perſer, welche zu Hauſe nie ihr Gebet verrichten, werden, ſobald ſie zuſammenkommen, in dieſem Punkte dem Geſetz genügen, trotzdem der eine von dem andern weiß, daß ſie ſich gegenſeitig nur täuſchen wollen. Im Umgang iſt er angenehm; er verſteht es immer etwas Verbindliches zu ſagen, und erwartet von ſeinem Partner daſſelbe, wenn ſich auch beide glühend haſſen und ſich einander zu verderben ſuchen. Er wird nie eine Bitte oder ein an ihn geſtelltes Anſuchen rund abſchlagen, das widerſtrebt ſeinem Charakter; er zieht es vor, zu verſprechen und nicht zu halten. Man darf dies nicht immer als Falſchheit deuten, es iſt vielmehr eine ihm innewohnende Schwäche; er will, wie er ſich ausdrückt, den Bittſteller nicht hoffnungslos (mahrum) entlaſſen, darum ſucht er die Sache lieber in die Länge zu ziehen und den Clienten zu ermüden. Doch letzterer iſt auch ein Perſer; durch öfteres Einſtellen und Ausharren gelingt es ihm, hier und da doch ſeine Sache durchzuſetzen. Andererſeits ſieht man wieder Bittſteller monatelang ſich mit leeren Hoffnungen herumtragen und den letzten Reſt ihrer Habe verzehren, bis endlich Noth ſie zum Verlaſſen des Ortes zwingt. Der Europäer, der dieſen Charakterzug nicht kennt, geräth in Zorn; doch beſſer iſt, die Sachen zu nehmen wie ſie ſind, und auf ein gegebenes Wort nicht zu bauen.

Obwol von Natur nicht freigebig, kann er doch der Sitte nicht widerſtehen, ſobald man einen Gegenſtand bewundert, denſelben als Geſchenk anzubieten. Bewundert man ſein Narghilé, ſein Pferd u. ſ. w., ſo wird man gleich die Worte hören: „Pischkisch māles chumā est!“ (Geſchenk, Euer Eigenthum!), und obwol dies meiſt leere Redensart iſt, ſo geht es doch auch nicht ſelten bei entbehrlichen Sachen in Erfüllung. Es iſt daher dem Europäer anzurathen, mit

den Ausbrüchen der Bewunderung zurückzuhalten und ebenfalls das nil admirari ſich anzueignen, ſonſt bringt er ſich und ſeinen Wirth in die peinlichſte Verlegenheit.

Einen eigenthümlichen Hang hat er zur Speculation, zum Geheimen und Räthſelhaften. Jede geheime Geſellſchaft erregt ſein Intereſſe, jede neue Religionsſekte findet bald zahlreiche Anhänger; ſo findet z. B. das Freimaurerthum bei ihm lebhafte Sympathie. Dieſes heißt auf perſiſch faramusch chāne (Haus der Vergeſſenheit). Zufällig iſt das franzöſiſche Wort frimaçon dem perſiſchen faramusch (Vergeſſenheit) ähnlich, daher entſtand die Sage, daß jeder mit dem Eintritt in die Loge das frühere Leben vergißt. Nach der Rückkehr vieler Perſer aus England zu Zeiten Mehmed Schahs, und in der neueſten Zeit mit der Miſſion des Ferruch Chan, gewann die Freimaurerei eine ziemliche Verbreitung in Perſien, ſelbſt unter der nächſten Umgebung des Schah. Sogar viele Mulas und Seiide wurden in die Geſellſchaft gezogen, es fanden geheime Conventikel ſtatt, und es ſollen ſich merkwürdige Scenen von Abnegation zugetragen haben, welche an die Conventikel der St.-Simoniſten unter Enfantin erinnerten. Der König fühlte ſich endlich bewogen, energiſch dagegen einzuſchreiten und die Führer mit dem Leben zu bedrohen; viele büßten auch im Kerker und Exil ihren Eifer. Denn von jeder geheimen Geſellſchaft fürchtet man in Perſien, daß ſie ſich mit der Zeit gegen die Regierung und ihre Misbräuche wenden und ſo die Exiſtenz der beſtehenden Gewalt in Gefahr bringen möchte.

Die Art des Grüßens iſt die bei allen Muſelmanen gebräuchliche. Der Eintretende ſagt: „Salam aleckum!“ (Friede mit Euch!), worauf ihm: „U aleckum essalam u rahmet ullah!“ (Auch mit Euch der Friede und die Barmherzigkeit Allah's!) erwidert wird. Beim Abſchied ſagt der Hauswirth: „Chusch āmadi, sofā āwurdi, muscharaf muzzain!“ (Du kamſt gelegen,

du brachteſt Wohlbehagen ins Haus, ich bin geehrt, geſchmückt!), worauf der Scheidende erwidert: „Lutfe auli kem neschæwæd!“ oder „Säje schumä kem neschæwæd!“ (Die Güte des Hochgeſtellten oder Euer Schatten möge ſich nicht mindern!) Nicht-Mohammedaner werden jedoch der Formel des Salams nicht gewürdigt, weil man in derſelben einen ſymboliſchen Ausdruck des Islams zu finden glaubt*); ſie werden daher ſtatt des Grußes mit Fragen und Complimenten über das Befinden u. ſ. w. überhäuft. Niedergeſtellte grüßen ihren Vorgeſetzten durch die Bewegung der Hand vom Knie bis zum Knöchel als Zeichen der Unterwürfigkeit. In vielen Gegenden iſt der Gruß: ägur bäsched (gute Vorbedeutung) üblich. Die Sucht nach Complimenten und Titeln in der Anrede findet keine Grenzen. Man titulirt ſich mit schærif, særkär, dschænäb (Gnaden, Excellenz, Liebden); ſelbſt zwei Knechte aus reichen Häuſern, welche ſich begegnen, werden ſich das Särkar nicht vorenthalten. Man gebraucht ſelten bei der Anrede den bloßen Namen, ſondern ſetzt das Wörtchen mirza (Schriftkundiger) vor, oder läßt dem Namen den Titel Chan oder Beg folgen, bei Frauen Chanum oder wenigſtens das türkiſche Wort Badſchi. Wer die Wallfahrt nach Mekka gemacht, erhält den Titel des Hadſchi; die Wallfahrer nach Kerbelah und Meſchhed fügen ihrem Namen Kerbelai und Meſchhedi zu.

Charakteriſtiſch ſind auch die Schimpfworte und Flüche des Perſers. Sie betreffen ſelten das Individuum, ſondern gewöhnlich ſeine Familie, beſonders den Vater, die Frau, oder das Grab der Vorfahren, weil nach dem Begriff des Familienlebens die Beſchimpfung der Familie weit härter trifft als die des Individuums. Die gebräuchlichſten ſind

*) Der Muſelman leitet salam (Gruß und Friede) und islam von einer gemeinſchaftlichen Wurzel ab.

das peder-suchte (dein Vater wurde verbrannt, d. h. er war ein Heide) und das peder-sek (der Vater iſt ein Hund), welches letztere der Türke mit köpöj oglu (Hundeſohn) überſetzt. Die meiſten Flüche, welche die Frauen betreffen, ſind ſo obſcön, daß ſie keine Ueberſetzung erlauben, und doch hört man ſie oft im Munde kleiner Kinder, welche ſie mechaniſch nachſprechen.

Der Perſer liebt ſehr ſeine Ausſage zu betheuern, was jedoch keineswegs deren Wahrhaftigkeit verbürgt. So ſchwört er meiſt beim Kopfe Ali's, Mohammed's, des Schah u. ſ. w.; er wiederholt Wallah, Billah, Tillah. Die meiſten Betheuerungen kommen jedoch auf Rechnung ſeines Partners im Geſpräche, daher der Schwur: bessære schumā (bei Euerm Kopf) der häufigſte iſt. Für Bejahung hat er keine beſondere Kopfbewegung; die Verneinung bezeichnet er dadurch, daß er den Kopf auf- und rückwärts bewegt, bei gleichzeitiger Zuſammenziehung der Lippen. Seine Entrüſtung drückt er meiſt durch die Formel la illāh il allah, Bewunderung und Beifall durch bārik-allah, āferin, hæzār āferin, maschallah (Bravo, tauſend Bravo) aus.

Der türkiſch-tatariſche Stamm.

Der Schädel des Turko-Tataren iſt im Vergleich zu dem des Iraners weniger oval, das Geſicht iſt breiter und weniger ausdrucksvoll, die Brauen ſind weniger gewölbt, nicht über der Naſe zuſammengewachſen, die Augen nicht ſo fein geſchlitzt, die Lider dicker, die Iris braun, die Naſe iſt kurz und dick ſowol an der Wurzel als an den Flügeln; die Backenknochen und das Kinn breiter, die Muskulatur daſelbſt entwickelter, die Lippen fleiſchiger, die Extremitäten weniger elegant, das Skelet maſſiver. Die Statur iſt gewöhnlich höher als die des Perſers, der Knochenbau und die Muskulatur ſtärker.

Die Turko-Tataren nähern ſich im Charakter den Osmanlis (Bewohnern der Türkei), obwol ſie auch viel von den Perſern angenommen haben; ſie ſind plumper und weniger ſchlau, jedoch tapfer und entſchloſſen, daher faſt alle Soldaten aus dieſen Stämmen ausgehoben werden. Sie verachten die Perſer als feig und halten viel auf ihre türkiſche Abkunft; ſie ſind ruhig, aber einmal in Streit gerathen, entſchieden und zum thätlichen Angriff bereit.

Folgender Zug, von dem ich Augenzeuge war, wird das Geſagte am beſten beſtätigen. Ein Perſer hatte mit einem Türken Streit und überhäufte denſelben mit einem Schwall von Schimpfwörtern; der Türke ſaß ruhig und rauchte ſeinen Tſchibuk, endlich löſte er ſorgfältig das Rohr, als ob er es putzen wollte, verſetzte dem Perſer damit einen Schlag über den Kopf, köpöj oglu (Hundeſohn) rufend, ſetzte ſich wieder hin, prüfte das Rohr, ob es nicht Schaden genommen habe, und rauchte, als ſei gar nichts vorgefallen, weiter.

Der Gegenſatz, welcher zwiſchen dieſen beiden Völkerſtämmen herrſcht, veranlaßte die Regierung, die türkiſchen Regimenter in perſiſche Diſtricte, beſonders nach Iſpahan und Schiraz zu verlegen.

Als ich im Sommer 1859 gegen Mitternacht mit meinen armeniſchen Dienern durch den Garten Tſchehar-Bagh zurückkehrte, ſchlitzte ein Luti mit dem Dolch den Rock meines Dieners und flüchtete ſich in ein Gartenhaus. Es entſtand Streit; wir riefen die türkiſche Wache. Dieſe wollte Einlaß in das Haus, und da er ihr verwehrt wurde, ſchrie ein türkiſcher Soldat, barfuß, nur in Hemd und Baumwollhoſe gekleidet, eine Flinte auf der Schulter, zum Fenſter hinauf: „Ihr perſiſchen Hunde, ihr wagt es, einen Dolch zu führen! Wenn ich Schah von Perſien wäre, ich erlaubte keinem

Perſer, eine Nadel bei ſich zu tragen!“ Mit dieſen Worten wurde die Thür geſprengt, der Uebelthäter hervorgezogen und dem Gouverneur überliefert, welcher ihn auf unſere Fürbitte nur mit einer geringen Zahl von Streichen beſtrafte. Wo das perſiſche und türkiſche Element in einem Grenzorte oder in einer Stadt zuſammenſtoßen, nimmt jenes das Uebergewicht und greift zum Schaden des andern weiter um ſich.

Die Türken ſprechen das Türkiſch-tatariſche, welches viel härter als der Osmanlidialekt iſt, doch verſtehn ſich beide gegenſeitig. Der Türke ſpricht nie vollkommen das Perſiſche, er wird immer ſtatt des u ein tiefes franzöſiſches u ſprechen. Der jetzige Schah, obwol er in ſeiner Jugend nur türkiſch ſprach, weil dies die Hofſprache ſeines Vaters war, außerdem ſeine Umgebung in Tabris nur aus Türken beſtand, erlernte ſpäter das Perſiſche vollkommen, ja er vermeidet es bei öffentlichen Gelegenheiten türkiſch zu ſprechen. Das Commando ſämmtlicher Soldaten iſt türkiſch, weil die meiſten Soldaten dieſem Stamm angehören.

Die Kurden

bilden einen ſchönen, kräftigen Menſchenſchlag. Sie ſind in Farbe des Auges, der Haut und des Haares ſo wenig von den nordiſchen, beſonders deutſchen Raſſen unterſchieden, daß man, abgeſehen von den gebräuchlichen Haarfärbemitteln und der orientaliſchen Kleidung, ſie leicht für Deutſche nehmen könnte. Sie ſprechen ihre eigene Sprache, das Kurdiſche, welches dem iraniſchen Sprachſtock angehören ſoll. Sie ſtehen unter ihrem Gouverneur (wali). Derſelbe wird zwar vom Schah ernannt, doch iſt die Stelle in der Familie erblich, welche ſich ihrer Abkunft von den Saſſanidenfürſten rühmt. So ſehr ſich auch die Kadſcharen bemühten, durch Vermählung einer Prinzeſſin die Intereſſen zu verketten

aber, um den Einfluß des Wali zu ſchmälern, Feindſchaft in deſſen Familie zu ſtiften, ſo konnte dies doch nur zum Theil gelingen. Der Sitz des Wali iſt im Städtchen Senne.

Die Kurden ſind ein ritterliches und räuberiſches Volk, deſſen Stämme in ſteter Fehde untereinander leben und ſich, wenn ſie bedrängt werden, bald auf perſiſchen, bald auf türkiſchen Boden zurückziehen; doch gelten bei ihnen die arabiſchen Gebräuche des Schutzes und der Gaſtfreundſchaft, und ſie ſind in ihren Unternehmungen als offen und ehrlich bekannt, daher der jetzige Schah den Schutz ſeiner Perſon und ſeiner Familie einem kurdiſchen General, Adſchutan-Baſchi Aziz Chan, anvertraut, weil er mit Sicherheit darauf rechnen kann, daß dieſer bei jeder Gelegenheit unbedingt zu ihm ſtehen werde.

Der Armener

unterſcheidet ſich vom Perſer durch weißere Hautfarbe, dicke Wangen, welche in der Jugend mit Incarnat, im Alter nicht ſelten mit feinen dendritiſchen Adern verſehen ſind, durch ein maſſiveres Skelet und Neigung zur Fettleibigkeit, die dem Perſer gänzlich abgeht; beſonders werden die Frauen ſehr beleibt. Der Bartwuchs iſt ſchwächer, die Brauen weniger gewölbt und buſchig, das Kopfhaar braun, in der Jugend auch blond.

Die Zahl der Armener ſowie ihr einſtiger Reichthum und Handel (ſ. Chardin) iſt jetzt auf ein ſehr beſchränktes Maß reducirt. Tatus Chan, der armeniſche Biſchof in Jspahan, verſicherte mich, daß die Seelenzahl ſeines Biſchofsſitzes, welcher von Java und Indien bis Kaſtan Kuh in Perſien (zwiſchen Irak und Azerbeidſchan) reicht, ſich auf 20000 belaufe; hierzu wären noch eine kleine Zahl römiſche

katholiſcher Armener und einige hundert Familien in Tabris und deſſen Umgegend, zum Biſchofsſitz Utſch Miazin gehörig, zu rechnen. Die meiſten leben in Ispahan, jetzt nur 400 Familien ſtatt der 12000 zu Zeiten Chardin's, manche in Tabris und Teheran; die andern haben einige Dörfer nahe den drei letzten Städten inne; einige Familien leben verſprengt in Schiraz und Bender-Buſhir.

Einzelne wenige Kaufleute in Tabris abgerechnet, ſind die Gemeinden ſehr verarmt, auf eine dürftige Agricultur und die Weinfabrikation angewieſen. Der Perſer kauft ihre Producte ungern, weil ſie geſetzlich unrein ſein ſollen; der Weinhandel, eo ipso unerlaubt, iſt durch alle möglichen Hinderniſſe und Gefahren erſchwert. Obwol dem Geſetze nach mit dem Muſelman gleichgeſtellt und obwol ſie in mancher Beziehung den ruſſiſchen Schutz genießen, ſind ſie doch der Willkür der Gouverneure preisgegeben, welche ihnen Erpreſſungen nicht erſparen, und gezwungen in Proceſſen und Händeln die Gerechtigkeit der Mutſchtehide (höhere Prieſter) nachzuſuchen. Tritt ein einzelnes Glied der Familie zum Islam über, ſo hat es auf die geſammte Erbſchaft Anſpruch. Zu dieſen Drangſalen kamen noch die innern religiöſen Wirren. Einige Familien wurden durch Miſſionare zur römiſch-katholiſchen Kirche bekehrt; dadurch entſtand Zwieſpalt in der kleinen Gemeinde, es erfolgten Anfeindungen, ſelbſt Attentate und andere heilloſe Scenen, zu denen Menſchen ohne Beſchäftigung, beſonders wenn ſie unter hartem Druck leben, ſich hinreißen laſſen. Die katholiſchen ſowol wie die armeniſchen Prieſter begünſtigten den Nonnenſtand; ſo entſtanden einige Klöſter, und der Mangel an Frauen in dieſen kleinen Gemeinden wurde empfindlich. Unter ſolchen Verhältniſſen iſt es begreiflich, daß die Auswanderung nach Indien und Rußland in ſteter Zunahme vor ſich geht; es gibt faſt keine Familie, welche nicht mehrere Anver-

wandte in dieſen beiden Ländern zählt; die jüngere Generation wandert zu ihren Verwandten aus und folgt dem Geſetz der Attraction. Es werden auch bereits von Indien anſehnliche Summen zum Unterhalt der Kirchen und armer Anverwandten eingeſchickt.

Wollte man den Charakter der Armener nach den wenigen übriggebliebenen Familien beſchreiben, ſo könnte man kein anziehendes Bild entwerfen. Druck und Armuth demoraliſiren und benahmen ſelbſt den Muth, welcher den Armenern notoriſch nie fehlte. Unter den gegebenen Verhältniſſen ſind ſie indeß immer noch thätig, unternehmend und als Kaufleute ſehr tüchtig zu nennen; ſie halten zuſammen und ſtützen ſich gegenſeitig, ſind aber fanatiſch und im Worthalten ebenſo unzuverläſſig wie die Perſer.

Sie ſprechen die armeniſche Sprache, viele ſind ſogar in ihrer Indolenz oder aus Haß gegen die Perſer nicht einmal der perſiſchen mächtig. Ihre Prieſter (keschisch) leben in großer Dürftigkeit, manchmal ſoweit reducirt, daß ſie ſich abwechſelnd jeden Tag in einem andern Hauſe die Koſt ſchenken laſſen; ſie leiten die religiöſen Angelegenheiten der Gemeinde und den Schulunterricht der Jugend. Die vielen Kirchen, welche die Armener in Ispahan beſaßen, liegen jetzt, mit Ausnahme von dreien, in Ruinen; an andern Plätzen dienen ſchlichte Kammern als Gotteshäuſer.

Juden.

So vielfach ich mich auch über die Geſchichte ihrer Einwanderung erkundigte, konnte ich doch nichts Zuverläſſiges erfahren, weil ſie weder Geſchichtsquellen noch ſonſtige originale Traditionen beſitzen. Auf mein Drängen brachte mir endlich ein gelehrter Jude ein Geſchichtswerk, das jedoch nichts anderes als das Manuſcript eines ins Hebräiſche überſetzten Joſephus Flavius war. Sie waren einſt, zu Zeiten

der Saſſaniden und ſelbſt der Muſelmanen, im ſüdlichen Perſien ſehr zahlreich und mächtig. Sie occupirten ganze Gegenden und bevölkerte Städte; ſpäter wurden ſie durch Druck und Verfolgung ſehr reducirt, ſodaß, wie mich der gelehrte jüdiſche Mula in Hamadan verſicherte, die Anzahl der ſämmtlichen Judenfamilien in Perſien ſich nur auf zweitauſend belaufen ſoll. Sie bilden drei große Gemeinden in Schiraz, Ispahan und Kaſchan, kleinere in Teheran, Demawend, Balafruſch und Kazeran; einige leben auch verſprengt in kurdiſchen Ortſchaften. Die große Judengemeinde in dem Wallfahrtsorte Meſchhed hörte, infolge eines von den Prieſtern angezettelten Aufruhrs mit Ausrottung bedroht, faſt ganz auf; viele bekehrten ſich ſcheinbar zum Islam und bilden daſelbſt noch jetzt eine geheime Judengemeinde; viele flüchteten ſich nach Herat, weil ſie mit der dortigen großen Gemeinde in ſteter Verbindung ſtanden. Die vermeintlichen Bekehrungen, welche der abenteuerliche Miſſionar Juſſuf Wulf — ſo wird Rev. Joſeph Wolf in Perſien genannt — unternommen haben will, gehören ins Reich der Fabel. Der arme Miſſionar ließ ſich ſo gern täuſchen; aus ungenügender Kenntniß der perſiſchen Sprache nahm er in Disputationen, bei denen ſich die Parteien nicht verſtanden, jeden Mangel an Widerrede, wozu ſich überhaupt ein Jude im Orient gegen einen engliſchen Agenten nicht herbeiläßt, für Connivenz, ergo für Bekehrung. Mulla Meihdi, von deſſen Bekehrung er ſo viel Rührendes in ſeinem Buche zu erzählen weiß, ſchrieb eigens einen Brief an ſeine Glaubensbrüder in Teheran, daß an dem Ganzen kein wahres Wort ſei.

Die Juden ſprechen ein Patois viel mit altperſiſch untermiſcht, auch ſind ſie der einzige Stamm in Perſien, der Ziſchlaute ſpricht, welche bekanntlich der Perſer bei aller Anſtrengung kaum hervorzubringen im Stande iſt; ſo ſprechen ſie sāl (Jahr) wie thal im Engliſchen aus u. ſ. w.

Während der Rede geſticuliren ſie viel mit den Händen und ſetzen die Geſichtsmuskeln in Bewegung, was der Perſer ſchon aus dem Grunde vermeidet, weil er nicht will, daß aus ſeinen Worten ſein Seelenzuſtand errathen werde. Die gebildete Klaſſe ſchreibt und ſpricht hebräiſch nach richtiger, originärer Art. Gewöhnliche Briefe ſchreiben ſie zwar in perſiſcher Sprache, bedienen ſich jedoch dazu der hebräiſchen Targumbuchſtaben.

Bekanntlich gibt es unter den Juden zwei Typen: den rein arabiſchen mit feiner Adlernaſe, ſchwarzen, glänzenden Augen und zierlichen Extremitäten; dann die andere, in alten Zeiten mit Chamiten gekreuzte Raſſe, mit dicker Naſe, tiefer Naſen- und Mundfurche und Kraushaar, welches oft dem Negerhaar nahe kommt. Beide Typen finden ſich in Perſien. Ueberhaupt haben Klima und ſociale Verhältniſſe nicht im mindeſten auf ſie eingewirkt, ſodaß ſie von Juden in andern Ländern durch nichts zu unterſcheiden ſind.

Ihre Satzungen ſind dieſelben wie die der übrigen Sefardim-Juden, nur iſt die Polygamie bei ihnen erlaubt, obwol ſolche wegen der gedrückten Verhältniſſe, in denen ſie leben, nur ausnahmsweiſe in Anwendung kommt. Sie feiern dieſelben Feſte; das Purimfeſt wird ſelbſt mit dem puerilen Klopfen beim Namen Haman's begangen. Die Geſetzbücher werden unter den nämlichen Formalitäten copirt und aufbewahrt. Es gibt auch Schwärmer, welche ſich durch übermäßiges Faſten von drei bis ſieben Tagen kaſteien.

Sie leben im äußerſten Druck und Elend. Auf einen Stadttheil (mahale jœhnd) zuſammengedrängt, ſind ſie gezwungen, die Hausthür ſo niedrig zu machen, daß es nur in gebückter Stellung einzutreten möglich iſt, um ſich bei einem etwaigen plötzlichen Ueberfall leicht verbarrikadiren zu können. Einzelne Gouverneure und ihre Unterbeamten neh-

men die wirkliche oder vermeintliche Geſetzübertretung eines Individuums als Veranlaſſung, die ganze Gemeinde zu brandſchatzen. Es wird außerdem von ihnen die von Mohammed für die Geduldeten aufgelegte Kopfſteuer (dschezieh) erhoben. Dieſer fortdauernde Druck veranlaßte die meiſten zur Auswanderung in die Türkei und die öſtlichen Länder, obwol dieſelbe von ſeiten der Regierung auf alle mögliche Weiſe verhindert wird, und daher nur im geheimen durch Flucht ausgeführt werden kann. Bedeutend beſſer und einflußreicher iſt die Stellung der Juden in Afghaniſtan und Turkiſtan, wo ſie oft die einzigen ſind, welche die Communication und den Austauſch zwiſchen den ſich befehdenden Stämmen vermitteln. Im Jahre 1854 kam ein jeruſalemitaner Jude nach Teheran zum Zweck einer Collecte. Auf mein Befragen über ſeine weitere Reiſe antwortete er, daß er ſich nach Turkiſtan und Afghaniſtan begeben wolle; und als ich ihn auf die Gefahren, womit europäiſche Reiſende dort bedroht ſeien, und auf die Ermordung von Stoddart und Conelly aufmerkſam machte, erwiderte er: „Die Schwierigkeit des Durchkommens beſteht für mich nur in Perſien, wo beim Paſſiren jeder Stadt eine Acciſe abgefordert wird; ſobald ich die Grenze überſchritten habe, bekomme ich von einem Tribus zum andern einen Juden zur Begleitung, der mich in voller Sicherheit zum nächſten Ort bringt. Ich ſpreche aus Erfahrung, da ich dieſelbe Reiſe ſchon einmal machte.“ Wirklich traf er zwei Jahre ſpäter, zwar mit wenig Geld, doch wohlbehalten wieder in Teheran ein. Bei der letzten Einnahme von Herat wurde die Judengemeinde durch den Prinzen Sultan Murad Mirza, benannt Heſſame Sultanah, hart mitgenommen. Es ſollte ſich nämlich ein im Orient berühmter Diamant, genannt Säkka, in ihrem Beſitz befinden; dieſes Kleinod wurde zum Vorwand von Plünderung und Vexation. Ob der

Diamant ſich vorgefunden hat, iſt nicht ermittelt worden; der Prinz häufte aber unermeßliche Schätze zuſammen, der König wurde mit einem Diamanten von 800 Dukaten im Werth abgefertigt.

Sie leben meiſt von Seidenſpinnen, Glasſchleifen, Gold-, Silber- und Juwelierarbeiten; ſie erzeugen Alkohol, Branntwein, Wein, Ammoniak, Salz-, Schwefel- und Salpeterſäure, und verſtehen ſich auf die Scheidekunſt, daher ſie in der Münze unentbehrlich ſind, deren techniſche Manipulationen ſie leiten. Viele gelten auch als renommirte Aerzte; einer der Leibärzte des vorigen Königs Mehmed Schah war ein Jude, namens Hak-Näzar. Sie erfreuen ſich ferner des Rufes als gute Sänger und Muſiker, daher ſie öfter bei Feſten zur Unterhaltung der Gäſte eingeladen werden. Im Jahre 1859 veranſtaltete der kalamter (Polizeimeiſter) von Schiraz mir zu Ehren ein kleines Feſt in ſeinem Garten, wozu er die beſten Judenmuſikanten gemiethet hatte. Die Execution, welche die perſiſchen Gäſte entzückte, war genau nach Art des polniſchen Geſangs, nicht einmal die Gurgel- und Naſenlaute fehlten. In Schiraz befindet ſich überhaupt die ganze Gemeinde in ziemlich guter Verfaſſung, weil ſie daſelbſt die Protection der mächtigen Familie des Hadſchi Käwam genießt, deſſen Ahnherr ein Jude war und deſſen Vater, Hadſchi Ibrahim, der gegenwärtigen Dynaſtie der Kadſcharen zum Throne Perſiens verhalf, ſpäter jedoch von Feth Ali Schah ſammt ſeiner ganzen zahlreichen Familie hingerichtet wurde. Der damals noch kleine Knabe Hadſchi Käwam, jetzt ein ſiebzigjähriger Greis, entging dem traurigen Loſe. Er gilt für den ſchlaueſten Kopf in ganz Perſien; ihm gelang es, den alten Glanz des Hauſes wiederherzuſtellen und trotz ſeiner hohen Stellung ein Alter von 70 Jahren zu erreichen. Sein Sohn iſt eben der Kalamter, deſſen Gaſt ich war.

Das einzige nationale Monument, das die Juden in Perſien beſitzen, iſt das Grabmal Eſther's in Hamadan, dem alten Ecbatana, wohin ſie ſeit undenklichen Zeiten pilgern. Dort befindet ſich in der Mitte des Judenviertels ein kleines Gebäude mit einer Kuppel, auf deſſen Spitze ein Storch ſein Neſt gebaut hat. Der Eingang iſt zum größten Theil vermauert, nur ganz unten blieb eine kleine Oeffnung, durch die man in gebückter Stellung eintreten kann; ſie wird durch eine bewegliche Steinplatte ſtatt der Thür abgeſperrt, welche Vorrichtung von den häufigen Ueberfällen herrührt. Man gelangt in eine niedrige Vorhalle, dort ſind die Namen vieler Pilger und das Jahr der Reſtauration der Kapelle eingeſchrieben. Von der Vorhalle tritt man in einen kleinen, viereckigen, nur ſpärlich durch ſchmale Fenſter beleuchteten Saal, in welchem ſich zwei hohe Eichenſchreine, die Grabdenkmäler von Eſther und Mordechai, befinden. Rings um dieſelben ſind in hebräiſcher Sprache die Verſe aus dem letzten Kapitel von Eſther nebſt den Namen dreier Aerzte eingravirt, auf deren Koſten das Grab reſtaurirt wurde.

Für die Echtheit der Eſtherſage und jener Grabſtätte mögen folgende Argumente ſprechen:

1) Die Juden lebten ſeit der babyloniſchen Gefangenſchaft in Perſien; es wäre ſchwer geweſen, ein Ereigniß, welches die geſammte Nation betraf, ihnen zu octroyiren.

2) Die Beſchreibung der Zelte*) und des Gaſtmahls im

---

*) In der Ueberſetzung wird ſtatt von Zelten von Vorhängen geſprochen, allein die ganze Beſchreibung beweiſt, daß nicht von dieſen, ſondern von Zelten die Rede iſt, unter denen die Gäſte während des Mahls Unterkunft fanden. Noch heutigen Tags braucht man die dort erwähnten Stoffe zur Anfertigung von Zelten, nämlich einen dichten Baumwollſtoff, kerbas (das כרפס der Bibel), und zur innern Bekleidung einen moirirten Seidenſtoff, chārā (חרא). Es iſt hiernach klar, daß die Ueberſetzung dieſer Worte mit Farben keine richtige ſein kann.

Eingang des Buchs iſt ſo vortrefflich, daß es höchſt wahrſcheinlich iſt, der Autor habe ſich an Ort und Stelle befunden.

3) Die Könige reſidirten allerdings in Suſan, dem Schuſch (Schön) der Perſer. Dieſe Stadt liegt in Arabiſtan; im Winter iſt der Aufenthalt dort ſehr angenehm, dagegen ſoll er, nach der Ausſage vieler Augenzeugen, beſonders des Gouverneurs Chanler Mirza, im Sommer unerträglich ſein; die Hitze iſt dann ſo groß, daß ſich während des Tags kein Raubthier aus ſeiner Höhle herauswagt. Es war daher der perſiſchen Sitte angemeſſen, daß der König in einer Berggegend ſein Lagerzelt aufſchlug. Zu dieſem Zweck findet ſich in der Nähe kein günſtigerer Platz als Hamadan, am Fuße des Elwend, wo zahlreiche Bäche ſich in die Ebene ergießen und ſie befruchten. Der Perſer rechnet noch heute dieſe Ebene zu den Yeiloks, Sommerquartieren der Nomaden. Die Juden zeigten mir vor der Stadt einen geebneten Hügel, Muſſella genannt, auf dem des Königs Ahasverus Zelte geſtanden haben ſollen. Möglich alſo, daß Eſther während des Sommeraufenthalts ſtarb und dort begraben wurde.

4) Nach orientaliſchen Verhältniſſen iſt es nichts Ungewöhnliches, daß ein König im Rauſche oder wegen einer Laune ein Weib hinrichten läßt, daß er dann ein Mädchen aus dem Volke, ohne nach deren Herkunft und Charakter zu fragen, heirathet, und daß dieſe ihn durch ihre Körper- oder Geiſtesvorzüge derart für ſich einzunehmen weiß, daß ſie Einfluß auf die Staatsangelegenheiten ausübt.

5) Ebenſo iſt die Scene mit Haman, wo ein bis dahin allmächtiger Miniſter ſammt ſeiner Familie ins Verderben geſtürzt wird, unter dem Vorwande, daß er ſeine Augen bis zur Sultanin zu erheben gewagt, eine ſolche, wie ſie ſich im Orient jeden Tag wiederholen könnte und in der That während meiner Anweſenheit in ähnlicher Weiſe ſich zu-

getragen hat. Naſſer-eddin Schah heirathete ein Mädchen von niederm Stande, Dſcheirâm Chanum; bald war ihr Einfluß über den König ſo mächtig, daß alle Frauen verdrängt und ihr Sohn als legitimer Erbe erklärt wurde. Großvezier war Mirza Agha Chan. Als kurz darauf der Kronprinz erkrankte, berief die Mutter zu ſeiner Behandlung den Judenarzt Hak-Näzar. Sie ſchöpfte Verdacht, der Knabe ſei durch Vermittelung des Großveziers vergiftet worden, und in dieſem Verdacht beſtärkte ſie der Arzt. Der Knabe ſtarb. Nun wollte ſich der Großvezier an dem Arzte rächen und deſſen Familie ins Verderben ſtürzen. Doch die einflußreiche Mutter ſchützte denſelben und brachte es vielmehr dahin, daß der Miniſter ſelbſt geſtürzt wurde. Nur durch Zufall konnte er ſein Leben retten. Der König fragte die Sultanin, was ſie noch begehre? Sie antwortete: „Die Kinder, Brüder und Onkel des Miniſters ſind mir im Wege.“ Und alle wurden zwar nicht wie die Söhne Haman's an den Galgen geſchlagen, aber gefoltert, ihres Vermögens beraubt und ins Exil geſchickt. „Und Mordechai (d. i. Haknæzar) war groß und angeſehen unter ſeinem Volke“ (Buch Eſther, X, 3).

Die Gebern

oder Zerduſchti, d. i. Zoroaſtriner, wie ſie ſich nennen, leben noch in kleiner Seelenanzahl in den Städten Yezd und Kirman. Angeblich Götzendiener, wären ſie ſchon längſt ausgerottet worden, wenn ſie nicht einen Freibrief vom Khalifen Ali beſäßen*) und unter dem Schutz der indiſchen Pharſis ſtänden. Letztere ſchicken ihnen jährlich erhebliche Summen, um den Erpreſſungen der Gouverneure zu ge-

*) Er wird in der Stadt Yezd aufbewahrt.

nügen, denn es liegt ihnen ſehr daran, daß ein kleiner Reſt ihrer Glaubensgenoſſen im Mutterlande zurückbleibe und das heilige Feuer wahre, deshalb trachten ſie, eine gänzliche Auswanderung zu verhüten. Ein Delegat, der Manuktſchi Sahib, wurde von ihnen nach Teheran geſchickt, der für die perſiſchen Gebern die Erlaubniß auswirken ſollte, erſtens die Steuern von Indien aus zu zahlen, zweitens eine Erziehungsſchule zu gründen. Beide Geſuche aber hat die Regierung abgelehnt, das erſtere, weil ſie einen Eingriff in die Souveränetät darin erblickte; das letztere, weil ſie keine Unterrichtsanſtalt zum Götzendienſt geſtatten könne. Vorzüglich leiden die Gebern dadurch, daß man ihnen ihre ſchönen Töchter entlockt oder mit Gewalt entführt und dann unter dem Vorwande, ſie ſeien bereits Muſelmanen geworden, deren Zurückgabe unbedingt verweigert. Unter dieſen Verhältniſſen und wenn die Bedrückung in derſelben Weiſe fortdauert, iſt vorauszuſehen, daß binnen nicht ferner Zeit das Land von Chriſten, Juden und Gebern geſäubert ſein wird; „man bedenkt nicht, welcher Schaden dadurch für den Schatz des Königs erwächſt“ (Buch Eſther, VII, 7). Die Gebern ſtehen als Kaufleute und Oekonomen im Ruf des Fleißes, der Ausdauer und Redlichkeit; ſie vermitteln den Handel mit Indien und haben eigene Karavanſerais in Teheran, Ispahan und Schiraz. Sie ſprechen untereinander altperſiſch, ihre Prieſter heißen Mabeds. Als Begräbnißſtätten, dergleichen ſie eine bei Teheran haben, dienen ihnen iſolirte Plätze, wo die Todten bekanntlich den Raubvögeln zum Fraß ausgeſetzt werden. Nach dem perſiſchen Geſetz für unrein geachtet, dürfen ſie nicht die öffentlichen Bäder beſuchen, ſondern nur die der Armener und Juden. Von religiöſen Feſten haben ſie mit den Perſern nur das Neujahrsfeſt (nauruz) gemein, oder beſſer geſagt, dieſe mit ihnen, weil die Perſer es von den Gebern beibehielten. Obwol der

Schah von anderer Religion iſt, betrachten ſie ihn de facto doch als legitimen Herrſcher, und zollen ihm als Nachfolger von Kâûs und Dſchemſchid Verehrung. Ihre Seelenzahl beträgt, nach genauer Zählung, zwiſchen 8 und 9000.

Turkomanen.

Mogulen reinen Bluts, Abkömmlinge von Turkiſtan, ſind wenige als Geiſeln aus dem Stamme der Goklan in Teheran zu finden. Sie zeichnen ſich aus durch gelbliche Hautfarbe, breite Backenknochen, breite Stirn, ſchiefe, kleine Augen, breite Naſenwurzel, ſodaß oft die Augen mit dieſer in einer Fläche zu liegen ſcheinen, und langen, dünnen Schnurr- und Knebelbart (rische kusseh) bei vollkommenem Abgang des Backenbarts. Als Geiſeln beziehen ſie zum Theil vom Staate eine Penſion, zum Theil leben ſie als Kurſchmiede und verfertigen als ſolche ſchöne Pferdedecken und Waſchbeutel. Ihr Leben iſt ſonderbar mit dem des Pferdes verwebt, für welches Thier ſie eine eigene Zärtlichkeit an den Tag legen. Ich ſah oft acht- bis zehnjährige Goklankinder auf hohen Turkomanenroſſen; während des ſchnellſten Galops umhalſten die kleinen Reiter ihre Pferde und bezeigten ihnen allerhand Liebkoſungen. An vielen Einwohnern von Choraſſan iſt die Kreuzung mit der turkomaniſchen Raſſe nicht zu verkennen.

Nach officieller Zählung vom Jahre 1855 gab es in Perſien 22475 Turkomanen-Familien oder richtiger Zelte (karatschäder) aus den Stämmen der Jamut, Goklan und Tekkeh. Sie bewohnen die großen Steppenländer an den Flüſſen Gurgan (Hyrkanien) und Atrek, welche ſich in den Kaspiſchen See, in deſſen Südoſtküſte, ergießen, und ziehen ſich bis Buſchnurd und bis Meſchhed in Choraſſan hin. Obwol dem Namen nach Unterthanen (rayat) des Reichs, zahlen ſie doch, dank dem meiſt ſehr traurigen Zuſtande der perſiſchen

Angelegenheiten, wenig mehr als gar keine Abgaben (mâliât). Ja ſie plündern faſt täglich das Land an Gut und Leuten, die ſie als Sklaven nach Chiwa und Buchara verkaufen. Iſt der Gouverneur von Aſtrabad oder Meſchhed mächtig, ſo trachtet er wieder ſeinerſeits die Stämme zu plündern; er macht dann ſelbſt Raubzüge (tschapâûl) unter den ſogenannten Unterthanen, und ſchickt erbeutete Sklaven und Pferde als Geſchenk (pischkisch) an den Schah. Letzteres ereignete ſich vor wenigen Jahren, als der kräftige Dſchafer Kuli Chan Buſchnurdi Statthalter von Aſtrabad war; er zwang ſogar einen Stamm der Goklan, eine Anzahl von Berittenen zur Expedition nach Herat zu ſtellen. Als dieſe nach Teheran kamen und vor der Stadt lagerten, fürchtete man in der Reſidenz einen plötzlichen Ueberfall von ſeiten der Gäſte; allein ſie waren durch die Anweſenheit ihres Bändigers Dſchafer Kuli ſo im Zaum gehalten, daß der Schah ſogar wagte, ſie vor ſich Revue paſſiren zu laſſen. Gleichwol zog man es vor, dieſe zweifelhafte Hülfstruppe in ihre Heimat zurückzuſchicken. Dſchafer Kuli wurde damals von ſeiten der Regierung zu einer neuen Expedition bewogen, die er auch mit der Bedingung unternahm, daß man ihm Truppen zur Unterſtützung nachſchicke. Er war jedoch von frühern Jahren her der Regierung verdächtig; man ſchickte ihm daher die verſprochenen Truppen nicht, es gern ſehend, daß er eine Schlappe erlitt. Mit genauer Noth gelang es ihm, ſich durchzuſchlagen, worauf er in ſeinen Geburtsort Buſchnurd zurückkehrte. Nach ſeinem Tode erhielt der ſchwache Prinz Abul-meluk das Gouvernement der Provinz Aſtrabad; unter ihm dehnten die Turkomanen ihre Plünderungen bis nach Aſtrabad aus.

Alle drei Stämme leben in ewiger Blutfehde ſowol untereinander als meiſt auch mit den Perſern, welche ſie als Schiiten haſſen und deren Verkauf in die Sklaverei ſie für

erlaubt halten. Während ihrer innern Fehden ruft oft ein Stamm die Hülfe der Perſer an, welche ihrerſeits die Gelegenheit günſtig glauben, um über ihre Feinde herzufallen. Doch kaum ſind ſie erſchienen, ſo verbinden ſich die Streitenden wieder zu einer Coalition und fallen dann gemeinſchaftlich über die Helfer und Bedränger her.*)

Afghanen,

von der reinſten kaukaſiſchen Raſſe, ſind an ihrer hohen Statur und kräftigen Geſtalt, an den geiſtvollen Phyſiognomien, großen Glotzaugen (tscheschme chireh) und an ihrem entſchloſſenen Auftreten zu erkennen. Sie leben nur in kleiner Zahl, als Flüchtlinge, von Stipendien des Schah, daher man ſie unter dem Volke ſpottweiſe musche-chazineh, d. i. die Mäuſe des Staatsſchatzes, nennt.

Beludſchen

ſind nur hier und da, als Sklaven, zu finden, ſie nähern ſich dem Hindutypus. Kreuzungen des Iran'ſchen und Beludſchenblutes aber trifft man ſehr häufig an, namentlich in Siſtan.

Zigeuner (kauli, karatschi)

finden ſich als wandernde Stämme (ils) in vielen Theilen des Reichs. In Phyſiognomie, Sitten, Gebräuchen, Lagerung, Lebensweiſe, Annahme jedweder Religion und Halten an keiner, gleichen ſie vollkommen ihren Stammesgenoſſen in Europa. Sie ſind bekannt als muntere Tänzer

---

*) Die meiſten ſtatiſtiſchen Angaben über Turkomanen verdanke ich meinem Freunde Dr. J. C. Häntzſche, welcher acht Jahre in Reſcht am Kaspiſchen See als Arzt gelebt hat.

und Muſikanten; ſie prophezeien aus den Lineamenten der Hand, aus dem Würfelknochen der Schafe, oder aus einem gedruckten Blatt.*) Sie treiben das Schmiedehandwerk, machen ſchöne Ketten und Siebe, flicken Keſſel, verzinnen Geräthſchaften und bilden eigene Ils unter einem Nomadenchef. Sie gelten auch als gute Läufer, daher alle Schatirs (Läufer) des Königs ihrem Stamm angehören.

Die kleine Colonie der Europäer

umfaßt, mit Ausſchluß der Geſandtſchaften und Conſulate der verſchiedenen Mächte, eine beſchränkte Anzahl von Kaufleuten (Franzoſen, Griechen, Deutſche, Schweizer und Ruſſen), einige im Dienſte des Königs ſtehende Offiziere, Aerzte und mehrere zugewanderte Handwerker, im ganzen kaum mehr als hundert Individuen. Sie leben in Tabris und Teheran, drei Familien in Reſcht, eine in Schiraz. Der Europäer findet ſich hier nicht heimiſch, ſondern iſolirt und von den Eingeborenen gemieden. Mancher iſt unfreiwillig im Lande geblieben und liegt in perſiſcher Erde begraben, aber bisjetzt kam kein Fall vor, daß ein Europäer Perſien als zweites Vaterland adoptirt hätte, wie dies in Aegypten und der Türkei häufig der Fall iſt. Durch die Schwierigkeit der Communication mit Europa von der civiliſirten Welt abgeſchnitten und ganz auf ſich beſchränkt, von der weiblichen Bevölkerung durch Geſetz und Sitte ſo vollſtändig getrennt, daß er kaum in Jahren ein

*) So erzählte mir Dr. Cloquet: „Als ich im königlichen Lager zu Sultanieh war, kam eine Zigeunerin und wollte mir aus einem großen Blatte wahrſagen; ich erkannte eine Nummer des «Journal des Débats», die ihr, wie ich ſpäter erfuhr, General Ferrier für einen geleiſteten Dienſt geſchenkt hatte."

Digit

unverſchleiertes Geſicht erblickt, ändert der hier lebende Europäer mit der Zeit ſeinen Charakter und ſeine Lebensweiſe; er verliert die Thatkraft, nimmt viel von den Gewohnheiten des Landes an, wird ungeſellig und mürriſch, und lebt in ſteter Feindſchaft mit ſeinen Leidensgenoſſen. Wenn der Auswanderer aus Europa in den Orient kommt, findet er den fetten Boden brach liegen; er glaubt daher, bei mitgebrachter Energie und gutem Willen bald einen guten Anbau machen zu können, und erwartet mit Zuverſicht eine reiche Ernte. Nach einiger Zeit wähnt er ſich auch wirklich dem angeſtrebten Ziele näher und bereits eine durch ſeinen Einfluß hervorgebrachte Aenderung zu verſpüren; aber nach Verlauf von Jahren muß er zu ſeinem Schmerz bekennen, daß nicht die Orientalen ſich geändert haben, ſondern daß er ſelbſt ſich geändert, daß er ſelbſt ein halber Orientale geworden iſt. Nur der gebildete Mann mit wiſſenſchaftlichem Streben und Intereſſe für Land und Volk findet hier für längere Zeit Befriedigung; der Ungebildete wird bald des Lebens müde, ergibt ſich, wie es häufig der Fall iſt, um ſich zu betäuben, dem Rauſch, oder begeht Handlungen, die eines moraliſchen Menſchen unwürdig ſind. Leider gibt niemand ſo raſch ſeinen Nationalcharakter in der Fremde auf wie der Deutſche. Schon nach kurzer Zeit affectirt er, ſeine Mutterſprache vergeſſen zu haben, er macht Fehler im Geſchlecht der Hauptwörter, ſpricht mit fremdländiſcher Betonung, oder zieht es vor, franzöſiſch oder italieniſch zu radbrechen, und ſchämt ſich ſeiner neuangekommenen „weniger gebildeten" Landsleute. In der Türkei und in Aegypten konnte ich Aehnliches vielfach beobachten. Solche Leute geben ſich als Affen dem Gelächter jedes Verſtändigen preis.

C. Stände.

Es gibt in Perſien durchaus keine grellen Kaſten- oder Ständeunterſchiede, keinen eigentlichen alten Adel. Einen Stammbaum beſitzen nur einige Chefs von Nomadenſtämmen, welche ihr Geſchlecht aus den Zeiten Dſchengi's, Tamerlan's und ſelbſt von den Saſſaniden ableiten. Man hört zwar oft das Wort nedschâbet (Adel) und nedschib (adelich); es wird jedoch darunter mehr die Stellung, welche das Individuum in der Geſellſchaft einnimmt, verſtanden. Bei dem fabelhaft ſchnellen Glückswechſel, wie man ihn nur in dieſem Lande ſieht, ſteigt eine Familie plötzlich, nimmt alle Civil- und Militärſtellen ein und wird nedſchib, um ebenſo raſch zu ſinken und in Vergeſſenheit zu gerathen. So gibt es im Lande wenige Familien, welche durch drei Generationen (puscht dar puscht) in Glanz und Anſehen geblieben wären.

Der höchſte Adelstitel iſt Schâhzâdeh, Prinz aus der regierenden Dynaſtie; er iſt durch Nachſetzen des Wörtchens Mirzâ kenntlich, ſo Abbas Mirzâ (Prinz Abbas). Weil aber die Nachkommen Feth Ali Schahs ſeit etwa achtzig Jahren auf mehr als zweitauſend männliche Sproßen angewachſen ſind, traf man eine Unterſcheidung zwiſchen denjenigen, welche von ſeinem Sohne Abbas Mirza, dem Kronprinzen, und denjenigen, welche von andern Söhnen ſtammen. Erſtere gelten als nächſte Verwandte des Königs; ſie functioniren meiſt als Statthalter und beſitzen Würden und Vermögen. Die andern hingegen leben von geringen Penſionen; ſie ſind arm, werden vom Schah wie vom Volk misachtet, aus Furcht vor Anſprüchen auf den Thron zu keiner militäriſchen Stelle zugelaſſen, und können wegen ihrer hohen Geburt ebenſo wenig zu einer bürgerlichen Beſchäftigung oder zu einem

Handwerk greifen; man dichtet ihnen mit Recht oder Unrecht allerhand Laſter an; ſie ſind für das Land, welches ſie ernähren muß, eine Laſt; durch langen Müßiggang verloren ſie alle militäriſche Tugend und Tapferkeit der Kadſcharen, es blieb ihnen nichts als deren Vorurtheile. Bei ihrer beiſpielloſen Vermehrung kann es gar nicht fehlen, daß zuletzt der Schatz für die Penſionen nicht ausreichen wird, und daß ſie ſchließlich den Prinzentitel ablegen müſſen, um ſich mit dem Volke zu vermiſchen: ein Weg, den bisjetzt nur wenige von ihnen eingeſchlagen haben.

Außerdem leben noch viele Deſcendenten aus den frühern Dynaſtien der Säfis, von Kerim Chan und Nadir-Schah; man nennt ſie zum Unterſchied Mirzädeh. Erſtere waren vorzüglich ſtark in Iſpahan vertreten; in der neueſten Zeit wurden ſie aber wegen politiſcher Umtriebe exilirt und in ferne Städte des Reichs internirt. In Iſpahan traf ich im Bazar einen Baumwollſchläger (hallätsch), der ein Abkömmling des erlauchten Monarchen Kerim Chan war. Die Abkömmlinge Nadir-Schahs haben ſich häufig mit den Kadſcharen verſchwägert.

Der eigentliche Adelstitel, durch das dem Namen nachgeſetzte Wörtchen Chān bezeichnet, z. B. Iſſa Chan, wird entweder durch ein Diplom vom König verliehen, oder er iſt von den Aeltern angeerbt, oder man legt ihn ſich, wenn man zu Vermögen gekommen iſt, ſelbſt bei. Er hat aber ſo wenig Wichtigkeit, daß viele Staatsbeamte den Titel Mirza vorziehen. Wenn eine Familie verarmt, ſo geht der Titel ſtillſchweigend wieder verloren; nur manche führen ihn ſelbſt als Stallknechte u. ſ. w. noch fort.

Leuten türkiſchen Stammes, beſonders den Militärs, wird der Titel Beg gegeben, dem jedoch nicht etwa die Bedeutung eines Beg oder Bei der Türkei zukommt.

Mehr angeſtrebt ſind die Ehrentitel (lækæb), welche

die Regierung den einzelnen Civil- und Militärbeamten ad personam ertheilt. In frühern Zeiten waren ſie ſehr ſelten und deshalb hochgeachtet; nur die höchſten Staatsbeamten wurden durch ſie ausgezeichnet. In der neueſten Zeit hat man aber einen wahren Unfug damit getrieben, ſodaß jetzt kaum ein Beamter vorhanden iſt, der ſich nicht eines Läkäb erfreute. Da das Wörterbuch beinahe erſchöpft iſt, ſuchte man nach Auskunftsmitteln; man bedient ſich der Synonymen dâwlet, sultanet und mulk, welche alle drei „Regierung" bedeuten; ſo nizâm em mulk, nizâm eddaule, æmin el mulk, emin eddaule, itemâd eddauleh, mutæmmed eddaule u. ſ. w. (Disciplin, Stütze, Säule, Rath, Arm, Beutel, Diadem, Fackel, Zunge der Regierung, der Krone, des Reichs u. ſ. w.). Selbſt Frauen erhalten ſolche Titel, als: Furughe sultaneh, æfsâre sultaneh u. ſ. w. Der Verwalter des königlichen Hofſtaats heißt „das Auge des Reichs", wobei man ſich unwillkürlich an Ariſtophanes' Achener Herold erinnert: „Das Auge des Königs mag erſcheinen."

Den größten Einfluß auf das Staatsleben üben die Mirzas*) oder Aehle-ḳælæm (die Schreiber oder Leute der Feder); aus ihnen gehen ſämmtliche Miniſter (vezir), Staatsſecretäre (mustâfis) u. ſ. w. hervor. Ihr Einfluß überwiegt den aller andern Stände, ſelbſt des Militärs. Sie ſind meiſt Leute aus dem Volke, des Schreibens, des Leſens und der laufenden Geſchäfte kundig, welche ſich durch Zufall, Geſchicklichkeit, Geſchmeidigkeit und Anempfehlung zu den höchſten Würden emporſchwingen und Reichthümer anhäufen. Der Bezirk Tafriſch ſtellt von ihnen das größte Contingent. Wenn ſie zu hohen Würden gelangt ſind, ſtehen ihnen ſelbſt die Prinzen des königlichen Hauſes im Anſehen nach, ja

*) Das Wort Mirzâ wird in dieſem Fall dem Namen vorangeſetzt, ſo Mirzâ Jussuf, zum Unterſchied von Jussuf Mirzâ, Prinz Joſeph.

dieſe finden ſich oft als Bittſteller bei ihnen ein. Die meiſten Statthalter ſind zwar Prinzen, doch an ihrer Seite ſteht ein Mirza als Vezier, der die Geſchäfte leitet, die Rechnungen führt und oft auch den größten Theil des Gewinnſtes (mædächel) zieht. Der Gouverneur ſammelt zwar die Steuern und Abgaben in der Provinz, aber er unterliegt der Controle eines Muſtafi in der Reſidenz, welcher einen bedeutenden Druck auf ihn ausübt, und mit dem er die erpreßten Summen theilen muß. Dem Offizier iſt die Beſoldung und Verpflegung ſeiner Truppen überlaſſen, aber die Controle fällt wieder einem Mirza in der Reſidenz unter dem Namen læschker-næwis (Schreiber des Heeres) zu, welcher vom Brot des Soldaten „mitißt".

Die Seiiden, d. i. Abkömmlinge des Propheten, bilden wenigſtens den funfzigſten Theil der ſämmtlichen Bevölkerung; es gibt ganze Ortſchaften, welche nur aus Seiiden beſtehen. Sie ſind unter allen Ständen verbreitet: Prieſter, Kaufleute, Beamte, Gewerbs- und Landleute, und unterſcheiden ſich durch die blaue oder grüne Farbe des Gürtels oder des Turbans. Sie beſitzen in der Regel einen eigenen, die arabiſche Abſtammung verrathenden Typus; doch ſah ich auch einen Seiiden — er kam als Geſandter von Buchara nach Teheran —, welcher den moguliſchen Typus zeigte. Es genügt ein grünes Tuch um die Lenden zu ſchlagen, um an einem fremden Ort als Seiid zu gelten. Die Abſtammung in Frage zu ziehen, iſt ſchon deshalb Blasphemie, weil man damit einen Abkömmling des Propheten, wenn auch nur momentan, für einen Baſtard erklären würde. Zufolge der Strafloſigkeit, welche die Seiiden meiſt vor dem Geſetz genießen, hat ſich unter ihnen eine hübſche Anzahl von Schurken, Gaunern und Urkundenfälſchern herausgebildet. Daher ſagt das Sprichwort: „Der Seiide iſt ohnehin ſchwer zu behandeln; war er jedoch noch über-

dies in Mekkeh, ſo iſt er dem Teufel zu ſchlecht.“ Beſonders mag ſich der Europäer hüten, mit dieſer Klaſſe in Streit zu gerathen; er kann ſich leicht böſe Händel zuziehen, und trachte daher, ihnen womöglich auszuweichen.

Lutis entſprechen den Rowdies in Nordamerika; es ſind Leute, die den bibliſchen Lot zu ihrem Schutzpatron erwählt haben, nachts auf Beute und Händel ausgehen, dem Wein und Spiel anhängen, und gern Verwirrung, oft nur des Spaßes, oft aber auch des Vortheils halber anſtiften. Sie tragen im Gurt einen Tſcherkeſſendolch als Waffe, die Mütze ſitzt ihnen ſchief auf dem Kopfe. Man findet ihrer in allen Städten und unter allen Ständen; vorzüglich gehören ihnen die Athleten (pahlewāns), Affen-, Bären- und Löwentreiber, Tänzer u. ſ. w. an. Als ſehr unternehmende Lutis ſind die von Täbris, Schiraz und Iſpahan berüchtigt. Die Protection einiger Lutis kann dem Europäer zu zeiten ſehr nützlich ſein!

Derwiſche. In frühern Zeiten gingen aus dieſer Klaſſe die edelſten Denker und die begabteſten Poeten hervor; wir wollen nur an die gefeierten Namen eines Saadi und Hafis erinnern. Doch jetzt bilden ſie eine Klaſſe von Landſtreichern, Bänkelſängern und Märchenerzählern ohne beſondere Bildung. Für jeden Erwerb zu indolent, entſagen ſie dem Beſitz und leben ſorglos von einem Tag auf den andern. Viele von ihnen ſind Hindu, andere ſind Perſer, ſelbſt Söhne angeſehener Familien, einige ſogar Prinzen; der Bruder des Finanzminiſters ſchloß ſich ihnen an. Unbekümmert um Habe und Vermögen, durchſtreifen ſie mit dem Stock, deſſen Griff die Worte jā ali bildet, mit der Derwiſchmütze, einem Tigerfell, einem Steinbockhorn und der Bettelſchale aus Kokos (kæschkul) die verſchiedenſten Länder und Gegenden. Mit dem Rufe jā hak (o Wahrheit) hält der Derwiſch dem Europäer ſeine Schale hin und

verlangt ein Sahib kran (etwa ein halber Gulden); gibt man ihm weniger, ſo wirft er es oft ſtolz von ſich. Manche von ihnen treiben ſich halbnackt und barhäuptig in den Ruinen herum; andere beobachten eine gewiſſe Eleganz in der Kleidung, dieſe nennen ſich ahle āzād (die freien Leute). Faſt alle rauchen das Beng (ein Haſchiſchpräparat); viele werden davon ſtumpfſinnig, mehr dem Thier als dem Menſchen ähnlich. Obwol es bekannt iſt, daß ſie weder an Mohammed noch Ali glauben, ſondern im Herzen Theiſten oder Pantheiſten ſind und an die Seelenwanderung glauben, ſo genießen ſie doch überall eine gewiſſe Achtung unter dem Volk. Niemand wagt es, ſie barſch abzuweiſen oder ſie gar rauh zu behandeln. Ein Derwiſch durchzog viele Jahre lang die Straßen Teherans, ſelbſt die Plätze der königlichen Burg, und rief mit lauter Stimme „Alian, Alian!“, ein myſtiſches Wort, deſſen Bedeutung niemand verſtand; er ſtörte nachts die Ruhe der Bewohner, doch niemand wagte, ihm zu nahe zu treten, ja er fand mit der Zeit Verehrer, der Schah ſelbſt konnte ſeine Excurſionen nicht hindern. Viele von ihnen geben vor, Alchymie zu treiben, locken als Adepten bedeutende Summen ab und verſchwinden dann ſpurlos. Als Bänkelſänger und Märchenerzähler ſind ſie unübertrefflich. Durch wohlbemeſſene Pointen wiſſen ſie die Aufmerkſamkeit des Publikums zu feſſeln. In dem ſpannendſten Moment der Entwickelung unterbrechen ſie ihre Erzählung — gerade wie in den Nächten der arabiſchen Märchen —, um die Spende einzuſammeln und am andern Tage fortzufahren. Dieſe Erzählungen, in gutem Stil und reiner Sprache vorgetragen, verbreiten die Kenntniß der perſiſchen Sprache und Poeſie unter dem Volke, und leiſten in dieſer Beziehung unendlich viel mehr als unſere Landbühnen, die leider nicht ſelten ſogar den Verderb der Sprache befördern.

Soldaten heißen perſiſch serbāz, d. i. Leute, welche

mit dem Kopf ſpielen, ihn einſetzen, obwol der Name madebāz (die den Magen einſetzen) richtiger wäre, denn ſie ſind nebſt den Rayets die wahren Schmerzenskinder des Landes. Sie werden meiſt aus den türkiſchen Stämmen des Nordens genommen, aus Azerbeidſchan, Märageh, Hamadan und Chamſeh; nur einige Regimenter ſtammen aus Irak und Kurdiſtan. Die Kaſchaner ſind ſeit jeher von der Beiſteuer zum Contingent befreit, weil ſie als furchtſam gelten; von ihnen circulirt die Anekdote, daß einſt ein heimkehrendes Regiment Kaſchaner einige Mann Bedeckung zur Sicherheit auf dem Marſche verlangt habe. Chriſten und Gebern ſind ebenfalls vom Kriegsdienſt befreit; der Emir nizam hatte zwar ein Regiment aus den Chaldäern ausgehoben, ſie wurden jedoch unter dem folgenden Großvezier wieder entlaſſen. Dies hindert indeß nicht, daß mehrere Armener als höhere Offiziere und Generale in der Armee dienen, ſo Dawud Chan Gurdſchi, Dſchibrail Chan, u. a. Letzterm hat der König ſogar im Sommer 1859 die Obhut über das königliche Lager in Niaveran und hiermit die Sicherheit ſeiner Perſon und ſeines Harems anvertraut.

Die geſammte Wehrkraft des Landes zerfällt in die reguläre (nizām) und irreguläre (rædif) Truppe. Die Rädifs beſtehen aus Fußvolk mit Flinten bewaffnet (tufenktschi) und aus Cavalerie (sawāreh rædif); ſie ſind meiſt zum Schutze der Grenzen gegen feindliche Einfälle beſtimmt. Dieſe Truppe muß ſich ſelbſt equipiren; ſie erhält erſt dann die Löhnung, wenn ſie, für den Dienſt oder eine Expedition (sefer) verwendet, die Muſterung des Königs oder des Gouverneurs paſſirt hat. Es iſt genau beſtimmt, wieviel Mannſchaft ein jeder Stamm ſtellen und ausrüſten muß; auch die Dienſtzeit iſt feſtgeſetzt. Da jeder Chef ſeine Leute kennt und es auch in ſeinem Intereſſe liegt, ſchöne, ſchlagfertige Truppen zu haben, ſo ſind ſie meiſt ſtattlich

bekleidet und auf guten Pferden beritten. Ich begleitete oft den König zur Revue. Die Mannſchaften ſahen gut und tüchtig aus; faſt alle Flinten waren mit Silber beſchlagen, die Pferde kräftig und wohlgenährt. Ihre Beſtimmung iſt ähnlich wie die der Koſacken; ſie plündern, ſchaffen Proviant, beunruhigen den Feind, machen nächtliche Ueberfälle, und leiſten beſonders gegen die Angriffe der irregulären Cavalerie der Turkomanen die vortrefflichſten Dienſte. Ueberhaupt wurde jede tapfere Waffenthat während meiner neunjährigen Anweſenheit nicht von der regulären, ſondern von der irregulären Truppe ausgeführt. Sie ſtehen immer unter dem Commando ihres Tribuschefs oder ſeines Sohnes.

Die reguläre Truppe beſteht aus Fußvolk (piādeh nizām), Artillerie (tubchāneh) und aus etwa 300 Mann Cavalerie (sawāreh nizām). Vom Fußvolk gibt es an 84 Bataillone (tautsch), jedes nominell zu 800 Mann, doch ſind ſelten mehr als die Hälfte im Dienſt. An der Spitze des Bataillons ſteht ein særtip (General); ihm unterſtehen die andern Grade, als: serheng (Oberſt), javer (Major), sultan (Hauptmann), nājib (Lieutenant), wekil (Feldwebel) und dehbāschi (Corporal). Die Anzahl der im Dienſt ſtehenden und disponibeln Offiziere iſt übermäßig groß und würde für wenigſtens den doppelten Armeeſtand hinreichen. Zehn Bataillone unterſtehen dem Mirtuman, an der Spitze der ganzen Armee ſtehen der sepāh sālār (Feldmarſchall), der adschutān bāschi (Kriegsminiſter) und der leschke næwis bāschi (oberſter Kriegscommiſſär). Die Soldaten werden für die Dauer des ganzen Lebens geſtellt, daher findet man auch unter ihnen viele gebrechliche Greiſe. Jedes Regiment ſoll der Regel nach ein Jahr dienen, im andern auf Urlaub ſein; doch wird bei größern Expeditionen hiervon abgeſehen, indem dann der Urlaub erſt nach zwei bis drei Jahren eintritt.

Der perſiſche Soldat iſt kräftig, ſchön gewachſen, genügſam; er erträgt ſtarke Strapazen, Durſt, Hunger, Kälte, Schlafloſigkeit, forcirte Märſche; er beſitzt auch viel natürlichen Muth: kurz man findet im Lande das ſchönſte Material zu einer vortrefflichen Armee; doch baut man zu ſehr auf dieſe Tugenden, man ſetzt voraus, daß der Mann im ſchlimmſten Fall ſich von Kräutern ernähren kann, und thut methodiſch alles, um die Leute zu Grunde zu richten. Die Offiziere (Sahib mænsab) ſind aller Kenntniſſe des Kriegsweſens bar. Ein Knabe von ſechzehn Jahren tritt aus der Schule durch Protection, Beſtechung, Kauf oder Familienrückſicht in den Grad eines Oberſten; ſein Wirken beſteht darin, den Sold der Soldaten zu unterſchlagen und das für ihre Kleidung und Verpflegung beſtimmte Geld ſich anzueignen. Der Sold (muwadschib) iſt zwar nicht gering, der perſiſche Soldat könnte damit vortrefflich beſtehen, doch wird ihm von der Regierung nur dreiviertel, und zwar nachträglich zu Ende des Dienſtjahrs verabfolgt; davon enthalten ihm dann die Offiziere noch einen großen Theil vor, und der Reſt wird in beſchnittenen Dukaten ausgezahlt. Der Soldat muß deshalb im Laufe des Jahres Geld auf ſchwere Zinſen entleihen, ſodaß ihm faſt nichts von dem Sold übrigbleibt. Daſſelbe gilt für die Kleidung; ſie iſt für den Winter ungenügend; er hat keinen Mantel, daher viele bei Märſchen im Winter zu Grunde gehen. Die Gewehre ſind ſchlecht, nicht einmal immer mit Feuerſteinen verſehen, die Bajonnete locker und verbogen. Ohne Rückſicht auf Acclimatiſation, werden die türkiſchen nordiſchen Bergſoldaten in die heißen Gegenden des Perſiſchen Meerbuſens in Garniſon (sächlu) gelegt; mehr als die Hälfte ſtirbt an Fieber, Ruhr, Typhus, Medinawurm und Heimweh. Für ärztliche Pflege wird keine Sorge getragen; ſie haben keine Spitäler, ſchlechte oder gar keine Aerzte, faſt jeder Verwundete iſt verloren. Vor einer

großen Expedition, z. B. nach Herat, werden dem Soldaten 1—2 Dukaten angewieſen, ſonſt iſt für ſeine Verpflegung nicht geſorgt; der Proviant wird ihm um erſtaunlich hohe Preiſe verkauft, und nicht ſelten zieht es der Offizier vor, die Nahrungsmittel an den Feind zu verkaufen, ſodaß die Belagerten beſſer als die Belagerer verpflegt ſind. Die Leute haben kein Recht, ſich zu beſchweren; jede Klage wird als Inſubordination beſtraft. Ich war einſt ſelbſt Zeuge davon. Der Schah hielt Revue über mehrere Regimenter, welche nach Herat zogen; im Vorbeimarſchiren jammerte ein Soldat, daß er vor Hunger erliege, da ihm ſein Sold nicht bezahlt werde. Der Schah fragte den Kriegsminiſter, was er dazu ſage. Dieſer erwiderte: „Der Mann iſt närriſch und ſtörrig", und verſetzte dem Armen, da der Schah ihn zu ſtrafen befahl, in persona einige Maulſchellen. Bei dem Mangel an Fuhrweſen kaufen ſich gewöhnlich je drei Soldaten einen Eſel zum Tragen ihrer Effecten. Die große Zahl dieſer magern Thiere im Nachtrab erſchwert und verzögert ſehr den Marſch, und wird der Nachtrab abgeſchnitten, ſo findet ſich das ganze Heer der Mittel entblößt. Der Offizier bleibt, wenn es zum Angriff (hamleh, maarikeh) kommt, weit hinter der Front; er verſteckt ſich in einer Grube, ja er läßt ſich ſogar von ſeinen Soldaten zu dem Zweck eine graben. Es iſt daher höchſt ſelten, daß ein Offizier verwundet oder getödtet wird.

Unter dieſen Umſtänden darf es nicht befremden, daß die Disciplin ſehr gelockert iſt, daß die Soldaten in den Garniſonen Kleinhandel treiben, Eier, Früchte u. ſ. w. verkaufen, oder durch Plünderung und Diebſtahl ſich Unterhalt verſchaffen, daß ſie unwillig ans Exercitium gehen und mit Schrecken an eine Expedition denken, denn ſie wiſſen, daß ſie verkauft und verrathen ſind. Bei ihrer gewohnten Genügſamkeit ſuchen ſie ſich unterwegs verſchiedene Kräuter

und kochen davon mit etwas Reis und Butter eine Suppe, die zu ihrer kümmerlichen Ernährung dient. Trifft einen Soldaten die Reihe, als Wache (karaül) zu functioniren, ſo wird er oft in vierundzwanzig Stunden nicht abgelöſt; doch er macht ſich's bequem: er legt die Flinte bei Seite, raucht eine Pfeife und kocht ſich ſeine Suppe.

Unter ähnlichen Verhältniſſen kann auch die beſte Mannſchaft nichts leiſten. Die reguläre Truppe, welche dem Schatz erhebliche Summen koſtet und die beſten Arme, die bei der dünnen Bevölkerung nur ſchwer entbehrt werden können, dem Ackerbau entzieht, wird nie einem äußern Feind gefährlich werden, ſie kann nur Furcht und Schrecken im eigenen Lande und in Gegenden, wo ſie durchzieht, verbreiten. Und doch glaubt der König, die beſte Armee zu beſitzen, welcher nur die europäiſchen Kriegsmaſchinen fehlen, um die ganze Welt damit zu erobern. Einmal, als wir auf den großen Platz zur Revue ritten, war der König vom Anblick der Mannſchaft ſo hingeriſſen, daß er bei der Rückkehr ausrief: „Sie zierten das Meidan, wie die Roſe den Garten; es war überall ein Parterre von Blumen zu ſchauen!" Darum erhält ſie auch in der officiellen Staatszeitung immer die Prädicate der „unbeſiegbaren", der „ſieggekrönten" u. ſ. w.

Etwas beſſer organiſirt iſt die Artillerie. Vor etwa dreißig Jahren durch engliſche Offiziere von der oſtindiſchen Armee eingerichtet, bewahrt die Mannſchaft noch etwas militäriſchen Geiſt und Disciplin. Ihr Vorſtand, Fazan Agha, treibt auch die Sachen nicht aufs äußerſte, daher die Soldaten beſſer verpflegt, gekleidet und eingeübt ſind. Der Schah ſpricht mit vielem Stolz von dem Zeughaus (dschabbechâneh), wo Kanonen gebaut und Waffen verſchiedener Art ziemlich gut verfertigt werden. Bekannt iſt die folgende Anekdote. Während Huſſein Chan unter der Regierung Mehmed Schahs als Geſandter in England war, wurde ihm

das große Arſenal von Woolwich gezeigt. Als echter Perſer äußerte er nicht im mindeſten Bewunderung oder Erſtaunen. Beim Abſchied endlich gefragt, wie er die Anſtalt gefunden habe, ſagte er nur die wenigen Worte: „Ihr habt nicht das große Arſenal von Teheran geſehen.“*)

Der Schah hält ſeine Artillerie für die beſte der Welt. Bei den Schießübungen, die er ſehr häufig veranſtaltet, pflegt er ſelbſt einigemal die Kanonen zu richten; trifft er ins Ziel, ſo erhält er vom Premier zur Belohnung 50 Dukaten, welche er dann unter die Mannſchaft vertheilt. Im Meidan des königlichen Schloſſes befinden ſich zwei Kanonen von mächtigem Kaliber; ſie wurden in Bender Abbas zu Zeiten der Säfi-Könige von den Portugieſen erbeutet und ſpäter nach Teheran geführt; man nennt ſie tube murwārid (Perlkanonen). Meiſt werden ſie von Menſchenhänden mit unſaglicher Mühe, bisweilen auch mit Verluſt von Menſchenleben, auf die Schießſtätte gezogen.

Einmal forderte auch mich der Schah auf eine Kanone zu richten. Ich unterzog mich nur mit Angſt dieſem Geſchäft, denn ich fürchtete, einen von den Wächtern der Schießſtätte zu treffen; doch lief alles glücklich ab, und kein Menſchenleben war der königlichen Laune zum Opfer gefallen.

Trotz der disciplinirten Armee darf man ſich im Kriege auf keinen combinirten Angriff einlaſſen. Die Offiziere blei-

---

*) Dieſer Huſſein Chan gilt ſelbſt in Teheran als Prototyp eines Lügners und Prahlers. Durch ſeine eleganten Manieren wußte er ſich überall bemerkbar zu machen. Als bei ſeiner Durchreiſe durch Wien die Fürſtin Metternich die Schärfe ſeines kameh (Dolch) bewunderte, antwortete er ihr mit dem in Perſien üblichen Compliment: „Er verwundet nicht ſo tief wie Ihre Augen.“ Vor meinem Abſchied von Teheran bat er mich, der Fürſtin viele Grüße von ihm auszurichten. Ihr wohlgelungenes Miniaturbild bewahrt er mit vieler Pietät.

ben hinter der Fronte zurück, und der Soldat mag zuſehen, wie er ſich, gut oder ſchlecht, aus der Affaire zieht. Verwundet, überläßt man ihn ſeinem Schickſal; zeichnet er ſich aus, belohnt man ihn nicht; benimmt er ſich feig, ſo wird ihm verziehen, denn niemand bemerkt es. Nach einem Sieg werden die Köpfe der gefallenen und verwundeten Feinde abgeſchnitten und die präparirten Skalpe als Trophäe nach Teheran gebracht. Natürlich figurirt auch mancher perſiſche Skalp darunter, es geſchieht ad majorem regis gloriam. Die Präparation beſteht darin, daß der Kopf einige Zeit unter die Erde vergraben, dann herausgenommen und geklopft wird, wobei die harten und weichen Theile herausfallen und nur die Haut zurückbleibt; dieſe wird mit Stroh ausgefüllt und auf eine Pike geſteckt. Ich ſah mehrere ſolcher Skalp-Revuen, die größte nach dem Siege über die Araber von Mäscat. Der Imam, welcher längere Zeit den Strich von Bender-Abbas in Pacht hatte, verweigerte nämlich den Pachtſchilling und machte Miene, ſeine Souveränetät geltend zu machen. Gegen ihn zog Abdullah Chan, der Sohn des Gouverneurs von Kirman. Er nahm eine tüchtige Doſis Haſchiſch und vertheilte auch einiges an ſeine Soldaten; der Angriff ward durch den europäiſchen Arzt Fagergreen, einen Schweden, der in perſiſchen Dienſten ſteht und in Schiraz anſäſſig iſt, gut geleitet; die Araber wurden gegen das Meer gejagt, viele wurden getödtet, andere ertranken. Ich ſah den Zug der Skalpe, untermiſcht mit den gefangenen Arabern und Beludſchen, welche zum Tode verurtheilt waren; das Todesurtheil wurde jedoch nicht vollzogen, da der Imam den Pacht erneuerte und viele Beutel Thereſienthaler an den Schah ſchickte.

Im ganzen drängt ſich dem Beobachter die Bemerkung auf, daß von der regulären Truppe in ihrem gegenwärtigen Zuſtand weder für den König noch für das Land etwas Tüch-

tiges zu erwarten ſei, und daß ſie im Kriege gegen eine europäiſche Macht faſt gar keinen Widerſtand zu leiſten vermöchte. Gegen innere Unruhen und die Scharmützel mit den Turkomanen würde ein Drittheil der Mannſchaft ausreichen. Bei gehöriger Verpflegung und Beſoldung, und unter Führern, die ſich das Vertrauen der Leute zu erwerben wüßten, könnte das Land ein treffliches Heer beſitzen; denn die Soldaten ſtammen aus demſelben Blut wie die, mit denen einſt Nadir Schah nicht nur ſein Vaterland von zahlreichen Feinden, den Afghanen und Türken, befreite, ſondern ganz Aſien zittern machte und ſelbſt Rußland Achtung gebot. Leider aber wird das vortreffliche Material ohne Sinn und nutzlos vergeudet.

Ueber die andern Stände, als: Prieſter, Kauf- und Gewerbsleute, Ackerbauer und Nomaden, wird am geeigneten Orte Näheres mitgetheilt werden.

II.

Wohnhäuſer, Städte, Gärten, Sommerſitze und Zeltlager.

Ausdehnung der Wohnungen. Raſcher Verfall. Baumaterial. Bauleute. Innere Einrichtung. Ventilation. Heizung. Aborte. Höfe. Frauengemächer. Die Stadt Teheran (Lage, Befeſtigung, Stadtviertel, Gaſſen, Beleuchtung, Reinigung, Bazare und Karavanſerais, Bäder, Moſcheen und Madraſſes, Amphitheater, Plätze, Miethswohnungen, Hunde, Fliegen, Mücken, Zecken, Skorpione und Solpugen). Die Citadelle von Teheran. Phyſiognomie anderer Städte (Ispahan. Die beweglichen Minarets). Gärten. Sommerſitze. Zeltlager.

A. Wohnhäuſer.

Es iſt eine Eigenthümlichkeit des Perſers, daß er ſich, ſobald er zu Stellung, Einfluß und Reichthum gelangt, eine neue Wohnung aufführen läßt und ſie übermäßig, faſt ohne Zweck und Plan, vergrößert; er liebt zu bauen und zu erweitern. Rings um ſein Haus ſiedeln ſich ſeine Stammesgenoſſen, Glieder deſſelben Tribus (tāife), ferner Diener und Clienten an, ſodaß in kurzer Zeit der Complex einen ganzen Stadtbezirk einnimmt. Da nun beim Mangel an alten adelichen Familien ein fortwährendes Emporkommen und Sinken von Individuen ſtattfindet, ſo bevölkern ſich

einzelne Stadttheile in wenigen Jahren; ſie gelten dann als die beliebten (marghub), um ebenſo raſch wieder einzugehen, denn jeder trachtet in der Nähe des aufgehenden Sterns ſeinen Sitz zu nehmen und von dem untergehenden ſich zu entfernen. Nachdem im Jahre 1851 Mirza Agha Chan Großvezier (sader aazam) geworden war, brachte ſeine Familie einen ganzen Stadttheil an ſich und bebaute ihn mit neuen Paläſten; aber ſchon ſieben Jahre ſpäter, beim Fall des Veziers, ſtanden die Häuſer leer, herrenlos, ihrem nahen Verfall entgegenſehend, denn die Beſitzer lebten im Exil oder ſuchten ſich den Blicken der Regierung zu entziehen. Um dieſe Zeit ſtieg der Glücksſtern der Familie des Feruch Chan Amin uddauleh auf; ſie begann eine ähnliche Rolle zu ſpielen, um, wie vorauszuſehen war, ebenfalls bald einer andern zu weichen. Aber damit nicht genug; auch in andern ferngelegenen Städten werden ganze Stadttheile, welche dem Tribus eines abgeſetzten Miniſters gehören, nach ſeinem Fall auf Befehl der Regierung niedergeriſſen und geſtampft*), wie dies mit dem Nur-Viertel in Schiraz nach der Execution des Ibrahim Chan, Veziers des Feth Ali Schah, und mit den Quartieren der Makûi nach Exilirung des Miniſters Hadſchi Mirza Agaſſi geſchah.

Der Plan dieſer ſchnell aufſproſſenden Häuſer iſt gewöhnlich ſo weitläufig angelegt und wird bei neu hinzukommenden Geldquellen ſo oft modificirt, daß das Gebäude nie zu Ende geführt wird, oder daß bei dem unſoliden Bau der eine Theil bereits zuſammenſtürzt, während der andere noch im Fortbau ſich befindet. Da wechſelt plötzlich die Stellung des Eigners, er verarmt, verliert ſeine Würde,

*) Stampfen (kubiden) iſt ein Zeichen der vollendeten Zerſtörung und des Verbots der Wiederaufrichtung, ähnlich wie das Salzſtreuen im Mittelalter.

wird exilirt, mit Geldſtrafen belegt, oder er ergreift die Flucht; und nun bleibt das Haus ein unfertiges Conglomerat, nie etwas Ganzes oder Vollendetes darſtellend. Schon der Dichter Saadi klagt:

Wer immer kam, ein neues Haus er baute;
Er ſchied, dem andern er es anvertraute;
Doch dieſer etwas Neues ſelbſt ausbraute —
Und niemand ſo den Ausbau je erſchaute.

Dieſe Stelle iſt zwar im metaphoriſchen Sinn in Bezug auf die Unbeſtändigkeit des irdiſchen Guts zu nehmen, doch entſpricht das Bild ganz der perſiſchen Volksſitte. Zu vollenden und abzuſchließen liebt der Perſer nicht, er will nur Neues ſchaffen und läßt das Alte durch Vernachläſſigung zu Grunde gehen. So verſchwendet er große Summen auf den Bau neuer Schlöſſer und Wohnungen, ſcheut aber die geringen Ausgaben für nöthig werdende Reparaturen. Ein Haus, das ihm durch Erbſchaft überkam, läßt er verfallen; pietätvolle Anhänglichkeit an Haus und Herd ſeiner Väter iſt ihm ein ungekannter Begriff. So baute Mehmed Schah, der Vater des jetzt regierenden Königs, ein neues, ausgedehntes Schloß am Fuße des Elburz-Gebirges bei Abbas-Abad; der Zufall wollte, daß er einige Wochen nach dem Ausbau im Jahre 1848 verſchied; bereits im Jahre 1857 war der Ruin des Gebäudes ſo vollſtändig, daß ich über die Trümmer wegreiten konnte; die Backſteine und das Bauholz wurden verkauft, und als der jetzige König in der Nähe campirte, führte man faſt unter ſeinen Augen das Material hinweg. In ausgedehntem Maße wurde dieſes Syſtem in Iſpahan, der alten Reſidenzſtadt der Safavi, geübt. Großartige, in ſchönem Stil errichtete Paläſte ſind zur Gewinnung von Baumaterial demolirt oder dem muthwilligen Ruin preisgegeben worden, um einige elende Hütten oder ſogenannte Paläſte in verdorbenem neuen Geſchmack

herzuſtellen. Selbſt die prächtigen und für Reiſende unentbehrlichen Karavanſerais, von Schah Abbas dem Großen mit Munificenz ausgeſtattet, liegen zum Theil in Trümmern und drohen aus Mangel an Aufſicht den gänzlichen Einſturz. Auch die vielen koſtbaren Brücken, die hier und da über Sturzbäche und Engpäſſe führen, ſind meiſt unbrauchbar, weil ein Pfeiler morſch geworden oder die Wölbung Lücken und Löcher bekam, ſodaß man ſie nur mit großer Vorſicht paſſiren kann. Iſt eine zur Communication unumgänglich nöthige Brücke halb eingefallen, baut man höher oder tiefer eine neue. Man ſtrebt immer nach dem Ruhm, etwas Neues geſchaffen zu haben.

Hierzu geſellt ſich der Aberglaube an böſe Vorbedeutungen, der ſich nicht allein auf Häuſer, ſondern auch auf ganze Ortſchaften, auf Pferde und Frauen erſtreckt. Der Perſer nennt es bæd kadem, d. i. unglücklicher Tritt. Hat ſich in einem Hauſe ein plötzlicher Unglücksfall ereignet, ſo findet ſich faſt niemand, der es, wenn auch umſonſt, bezöge, und ſo geht es, ſich ſelbſt überlaſſen, dem raſchen Verfall entgegen. Ferner werden viele Häuſer aus allen möglichen Veranlaſſungen von der Regierung ſequeſtrirt; niemand will ſie kaufen, man betrachtet ſie als unrechtmäßig erworben, und es iſt nicht erlaubt, das Gebet in ihnen zu verrichten. Ebenſo wenig begünſtigen die rigoröſen mohammedaniſchen Religionsbegriffe die Erhaltung eines Baudenkmals alter Zeit. So fand ich in Perſepolis faſt alle menſchlichen Figuren verſtümmelt oder wenigſtens mit ausgehauenen Augen, weil ſie angeblich Götzen und Götzenanbeter repräſentirten.

Nach allem dieſen kann es nicht befremden, daß trotz der fortwährenden Neubauten nur wenige Häuſer in bewohnbarem Zuſtand ſich befinden.

Andere Gründe des ſchnellen Verfalls liegen im Bau

ſelbſt und in dem dazu verwendeten Material, welches wir näher beleuchten wollen.

Das Baumaterial beſteht zumeiſt aus Backſteinen, die an der Luft getrocknet werden. Sind ſie aus gutem, durchgearbeitetem Lehm geformt und an der Sonne gehörig gedörrt, ſo widerſtehen ſie bei dem vorherrſchend trockenen Wetter lange Zeit, oft Jahrtauſende, der Zerſtörung, wie an einigen uralten Bauten erſichtlich iſt. Doch dazu nimmt man ſich jetzt ſelten mehr die Mühe; man bereitet die Ziegeln aus der obern mit Humus und Salpeterſalzen gemiſchten Erde oder aus Straßenkoth, daher ſie ſchon nach einem mehrere Tage anhaltenden Regen zerbröckeln; und auch die gebrannten Ziegeln, wegen Mangel an Brennholz und infolge der unvollkommenen Bereitungsart ſchlecht ausgebacken und mit Kies untermiſcht, verwittern bei mäßiger Feuchtigkeit. Die zur Grundlegung verwendeten unbehauenen Steine und Geröllſtücke tragen ebenſo wenig zur Solidität der Gebäude bei. In Teheran ſelbſt werden wegen ſchlechter Beſchaffenheit der jetzigen Ziegeln häufig die aus den Ruinen von Ray ausgegrabenen zu Neubauten gebraucht. Ihre Feſtigkeit ſowie die dort aufgefundenen Thongeſchirre beweiſen hinlänglich, wie weit die damaligen Bewohner den heutigen in dieſer Fabrikation voraus waren.

Als Mörtel wird nur ſelten am Grundbau und der Kellerwölbung Kalk mit Lehm untermiſcht angewendet, im allgemeinen nimmt man mit Lehm gemengten Gips oder Lehm mit Stroh untermiſcht (kâhgil), letztern ausſchließlich zum äußern Anwurf des Hauſes.

Bauholz gibt es in den Hochebenen faſt gar nicht; man muß acht- bis zehnjährige Pappelſtämme, deren Rinde abgeſchält wird, dazu verwenden. Dieſes weiche Holz leiſtet aber keinen Widerſtand, es fault leicht und wird noch dazu häufig von zahlreichen Teremiten (muriâneh) durchfreſſen.

Nur bei größern Bauten beſtehen einige Balken aus Platanenholz, das koſtbar und ſelten iſt.

Der Grund wird ſelten tiefer als 2—4 Fuß gegraben, welche unzureichende Baſis überdies durch das frei in den engen Straßen fließende Waſſer und durch die im Hauſe befindlichen ſchadhaften Baſſins und Ciſternen zu leiden hat.

Die Dächer ſind flach, nur unmerklich geneigt und mit einer dicken Erdſchicht bedeckt, welche die weichen Pappelbalken eindrückt, daher das Regenwaſſer durch Riſſe und Spalten ſickert und in das Innere des Hauſes dringt.

Die große Ausdehnung der Wohnungen macht es dem Beſitzer beim beſten Willen nicht möglich, für die nothwendigen Reparaturen zu ſorgen.

Auf Vorſtellungen über die leichte Bauart der Wohngebäude, antwortet der Perſer ſtereotyp: „er baue ſein Haus, um es einige Jahre zu bewohnen; was dann geſchehen werde, wiſſe nur Gott“. In dieſer Unſicherheit der Zuſtände und des Eigenthums liegt alſo die Haupturſache, daß kein ſolider Bau zu Stande kommt. Selbſt die königlichen Bauten, wie bedeutende Summen auch dafür verausgabt werden, machen in dieſer Hinſicht keine Ausnahme: ſie ſind zwar luftig und hübſch, ſtehen aber an Solidität den Privathäuſern ſogar nach. So geſchieht es, daß während des Sommers wenigſtens ein Drittheil des Winterpalaſtes, und während des Winters ebenſo viel vom Sommerpalaſt umgebaut werden muß. Kommt die Zeit, wo das Hoflager verlegt werden ſoll, ſo findet in der Regel eine unliebſame Verzögerung ſtatt, weil die Bauten noch nicht fertig ſind. Als im April 1853, weil nach einem ungewöhnlich regneriſchen Frühling die Cholera in Teheran ausbrach, der Schah plötzlich den Sommerpalaſt zu Niaveran bezog, fand er daſelbſt faſt kein einziges Zimmer, in dem er ohne Regenſchirm weilen konnte. Während meines Aufenthalts ſtürzte

das Dach der königlichen Bibliothek ein und beſchädigte viele koſtbare Bücher; ein ähnliches Los drohte der Schatzkammer. Es iſt einmal ſanctionirter Gebrauch, daß von jedem Dukaten, der für öffentliche Bauten beſtimmt iſt, nur vier Zehntel wirklich dafür verausgabt werden, das übrige aber in die Taſchen der Beamten und Bauunternehmer fließt. Allein auch die vier Zehntel ſcheinen nicht immer, wenigſtens nicht zu rechter Zeit verwendet zu werden; man verläßt ſich auf den trockenen Sommer, auf den ſeltenen Regen, und begnügt ſich, einige Goldflitter an die Wände und Thüren zu kleben. Dem König iſt der ganze Vorgang kein Geheimniß; doch drückt er dabei die Augen zu, weil er weiß, daß eines Tags das betrüglich Erworbene durch Confiscation wieder in ſeinen Beutel zurückkehren wird. Einſt erging ſich der König unter Begleitung der Höflinge in ſeinem Garten; wir ſtießen auf einen elend gebauten, ſchlecht gefirnißten Kiosk von zweideutiger Solidität und Schönheit. Der König fragte, wieviel der Bau wol werth ſein möchte. Aus ſchonender Rückſicht für die Betheiligten glaubten wir eine hohe Summe rathen zu müſſen und nannten 1000 Dukaten; der König aber erwiderte lachend: „Ich zahlte 6000 dafür.“ Zwei Jahre ſpäter hatte er ſich freilich alles zurückzahlen laſſen.

Die Maurer, Bauleute wie Meiſter, ſtammen meiſt aus der Stadt Kaſchan; ſie haben die Gewohnheit, ſtets ſingend ihre Arbeit zu verrichten. Mit monotonem Geſang verlangt der Maurer von den Gehülfen und Taglöhnern ſeinen Bedarf an Baumaterial. Sein ganzes Werkzeug beſteht in einer ſchmalen, einem knieförmigen Spatel ähnlichen Kelle; nur ſelten bedient er ſich des Hammers, da die Luftziegel (chischt) mit der Hand zerbrochen werden. Mit der Hand wirft er den Mörtel und den digerirten Gips in die Fugen und klopft dann mit der Fauſt einigemal darauf, um etwas Feſtigkeit zu geben. Die Kelle dient ihm blos zum Glätten,

und er würde ſie, wenn auch dazu die Hand ausreichte, gewiß à la Diogenes ganz verwerfen. Das Senkblei wendet er nur an, wo die Mauer etwas ſchief oder gebogen ausfällt, er nimmt die Sache nicht ſo genau; macht man ihn auf den unausweichlichen Sturz ſeiner Mauer aufmerkſam, ſo erwidert er lächelnd: „Man baut nicht für die Ewigkeit.“

Und doch ſind dieſelben Bauleute vortreffliche Handwerker, wenn ſie nur wollen. Mehrere ſorgfältig ausgeführte Madraſſes und Karavanſerais legen Zeugniß ab von ihrer Geſchicklichkeit; in Eleganz, Leichtigkeit und Formverſchiedenheit der Wölbungen ſind ſie den Europäern ſogar überlegen. Man betrachte nur die ovoide Wölbung der Moſchee von Sultanieh, die Mittelkuppel im Bazar Tſcheharſu in Kaſchan, oder die Wölbungen der Moſcheen von Iſpahan, beſonders in der Mesdſched dſchumeh. Manche ſind ſo flach, daß ſie faſt horizontal zu liegen ſcheinen. Kleinere Arbeiten dieſer Art verrichten die Perſer ohne alle Schablonen. Allerdings ſtürzt auch wol das Gewölbe ſchon während des Baues wieder ein; aber des Menſchen Fleiß, ſagen ſie, ſoll ſich eben darin zeigen, daß er nicht ermüdet, ſondern die mislungene Arbeit von neuem beginnt. Bei ähnlicher Veranlaſſung citirte mir ein Baumeiſter die bekannte Anekdote vom Emir Teimur (Tamerlan). Dieſem ging es in ſeiner Jugend ſehr mislich, nichts gelang ihm, und er wollte ſchier verzweifeln. Da ſah er einer Ameiſe zu, wie ſie ein ſchweres Korn in die Höhe ſchleppte; neunundneunzigmal entglitt es ihr, aber immer raffte ſie es wieder auf und brachte es endlich doch an den Ort der Beſtimmung. An dem Beiſpiel der Ameiſe belebte ſich ſein Muth, und er ging wieder friſch an das begonnene Werk. — Beſonders geſchickt ſind die Perſer im Aufführen von Rohbauten, ſie verſtehen es, Ziegel von verſchiedener Farbe und Größe unter verſchiedenen Winkeln ſo zuſammenzuſtellen, daß die gefälligſten Muſter und geome-

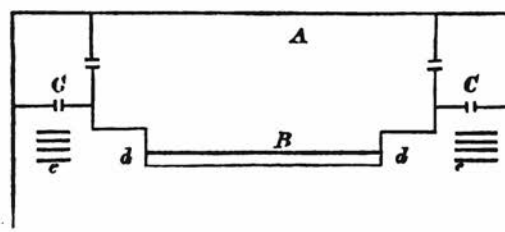
triſchen Figuren entſtehen, ähnlich den winkelig gebrochenen Schichtungen der Gebirge. Beſonders in den ältern Bauten von Ispahan findet man überraſchend ſchöne, einfach geſchmackvolle Formen.

Wo Vielweiberei und Abſchließung der Frauen herrſcht, muß natürlich die Bauart des Wohnhauſes eine andere ſein als in monogamiſchen Ländern. Als Hauptgrundſatz gilt, daß die Häuſer nach außen gegen die Gaſſe nur nackte, kahle Mauern zeigen, alle Pracht aber nach innen, gegen die Höfe und Gärten zu, entfaltet wird. Kein Fenſter geht auf die Gaſſe; die hohen, erdfarbenen, von Regen zerfreſſenen Lehmwände, welche alle Häuſer von außen umſchließen, geben ihnen mehr das Anſehen von Hügeln oder koloſſalen Schwalbenneſtern, als von menſchlichen Wohnungen.

Das Hausthor (dærwāzeh) iſt nicht über 7 Fuß hoch; die Thür, mit großen eiſernen Nägeln beſchlagen, iſt immer verſchloſſen und öffnet ſich nur auf den Schlag eines daran befeſtigten Fallhammers. Man gelangt in eine kleine gewölbte Vorhalle (dālān), den Sitz des Thürhüters (ḳāptschi), und von dort in den viereckigen Hof des Männergemachs; denn jede Wohnung iſt in zwei Abtheilungen geſchieden: in das Birun oder Männergemach, den Aufenthaltsort des männlichen Geſindes, wozu auch dem Fremden der Zutritt geſtattet wird, und in den Enderun oder Harem, welcher nur den Frauen, dem Hausherrn und einigen wenigen (mahrum) zugänglich iſt.

Der Hof (hæjāt) bildet ein Parallelogramm, an deſſen drei Seiten, zwei Fuß über der Bodenfläche, Zimmer und Cabinete ſich befinden. Die Zimmer (ātāk) ſind alle ſeparirt und communiciren nicht miteinander, ſo zwar, daß man von einem ins andere nur durch den Hof gelangen kann, weshalb ein jedes mit einigen Stufen zum Aufgang verſehen iſt. Dieſe Zimmer dienen zur Wohnung für das Geſinde, zu Küche, Magazinen, Kaffee-, Thee- und Rauchcabineten.

Gegenüber dem Haupteingang befindet ſich der große Saal (tälär), wo der Herr des Hauſes die Gäſte empfängt und die Tagesgeſchäfte abmacht. Er iſt ſehr hoch und geräumig, mit vielem Luxus ausgeſtattet, mit Wandmalereien geſchmückt und mit den koſtbarſten Teppichen bedeckt. Zu beiden Seiten des Saals führen Treppen auf eine kleine Eſtrade, von wo der Eingang in den Talar ſtattfindet. Der Saal (*A*) bildet ein Parallelogramm mit vorſpringendem Raum (*B*)



gegen den Hof. Die vordere Wand (*dd*) beſteht aus einem großen Fenſter (urusí). Auf dieſes Fenſter wird viel Kunſt und Sorgfalt verwendet, es koſtet oft die Summe von 2—300 Dukaten; die obere Hälfte deſſelben wird nämlich durch feingefügtes, einer zierlichen Stickerei ähnliches Holzwerk ausgefüllt, in verſchiedenen geometriſchen Figuren Sterne, Poligone und Flechtwerk der originellſten Art bildend, und dem Künſtler liegt es ob, ſtets neue Muſter zu erfinden, damit nie ein Fenſter dem eines andern Hauſes gleiche. In die Lücken des Flechtwerks werden verſchiedenartig gefärbte Gläſer eingeſetzt, ſodaß der Geſammtanblick den Figuren eines Kaleidoſkops entſpricht. Die untere Hälfte der Fenſterwand wird durch fünf bis ſieben ſenkrechte Balkenſäulen unterbrochen, in welchen ſich ſchwere Couliſſenfenſter bewegen, die zwar einfacher, doch ebenfalls mit buntfarbigen Gläſern verſehen ſind. Dieſe koſtſpieligen Fenſter bieten

zwar einen impoſanten Totaleindruck, doch laſſen ſie ſich wegen ihrer Höhe und delicaten Zuſammenſetzung ſehr ſchwer rein halten und waſchen; auch habe ich nie bemerkt, daß ein Perſer es nothwendig fand, eine ähnliche Manipulation daran vorzunehmen. Daher füllen ſich in kurzer Zeit alle Fugen mit Staub; die kleinen Glasſtücke löſen ſich ab, und der Wind pfeift dann ungehindert durch den Saal. Trotzdem wird nie ein Fenſter ausgebeſſert, es wäre dies wider den Grundſatz des Perſers. Im ſchlimmſten Fall werden die Lücken im Winter mit Papier verklebt, daher die Behauptung, das Fenſtermachen ſei ein dem Perſer angeborenes Handwerk.*)

Während des Tags werden die Fenſter faſt nie geſchloſſen, und es kommt dem Europäer ſonderbar vor, im Winter bei offenen Fenſtern ein lebhaftes Kaminfeuer brennen zu ſehen. Das Schließen wäre auch wegen der vielen Lücken nur eitle Mühe. Dem ſchlechten Verſchluß der Fenſter und Thüren iſt es zuzuſchreiben, daß, obgleich die Erwärmung bei den ärmern Klaſſen mittels eines Kohlenbeckens geſchieht, doch Fälle von Asphyxie durch Kohlenoxyd faſt unerhört ſind. Dank dieſer mangelhaften Einrichtung iſt der Geruch in perſiſchen Zimmern nie ſo penetrant wie in Europa in den Wohnungen der Armuth, ſowie auch deshalb die Skro-

---

*) Der Emir tubchane, Commandant der Artillerie, wurde zum Vorwand einer Gelderpreſſung vom Großvezier aufgefordert, ſämmtliche Rechnungen aus den dreißig Jahren ſeiner Verwaltung vorzulegen. Der arme Mann, der kaum nothdürftig ſchreiben konnte, war in großer Verlegenheit. Gedrängt wegen des Ausweiſes, ſagte er endlich: „Da müßte ich ja alle Fenſter hertragen laſſen, denn an ihnen ſind die Rechnungen aufgeklebt.“ Ein Geſchenk von 5000 Dukaten an den Vezier überhob ihn der Mühe des Transports. Als ausgezeichnetes Klebemittel dient das Pulver der Wurzel von Asphodalus (ſerisch), welche ſich häufig in den hohen Bergthälern findet.

fuloſe ſeltener und Erkältungskrankheiten faſt gar nicht vorkommen. Zur Abhaltung der Kälte von 2—5 Grad R. dient ferner ein langer Rollvorhang, der die ganze fehlende Wand zu bedecken vermag.

Die Thüren (dær) beſtehen aus zwei mit eleganten Arabesken, Vögeln und andern Thieren bemalten Flügeln. Sie haben eine wenigſtens einen Fuß hohe Schwelle und ſind ſo niedrig, daß der Europäer, der an dieſe Einrichtung nicht gewöhnt iſt, entweder mit dem Schienbein oder mit dem Kopf anrennt.*) Sie drehen ſich nicht in Angeln, ſondern um Zapfen, und werden nicht mittels Schnallen, ſondern durch ein Kettchen, oben an dem Querbalken, geſchloſſen. Uebrigens findet das Schließen der Thür während des Tags nie ſtatt, welches auch bei der beſchriebenen Conſtruction unnütz ſein würde. Des Anſtands halber iſt an jeder Thüre ein Vorhang (perdeh) angebracht, bei den Armen aus leichtem Baumwollſtoff, bei den Reichen jedoch aus perſiſchem oder indiſchem Shawl.

Durch das gleichzeitige Oeffnen aller Thüren und Fenſter, ſodaß die Luft ungehindert von allen Richtungen eindringt, wird der europäiſche Ankömmling oft ſehr beängſtigt, denn er fürchtet die Zugluft; allein dies iſt etwas, das der Perſer nicht begreifen kann, er hat in ſeiner Sprache kein Wort für Zugluft; von Jugend auf daran gewöhnt, fühlt er vom Zug keinen nachtheiligen Einfluß. Dem Gaſt wird in heißen Tagen derjenige Ort als Ehrenplatz angewieſen, wo der

*) Es kamen mir bei Europäern Fälle ſchwerer Contuſionen und ſelbſt leichte Gehirnerſchütterungen infolge des Anſtoßens gegen den Thürbalken vor; doch nie begegnet ein ähnlicher Unfall einem Perſer, weil er an die Conſtruction gewöhnt iſt, eine hohe Mütze trägt, deren Herabfallen ihn an die Pfoſte mahnt, und der allgemeinen Sitte gemäß beim Paſſiren durch einen engen Raum den Kopf nicht vorwärts, ſondern rückwärts neigt, um das Hinderniß ſtets im Auge zu behalten.

Wind von allen Seiten durchſtreicht und die Luft abkühlt. Tritt der Perſer in ein geſchloſſenes Gemach, ſo ruft er aus: „Chaffèh est!“ (Es iſt erſtickend!) und läßt ſogleich alle Zugänge öffnen.*)

Die innern Wände dieſer Säle ſind prächtig hergerichtet; eine Reihe Niſchen (täktsche), mit reliefartigen Gewinden und Arabesken verziert, zieht ſich daran hin. Dieſe Reliefs werden aus freier Hand mit Kohle gezeichnet und dann geſchickt in Stuck abgeformt; ich ſah deren viele in Jspahan, welche an Leichtigkeit und Eleganz der Zeichnung wie an Feinheit der Ausführung alle Vorſtellungen überboten. Um die Niſchen herum, wie an den Karnieſen und Vorſprüngen, überall befinden ſich Malereien, Blumenſträußchen, Blütenbüſchel, Vögel und Frauengeſtalten in lieblichen Verſchlingungen darſtellend, die zwar der Perſpective und des Schattens ermangeln, aber durch die anmuthige Erfindung und die Friſche der Farben einen beſondern Reiz gewähren. Den Glanzpunkt der Malerei und der Stuccaturarbeiten bildet der Plafond, auf deſſen Ausſchmückung die meiſte Sorgfalt verwendet wird. Aus feinſtem Spiegelglas gefügte künſtliche Figuren wechſeln hier mit bunten Gemälden in goldenen Rahmen, mit Porträts von Monarchen, Generalen, Frauen und Knaben, ſodaß das Ganze einem Quodlibet nicht unähnlich ſieht. Ein ſolcher Plafond mit ſeinen Stuccaturen, Malereien und Vergoldungen koſtet oft 500—800 Dukaten, und bedenkt man dazu, daß die flachen Dächer ſelten einem anhaltenden Regen widerſtehen, die durch Näſſe entſtehenden Beſchädigungen aber niemals reſtaurirt werden, ſo muß man über die kin-

*) Ich kannte nur zwei Perſer, welche gegen Zugluft empfindlich waren; doch beide hatten als Geſandte lange Zeit in Europa gelebt, wo ſie auf deren Schädlichkeit aufmerkſam gemacht wurden.

diſche Verſchwendung ſtaunen. In der Neuzeit begann man allerdings den Saal mit einem ſchrägen Dach (schirwāni) zu verſehen, allein das ſchlechte Bauholz verleiht auch dieſem ſelten die nöthige Feſtigkeit.

Der Eſtrich iſt nicht gedielt, ſondern nur mit einer glatten Gipslage überzogen; er wird mit den berühmten perſiſchen Teppichen und Filzen bedeckt. Einen Teppich nach europäiſcher Weiſe über das ganze Zimmer zu ſpannen, iſt nicht Sitte, weil die perſiſchen Teppiche wegen ihrer Dicke und Dichtigkeit zu ſchwer gehoben oder transportirt werden könnten.*) Man belegt die Seiten mit zwei dicken Yezder-Filzen (kænāre); zwiſchen beide wird ein feiner, gemuſterter Teppich aus Farahan (ḳāli) gebreitet, und an die Thür kommt wieder ein ſchmaler Filz (serneschin). Der oben mit *B* bezeichnete Raum am Fenſter erhält den koſtbarſten Teppich, den schāh-neschin, d. i. Königs- oder Herrenſitz. In einem der Seitenwinkel liegt noch ein dicker, feiner Flanell (patu), meiſt carminroth, worauf der Eigenthümer oder Vorſitzende Platz nimmt.

Bei den minder Wohlhabenden erſetzt die Stelle der theuern und ſchweren Teppiche ein ſteifes, feſtes, buntfarbiges Gewebe, welches ſehr dauerhaft, zum Niederſitzen auf perſiſche Weiſe aber nicht weich genug iſt. Man nennt es gelim, und es gilt ſprichwörtlich als Zeichen der Genügſamkeit und

---

*) Auf meiner Durchreiſe durch Iſpahan wurde ich im Schloſſe Anguriſtan einquartiert. Der Gouverneur befahl, mir einen Teppich unterzubreiten; elf Faraſche (Diener und Aufwärter) ſchleppten ſich damit, vermochten ihn aber nicht zu heben, ſondern er mußte durch das Fenſter hereingezogen werden. Dieſer Teppich, von Schah Abbas ſtammend, war mehr als zweihundert Jahre alt und noch ſo gut erhalten, die Farben ſo friſch, die Zeichnung ſo zart, wie ich in dieſer Art nie etwas Aehnliches geſehen.

der ſich reich dünkenden Armuth der Derwiſche; ſo ſingt Saadi:

Die ganze Welt genügt nicht dem Eroberer;
Ein halbes Brot und ein Gelim dem Derwiſch.

Iſt ein Zimmer gehörig mit Teppichen verſehen, ſo iſt es auch nach perſiſchen Begriffen vollkommen möblirt, denn von Möbeln und ihrem Gebrauch verſteht der Perſer nichts. Er ſchafft wol, in Nachahmung der Europäer, einige Seſſel an, macht aber faſt nie Gebrauch davon; geſchieht es ja einmal, ſo vergißt er ſich beim Niederſetzen, ſchlägt die Beine unter und hat dann beim Aufſtehen die größte Pein, ſich zu erheben und das Gleichgewicht zu behalten. Als Schränke dienen die in den Mauern angebrachten Niſchen; in dieſe werden die zum täglichen Gebrauch beſtimmten Kleider, in Tücher (bächtsche) eingewickelt, hineingelegt, während der übrige Vorrath in Koffern (jachdân) aufbewahrt wird.

Unter dem Talar befindet ſich ein kellerartiges Gemach (zir-zemin), der gewöhnliche Aufenthalt des Perſers während der heißen Sommertage. Es herrſcht darin eine angenehme Kühle, die jedoch dem Europäer nicht zuſagt, er bekommt Kopfſchmerz und zieht bald die Hitze dieſer künſtlichen Kühle vor. Der Fremde thut daher wohl, das Zirzemin zu jeder Tageszeit zu meiden. Abends und nachts iſt der Aufenthalt darin auch dem Perſer abſolut ſchädlich, welcher ihn dann mit jenem auf der Plateforme oder dem Dache vertauſcht. Um die nöthige Ventilation im Keller- und im Hauptgemach zu unterhalten, iſt eine eigene Vorrichtung angebracht; man nennt ſie bâdgir (Windgreifer, Windfänger). Sie beſteht in einem langen Schlauch, der, vom Keller aufſteigend, das Haus thurmartig 8—20 Fuß überragt. In der Mitte iſt er durch Kreuzwände in vier gleiche Räume abgetheilt, während nach oben die Seitenwände fehlen und das Ziegelkreuz offen ſteht. Der Wind,

von welcher Richtung er auch kommen mag, verfängt ſich darin; es entſteht zwiſchen der obern und der Kellerluft eine Circulation, oft in dem Maße, daß ein poröſes, mit Waſſer gefülltes Thongefäß, kurze Zeit dem Luftſtrom ausgeſetzt, friſch und kalt wird. An der Stelle, wo der Schlauch in den Keller mündet, hat der Boden des Saals eine vergitterte Oeffnung; dadurch entſteht auch dort ein ſtarker Luftzug, der in einiger Entfernung erfriſchend wirkt.

Eine andere Einrichtung, um die Luft abzukühlen, ohne die unangenehme Nebenwirkung des Kelleraufenthalts ertragen zu müſſen, findet ſich in Häuſern der Reichen, wo fließendes Waſſer vorhanden iſt; ſie heißt serd-āb und beſteht aus einem ebenerdigen, etwas vertieften Zimmer oder vielmehr Durchgang, dem gegen die Gärten zu beide Wände fehlen. Durch die Mitte läuft eine Rinne mit fließendem Waſſer. Der Durchzug der Luft, verbunden mit der Strömung und Verdunſtung des Waſſers, machen dieſes Gemach zu einem ſehr angenehmen, erquicklichen Aufenthaltsort in heißen Sommertagen.

Für die Heizung wird, wie in allen ſüdlichen Ländern, ſehr wenig Sorge getragen; nicht etwa daß es in Perſien nicht kalt oder die Kälte nicht empfindlich wäre, aber ſie dauert zu kurz, und ſich wegen einer vorübergehenden Ungemächlichkeit in Mühe und Unkoſten zu verſetzen, das widerſtrebt der Natur des Perſers. Nur in Häuſern der Reichen befinden ſich einige kleine, niedrige Winterzimmer, in welchen Kamine (buchāri) angebracht ſind. Dieſelben beſtehen aus einer Höhlung in der Mauer, von wo ein Schlauch gegen das Dach ſteigt; die äußere Verkleidung iſt mit Stuccaturen, Vergoldungen, Arabesken und mit Verſen verziert. Man hüllt ſich, wenn es kalt iſt, in Pelzwerk, kauert nahe am Kamin zuſammen und zieht ſo direct die Wärme ein, ohne viel von Rauch

beläſtigt zu werden, da dieſer ungehindert durch die offenen Thüren und Fenſter ſeinen Ausgang nimmt.

Europäiſche Oefen behagen dem Perſer nicht, denn er findet ſich unbehaglich in geſchloſſenen Räumen, er klagt über ſtickende Luft und den unerträglichen Ofendunſt (buchär dāred). Dagegen liebt er die europäiſchen Kamingeräthſchaften, womit er gern das Feuer ſchürt. Auf den ausgebrannten Kohlen pflegt er ſich das in Stückchen geſchnittene und auf den Spieß (sich) geſteckte Fleiſch ſelbſt zu braten (sichkæbāb), ein Geſchäft, welches ſogar der Schah zuweilen höchſteigenhändig verrichtet.

Das Brennholz iſt ſchlecht und theuer und verdient kaum dieſen Namen, denn es beſteht aus Geſtrüpp und Wurzeln von verſchiedenen Kräutern, wie Artemiſien (jauschan), Aſtragalen (gewenn) u. ſ. w., und aus dürren Aeſten von Fruchtbäumen. Hier und da benutzt man das Holz der Bergcypreſſe und der wilden Mandelbäume. Es wird nach dem Gewichte gekauft; ein Chalvar (530 wiener Pfund) koſtet durchſchnittlich 0,8 bis 1,0 Dukaten.

In ſehr reichen Häuſern wird manchmal ein großes Kohlenbecken mit wohlausgeglühten Kohlen (mangal) ins Zimmer geſtellt, doch iſt dieſer Gebrauch wegen der Koſtſpieligkeit ſeltener als in der Türkei.

In den Harems hat man einen eigenthümlichen Wärmeapparat, den Kurſi oder Tendur. Ueber ein kleines, mit Aſche bedecktes Kohlenbecken wird ein Tiſchchen geſtellt, darüber werden ſchwere, gut wattirte Wolldecken gebreitet. In dem dadurch gebildeten Raum finden vier Frauen, ins Kreuz gelagert, vollkommen Platz; nur der Kopf und die Hände bleiben frei; im Rücken dient ein Bündel Wäſche oder ein Polſter zur Lehne. Sehr viele Perſerinnen ſchlafen während des Winters unter dem Tendur. Die Gewohnheit macht ſie faſt unempfindlich gegen den ſchädlichen Einfluß; daß jedoch

manche Genitalleiden von dieſer Sitte herrühren, iſt wol nicht zu bezweifeln.

Handwerker und Kaufleute, welche frei im Bazar hantieren, zünden ein kleines Kohlen- oder Holzfeuer an und erwärmen ſich abwechſelnd die erſtarrten Finger.

Der Verbrauch an Kohle iſt in Perſien ſehr bedeutend; ſie iſt zur Bereitung von Thee, Kaffee, Narghile, Käbab (Braten) ſowie für verſchiedene Gewerbe unentbehrlich. Man bringt ſie aus den Wäldern Maſanderans nach Teheran, wo das Chalvar zwiſchen 1,8 bis 2,3 Dukaten koſtet. Auch Steinkohlen finden ſich in bedeutenden Lagern und vortrefflicher Qualität. Wegen der mangelhaften Einrichtung der Oefen, und da ſie zum Anzünden des Narghile untauglich ſind, weiß man ſie jedoch nicht zu verwerthen.

Unrathskanäle hat man in den perſiſchen Städten nicht, ſondern tiefe Senkgruben, welche in einer gewiſſen Tiefe horizontal ausgebuchtet nnd erweitert ſind. In Iſpahan und andern Agriculturbezirken endet der Schlauch in ein minder tiefes, kellerartiges Gewölbe, von wo aus die Excremente, mit Stroh und Abfällen gemiſcht, von den Landleuten als Dünger weggeführt werden. Wenn dieſe Transporte nur des Nachts geſchähen und die Räumung in kurzen Friſten ſich wiederholte, ſo wäre die Einrichtung in Städten von mittlerer Bevölkerung ſowol für die Agricultur als auch für den Geſundheitszuſtand gewiß die zuträglichſte.

Der Abort beſteht in einem kleinen Appartement über dem Schlauch, in deſſen Mitte auf dem Boden ein länglicher Ausſchnitt ſich befindet, zu beiden Seiten mit einem Ziegel zum Daraufſtellen der Füße verſehen. Der Perſer verrichtet die Excretio alvi et urinae in hockender Stellung, aus Furcht, ſeine Kleider zu beſchmuzen, wodurch er geſetzlich unrein würde. Nichts iſt ihm am Europäer unausſtehlicher, als daß dieſer die Excretio urinae ſtehend verrichtet

und die Reinigung der partes nicht, wie er, mittels Waſſer oder in der Wüſte mit Sand bewirkt. Bei dem ungenirten Nennen der geheimen Theile ſelbſt in guter Geſellſchaft von Männern und Frauen darf es nicht befremden, daß Europäer vielfach eben in dieſem Punkte gefragt und zur Rede geſtellt werden. Unter Feth Ali Schah interpellirte einſt der Premierminiſter den Geſandten einer Großmacht darüber, ward aber in derb engliſcher Weiſe von dem Befragten abgefertigt.

In dem Werk des berühmten Reiſenden Barth findet ſich folgende Stelle (II, 376: „Mit großem Behagen und in einer Weiſe, die mich herzlich lachen machte, beſchrieb Agid Burku eine Sitte der Heiden, welche mit der der civiliſirten Europäer übereinſtimmt, aber in den Augen der Mohammedaner als ein Greuel erſcheint und dem Europäer, wenn er ihr nicht entſagt, unter Fanatikern leicht das Leben koſten kann, — ich meine die Gewohnheit, ein kleines Bedürfniß im Stehen zu verrichten."

Daſſelbe Verhältniß waltet in Perſien ob. Der Prinz Ikbaleh Dawleh, engliſcher Unterthan aus dem indiſchen Königshaus Aud, kam auf ſeiner Reiſe nach Iſpahan in das Städtchen Natans. Obwol ſonſt ein ſehr eifriger Muſelman, verrichtete er, durch eine organiſche Krankheit dazu gezwungen, die Excretion im Stehen. Darüber entſtand ein Tumult, das Volk warf mit Steinen, und einer aus der Suite des Prinzen wurde ſchwer verwundet; ich behandelte ihn in Iſpahan an einer gefährlichen Kopfverletzung. Auf Einſchreiten der engliſchen Geſandtſchaft verſtand man ſich ſpäter zu der geforderten Satisfaction. Von einem in Paris weilenden Perſer hinterbrachte man dem König, um ſeine Emancipation und Abtrünnigkeit vom Geſetz zu beweiſen, daß er Schweinefleiſch eſſe und ſtehend die Function verrichte.

Nach geſchehener Excretion wäſcht ſich der Perſer die

Theile mit der linken Hand, während die rechte ſorgfältig geſchützt bleibt. Zu dem Behufe trägt jeder eine Kupferkanne mit langem Rohr bei ſich oder läßt dieſelbe vom Diener nachtragen. Niemand unternimmt eine Reiſe oder den kleinſten Ausflug, ohne die unerlaßliche Kanne mit ſich zu führen. Das Ritualgeſetz ſchreibt vor, daß man womöglich die Evacuation am Ufer eines fließenden Baches oder im Waſſer ſelbſt vollbringe. An ſchattigen Punkten kann man daher faſt nirgends einen ungeſtörten Ruheplatz finden, ſelbſt die Gegenwart des Schah wird nicht reſpectirt. Weit zweckmäßiger war das moſaiſche Geſetz, welches in Lagerplätzen die Aborte auf ferne Stellen zu verlegen und das Excret mit Erde zu beſchütten befahl; der weiſen Geſetze eines Zerduſcht gar nicht zu gedenken, daß überall das Waſſer in ſeiner Reinheit bewahrt werden ſolle.

Der Hof (hajät) des Hauſes iſt in mehrere Gärtchen und Beete getheilt, worin Bengaliſche Roſen (gule reschti), Jasmin, Schneeball- (budak) und andere Bäume, Geſträuche und Blumen angepflanzt ſind. Des Schattens halber werden hier und da die Gänge mit Rebenſpalieren und Lauben verſehen.

Waſſer, ſowol zu den geſetzlichen Waſchungen bei den Gebeten als zur Kühlung und zum Aufſpritzen unentbehrlich, fehlt in keinem perſiſchen Hauſe. Ein großes Baſſin (hauz), welches mit einer Waſſerleitung in Verbindung ſteht, nimmt die Mitte des Hofes ein. Es bildet entweder ein viereckiges, 6—7 Fuß tiefes Becken oder verſchiedene polyedriſche Figuren, und iſt dann möglichſt flach und ausgedehnt, um die Oberfläche des Waſſers und ſeine Verdunſtung zu vermehren. Das Becken wird mit Ziegelſteinen ausgelegt und mit einem waſſerdichten Cement überkleidet. Man bereitet letztern, indem man friſchen Kalk zu gleichen Theilen mit Kieſelerde haltender Badeaſche aus verbranntem Pferdemiſt, oder mit

Papus von Arundo donax vermengt, dann die Maſſe durch zwei bis drei Tage mit Keulen ſchlägt, bis ſie gleichmäßig wird. Er erhält ſich bei ſteter Feuchtigkeit vortrefflich, ſpringt jedoch im Trockenen, wird auch von der Kälte ſpröde und brüchig, weshalb das Baſſin im Winter bedeckt und mit Dünger verwahrt werden muß. Infolge der mangelhaften Conſtruction der Kanäle verdirbt das Waſſer ſehr raſch; es füllt ſich mit thieriſchen und pflanzlichen Organismen, und wird dann die Quelle von Intermittens und Dysenterie, welche in manchen Häuſern endemiſch graſſiren. Beſonders nachtheilig wirkt in dieſer Hinſicht auch die Sitte, wonach häufig ein über dem Baſſin errichtetes Gerüſt als Schlafſtätte für die Hausleute benutzt wird.

Hier und da gibt es in den Höfen noch eine Ciſterne (ābambār), welche entweder ebenfalls durch geleitetes oder durch Regenwaſſer geſpeiſt wird. Das Waſſer erhält ſich mehr oder weniger rein darin, je nach ihrer baulichen Anlage, der Beſchattung und Reinigung.

Seitwärts vom großen Saal oder von einem andern Zimmer aus führen von beiden Seiten ſymmetriſch ſteile, enge Treppen zu zwei Gemächern im erſten Stockwerk, Balachane genannt (d. i. über dem Hauſe, daher der Name Balkon), welche gewöhnlich zum Frühjahrsaufenthalt dienen.

Die Dächer (puschtebām) ſind, wie erwähnt, flach und beſtehen aus einer dicken Schicht Thonmörtel, der mit Stroh gemiſcht*), dann geſtampft und gewalzt wird. Während der heißen Sommernächte bieten ſie die angenehmſte Schlafſtelle. Der Europäer fürchtet anfangs den Schlaf in freier

*) Dieſer Mörtel heißt kahgil (Thonſtroh); angefeuchtet, verbreitet er den bekannten Thongeruch. Er gilt den Perſern als beſonders wirkſames Analepticum, daher bei Ohnmachten feuchtes Kahgil unter die Naſe gehalten wird.

Luft, und verſucht es im Zimmer, höchſtens bei offenen Fenſtern, zu ſchlafen; allein die Hitze ſowol wie die Mücken beläſtigen ihn dergeſtalt, daß er ſich ganze Nächte ſchlaflos herumwälzt und endlich erkrankt. Beſſer alſo, man ahmt die Landesſitte nach und verſucht nicht das Unmögliche. Da die Luft faſt beſtändig trocken iſt, ſchadet das Schlafen auf dem Dache nicht, nur muß man ſich gehörig zudecken, weil ohne dieſe Vorſicht die plötzliche Abkühlung der Luft nach Mitternacht leicht Fieber erzeugt.

Gegen Sonnenuntergang begeben ſich alle Bewohner des Hauſes einſchließlich der Frauen auf das Dach. Aus dieſem Grunde beſtimmt das Geſetz, daß jedes Haus zur Abwehr neugieriger Blicke mit überragenden Feuermauern verſehen ſei, ſowie es auch ſtreng verboten iſt, die Augen auf ein fremdes Dach hinüberſchweifen zu laſſen: ein Verbot, das Europäern nicht genug eingeſchärft werden kann, wollen ſie nicht muthwillig ſich großer Gefahr ausſetzen.*) Desgleichen iſt es verboten, ein Haus ſo hoch anzulegen, daß man von deſſen Dach das des Nachbars überſchaut.

In den weitläufigen Häuſern der Prinzen und hohen Beamten beſteht noch ein eigener Seitenhof mit beſonderm Eingang und mehrern feingemalten Zimmerchen (chalvet, Geheimgemach). Hierher zieht ſich der Beſitzer zurück, wenn er ungeſtört ſich mit jemand unterreden oder, Geſchäfte vorſchützend, dem dolce far niente ſich überlaſſen will.

Von dem birun (Männergemach) oder manchmal ſchon von dem Hauptthor aus führt ein Gang zum harem (Frauengemach). Dieſer Gang, häufig im Zickzack angelegt,

*) Ich gab im Jahre 1854 einem Europäer Gaſtfreundſchaft. Obwol ich ihn mit der Landesſitte bekannt machte, konnte er doch in meiner Abweſenheit der Neugierde nicht widerſtehen. Es erfolgten Steinwürfe und andere Unannehmlichkeiten, ſodaß ich große Mühe hatte, die Aufregung beizulegen.

iſt am hintern Ende mit einem Vorhang verſchloſſen, welcher die Grenze der Weiberabtheilung bezeichnet, und nur von Frauen, Eunuchen, dem Ehemann und auf jeweilige ſpecielle Erlaubniß vom Arzt gelüftet werden darf. Auf Anfrage hebt der Eunuche den Vorhang und ruft „Bis millah!“ (Im Namen Gottes!); der Vorhang fällt nieder, und man befindet ſich im Enderun. In Bauart und Eintheilung unterſcheidet ſich das Enderun wenig vom Birun, nur ſind die Höfe zur Unterkunft der vielfachen Frauenwirthſchaften mannichfaltiger, die Zimmer der Favoritefrau pompöſer eingerichtet, die Seitenteppiche zuweilen auch mit koſtbarem indiſchen Shawl bedeckt, die Thürvorhänge von Shawl oder von gemuſterter Seide aus Yezd. Beſonders auffallend iſt die in der Niſche und auf den Geſimſen ſtehende Menge von bemaltem Glas und Porzellan, chineſiſcher wie europäiſcher Arbeit: Spiegelchen, Schüſſeln, Thee- und Milchkannen, Schalen, Becher und Näpfe in den verſchiedenſten Größen, Formen und in den bunteſten Farben.

Von den Bädern und von den oft ſehr ausgedehnten Gärten, welche zu den Häuſern reicher und angeſehener Perſonen gehören, wird am geeigneten Ort die Rede ſein. Desgleichen über Stallungen und deren Einrichtung. Außer den Pferden wird kein Hausthier im Stall untergebracht; Rinder, Schafe und Ziegen übernachten im Hofe des Hauſes.

B. Die Stadt Teheran.

Wenn ſich der Reiſende einer europäiſchen Hauptſtadt nähert, ſo mahnen ihn die vielfach convergirenden und ſich kreuzenden Straßen, das muntere oder tumultuariſche Treiben der zu- und wegfahrenden Wagen und Kutſchen, die reichen Dörfer und Flecken, die ſtädtiſche Tracht, Geſittung und Verfeinerung der Bewohner, die Fabrikgebäude und end-

lich der Anblick von Monumenten, ausgedehnten Friedhöfen, hervorragenden Thürmen und Kuppeln, daß er ſich gegen das Centrum des Landes bewege. Nichts von alledem darf man bei Teheran erwarten. In einer ſchlecht bewäſſerten Ebene gelegen, nahe dem Rande der Wüſte, ohne alle Straßen und Verbindungswege außer denen, welche der Tritt der Saum- und Laſtthiere bezeichnet hat, bietet die Stadt kein öffentliches hervorragendes Gebäude, keine Thürme und Minarets, keine hochgewölbten Moſcheen; die Häuſer aus grauem Thon und die flachen, fahlen Dächer geben ihr den Anblick einer Gruppe von unregelmäßigen Erdhügeln. Dörfer befinden ſich zwar zahlreich in der Umgegend, aber ſie ſind wie Oaſen in der weiten Ebene zerſtreut oder am Fuße des Elburz durch eine Hügelkette maskirt. Die Stadt hat abſolut keine Induſtrie, daher auch kein Fabrikgebäude, der Handel beſchränkt ſich rein auf das locale Bedürfniß, daher kein lebhaftes Zuſtrömen von Waaren; kurz nichts erinnert an eine Großſtadt. Als ich bei meiner Ankunft im Jahre 1851 in unmittelbare Nähe der Stadt gelangt war, ja als ich bereits die Thore paſſirt hatte, wegen Unkenntniß der Sprache aber keine nähern Erkundigungen einziehen konnte, ſchien es mir unglaublich, daß ich wirklich die Reſidenzſtadt vor mir hätte.

Teheran, in der trockenen Hochebene am ſüdlichen Abhang der Elburzkette, 3308 Fuß über dem Meeresſpiegel gelegen, bildet ein unregelmäßiges Polygon, von neun geraden Linien begrenzt; ſeine größte Ausdehnung iſt von Oſt nach Weſt. Das heutige Teheran iſt ſtreng genommen nur eine Fortſetzung oder Verrückung der alten mächtigen Stadt Rages oder Ray, welche vielfach durch Kriege verheert, von den Mogulen unter Dſchengis und Tamerlan zerſtört, endlich ganz unter Trümmer begraben wurde, und deren Wiederaufbau Aberglaube und Vorurtheil verhinderten, indem die

Sage ging, ſie ſei wegen ungaſtlicher Aufnahme eines Nachkommen des Propheten Ali von dieſem verflucht. Dagegen vergrößerte ſich allmählich das daranſtoßende Dorf Teheran. Noch jetzt wird in Urkunden der ſtädtiſche Grundbeſitz mit dem Beiſatz „in Teheran auf dem Boden Rays (chāk-e-Ray)“ einregiſtrirt. Bekanntlich wählte der Gründer der jetzigen Kadſcharendynaſtie, Chadſche Mehmed Aga, nach dem Untergang der Herrſcherfamilie Zend, mit Hintanſetzung der Städte Ispahan und Schiraz, Teheran zur Reſidenz. Es leiteten ihn dabei mehrere Motive. Erſtens war es in Perſien von jeher Grundſatz der Begründer einer neuen Dynaſtie geweſen, eine andere Stadt zur Reſidenz zu erheben, ſie reich und mächtig zu machen und eine neue Bevölkerung von Günſtlingen und Clienten um ſich zu verſammeln, dagegen die frühere Hauptſtadt ſammt den dort ſeßhaften Anhängern der alten Dynaſtie zu ſchwächen. So hatten auch die frühern Dynaſtien jede die Reſidenz gewechſelt und nacheinander Tabris, Märageh, Sultanieh, Kaswin, Ispahan, Schiraz u. ſ. w. bewohnt. Sodann wollte der Gründer der Kadſcharendynaſtie ſeinem Tribus, welcher um Aſtrabad ſeßhaft und an Zahl ziemlich gering war, näher ſein, um bei einem etwaigen Handſtreich oder einer Empörung nöthigenfalls in deſſen Mitte Zuflucht und Schutz zu finden. Endlich mochte ihn wol auch die Lage des Orts zu der Wahl beſtimmen. Denn wie troſtlos unfruchtbar und waſſerarm die Gegend auch zu ſein ſcheint, ſo iſt doch die Ernährung der Population daſelbſt leichter als an irgendeinem andern Punkte Perſiens. Durch das nahe Gilan und Maſanderan wird die Stadt mit Reis, Fiſchen und Südfrüchten, durch die Chamſe mit Getreide und Hülſenfrüchten, durch die Nomaden vom Elburz, Elwend, Demawend und Laridſchan mit Vieh und den beliebten Milchproducten, durch Ispahan, Kaſchan, Kum und deren Umgebung mit Trauben, Melonen und anderm Obſt, durch

Tabris, Ispahan, Kaſchan und Hamadan mit Manufacturen und Waaren verſorgt. Das mangelnde Waſſer kann leicht durch künſtliche Leitungen mittels unterirdiſcher Kanäle, ſelbſt im großen durch Ableitung der Flüſſe Dſchedſcherud und Keretſch und des Sees Tar, oberhalb der Stadt Demawend, beſchafft werden. Die zahlreichen Gebirgsdörfer am Fuße und in den Thälern des Elburz bieten die herrlichſten Plätze für Sommerquartiere und Lager; die fetten Triften von Laar geben hinreichendes Futter für die königlichen Pferde; der Bedarf an Holz und Kohlen iſt durch Anbahnung von Wegen aus den Urwäldern am Kaspiſchen Meere herbeizuſchaffen; ſchöne Glanzkohle findet ſich in mächtigen Lagern wenige Meilen öſtlich von der Stadt am Fuße des Gebirgs, ſie ſtreicht zwar nur in ſchwacher Schicht vor Teheran vorbei, erſcheint jedoch an den ſüdlichen Abhängen in unermeßlichen Lagern wieder; die grauen Marmorhügel bei Ray liefern einen vortrefflichen Bau- und Kalkſtein, weiterhin ziehen ſich mächtige Gipslager, der Thon iſt plaſtiſch und eignet ſich zum Erdbau.

Dieſe letztern Umſtände, obwol ſie bei der Wahl der Hauptſtadt gewiß am wenigſten berückſichtigt wurden, hatten auch den Beſtand der alten, volkreichen Stadt Rages ermöglicht, welche zwar unter günſtigern Bodenverhältniſſen gelegen und vor den Weſtwinden mehr geſchützt war, aber doch nur den erwähnten Vortheilen ihre Größe verdankte.

Im Umfang von 4000 Klaftern iſt die Stadt Teheran durch einen Erdwall aus geſtampftem Lehm, worauf hundert Thürme (burdsch) errichtet ſind, und von einem Graben (chandek) umgeben. Ein öſtliches, ein nordöſtliches, zwei ſüdliche und zwei nördliche Thore — das eine der letztern das Citadellenthor — führen in das Innere; ſie heißen Derwaze Dawleh, D. Schemiran, D. Dulab, D. Nau und D. Kaswin.

Teheran macht Anſpruch darauf, eine Feſtung von Bedeutung zu ſein; der Kriegsminiſter fragte einſt alles Ernſtes einen öſterreichiſchen Offizier, ob Oeſterreich (nemseh) eine ähnliche Feſtung beſitze. Und doch ſind die Mauern von Waſſerriſſen ſo abgeſchwemmt, daß einzelne Perſonen im geheimen den Weg über ſie nehmen, ja an einer Stelle, wo die Waſſerleitung durchzieht, hat ſich die luſtige Jugend einen bequemen Eingang geſucht; die Thürme ſind halb verfallen und würden kaum dem erſten gutgezielten Kanonenſchuß widerſtehen. Dies veranlaßte einen unſerer Offiziere zu der Aeußerung, Teheran könne durch Maceration der Lehmmauern oder mit Feuerſpritzen genommen werden. Der Graben iſt halb ausgefüllt mit Reſten abgenagter Skelete, mit Trümmern und Stadtkehricht. Die Thore ſind zwar ſehr maſſiv und die Schlüſſel werden ſorgfältig vom Stadtcommandanten bewahrt, ſodaß der Einlaß nachts nur mit deſſen ausdrücklicher Erlaubniß erfolgen kann, und man, nach 10 Uhr vor den Thoren anlangend, im Freien übernachten muß; allein ſie bewegen ſich ſo ſchwerfällig und unſicher um ihre Zapfen, daß ein plötzlicher Einſturz derſelben nicht zu den Seltenheiten gehört und während meines Aufenthalts ſich zweimal ereignete. Im Sommer 1854 ließ der König, welcher damals zwei Meilen weit von der Stadt wohnte, ſeine Elefanten aus Teheran kommen. Der Wärter kehrte ſpät in der Nacht mit ihnen zurück und fand die Thore verſchloſſen. Bitten und Drohungen halfen nichts, er fürchtete ſehr, daß die empfindlichen Thiere ſich erkälten und krank werden möchten. In ſeiner Verlegenheit forcirte er mit den beiden Elefanten das Stadtthor. Als der König dies erfuhr, gerieth er in Zorn und wollte den Treiber tödten laſſen; nur die Vorſtellung, es werde dadurch der Welt die Schwäche der Feſtung verrathen werden, rettete den armen Mann. Einige Zeit ſpäter fuhr der Prinz Dolgoruki in ſeinem

Galawagen über die Zugbrücke der Citadelle; da ſtürzten die Thore beim Oeffnen zuſammen und der Diener nebſt zwei Pferden wurden getödtet.

Gegen innere Meuterer und äußere Freibeuter gewähren dieſe Mauern allerdings einigen Schutz; ſie ſind daher für die Sicherheit der Citadelle, des königlichen Hauſes und der Schatzkammer von Bedeutung.

Das innere Gebiet der Stadt zerfällt in die Citadelle (ark), welche ihrerſeits im Umfang von 1040 Klaftern durch eine hohe Lehmmauer mit Thurm und Graben eingefaßt wird, und in vier Stadtviertel, von denen das neueſte, nordöſtliche, auf Gartengrund gebaut, das waſſerreichſte, geſundeſte und höchſtgelegene iſt; es heißt das Schemiraner Viertel (mæhæleh schemirān). Das Viertel ſüdlich von der Citadelle, das volkreichſte aber waſſerärmſte, enthält die Karavanſeraien und Bazare; es heißt Mæhæleh Schäh abdulazim. Das weſtliche Viertel (M. sengeletsch) hat die meiſten Paläſte, wohingegen das ſüdöſtliche oder Viertel der Gruben und Pfützen (M. tschal-meidan) das ärmſte und ungeſundeſte iſt.

So wenig der Perſer auf das Aeußere der Häuſer ſieht, ebenſo wenig Sorgfalt verwendet er auf die Anlage und die Weite der Gaſſen; ſie ſind eng, winkelig, unregelmäßig, oft ſackartig endend. Der Mangel an Quergaſſen und Durchgängen nöthigt zu großen Umwegen, und dieſer Uebelſtand wird von Tag zu Tag greller, da es faſt jedermann erlaubt iſt, mit ſeinem Hauſe weiter vorzurücken und den ſchmalen Weg noch mehr zu verengen. An manchen Stellen können kaum zwei beladene Thiere einander ausweichen, ſodaß durch die vielen mit Stroh, Holz u. ſ. w. voluminös bepackten Kamele und Maulthiere die Communication fortwährend gehemmt wird. Nach dem Grundſatz, daß die Gaſſe keinem und allen gehöre, werden vor den Häuſern der

Reichen Ladungen von Stroh, Getreide, Reis u. ſ. w. abgeladen, die oft ſtundenlang die Paſſage verſperren. Dazu kommt noch die orientaliſche Sitte, wonach die Großen, von einem Schwarm von Dienern und Clienten begleitet, äußerſt langſam ſich vorwärts bewegen und jeder, der im Rang geringer iſt, ausweichen, anhalten oder den Rückweg nehmen muß.

Noch mehr tragen zur Erſchwerung der Communication die Waſſerleitungen und Senkgruben bei. Die Stadt deckt nämlich ihren Waſſerbedarf durch ſechs verſchiedene Leitungen, welche alle vom Fuße des Elburzberges ihren Urſprung nehmen und worunter die des Königs (Kanate-Schah) die mächtigſte iſt. Bis zur Stadt ſind ſie überbaut. Vom Stadtgraben aus werden ſie mittels einer Communicationsröhre (schutur gelu, Kamelhals) in das Innere der Stadt geführt. Hier fließt das Waſſer in der Mitte der Straße theils ganz offen, theils nur halb überdeckt. Dieſelben Kanäle dienen auch zum Abfluß der Regengüſſe und der verſchiedenen Waſch- und Abſpülwaſſer der Stadt, daher ſie ſich leicht verſtopfen, und um ſie wieder flott zu machen, ſind an verſchiedenen Stellen in der Mitte der Straße Löcher angebracht. Die Laſtthiere der Stadt, an dieſe Einrichtung gewöhnt, gehen vorſichtig daran vorbei; ſchwerbeladene Thiere vom Lande aber, beſonders Kamele, treten häufig in die Löcher und brechen ein Bein. Beſonders im Frühling, wenn durch Schnee und Regengüſſe die Oeffnungen maskirt werden, iſt die Paſſage für Thiere gefährlich, man muß dann dem Pferde freien Zügel laſſen, damit es mit dem Fuß unterſuchen und der Gefahr ausweichen kann.

Um Erde zum Baumaterial zu gewinnen, manchmal auch zum Zweck eines Abzugsſchlauchs, werden häufig nahe den Häuſern Senkgruben (tschā) gegraben; man nimmt ſich nicht immer die Mühe, ſie zu bedecken; ſie bleiben offen und bilden

ein ferneres Hinderniß für die Paſſage. Werden ſie bedeckt, ſo geſchieht es nur mittels einiger dünner Balken und daraufgeſtreuter Erde; die ſchwache Decke ſinkt bald wieder ein, und nun bleibt die Grube lange Zeit offen. Dennoch ereignet ſich ſelten ein Unglücksfall, denn jeder ſieht behutſam vor ſich hin, und wer hineinfällt, hat das Unrecht, die nöthige Achtſamkeit verſäumt zu haben.*)

Es gibt auch eigentliche Brunnen in Teheran, allein das Waſſer darin iſt ſalzig und bitter, und kann nur als Spülwaſſer benutzt werden. Anders verhält es ſich mit den Brunnen von Ispahan, welche zu jeder Jahreszeit ein gutes und 14 Grad kaltes Waſſer in hinreichender Menge liefern.

Beleuchtung. Bis 10 Uhr abends werden die Gaſſen durch kleine, von Strecke zu Strecke aufgeſtellte Oellämpchen ſpärlich beleuchtet. Doch reicht ihr Licht nicht hin, und es iſt Gebrauch — auch von der Sicherheitspolizei angeordnet —, daß man nachts auf der Straße mit einer Laterne (fanus) verſehen ſei. Die Conſtruction dieſer Laternen iſt eigenthümlich; ſie beſtehen aus einem Unterſatz und einer Decke von Kupfer, zwiſchen denen ein etwa $2\frac{1}{2}$—3 Fuß meſſender beölter Papiercylinder auf Drähten ausgeſpannt iſt. Gewöhnlich werden zwei Stück von den Dienern vorgetragen. Von Gaſtmählern werden die Gäſte mittels Windlichtern (maschale), aus mit Naphtha getränktem und auf hohe Stangen

*) Vor einigen Jahren ſollte ich einen zweiundſiebzigjährigen Greis am Staar operiren. Als ich früh mit meinem Gehülfen hinkam, erfuhr ich, daß er Tags vorher in eine Grube gefallen und einen Rippenbruch erlitten hatte. Ich glaubte an ſein nahes Ende und überließ ihn ſeinem Schickſal. Ein Jahr ſpäter ſtellte ſich derſelbe Greis wieder bei mir ein. Mit Aſſiſtenz des Dr. Dickſon vollzog ich nun die Operation, worauf er, geheilt, eine Wallfahrt nach Kerbelah unternahm, auf welcher ihn das Fatum ereilte.

beſtecktem Werg beſtehend, nach Hauſe begleitet. Erſt in der neueſten Zeit ließ der König die dem Schloſſe parallel laufende Gaſſe durch zahlreiche Laternen auf europäiſche Weiſe, jedoch mit Talgkerzen, beleuchten.

Der Perſer liebt es überhaupt nicht, ſich nachts viel zu beſchäftigen; die Arbeit wird während des Tags abgemacht, denn das Gebot des Morgengebets zwingt ihn, auch im Sommer mit Sonnenaufgang aufzuſtehen. Bei den ärmern Klaſſen brennt abends eine mit Ricinusöl gefüllte Lampe.*) Die mittlern Stände bedienen ſich der Talgkerzen, welche jedoch nicht wie in Europa durch Eintauchen, ſondern durch Uebergießen des Dochts mit geſchmolzenem Talg gefertigt werden, daher ſie ſpindelförmig auslaufen. In die Häuſer der Reichen und Beamten fanden jedoch auch ſchon die Stearinkerzen Eingang; ſie werden von Rußland aus importirt und heißen schame kāfuri, d. i. Kampherkerzen. Zur Verhütung des Abtropfens ſind hohe, in der Mitte ausgebauchte Glascylinder (mardengi) im Gebrauch, welche als ausländiſche, meiſt öſterreichiſche Waare hoch im Preiſe ſtehen. Der König und der Hofſtaat lieben beſonders die Hängeleuchter (tschehil-tscherāk), freilich ein ſehr koſtbarer Luxusartikel. Der Gebrauch der Illumination (tscheragāni) zur Feier eines glücklichen Ereigniſſes, z. B. der Einnahme einer Stadt, der Ernennung des Thronfolgers, der Hochzeit des Königs mit einer neuen Frau u. ſ. w., wurde durch den jetzigen König eingeführt. Da jedoch die Häuſer keine Fenſter nach der Straße haben, iſt eine Illumination im europäiſchen Sinn nicht möglich; es werden einige Lämpchen vor den Thüren angezündet und dergleichen auf dem großen

*) Am Kaspiſchen Meer wendet man zur Beleuchtung meiſt das Naphthaöl an, welches von den Turkomanen in der Nähe von Aſtrabad auf kleinen Schiffen verführt wird.

Platze in verſchiedenen Figuren auf den Boden geſtellt, was von der dominirenden Loge aus geſehen, in welcher der König ſich befindet, immerhin einen recht hübſchen Anblick gewährt.

Für die Reinigung der Straßen geſchieht gar nichts. Dem Belieben der Gemüſepflanzer iſt es überlaſſen, die Abfälle als Dünger wegzuführen. Eingeweide des Schlachtviehs, Speiſereſte und gefallene Thiere werden auf die Gaſſe geworfen und bleiben dort liegen. Es iſt demnach ein wahres Glück, daß die zahlreichen Hunde mit ihrem üppigen Nachwuchs nachts aus ihren Schlupfwinkeln hervorbrechen und die Gaſſen ſäubern; auch Schakale unterſtützen ſie hier und da in dieſer Arbeit. Die zurückbleibenden Skelete werden in den Stadtgraben geworfen. Doch gibt es auch kleine Hügel in der Stadt, welche den Schmuz mehrerer Jahrhunderte, ſchichtenweiſe aufgelagert, in ſich bergen.*) Der peſtilenzialiſche Geſtank, welchen dieſe vielen faulenden Subſtanzen verbreiten, macht den Aufenthalt in Teheran während des Sommers unerträglich, beſonders für Europäer; er erzeugt die häufigen perniciöſen Fieber, und iſt Urſache, daß die Cholera, wenn ſie eingeſchleppt wird, mit beiſpielloſer Heftigkeit wüthet. Am auffälligſten iſt der Verweſungsgeruch einige Tage nach dem ayd-e-kurban (Opferfeſt), weil an dieſem Tage ſo viel Schafe geopfert werden, daß es ſelbſt der angeſtrengten Arbeit der Hunde und Schakale nicht gelingt, die Cadaver zu bewältigen. Dem Europäer iſt daher dringend anzurathen, während des Sommers einen Landſitz aufzuſuchen; in der Stadt würde er ſich unfehlbar eine ſchwere Dysenterie zuziehen.

---

*) Als ein ſolcher in der Nähe des Bazars liegender Schmuzhügel durchgegraben wurde, ſchloß ich aus den Jahresringen, daß die Stadt Teheran älter ſein müſſe, als in den Chroniken gewöhnlich angegeben wird.

Im Winter ſinkt oft die Temperatur auf 6 Grad R., und es fällt in Teheran 2 Fuß hoch Schnee. Um da die Dächer von ihrer Laſt zu befreien, werden emſig die Schneemaſſen zuſammengeſchaufelt und auf die Gaſſe geworfen. Hier liegen ſie zu Bergen gehäuft, bis das eintretende milde Wetter ſie auflöſt und die Paſſage wieder freimacht. Bei anhaltendem Regen geſchieht es auch, daß eine Lehmmauer gegen die Gaſſe zu einfällt; die Trümmer werden nicht eher weggeräumt, als bis die trockene Jahreszeit ihre Benutzung zu Baumaterial und den Wiederaufbau der Mauer erlaubt. An zwei Stellen der Stadt führen Straßen über noch beſtehende Friedhöfe; hier weicht der lockere Boden oft den Tritten der Pferde, und es bleibt ein klaffendes Grab. Ganz dicht vorbei geht die Waſſerleitung, die nur unvollkommen ausgemauert iſt. Jene Viertel um die Friedhöfe werden daher bei ausbrechenden Epidemien ſtets am härteſten mitgenommen.

Bazare und Karavanſerais gibt es ſehr viele in Teheran, weil alle Kaufleute und Handwerker darin ihren Handel und ihr Gewerbe treiben. Die Bazare ſind lange, hohe gewölbte Gänge, zu beiden Seiten mit Läden beſetzt. Von ihnen führen Eingänge in die Karavanſerais, die Niederlagen der Großverkäufer. Früher waren dieſe Etabliſſements alle eng und niedrig, erſt unter dem Vezierat des Mirza Taghi Chan wurde der ausgedehnte Bazar Emir mit den dazu gehörigen Karavanſerais gebaut. Seine Einrichtung iſt prächtig; die Höfe und Gärten, weit und mit Luxus angelegt, ſind nach dem königlichen Schloß das Sehenswertheſte der ganzen Stadt. Andere, minder ſchöne Bazare ſchließen ſich an die genannten an oder ſtehen in entfernten Straßen. Nach altem Brauch nehmen die Handwerker einer Branche einen eigenen Bazar ein, ebenſo wie die Kauf-

leute einer beſtimmten Fabrikſtadt, z. B. die von Yezd, Kaſchan, Kirman u. ſ. w., ein beſtimmtes Karavanſerai einnehmen. Manchmal werden die zerſtreuten Handwerker einer Branche ſogar von der Regierung zur Ueberſiedlung an einen gemeinſchaftlichen Ort gezwungen, wie es in neuerer Zeit mit den Schuh- und Mützenmachern der Fall war.

Die gewölbten Gänge des Bazars halten die Sonnenſtrahlen ab, ſind daher im Sommer kühl und ſchützen im Winter vor übermäßiger Kälte.

Außer den großen Bazars gibt es noch eine Menge kleinere (bazartsche). Man verbindet nämlich zwei nebeneinanderliegende Häuſer durch aufgelegte Pappelbaumſtämme, bildet ein Dach von Laubwerk und verhängt die Seiten, um die Sonnenſtrahlen abzuhalten, mit alten Leinwanddecken. Letztere, von Wind und Wetter in Lumpen zerfetzt, bieten oft einen ſcheußlichen Anblick dar. In ſolchen Gezelten finden Krämer, Tiſchler, Schuhflicker, Gemüſe- und Fruchthändler ihr Unterkommen. Faſt alle Woche ſtürzt ſo ein improviſirter Bazar ein, beſonders im Frühling, doch iſt ſelten der Verluſt von Menſchenleben dabei zu beklagen.

Bäder (hammam, germābe), ebenfalls ſehr zahlreich, ſind entweder private, öffentliche oder gemiſchte. Unter gemiſchten Bädern verſteht man ſolche, die zwar für den Privatgebrauch beſtimmt, doch zu gewiſſen Stunden für Geld auch dem Publikum zugänglich ſind. Die Bäder zu Teheran ſtehen jedoch, ſowol was Pracht und Luxus an Marmorplatten und Säulen betrifft, als auch hinſichtlich der Geräumigkeit denen von Iſpahan nach. Halb unterirdiſch angelegt, machen ſie ſich von außen nur durch ſchlechte Malereien, gewöhnlich Rieſen und Ringer, oder Schlachtſcenen aus den fabelhaften Kämpfen Ruſtam's darſtellend, und

durch einen aufgeſpeicherten Thurm von Pferdemiſt, dem Heizungsmaterial, bemerklich.

Sehenswerthe öffentliche Gebäude beſitzt Teheran faſt gar nicht; die wenigen Moſcheen und Madraſſes (Schulen) können mit denen von Iſpahan keinen Vergleich aushalten. Am bemerkenswertheſten iſt noch die Meſtſchede-Schah, von Feth Ali Schah gebaut, mit einer ſchwervergoldeten Kuppel, und die Madraſſe-Emir. Beachtung verdienen nur die Fayence-Ziegel und Platten, mit denen die Dächer der Kuppeln und die innern Wände der Madraſſes, Moſcheen und des königlichen Palaſtes bekleidet ſind. Mittels künſtlicher Einfügung und Zuſammenſetzung derſelben werden ganze rings um das Gebäude laufende Inſchriften, Jagdſcenen, Thierſtücke u. ſ. w. gebildet, die an Schönheit der Zeichnung wie an Glaſur und Farbe ihresgleichen ſuchen. Meiſterſtücke dieſer Fabrikation beſitzt Iſpahan, beſonders prächtig iſt die hellblaue Farbe. Man behauptet ſogar von einem ſolchen Ziegelſtein in der Moſchee Dſchameh in Iſpahan, daß man lange in Zweifel geweſen, ob er aus einem Stück Türkis oder aus glaſirtem Thon beſtehe. Auch in den Ausgrabungen von Rages findet man ſchöne Bruchſtücke dieſer Art. Eine ebenſo große Zierde der öffentlichen Gebäude ſind die Platten von weißem Marmor (marmer), der an vielen Orten in Perſien lagert. Als der vorzüglichſte gilt der von Yezd, dann der von Maraga bei Tabris und von Kum. Bedenkt man, daß dieſe oft enormen Maſſen auf ungebahnten Wegen meiſt durch Menſchenhände fortbewegt werden mußten, ſo wird man die Macht des despotiſchen Willens oder die fromme Opferwilligkeit der Unterthanen bewundern.

Auffallend zahlreich ſind die tekkiehs (Amphitheater), kleine, viereckige mit Ziegelmauern umgebene Räume, in

deren Mitte eine gemauerte, etwa 4 Fuß hohe Plateforme ſich befindet. In ihnen werden im Monat Muharrem die Paſſionsſpiele aufgeführt, zum Andenken an die unglückliche Schlacht bei Kerbelah, wo die Aliden durch die Yeziden beinahe gänzlich ausgerottet wurden. Sie mehren ſich durch Fundationen und fromme Legate noch von Tag zu Tag; als Bauwerke verdienen ſie kaum Erwähnung.

Von öffentlichen Plätzen hat Teheran nur einen einzigen aufzuweiſen: das Säbſimeidan. Er iſt unter der Regierung des jetzigen Königs geebnet und gepflaſtert worden. Ringsum von hübſchen Läden mit Eſtraden und Verandas umſchloſſen, macht er einen recht angenehmen Eindruck. Einige kleine Plätze dienen zum Verkauf von Victualien oder als Friedhöfe.

Es iſt Sitte, daß, mit Ausnahme der ärmſten Klaſſen, nur je eine Familie in einem Hauſe wohnt, wenn dieſes auch noch ſo groß iſt. Jeder trachtet danach, ein eigenes Haus zu beſitzen; nur Fremde nehmen manchmal ein Haus in Miethe. Der Miethzins iſt in der Hauptſtadt nicht unbeträchtlich, er beläuft ſich unter Umſtänden auf 200—365 Dukaten jährlich. Hat jedoch jemand ein Haus mehrere Jahre bewohnt, ſo hält es ſchwer, ihn daraus zu verdrängen, ſelbſt wenn er die Miethe nicht bezahlt, denn er hat durch längeres Wohnen gleichſam ein Eigenthumsrecht erworben. Daher vermeidet es der Wirth, den Miethcontract auf mehrere Jahre zu verlängern. Wenn um ein Haus Proceß geführt wird, ſo ſucht jede der ſtreitenden Parteien factiſch Beſitz zu ergreifen, und dies wird als geſchehen angenommen, ſobald es ihr gelingt, ein Geräth hineinzuſtellen. Es wird zu dieſem Zweck oft ein Möbelſtück über das Dach ins Haus geworfen. Ich wohnte mehrere Jahre in einem ſolchen beſtrittenen Hauſe, und meine perſiſchen Freunde belehrten mich, daß ich nicht allein keine Miethe zu entrichten hätte,

ſondern auch gerechte Anſprüche auf deſſen Beſitz erheben könne. Die Häuſer in den Städten zahlen keinerlei Abgaben, weder an den König noch an den Staat. Jeder Hausbeſitzer hat das Recht, das in der Gaſſe fließende Waſſer in ſein Haus abzuleiten; doch entſcheidet hier das Recht des Stärkern, und es entſtehen daher wegen der Waſſervertheilung oft böſe Händel. Als Regel gilt, daß die Nachbarſchaft eines Großen oder eines Prieſters den Aufenthalt in einem Hauſe ſehr verleidet, und daß in der Nähe der Polizei und ihrer Agnaten die Sicherheit des Eigenthums am meiſten in Frage geſtellt iſt.

Zu den unvermeidlichen Beſtandtheilen der orientaliſchen Städte gehören auch die Straßenhunde, Inſekten und andere Thiere, welche die Häuſer bevölkern.

Die Hunde ſind in allen perſiſchen Städten auf Gaſſen, Plätzen, Friedhöfen und in den Bazars ebenſo häufig wie in Konſtantinopel. Obgleich von den Mohammedanern für unrein gehalten, werden ihnen doch in die Winkel der Häuſer Reſte von Speiſen und Brot hingeworfen. Während des Tags halten ſie ſich unter den Dächern der Bazars und in andern Schlupfwinkeln auf; nachts kommen ſie der Nahrung halber hervor und ſäubern die Stadt von Aas. Sie ſind meiſt ſehr zahm und fallen ſelten jemand an, nie einen Perſer, höchſtens einen Europäer wegen der ungewöhnlichen Kleidung oder Ausdünſtung. Sie werden nie wüthend; obwol ich viele Bißwunden geſehen, kam doch kein Fall von Wuth zu meiner Kenntniß. Wie in Konſtantinopel, bewachen ſie eiferſüchtig ihr Revier; ein Hund, der ſich aus einem fremden Viertel in das ihrige wagt, wird mit Biſſen verfolgt und unter ſtetem Bellen über die Grenze gewieſen.

Die Fliegen beläſtigen vorzüglich im Frühling und Herbſt; während der ſtarken Hitze des Hochſommers nehmen ſie in den Städten ab, erſcheinen aber in deſto größerer

Menge in den höher gelegenen Dörfern. Es kam mir immer vor, als ob dieſe Thiere im Hochſommer nach dem Gebirge auswanderten, ja ſogar als ob ſie die dahin ziehenden Laſtthiere benutzten, um ſich von ihnen forttragen zu laſſen.

Stärkere Peiniger ſind die Mücken (pesche), beſonders eine kleine Art von Hanfkorngröße (chāki). Der nicht Acclimatiſirte wird von ihnen hart mitgenommen. Stehendes faulendes Waſſer in den Baſſins und dichtes Geſträuch in den Höfen begünſtigt ihre Vermehrung. Umgekehrt wie die Fliegen ſind ſie in den Bergdörfern von geringer Anzahl und beläſtigen dort kaum mehr als die Mücken in Europa.

Flöhe ſind in den trockenen Tafelländern nicht ſo häufig, dagegen in den feuchten Provinzen am Kaſpiſchen Meer in erſtaunlicher Menge. Dort wächſt indeß das Pyrethrum roseum (kekwasch), mit dem ſich zu verſehen immer rathſam iſt. Häufiger finden ſich Läuſe (schipisch), welche man nur durch ſtetes Wechſeln der Kleider abhalten kann. Uebrigens erregt dieſes Inſekt den Perſern weit weniger Ekel als dem Europäer; es wird ſelbſt in guter Geſellſchaft nicht übel genommen, wenn man eine Laus wegwirft, um ſie auf Koſten anderer zu verſorgen. Die eigentliche Bettwanze fand ich nirgends; die als giftig verſchriene Wanze von Mianeh (kenneh, malleh), deren Stich tödlich verlaufen ſoll, iſt eine Zecke, Argas persicus, welche außer in Mianeh auch in andern Städten Perſiens, wie in Tabris und in den Stationen gegen Meſchhed, vorkommt. Ihr Stich iſt ſchmerzhaft, doch weder giftig noch tödlich.

Faſt in allen Reiſeberichten wird erzählt und von allen Eingeborenen berichtet, daß der Stich dieſer Zecke im Herbſt bei nicht Acclimatiſirten, alſo bei Fremden und Durchreiſenden, tödlich verlaufen könne, während er den Bewohnern Mianehs unſchädlich ſei. Dieſe Angabe dünkt mich an und

für ſich höchſt unwahrſcheinlich, ſie wird aber auch durch folgende Thatſachen widerlegt: 1) nach anatomiſcher Unterſuchung beſitzt dieſes Thierchen kein Giftorgan; 2) die Stiche deſſelben ſind in andern Städten unſchädlich; 3) ich ſah viele Individuen, welche von Zecken geſtochen waren und doch nicht die mindeſte Beſchwerde empfanden; die Stiche markirten ſich nur durch eine leichtumſchriebene Blutunterlaufung; 4) andere aus Mianeh Zugereiſte, an denen durchaus keine Spur eines Stichs zu bemerken war und die aus Furcht vor den Zecken außerhalb der Stadt in Zelten campirt hatten, litten doch an ſolchen Zufällen, wie ſie den Mianeh-Zecken gemeinhin zugeſchrieben werden. Die Erklärung dieſer vielfachen Widerſprüche dürfte darin zu ſuchen ſein, daß in Mianeh das continuirlich remittirende Fieber im Herbſt endemiſch herrſcht, und daß Fremde häufig davon ergriffen werden, ihm auch oft unterliegen, während Einheimiſche, an die Schädlichkeit des Klimas gewöhnt, dem Uebel leichter widerſtehen. In der That verliefen alle Fälle der angeblichen Vergiftung, welche mir zur Beobachtung kamen, ganz wie das continuirliche Fieber; die Erkrankten wurden auch alle durch Chinin gerettet. So ſteht allerdings das Factum feſt, daß ein Herbſtaufenthalt in Mianeh dem Fremden leicht tödlich werden kann; der giftige Stich der Wanze von Mianeh gehört aber deswegen nicht minder ins Reich der Fabel.

Sehr gefürchtet im ganzen Lande ſind die Skorpione (akræb) und die Solpugen (ruteila); erſtere finden ſich ſehr häufig zwiſchen Steinen, letztere lauern auch zwiſchen dem Bettzeug, den Kleidern, unter den Teppichen u. ſ. w. Die ſchwarzen Skorpione von Kaſchan ſind wegen ihrer Größe und Giftigkeit im ganzen Orient gefürchtet; auch der kleine, gelbliche Skorpion (ækrab dscheräre) von Arabiſtan gilt für ſehr gefährlich. Es iſt nicht zu leugnen, daß Stiche

dieſer Thiere in der Halsgegend vermöge der ſtarken Anſchwellung und der ſchnellen Reſorption des Gifts tödlich verlaufen können; doch ſind die Fälle äußerſt ſelten. Ich ſah viele von dieſen Thieren Geſtochene, und nur drei Individuen gingen daran zu Grunde. In Kaſchan fragte ich einen gelehrten perſiſchen Arzt über den Befund, auch er berichtete mir, daß tödliche Fälle äußerſt ſelten vorkämen, daß jedoch oft bedeutende Anſchwellung der gebiſſenen Glieder erfolge und leichte, allgemeine Vergiftungsſymptome ſich zeigten; ein Fall ſei ihm bekannt, wo ein Knabe, der im Schlaf von einem Skorpion hinter dem Ohre geſtochen worden, innerhalb zwei Stunden erlag. Nach meinen eigenen Erfahrungen in Perſien und Aegypten, und nach glaubwürdigen Berichten von Aerzten in Perſien, Aegypten und Tunis iſt hiermit feſtgeſtellt, daß der Stich des Skorpions und der Solpuge äußerſt ſelten tödlich verläuft, daß indeß einzelne Fälle mit lethalem Verlauf vorkommen, und zwar 1) wenn der Stich am Hals oder Kopf ſtattfand, 2) im zarten Kindesalter. Uebrigens ſind gefährliche Folgen überhaupt nur in heißen Sommermonaten zu befürchten, in anderer Jahreszeit iſt der Verlauf durchgängig ein ſehr milder. Die Behandlung ſeitens der Eingeborenen beſteht in ſofortigem Ausſaugen der Wunde, wonach ein poröſer, Eiter auffaugender Stein angeklebt wird; zum innerlichen Gebrauch reicht man Erdpech, Mumiai und Teriak. Mir leiſtete gewöhnlich die unmittelbare örtliche Anwendung von Salmiakgeiſt gute Dienſte. Dem ängſtlichen Reiſenden iſt für alle Fälle zu empfehlen, daß er mit einem Fläſchchen dieſer Subſtanz verſehen ſei.

C. Die Citadelle von Teheran.

Von dem Hauptplatz der Stadt, Sæbsi-meidan genannt, gelangt man vermittels einer kleinen Brücke über den Graben

in die Citadelle. Innerhalb dieſer ſteht die königliche Reſidenz mit allen ihren Gärten, Höfen, Kiosks und Harems; ſie iſt im Umfang von 6000 Klaftern mit einer hohen Lehmmauer umſchloſſen. Außerdem enthält die Citadelle noch mehrere Paläſte, die des erſten Miniſters und des Kriegsminiſters, das ruſſiſche Geſandtſchaftshotel, die Militärakademie, ein neueingerichtetes Geſchützdepot, vom öſterreichiſchen Major Krziz reorganiſirt, und einige kleine Lehmhütten, beſtimmt zur Aufnahme der als Geiſel zurückgehaltenen Turkomanen.*) Sämmtlicher Grund und Boden der ausgedehnten Citadelle gehört dem König; es ſteht ihm das Recht zu, denſelben nach Willkür, ohne Entſchädigung für die darauf errichteten Gebäude, in Beſitz zu nehmen, und obwol er nur ſelten**) von ſeinem Vorrechte Gebrauch macht,

---

*) Zu Zeiten Feth Ali Schahs wurden dieſe Familien, vom Stamme der Tekke-Turkomanen, durch den Prinzen Seif u dauleh nach Teheran geſchickt; ſie erhielten Quartiere und eine Brotration. Doch erwies ſich die Maßregel als zwecklos, denn die Nomadenſtämme ließen ſich dadurch nicht von fernern Einfällen abhalten. Die Nachkömmlinge, den Nomadenſitten treu, pflegen Pferde, dienen als Curſchmiede und erzeugen einige Gewebe der Steppenbewohner. Auch Tracht und Kopfbekleidung behielten ſie bei. Sie ſind Sunis und ſchon deshalb bei den Perſern verachtet. Ihre Phyſiognomie bietet den reinmogoliſchen Typus mit ſchiefen Augen, ſtarken Backenknochen, kargem Bartwuchs (riſche kusse), ſtarkem Schnurrbart und Mangel an Backenbart. Die Frauen, obwol von gelblicher Farbe, ſind in der Jugend ziemlich hübſch, werden aber in vorgerücktem Alter auffallend häßlich.

**) Es geſchah dies meines Wiſſens nur zweimal: nach gedämpfter Empörung des Rebellen Salar wurden ſämmtliche Häuſer der Familie und der Angehörigen deſſelben geſtampft und der Grund eingezogen; und während des letzten engliſch-perſiſchen Kriegs wurde das Palais des engliſchen Schützlings, des Prinzen Seif-eddauleh, zur Erweiterung der königlichen Reſidenz verwendet. Auch nach dem Friedensſchluß konnten die Engländer keine Einſprache thun, weil das Eigenthumsrecht des Königs auf den Boden feſtſteht.

ſo iſt doch der Werth dieſer Beſitzungen eben wegen der möglichen Confiscation ſehr gering.

Gleich über der Brücke führt eine kleine Gaſſe durch das Thor der Nagare Chane*) auf den großen Platz (meidan-e-Schah), der in der Länge 120, in der Breite 60 Klafter mißt. Es iſt der Exercirplatz der Artillerie; ringsherum ſind Logen für die Artilleriemannſchaft angebracht; in der Mitte erhebt ſich eine Plateforme (seku), wo die drei unter Schah Abbas den Portugieſen abgenommenen großen Kanonen (tube murwārid) aufgeſtellt ſind. Dieſen Kanonen wird beſondere Verehrung erwieſen; ſie gelten als Aſyl für Verbrecher und werden bei großen Schießübungen auf Befehl des Königs vor die Stadt geführt. Auf dieſem Platze finden auch die Revuen der irregulären Truppen (radif), die Feuerwerke und öffentlichen Spiele bei großen Feſten und Feierlichkeiten ſtatt. Zu dem Zweck befindet ſich daſelbſt eine hohe Tribüne, auf welcher der Schah, die Würdenträger und Geſandten als Zuſchauer beiwohnen. Seitwärts in der Ecke bemerkt man auch ein kleines Thürmchen, von wo aus der König oft unbemerkt mit dem Fernrohr die Vorbeiziehenden muſtert und die Exercitien der Artillerie beobachtet.

Durch ein zweites gegenüberliegendes Thor (āali ḳapi, hohes Thor) gelangt man, einen winkelig gebrochenen Gang paſſirend, in den erſten Hof (bāge salām, Salamgarten; ſo genannt, weil dort der große Salam abgehalten wird). Er iſt ſehr geräumig, mit hohen, ſtämmigen Platanen bepflanzt und wird durch den großen Salamſaal in zwei gleiche Hälften getheilt. Von hier kommt man wieder durch einen großen Thorweg in den zweiten Hof, die eigentliche Reſidenz des Königs, genannt diwān-chāneh. Dieſer Hof iſt links angebaut, während ihn gegen die Mitte eine Häuſerreihe in

*) Siehe Kapitel „Neujahrsfeſt".

zwei Hälften oder Gärten ſcheidet. Im vordern Garten ergießt ſich die große königliche Waſſerleitung mit einem mächtigen Schwall, der mittels Rinnen durchs ganze Schloß geleitet wird. In der Mitte des vordern Gartens ſteht der große Kiosk (kulāh frengi), wo die Feier des Jahresantritts (nagāre chāne) abgehalten wird. Im hintern Theil des Hofes befindet ſich das nārindschistan (Orangerie), das große Baſſin und das große Vogelhaus. Der linke, nördliche Tract enthält die Winterzimmer des Königs ſowie einen ganz mit großen Spiegeltafeln bekleideten Saal, worin ein beſonders reichverziertes Baſſin von europäiſcher Arbeit und der prachtvolle mit Gold beſchlagene, mit Topaſen, Rubinen und Smaragden beſetzte Thronſeſſel ſich befindet. In dem mittlern parallelen Tract liegen: die Schatzkammer, der große Empfangſaal, die Gemäldegalerie, die Waffen- und Rüſtkammer, und der neue Große Saal, mit ſchönen perſiſchen Arabesken, Malereien und Stuccaturen ausgeſchmückt.

Die Schatzkammer (chazineh) iſt ein kleines Gemach, denn ſämmtliche Koſtbarkeiten und Juwelen werden in feſten Schränken verwahrt. Von Diamanten ſieht man hier den ſogenannten āariā nur; tafelartig geſchliffen, von reinſtem Waſſer, aber wegen des Schliffs ohne viel Feuer, machte er auf mich ſtets den Eindruck einer reinen Eistafel; der König läßt ihn manchmal in ein Armband faſſen; ferner ſehr reiche, ganz mit Diamanten incruſtirte Säbelſcheiden und Griffe; viele Diamantgürtelplatten von hohem Werth; Smaragde von enormer Größe, doch ſelten tiefgrün und nie ganz rein; orientaliſche Rubine, worunter der wallnußgroße aus dem geplünderten Palaſt von Delhi, auf deſſen Rückſeite die Namen aller Dynaſten der Mogulen von Delhi eingravirt ſind. Sehr zahlreich und ſchön ſind die Rubis balais vertreten, faſt gar nicht dagegen die Türkiſe, obwol ſie im Lande gefunden werden und beſonders geſchätzt ſind. Perlen enthält

der Schatz von vorzüglicher Größe, aber etwas gelb, wie ſie aus alter Zeit datiren. Die vielen goldenen mit Juwelen beſetzten Gefäße, die aus Gold prächtig emaillirten Trinkgeſchirre, die ganz mit Edelſteinen incruſtirten Gürtelplatten, das Reichsſcepter und das Reichsſchild u. ſ. w. müſſen jeden Kenner zur Bewunderung hinreißen.

Der Empfangſaal, der größte im ganzen Schloſſe, ſtellt eigentlich eine offene Halle dar, denn die beiden Hauptwände fehlen und werden durch mächtige Säulen erſetzt. Zwei Gobelinteppiche von höchſter Meiſterſchaft, ein Geſchenk des Königs Ludwig Philipp, und der berühmte Pfauenthron (tachte-tâus), welchen Nadir Schah von der Plünderung Delhis nach Perſien brachte, fallen hier zumeiſt ins Auge. In dieſem Saal werden Audienzen ertheilt und Geſandtſchaften empfangen. Die zwei ſeitlichen Thüren führen in die Bibliothek und in die Rüſtkammer. In der Nähe befindet ſich auch die königliche Bildergalerie, deren Beſchreibung wir an einem andern Orte geben.

Aus der Diwan chaneh gelangt man durch einen Zickzackgang in das königliche Enderun. Es beſteht aus drei großen und einem kleinen Hofe, die alle von Wohnungen für die königlichen Frauen, ihre Sklavinnen und ihr Geſinde umgeben ſind. Nach außen wird es durch ſehr hohe Lehmmauern abgegrenzt und durch aufgeſtellte Poſten ſorgfältig bewacht. Weder der Bau noch die Ausſchmückung verrathen eine Spur von orientaliſchem Luxus, wie man ſich ihn vorzuſtellen pflegt. Die Einrichtung der Zimmer iſt einfacher als in andern Harems der Stadt. Erſt in den letzten Jahren ließ der König für ſeine Lieblingsfrau im erſten Hofe ein nach perſiſchem Geſchmack prächtiges Gebäude aufführen. Daſſelbe leidet jedoch an allen Mängeln der neuern inländiſchen Baukunſt; die Lehmmauern ſind mit Gips und Marmor überkleidet, die mit Stuck übertünchten Säulen ſind

dünn und ſchmächtig, die Treppen ſteil und eng, die vielen Fenſter, Thüren, Erker, Niſchen, Balkone und Galerien mahnen an ein Kartenhaus, das beim leiſeſten Stoß zuſammenzubrechen droht.

D. Phyſiognomie anderer perſiſcher Städte.

Nicht viel verſchieden von der Teherans iſt die Phyſiognomie der andern großen Städte, wie Tabris, Kaswin, Hamadan, Kum, Kaſchan u. ſ. w. Ueberall dieſelbe Bauart, dieſelben Ruinen, derſelbe Schmuz in den Gaſſen, und daſſelbe Treiben und Leben in den Bazaren und Karavanſerais. Ueberall Häuſer im Verfall und andere im Aufbau. Eine Ausnahme bildet Iſpahan, welches ſeine großartigen Ruinen, ſeine Moſcheen, Gärten, Brücken, Karavanſerais, Bazare, Fabrikanlagen, ſein Acker- und Gartenbau, ſeine Weingärten und Melonenfelder ſehenswerth machen. Es iſt der einzige Ort Perſiens, der auf den Namen einer Haupt- und Reſidenzſtadt Anſpruch erheben kann, und jede vernünftige Regierung wird in Zukunft dort ihren Stüz- und Centralpunkt ſuchen.

Ueber die Ruinen Iſpahans iſt in neueſter Zeit ſo viel geſchrieben worden, daß ich es für überflüſſig erachte, auf den Gegenſtand näher einzugehen. Ich will hier nur von den beweglichen Minarets ſprechen, deren Beſchreibung ich überall vermiſſe, während doch ihre Conſtruction dem ſcharfſinnigſten Beobachter unbegreiflich erſcheinen muß. Etwa eine Stunde von Iſpahan, in dem Flecken Chaledan, ſteht eine Moſchee von mäßiger Größe; ſie iſt gewölbt und birgt in ihrem Innern das Grab eines Santon. Ueber der Wölbung, welche an mehreren Stellen Riſſe zeigt, erheben ſich zwei Thürmchen (Minarets) von etwa 15 Fuß Höhe, durch einen Zwiſchenraum von etwa 20 Fuß voneinander getrennt. Umfaßt man eins dieſer beiden Thürmchen und rüttelt daran, ſo bewegt es ſich merklich, und dieſe Bewegung theilt ſich

dem andern Thürmchen, dem Gewölbe ſammt allen daran befeſtigten Gegenſtänden und den Wänden des Tempels mit. Ich hatte, auf dem Gewölbe ſtehend, während mein Diener an dem Thürmchen rüttelte, das Gefühl, als wanke, durch ein Erdbeben erſchüttert, der Boden unter mir. Und trotz der öftern Bewegung, trotz der vielfachen Riſſe des Gewölbes behauptet ſich der Bau ſchon durch mehrere Jahrhunderte. Ob die Beweglichkeit deſſelben im urſprünglichen Plan des Baumeiſters lag, oder ſich erſt ſpäter durch Zufall einſtellte, weiß man nicht. Kein europäiſcher Reiſender hat bisher das Räthſel der ſich ſchüttelnden Minarets (minäre dschunbän) zu löſen vermocht; die Perſer aber ſchreiben ſie der Wunderkraft des Heiligen zu.

Einigermaßen abweichend von den Städten des kahlen Hochlandes iſt nur die Bauart in der von einer reichen Vegetation, von üppigen Baumgruppen umgebenen Städten am Kaspiſchen Meere, indem hier die häufigen Regen zur Anlage ſchräger Ziegeldächer nöthigten.

E. Gärten.

Die Gärten der Stadt Teheran umfaſſen nach Meſſung des öſterreichiſchen Major Krziz ein Areal von 80000 Quadrat-Klafter. Die größten und üppigſten ſind im ſüdweſtlichen und nordöſtlichen Stadttheil gelegen.

Gewöhnt an die Kargheit der natürlichen Vegetation, namentlich den Mangel an Bäumen in der Ebene, ſetzt den Perſer ein Bächlein mit fließendem Waſſer in Entzücken, an deſſen Rand er unter einigen Weiden- oder Pappelbäumen Schatten findet, ſeine frugale Mahlzeit einnehmen und im Sommer ſein Nachtquartier aufſchlagen kann. Sieht er gar in einer Umzäunung eine Gruppe von Wald- und Fruchtbäumen und einige Roſenſträuche, ſo erklärt er den Garten für herrlich, für paradieſiſch, zur Poeſie begeiſternd. Doch

darf man ſein Entzücken nicht in dem Sinn auffaſſen, daß er ſich für die Schönheiten und Phänomene der Natur lebhaft intereſſire, dies iſt keineswegs der Fall. Ein Vulkan, eine mit Schnee bedeckte Bergkette, eine eigenthümliche Formation der Felſen und Thäler erregt kaum ſeine Aufmerkſamkeit, er huldigt auch hierin dem nil admirari; der Baum und das Bächlein machen nur inſofern einen beſondern Eindruck auf ihn, als er dort Kühlung, die gewünſchte Ruhe und die Befriedigung ſeiner leiblichen Bedürfniſſe findet. Was wir Naturſchönheiten nennen, dagegen verhält er ſich vollkommen gleichgültig.

Kein einziges Haus in Teheran iſt ohne einen Hof, kein Hof ohne einige Blumenbeete (bāgdsche) und ſtrauchartige Bäume. Begüterte und angeſehene Perſonen haben jedoch neben dieſen Hofgärten noch andere oft ziemlich ausgedehnte Gärten (bāg) innerhalb der Stadt. Die Anlage der letztern iſt freilich ſehr einfach. An Bäumen enthalten ſie einige Alleen von Platanen (tschenār), Pappeln (sefidār), Eſchen (zæbān gundschischk), Ulmen (nārwen), Maulbeerbäumen (tut), Acacia juniprisin (deræchte-abrischum) oder Cypreſſen (sināber), ſelten von einer Art Pinus (kātsch) und Celtis (teh). Das Untergeſträuch beſteht aus verſchiedenen Roſenarten (gul-e-surch und sefid), weißem und gelbem Jasmin (jasemin), Flieder (jāsekæbut), Evonimus (budāk) u. ſ. w. Blumen liebt der Perſer über die maßen, allein er verſteht ſie nicht zu cultiviren; man findet demnach in ſeinen Gärten nur die im Lande ſpontan wuchernden Arten, oder ſolche, die in früherer Zeit aus Europa dahin verpflanzt worden und ſich acclimatiſirt haben. Am häufigſten ſind Narciſſen (narkis) in vier verſchiedenen Arten, Veilchen (benæfsche), Amaranthen (tādsche churus), Tulpen (lāle), Fritillaria imp. (gule sernegun), Mirabilis jalapa (lāl abassi), einfache Hyacinthen

(sumbul), Tuberoſen (susan), einfache Nelken (michek), Iris persica und florentina (zæmbek). Den Herbſtblumenflor bilden faſt ausſchließlich die Aſtern (gule dawudi).

Der Perſer iſt um den Namen von Blumen und Pflanzen, die er nicht kennt, keineswegs verlegen; wird er nach dem Namen einer ſchönen ihm unbekannten Blume gefragt, ſo nennt er ſie Schah pæssænd (wohlgefällig dem König), während er die nichtſchönen gul harze (Unkraut) nennt.

Friſcher Raſen und üppiger Graswuchs läßt ſich ſelbſt durch anhaltende Bewäſſerung nicht erzielen, daher fehlt eine Hauptzierde europäiſcher Gärten, die man vergebens durch Anbau von niedrig gehaltenem Klee zu erſetzen ſucht. Mit dem Klee untermiſcht ſieht man häufig das Papaver Rhoeas (schægāik), auch fälſchlich lāle (Tulpe) genannt. Zu Lauben wird ausſchließlich der reich vegetirende Weinſtock gezogen.

Der Boden Teherans und ſeiner Umgebung eignet ſich vorzüglich zur Anpflanzung der Platane (tschænār), die ſich hier beſonders ſchön und raſch entwickelt. Einzelne Stöcke davon, in die Erde geſteckt, treiben wie die Weiden raſch ſaftige Triebe. Eine uralte Platane im Dorfe Teſchriſch gehört wol zu den größten Baumexemplaren der Erde. Pietro de la Valle nennt Teheran die Platanenſtadt. Doch liebt der neuere Geſchmack nur in die Höhe treibende Bäume; man beraubt den Baum, der nach naturgemäßer Entwickelung eine horizontale Ausdehnung der Krone ſucht, durch Kappen aller ſeiner Zweige, mit Ausſchluß eines kleinen Büſchels, und zwingt ihn, ſich in die Längendimenſion zu entfalten. Die Bäume erſcheinen dadurch wie Beſenſtiele; ihrer Athmungsorgane beraubt, widerſtehen ſie nur ſchwer einer mäßigen Dürre, ſondern trocknen von der Spitze herab ein, während der naturwüchſige Baum eine große Reſiſtenz beſitzt. Dieſes Verfahren hat höchſtens da eine Berechtigung, wo

man Platanen des Bauholzes halber pflanzt und einen kräftigen, geraden Stamm auf relativ kleinem Raume erziehen will; daß es aber zur Modeſache geworden und ſelbſt in den königlichen Gärten einem ſo verkehrten Geſchmack gehuldigt wird, iſt nicht zu entſchuldigen.

Wenn der Perſer einen neuen Garten anlegt, ſucht er, ſtets der Vergänglichkeit des Beſitzes eingedenk, ſehr raſch ſtarke und ſchattige Bäume zu erzielen, was bei dem langen, warmen Sommer und einer jährlichen Vegetationsperiode von neun Monaten allerdings auch leicht gelingt; in Zeit von fünf bis ſechs Jahren — nach unſern Begriffen von Wachsthum eine unglaublich kurze Zeit — ſind die Bäume eines Gartens vollkommen aufgewachſen. Natürlich gehört dazu eine fortwährende reichliche Bewäſſerung; hierdurch verwöhnt man aber die Pflanze, ſie verliert ihre natürliche Reſiſtenz und ſtirbt ſchnell ab, ſobald ihr minder reichlich Waſſer zugeführt wird. Da nun die erſte Folge vom abnehmenden Einfluß einer Familie die iſt, daß man ihren Beſitzungen das Waſſer entzieht, ſo gehen häufig dieſe künſtlich gezogenen Gärten mit ihren Eigenthümern gleichzeitig zu Grunde.

Der Ulme (narwænā) wird durch Pfropfreiſer ein eigenthümlich merkwürdiges Wachsthum gegeben. Zweige und Laubwerk werden ſo dicht, daß während des ganzen Tags kein Sonnenſtrahl hindurchdringen kann und ſie dem ſtärkſten Windſtoß wie eine Mauer widerſtehen. Die Aeſte und Verzweigungen nehmen eine kugelige Form an, und der weitausgedehnte Baum mit ſeinem relativ ſchwachen Stamm ſieht einem großen Pilz ähnlich. Er gibt vortrefflichen Schatten; doch häufen ſich, da das dichte Laub weder durch Wind noch Regen gereinigt wird, Maſſen von Staub und Schmuz darin an.

Eine beſondere Vorliebe hat der Perſer für den Weidenbaum (bid); er behauptet, der Schatten und die Ausdünſtung deſſelben ſei der Geſundheit ſehr zuträglich, darum lagert er gern unter Weiden und pflanzt ſie in ſeinem Garten um die Baſſins, vornehmlich die Trauerweide. Das Vorurtheil gegen das Lagern unter Nußbäumen (girdu) theilt er mit dem Europäer.

Die Cypreſſe (sinäber) gedeiht nicht beſonders gut in Teheran; ſie trocknet bei beſter Pflege ein, ſobald ſie eine gewiſſe Höhe erreicht hat; dagegen iſt ihr Wachsthum vortrefflich bei Kaſchan im Garten Fin.

Nebſt den gewöhnlichen Roſen und Jasminen bilden die Zierde der perſiſchen Gärten: die chineſiſche Roſe (gulenastaran) und die volle Granatäpfelblüte (gulnäre-farsi); jene zieht man mittels eines Spaliers zur Höhe von mehrern Klaftern; die zahlreichen Blüten, welche an den hängenden Aeſten wie Blumengewinde erſcheinen und das herrlichſte Aroma ausſtrömen, dauern faſt durch den ganzen Sommer und verleihen ihr nach der Roſe den erſten Preis. Die volle Granatblüte, zwar ohne Duft, überbietet an Farbenpracht und Fülle der Blätter ſogar die Schönheit der Camellien.

Ein Theil des Gartens iſt mit Fruchtbäumen verſchiedener Art beſetzt, welche im Frühling durch ihre Blütenfülle entzücken, aber während der übrigen Zeit des Jahrs dem Europäer einen ſchlechten Begriff von perſiſchen Luxusgärten geben.

In der Mitte jedes Gartens ſteht ein Kiosk (kulä frenghi, europäiſcher Hut), innen und außen mit heitern Arabesken, Thierkämpfen u. ſ. w. reich decorirt. In ihm bringt der Eigenthümer die Morgen- und Abendſtunden zu, ſeine Geſchäfte abmachend oder Gäſte empfangend.

Mit großem Luxus iſt in den Gärten reicher Beſitzer

die Orangerie (nārindschistān) ausgeſtattet. Südfrüchte gedeihen zwar zu Teheran wegen des rauhen Winters nicht im Freien, doch bedürfen ſie nur des geringen Schutzes eines Bretterverſchlags oder einer Vertiefung mit darüber ausgeſpanntem Zelt und eines mäßigen Kohlenfeuers zu ihrer Erhaltung. Außerdem ſtellt man Orangeriebäume in die vordere vertiefte Hälfte des nach Süden liegenden Winterwohnzimmers, wo die vom Kaminfeuer ausgeſtrahlte Wärme ihnen zugute kommt. In den königlichen Orangerien dagegen ſtehen die Bäume in einer bedeutenden Vertiefung und die Oefen einige Klafter höher, infolge deſſen die Bäume faſt in jedem Winter erfrieren und dann mit großen Koſten wieder erſetzt werden müſſen, was eine ſtete Quelle des Erwerbs (mædachel) für die Hofbeamten bildet.

Auch außerhalb der Stadt gibt es umfangreiche Gärten. Sie gehören meiſt dem König; denn entweder wurden ſie auf Regierungskoſten angelegt, wie der Garten Lal hezar, Regariſtan Kaſſer-Kadſchar, oder zwar von Privaten gepflanzt, aber nach dem gewöhnlichen Verlauf der Dinge von der Regierung confiscirt; dahin gehören die Gärten Nabi Chan, Nizamieh, Dawudieh, Ilchani. Von Privatgärten iſt der des Chan Baba Chan Sardar, ehemaligen ruſſiſchen Schützlings, der ausgedehnteſte und am beſten bewäſſerte und cultivirte.

Der Garten Kaſſer-Kadſchar bildet mit ſeinem hübſchen Schloß, den grünen Terraſſen, ſeiner guten Bewäſſerung und ſchönen Fernſicht einen der ſchönſten Punkte in der Umgebung der Stadt; leider iſt die parkähnliche Anlage ſehr vernachläſſigt, die großen Platanen wurden in neueſter Zeit zu Bauholz gefällt.

Der Garten in Kent, zwei Meilen von Teheran, zeichnet ſich durch herrliche Baumgruppen aus, ebenſo der Garten Daulet-abad in der Nähe der Ruinen von Ray (Rages);

beide ſind aber ebenfalls behufs Gewinnung von Bauholz ſtark geplündert. Uebrigens muß der König das Bauholz aus ſeinen eigenen Gärten theuer bezahlen.

Der Garten bei Fin (Kaſchan), berühmt als Schauplatz der Ermordung des mächtigen Miniſters Mirza Taghi Chan, weiſt einen kräftigen Baumwuchs auf und iſt von klaren, friſchen Bächen durchzogen. Kein Reiſender ſollte verſäumen, das Bad, wo der Emir ermordet wurde, und die ſchlanken Cypreſſen anzuſehen.

Die einſt berühmten Gärten von Ispahan: Tſchehil-ſutun, Tſchehar bag, Hezar Dſcherib, Anguriſtan u. ſ. w., von frühern Reiſenden ſo ſehr geprieſen, ſind jetzt ganz in Verfall; ſie werden mit Getreide, Taback und Gemüſen bepflanzt.

Einer beſſern Pflege erfreuen ſich die Gärten von Schiraz, weil ſie dem Strahlenglanz der geheiligten Majeſtät und den Blicken der raubſüchtigen Cohorten ferner gerückt ſind. Die reiche Vegetation der Orangen, Limonen, Mandarinen, Cedras u. ſ. w., die weithin ihre Düfte verſtreuenden Blüten mahnen uns an Saadi und Hafis, deren Poeſie ſich an ihrer Schönheit begeiſterte. Die Grabmäler dieſer beiden Dichter, von gutbewäſſerten Parkanlagen umgeben, laden die Bewohner von Schiraz zu fleißigen Pilgerfahrten dahin ein.

F. Sommerſitze und Zeltlager.

Bei der gänzlichen Verabſäumung aller Sanitätsmaßregeln für Reinigung der Stadt werden im Sommer die Straßen ſo ſchmuzig und unflätig, die Luft ſo peſtilenziös, heiß und drückend, das Waſſer in den Baſſins ſo faul und ſtinkend, die Mücken und Fliegen ſo beläſtigend, daß es unumgänglich nöthig iſt, während der Sommermonate einen

Landaufenthalt zu nehmen. Die Landſitze für die Bewohner Teherans befinden ſich am Fuße der Elburzkette, in den verſchiedenen Dörfern, die unter dem Geſammtnamen Schemiran bekannt ſind. Ihre Lage, durchſchnittlich 4500—5500 Fuß über dem Meeresſpiegel, die reiche und üppige Vegetation, die mäßige Temperatur, die Friſche des Waſſers, die Kühle der Nächte, das Kryſtalleis von den nahen Bergen, die vielen Landhäuſer- und Gärten, und insbeſondere das relativ mildere Auftreten von Fiebern, Dysenterien und Cholera, die geringe etwa 1—2 Meilen betragende Entfernung von der Stadt bilden die Vorzüge und Reize dieſer Ortſchaften. Der König ſelbſt hat dort zwei Sommerpalais inne, das zu Niaveran und das neuere von Sultan-abad. Hier reſidiren auch während des Sommers die Vertreter der europäiſchen Mächte; der ruſſiſchen und engliſchen Geſandtſchaft ſind von früherer Zeit her zwei ganze Dörfer (Zergendeh und Gulahek) zum Sommeraufenthalt eingeräumt, während die Bevollmächtigten anderer Staaten ſich größere Landhäuſer miethen. Da faſt die geſammte Einwohnerſchaft Teherans nur vom Hofe, den Beſoldeten und deren Clienten lebt, ſo richten ſich alle Verhältniſſe nach jenen des Hofes; daher bezieht niemand den Sommerſitz (jeylok) vor dem 10. Juni, weil bis dahin der Schah in der genannten Hauſchane der lieblichen Kühlung genießt, oder wegen der in der Regel unvollendeten Baulichkeiten erſt um dieſe Zeit eine Aenderung des Wohnſitzes wünſchenswerth findet. Dann aber verläßt wenigſtens ein Drittheil der Einwohnerſchaft auf einmal die Stadt. Mobilien, Teppiche, Zelte, Frauen, Kinder, Geſinde, Eßwaaren, Geſchirre, alles bunt durcheinander, wird auf dem Rücken der Maulthiere und Kamele transportirt; der Zug iſt oft mehr als eine Meile lang. Man muß eine ſolche Auswanderung geſehen haben, um ſich von dem wirren Treiben einen Begriff zu machen. Der

momentane Bedarf an Laſtthieren iſt dann außerordentlich groß. Alle fremde Mauleſel- und Kameltreiber, deren man habhaft werden kann, ſelbſt die Karavanenführer, werden meiſt unentgeltlich zu dem Zuge gepreßt; man überlaſtet ihre Thiere und ſorgt nicht einmal für hinreichendes Futter. Daher ſuchen ſie vorher aus der Stadt zu flüchten; ſie verſtecken ihre Thiere in Ruinen oder treiben ſie in hohe Berge, bis die Gefahr vorüber iſt. Den europäiſchen Geſandtſchaften wird es leichter, Laſtthiere zu bekommen, weil man weiß, daß ſie den Dienſt nicht ohne Bezahlung verlangen.

Es iſt ſelbſtverſtändlich, daß ſich um das königliche Dorf Niaveran die meiſten Beamten und andere Stadtbewohner ſcharen. Darum wird in kurzer Zeit auch hier Luft und Waſſer ſo verpeſtet, daß der Aufenthalt keine Erfriſchung mehr gewährt. Alsdann bricht der Hof nach den fernen Bergen auf, nach dem Engthale Laar, in das waſſerreiche Keſſelthal Amameh, nach Lauroſcheriſtanek am ſüdlichen Abhang des Elburz, in die Nähe der Stadt Demawend u. ſ. w.; und da es dort keine Behauſungen gibt, ſo werden Zelte aufgeſchlagen und ein Lager bezogen. Dem Perſer klebt noch ſo viel vom Nomadenthum an, daß er ſich in Zelten heimiſch und behaglich fühlt, auch weiß er ſie bequem und wohnlich einzurichten, und nicht mit Unrecht ſagt man, ſein Zelt gleicht einem Haus, ſein Haus einem Zelt. Der zum Lager beſtimmte Platz, an einem friſchen Bach oder an einer waſſerreichen Quelle gelegen, wird mit Leinwandwänden (seraperde) umſpannt, deren innere Seite mit allerhand Figuren bemalt iſt. Für die königlichen Zelte wird ein Ort gewählt, der leicht von den Wachen abgeſperrt und überſehen werden kann. Für die übrigen wird der Boden durch aufgeworfenes Erdreich erhoben und geebnet. Um die Sonnenſtrahlen abzuhalten, beſteht jedes Zelt aus einem äußern und einem innern. Das äußere (puscht), aus rother Leinwand gefer-

tigt — eine Prärogative des Königs —, überragt das concentriſche innere; der freie Raum zwiſchen beiden, tabel genannt, beträgt in der Regel 4 Fuß. Das innere Zelt iſt mit prächtigem, gemuſtertem Brocat von Yezd überzogen und am Karnies geſchmackvoll mit Quaſten und Troddeln verziert. Durch Scheidewände wird der innere Raum in mehrere Cabinete getheilt. Die Außenwände können leicht je nach der Richtung der Sonne geſpannt oder herabgelaſſen werden. Im Aufſchlagen und Fertigen der Zelte beſitzen die Perſer großes Geſchick, ſowol was Feſtigkeit als was Eleganz und bequeme Einrichtung betrifft. Aeußerſt ſelten geſchieht es, daß der Sturm, und ſei er noch ſo heftig, ein Zelt umreißt. Andeutungen darüber finden wir ſchon im Buche Eſther, erſtes Kapitel. Die Zeltbalken werden mit künſtlichen Malereien, Vergoldungen und Arabesken decorirt. Vor jedem Zelte wird ein Baſſin mit fließendem Waſſer gegraben, denn der Perſer kann ſich ohne ſolches kein Wohlſein (sæfa) denken.

Die abgeſonderte kleine Hälfte des königlichen Zelts nimmt der Harem ein. Es gilt als Regel, daß der Schah nicht mehr als eine oder zwei Frauen ins Lager mitnimmt, während die andern im Sommerſchloß zurückbleiben. Der Begleitung iſt ſtreng verboten, Frauen mitzuführen, was Veranlaſſung zu vielen Misbräuchen und widernatürlichen Vorgängen gibt.

In einiger Entfernung um das Zelt des Königs gruppiren ſich die der Miniſter, Prinzen, Wachen und Hofbeamten, jedes Wohnung, Küche und Raum für Dienerſchaft enthaltend. Sie ſind zum Theil ebenfalls mit vielem Luxus ausgeſtattet, ſodaß ein einziges Zelt oft 500 Dukaten koſtet. Statt mit Seide werden ſie oft mit Indiennes perſiſcher oder indiſcher Fabrikation überzogen. Wie beim Bau der Häuſer trachtet man auch in Bau und Decorirung der Zelte nach

Neuem und Originellem; keines gleicht völlig dem andern. So gibt es Zelte mit einem oder zwei Balken (yek-du-seri), mit einem oder mehrern Cabineten (sandukchaneh), mit drei, fünf oder ſieben Fenſterthüren.

In angemeſſener Entfernung ſteht ein eigens dazu eingerichtetes Abortzelt.

Um auf Reiſen, an der Station angelangt, ein fertiges Zelt vorzufinden, beſitzen die Großen zwei vollſtändige Zelte, von denen eins immer abwechſelnd vor der Ankunft an der nächſten Station aufgeſchlagen wird.

Für kleine Ausflüge hat man Zelte mit vier zerlegbaren Säulen und nach allen Richtungen leicht beweglichen Wänden; man nennt ſie aftäb gerdun (Sonnenwende).

Die Ausgaben für Zelte nebſt Zubehör ſind, zumal bei der raſchen Abnutzung durch den Transport, ſehr bedeutend und kaum zu erſchwingen. Eine größere Reiſe des Hofs ruinirt faſt alle Bedienſtete, die nicht unmittelbar mit aus der Quelle des Raubes ſchöpfen. Da außerdem der Unterſchleif beim Bau der königlichen Zelte in wahrhaft koloſſalem Maßſtab getrieben wird, ſo bildet die Ausgabe dafür einen der wichtigſten Theile des Staatsbudgets.

Von einer Anhöhe aus geſehen, gleicht ein perſiſches Campement mit ſeinen ſpitzen Dächern, bunten Farben und mannichfaltigen Formen der Zelte, mit ſeinem Bazar und dem regen Treiben der Diener, Pferde und Laſtthiere, einer großen Stadt aus Leinwand, während umgekehrt eine perſiſche Stadt mit ihren Lehmdächern einer Gruppe von Erdhügeln nicht unähnlich ſieht.

Am liebſten campirt der König im Laarthal in einer Höhe von 7500 Fuß. Die kühle Luft, welche von den Eisfeldern des Demawend herüberſtreicht, der ſchöne, forellenreiche Bach Heras, in weiten Windungen zum Kaſpiſchen Meere fließend, das ſaftige Futter machen den Ort für einen

Lagerplatz ſehr geeignet, um ſo mehr als Wechſelfieber und Dysenterie dort nicht vorkommen und die Cholera ſich noch nie dort gezeigt hat.

Eine große Menge von Argalis, Antilopen und Wildſchweinen bietet Gelegenheit zu ergiebiger Jagd. Allein bei dem Abgang aller Ordnung und Aufſicht über Reinigung des Lagers wird ſelbſt hier zuletzt die Luft verdorben, die Forellen wandern aus oder ſterben ab, und ſo ſieht ſich der König gezwungen, den Lagerplatz entweder weiterhin zu verlegen oder gänzlich zu verlaſſen und mit einer andern Gegend zu vertauſchen.

Gegen Ende Auguſt kehrt der Hof ins Luſtſchloß am Fuße des Elburz zurück, um im Monat October wieder die Stadt Teheran mit ſeiner Gegenwart zu beglücken. Der Rückzug geht nicht minder tumultuariſch vor ſich wie die Hinreiſe. Sind die aſtrologiſchen Zeichen für den Eintritt in die Stadt ungünſtig, ſo wartet der König einige Tage in einem nahegelegenen Garten, gewöhnlich in Negriſtan oder Nizamieh, bis glücklichere aſtrologiſche Conſtellationen ihm den Eintritt durch ein beſtimmtes Thor erlauben.

III.

Speiſen und deren Zubereitung. Mahlzeiten.

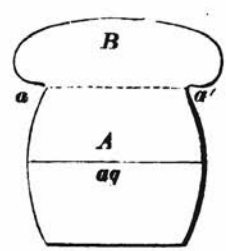
Nationalgerichte: Tſchillaw, Pillaw und Aſch. Brot. Fleiſch, Wild, Geflügel. Fiſche. Speiſegeſetze. Milch, Käſe. Saure Conſerven und Scherbets. Süßigkeiten. Früchte. Gemüſe. Getränke. Eis und Eisgruben. Gewürze. Küche und Küchengeräthe. Tafelgeſchirr. Die Mahlzeit. Gaſtereien und Trinkgelage. Die königliche Tafel. Volksverpflegung. Billigkeit und Theuerung der Lebensmittel.

Der Perſer iſt ſehr einfach in ſeiner Lebensweiſe, und im allgemeinen mäßig in Speiſe und Trank. Cerealien, Reis, Vegetabilien, Obſt und Milchproducte bilden ſeine Hauptnahrung; Fleiſch genießt er wenig. In den Städten, namentlich unter den wohlhabenden Klaſſen, dient der Reis als das wichtigſte Nahrungsmittel; ebenſo in einigen Provinzen am Kaſpiſchen Meer, wo Cerealien aus vorgefaßter Meinung, daß ſie nicht gedeihen, gar nicht angebaut werden und Brot daher vom Volke kaum gekannt iſt. Aus Reis werden die drei Nationalgerichte: Tſchillaw, Pillaw und Aſch bereitet; ſie ſpielen im Haushalt des Perſers eine große Rolle, und ohne Ambroſia-Pillaw vermag er ſich kein Paradies zu denken.*) Nachſtehend eine ausführliche Beſchreibung derſelben.

*) Ich las einſt mit meinem Mirza (Privatſchreiber) ein Kapitel

Unter Tſchillaw verſteht man in Waſſer abgeſottenen, nur wenig fetten Reis; er wird entweder als beſonderes Gericht oder als Ingredienz an Ragouts, Fleiſchſorten und Milchproducten verzehrt und iſt eine leichtverdauliche Speiſe, die ſelbſt Kranke und Reconvaleſcenten gut vertragen. Man ißt ſich ihn, wie das Brot, nie zum Ueberdruß; es gibt Leute, die ihr ganzes Leben lang jeden Tag zweimal Tſchillaw genießen, und denen er nebſt etwas Fleiſch, Brot und ſauerer Milch faſt als ausſchließliche Nahrung dient. Auch Europäer gewöhnen ſich daran, eſſen ihn ein- bis zweimal des Tags und befinden ſich wohl dabei.

Die Art der Bereitung iſt folgende: Man nimmt Reis von guter Qualität, vorzüglich die nur wenig mucilaginöſe Sorte von Maſanderan (Amberbu) oder von Schiraz (Tſchampe), läßt ihn 1—1½ Stunden in kaltem Waſſer ſtehen, um den Reſt der mucilaginöſen Beſtandtheile zu entfernen, und ſeiht ihn dann durch. Hierauf füllt man einen großen Kupfertopf *A* zur Hälfte *aq* mit geſalzenem Waſſer und ſtellt ihn, durch einen gewölbten, genau ſchließenden Hut *B* bedeckt, an offenes, ſtarkes Feuer. Sobald das Waſſer ſiedet, wirft man ſchnell den Reis hinein, läßt ihn 8—10 Minuten lang kochen und macht dann die Probe; fängt er an etwas zu ſchwellen, ſodaß er zwiſchen den Fingern zerdrückt werden kann, ſo gießt man das Waſſer ab und läßt



---

aus Saadi, das über Genügſamkeit handelt; ich verſtand eine Stelle nicht, da erklärte der Mirza, um mir die Sache deutlich zu machen, den Sinn folgendermaßen: „Du mußt nicht jeden Tag einen fetten Pillaw eſſen, ſondern dich auch manchmal mit Brot und Käſe begnügen.“

ihn wieder ganz trocken werden. Nun thut man etwas Butter, etwa 1 Loth auf 1 Pfund Reis, in den Topf, löſcht ſie, nachdem ſie gehörig braun geſchmort iſt, mit ein wenig Waſſer, und ſtreut den Reis locker darauf. Alsdann wird der Topf vom Feuer zurückgezogen und mit dem Hut bedeckt; die Fugen *a a* werden mittels eines feuchten Lappens oder mit Thon hermetiſch verſchloſſen. In dieſem Zuſtand ſtellt man den Topf über glühende Kohlen, deren man auch oben auf den Hut zu legen pflegt, und läßt ihn 1—1½ Stunde ſtehen, bis der Reis im Dampf gehörig gar geworden.

Die Eigenſchaften eines guten Tſchillaw ſind folgende. Der Reis darf durchaus nicht zuſammenkleben, ſondern muß in einzelne Körner geſondert, er muß zweitens ganz weiß von Farbe und drittens ſo elaſtiſch ſein, daß er ſich nach leichtem Druck wieder erhebt. Trotz der einfachen Bereitung dieſer Speiſe iſt es doch ſchwer, allen Anforderungen, die der Perſer daran ſtellt, zu genügen; ein Feinſchmecker behauptete, es gäbe in Teheran nur drei Köche, welche einen Tſchillaw zu kochen verſtünden!

Von dem Tſchillaw unterſcheidet ſich der Pillaw dadurch, daß im zweiten Act der Bereitung mehr Butter und außerdem Früchte, als: Quitten, Berberis, Aepfel, Mandeln, Roſinen, Datteln, Aprikoſen, Bucharapflaumen, oder Gemüſe, als: Bohnen, Linſen, Erbſen, geröſtete Wicken, Saubohnen, Fenchel-, Dill- und Peterſilienkraut, oder aromatiſche Subſtanzen, als: Zire-Kümmel, Orangeſchalen, Safran u. ſ. w. zugeſetzt werden, von welchen dann die verſchiedenen Pillaw-Arten ihren Namen empfangen. Er wird auch mit verſchiedenen Fleiſchſorten zuſammengekocht und gilt als ein ſelbſtändiges Gericht, während der Tſchillaw nur als Beigabe zu andern Ragouts dient.

Berühmt iſt der Afghanen-Pillaw, das einzige Andenken, welches den Perſern von der Eroberung von Herat

und von der Einmiſchung in die afghaniſchen Angelegenheiten übrigblieb. Es wird nämlich ein ganzes Lamm in der Haut, nachdem ſie ſorgfältig von Wolle gereinigt worden, gebraten, auf eine große chineſiſche Schüſſel gelegt und mit in Fett ſchwimmendem Pillaw bedeckt. Dieſes Gericht kam im Jahre 1857 und 1858 in Mode; auch der Schah machte mehrmals den Verſuch, davon zu genießen, kam aber bald zu dem Ausſpruch, es ſei eine zu billige Koſt, denn, einmal damit geſättigt, könne man acht Tage nichts mehr eſſen.

Der Reis wird auch, beſonders im Frühling, mit Milch gekocht und mit etwas Roſenwaſſer verſetzt. Es iſt dies ein unter dem Volk beliebter Leckerbiſſen (schirbirindsch). Milchreis gilt jedoch für ſchwerverdaulich; zur Zeit der Cholera-Epidemie will man beobachtet haben, daß nach ſeinem Genuß häufig Individuen von der Krankheit ergriffen wurden.

Das Reismehl (ārde birindsch) wird zu verſchiedenen Gallerten, Süßigkeiten und Breien verwendet, worunter die in rhombiſchen Täfelchen geformten, mit geſtoßenem Zucker und Piſtazien beſtreuten Gallerte ſehr geſucht ſind; man nennt ſie jæch dær behischt (Gelée des Himmels). Ein Brei von Reismehl und geſtoßenen Mandeln (hærire bādām) wird Reconvaleſcenten verabreicht.

Die dritte Nationalſpeiſe iſt eine mit mucilaginöſem Reis unter Zuſatz von Gemüſen oder Früchten dickeingekochte Aſch (Suppe); ſie wird meiſt mit verſchiedenen Säuren, als: Limonenſaft, Grüntraubenſaft, Buttermilch u. ſ. w. verſetzt.

Āsch pas, d. i. der Aſch-Kocher*), heißt im Perſiſchen der Koch, weil in der ſchmackhaften Bereitung und Conſiſtenz dieſer Suppe die Kunſt des Meiſters ſich äußert. Gourmands finden ſelten eine Aſch ganz nach ihrem Geſchmack; auf künſt-

*) Von dem Worte puchte (gekocht) und paz (kochen) iſt ſowol das deutſche „backen" als auch das ſlawiſche buchta und pazit abgeleitet.

lich bereitete Aſchs werden beſondere Einladungen gemacht. Der König ließ ſich mehreremal des Jahrs in ſeiner Gegenwart von dem Haushofmeiſter (hādschib-e-dawle) im Schloßhof die Aſch bereiten, und rief von Zeit zu Zeit in Ekſtaſe: „Adscheb āsch est!“ (Sie iſt wunderbar!) Sie wurde dann in großen chineſiſchen Schüſſeln aufgetragen, auf der Oberfläche ſchwammen mit aller Gemächlichkeit drei ungeſchälte Orangen. Auch die Aſch wird nach den verſchiedenen Ingredienzen benannt, die nebſt dem Reis aus Pflaumen, Bohnen, Linſen, Wicken, geſchälter Gerſte, Citronen, ſauerm Traubenſaft, Buttermilch, Oxymel, Eſſig, Dill, Fenchel, Kürbis, Scorzonera, Rothe Rüben u. ſ. w. beſtehen können.

Für die arbeitende Klaſſe dient jedoch das Brot (nān) als Hauptnahrungsmittel. Das Nan wird aus Weizenmehl gebacken. Man unterſcheidet dreierlei Sorten: 1) Nāne sengek. Der weiche, gegorene Teig wird in Galetten ausgezogen und in den Backofen auf erhitzte Kieſelſteine geworfen, wo er in wenigen Momenten ausgebacken iſt. Dieſes Gebäck gilt als Luxusbrot; es wird zumeiſt in den Städten genoſſen und nach Wunſch mit Mohn, Seſam oder Nigellaſamen (siah-dāneh) beſtreut. 2) Nāne læwāsch. Der Teig iſt dem vorigen ähnlich, nur wird er in dicken Fladen ausgewalzt und an die Wände eines krugähnlichen erhitzten Thongefäßes (tenur) angeklebt, bis er herabfällt; er iſt meiſt nicht durchgebacken und ſchwer verdaulich. 3) Nāne dehāti (Bauernbrot). Der ungegorene Teig wird dünn ausgewalzt und auf einem erhitzten Stein oder einer Metallplatte gebacken. Die ganze Bereitung nimmt höchſtens eine halbe Stunde in Anſpruch.

Der Europäer kann ſich nur ſchwer an das perſiſche Brot gewöhnen, ſowie umgekehrt der Perſer das ſeinige dem europäiſchen vorzieht. Darum laſſen die in der Fremde accredi-

tirten Geſandten häufig Brot nach ihrer Landesſitte backen. Friſch iſt die perſiſche Galette erträglich, ſchon nach wenigen Stunden aber wird ſie zäh, bitter und kaum genießbar.

Zur Mitnahme auf Reiſen wird eine Art Zwieback (nāne-e-chuschk) bereitet, von ziemlich gutem Geſchmack. Dem europäiſchen Reiſenden iſt anzurathen, ſich damit zu verſehen, weil er unterwegs oft ſchlechtes, ungenießbares Brot findet.

Das Brot dient dem Perſer noch zu andern Zwecken als zur Nahrung; es erſpart ihm: den Löffel, in eine flüſſige Suppe wird ſo viel Brot gebrockt, bis ſie mit den Fingern gegeſſen werden kann; den Teller, man legt die Portionen darauf vor; die Serviette, man wiſcht ſich während des Eſſens die fettigen Finger daran ab; ſogar das Packpapier, da Braten oder ſonſtige fette Speiſen für die Reiſe darin eingehüllt werden. Somit iſt es begreiflich, warum das europäiſche Brot ihm unbequem oder zweckwidrig erſcheinen muß.

Es fehlt in Perſien nicht an Waſſermühlen (āsiā); doch wird das Getreide nur grob gemahlen, und das Mehl (ārt) nur unvollkommen von den Kleien (sæbuz) befreit. In vielen Haushaltungen bedient man ſich noch der primitiven Handmühlen, aus zwei Steinen beſtehend, von denen der obere eine Handhabe, der untere einen Ausſchnitt zum Abfließen des Mehls beſitzt. Auf dieſem wird auch eine Art grober Grütze (belghur) bereitet, welche beſonders bei den türkiſchen Einwohnern beliebt iſt und ihnen die Stelle des Reiſes vertritt. Windmühlen ſah ich nirgends in Perſien.

Die ärmſten Klaſſen auf dem Lande bereiten ihr Brot aus Gerſten- oder Hirſemehl. Gerſtenbrot (nāne dschiau) gilt als Sinnbild der Genügſamkeit des Derwiſchlebens und kommt in dieſem Sinn oft bei den Dichtern vor.

Außer zu Brot wird jedoch das Mehl zu keinem andern Gericht verwendet.

Von Fleiſchſorten ißt der Perſer faſt ausſchließlich Schaf-, Lamm- und Hühnerfleiſch. Nur dieſe bezeichnet er gewöhnlich mit dem Worte guscht (Fleiſch). Andere Sorten, wie Rind- und Büffelfleiſch, werden, weil ſie infolge der unzulänglichen Viehfütterung zäh und trocken ſind, nur von den ärmſten Klaſſen während der Wintermonate genoſſen. Oft ſagte mir der König, er könne nicht begreifen, wie man anderes Fleiſch eſſen könne, wenn man hinlänglich Lämmer, Schafe und Hühner habe, er beklage das traurige Los der Europäer, welche zum Rindfleiſch greifen müßten. Es möge hier bemerkt ſein, daß die Perſer eigenthümliche Begriffe von den Preiſen der Lebensmittel in Europa haben, welche ihre diplomatiſchen Agenten zu dem Zweck verbreiten, um größere Repräſentationskoſten berechnen zu können. So wird beiſpielsweiſe allgemein angenommen, daß ein Ei 1 Franc koſtet; man fügt dann im Geſpräch wohlgefällig bei: „Der Irān ærzāni est.“ (Im Iraniſchen iſt es billig.)

Von eßbarem Wild findet ſich ſelbſt in der Nähe der Hauptſtadt: 1) das Argali (gusfende kuhi), welches oft in kleinen Heerden auf dem Bergrücken des Elburz zu ſehen iſt. 2) Der weſtaſiatiſche Steinbock Aegiceros Aegagros (buze kuhi) mit mächtigen Hörnern, ziemlich häufig am Demawend und in den Gebirgen von Laridſchan, während die Gemſe (buz) nicht ſelten im nahen Jagdrevier Dſchedſcherud erlegt wird. 3) Die Gazelle (āhu, dscheiramb) hält ſich zahlreich in den ausgedehnten Ebenen auf, denn ſie liebt wie das Schaf ſalziges Futter; ihr Fleiſch iſt nicht beſonders geſchätzt. 4) Der Hirſch (mæræl und gāwe kuhi) und das Reh (schukā), nur in den Wäldern am Kaſpiſchen Meer. 5) Der Haſe (chærgusch). 6) Das Wildſchwein (guraz chuk), ſeltener in den Ebenen, deſto zahlreicher in den

Wäldern am Kaspiſchen Meer und in den Sümpfen um Schiraz; ſein Fleiſch wird aus geſetzlichen und Sanitätsgründen nicht genoſſen. Dagegen beſteht das Vorurtheil, die Anweſenheit eines Wildſchweins im Stalle befördere das Gedeihen der Pferde, und es wird deshalb in jedem großen Stall ein Schwein gehalten. Die Pferde verrathen mit der Zeit eine eigene Anhänglichkeit an dieſes Thier. Die Menge des Wildes iſt in manchen Gegenden ſo groß, daß Wildfleiſch billiger als das von zahmen Thieren ausgeſchrotet wird.

Von Geflügelwild gibt es die Wachtel (bildertschin), mehrere Arten Rebhühner: die Alinotte (kæbk), ein kleines Rebhuhn mit ſehr delicatem Fleiſch (teihu), ein anderes mit ſchwarzer Bruſt (ḳaragusch), ferner das Sandhuhn (Pterocles exustus). Sehr geſucht iſt das Fleiſch des Frankolins (durātsch), der Otis Hubarreh, am meiſten jedoch des Tetraogallus kaukasicus (kæpki derri). Enten in mehreren Varietäten (urdek, murgābi) kommen viele auf den Markt von Teheran, weniger Gänſe (gāz), deren Fleiſch nicht geſchätzt iſt, daher ſie auch faſt nirgends gezähmt zu finden ſind. Truthühner (buḳalamu) ſind erſt in neuerer Zeit eingeführt worden; ihr Fleiſch iſt zum Halim ſehr geſucht, doch ſind ſie noch ſehr ſelten. Schnepfen und Becaſſinen werden ebenfalls wenig geſchätzt und faſt nur von Europäern gekauft. Sehr beliebt hingegen ſind die Sperlinge (gundschischk); Suppen davon gelten als beſonders ſtärkend für Reconvaleſcenten, auch als bewährtes Aphrodsiacum. Faſanen (gargâul) ſind ſehr zahlreich in den Wäldern am Kaspiſchen Meer. Wilde Tauben (kæbuter) werden in der Umgebung der Waſſerleitungen mittels Schlingen gefangen.

Von Fiſchen (māhi) werden nur ſolche Arten verzehrt, welche Schuppen, Floßfedern und ein Knochenſkelet beſitzen.

Es iſt klar, daß im Flachland die Fiſche ſelten ſind, mit Ausnahme der zahlreichen Forellen (kizilulu) in den Bergwäſſern und den kleinen Weißfiſchen, welche ſich in allen Kanälen finden, ohne daß man ſich ihr Erſcheinen an den gegrabenen Waſſerleitungen zu erklären weiß. Anders verhält es ſich am Kaspiſchen See und deſſen Zuflüſſen, deren Fiſchreichthum beiſpiellos iſt. Die Fiſcherei iſt dort an die Ruſſen verpachtet und bildet eine wichtige Staatseinnahme. Fiſche ſind in den Provinzen Gilan und Mazanderan nebſt etwas Reis die ausſchließliche Nahrung der Bewohner; ſie werden auch, geſalzen und geräuchert, weit ins Land verſchickt. Caviar genießt der Perſer nicht, weil er von einem unerlaubten Knorpelfiſch herrührt.

Von Krebſen ißt man nur eine Art kleiner, geſalzener und getrockneter, Garnelenkrebſe aus dem Perſiſchen Meerbuſen, vorzüglich bei Trinkgelagen, um die Luſt zum Wein zu vermehren; man nennt ſie maygu.

Im allgemeinen unterſcheidet der Perſer erlaubte (hæ-lal) und unerlaubte (hæram) Fleiſchſpeiſen, und unter erſtern wieder jene, deren Genuß zwar erlaubt, doch unſchicklich (mækruh) iſt. Zu letzterer Kategorie gehören der Haſe und der Maygu-Krebs (mækruh), welche daher nur von minder ſcrupulöſen Leuten gegeſſen werden. Er hält ſich zumeiſt an die moſaiſchen oder beſſer vor-moſaiſchen Speiſegeſetze, welche von den Bedürfniſſen des Klimas, der Hygiene und einer oberflächlichen zoologiſchen Kenntniß dictirt wurden. Selbſt dem Grundſatz „im Blut iſt die Seele oder das Lebensprincip“ ſcheint er zu huldigen, obwol nicht ganz in dem rigoröſen Sinn wie die Juden. So ißt er nur von ſolchen Thieren, dem vor dem Tode die Blutadern aufgeſchnitten wurden und wo das Blut noch flüſſig herauskam. Die andern faßt er unter dem Namen „erſtickt“ zuſammen und meidet ſie. Jagdwild ſoll ſtreng genommen nur dann

gegeſſen werden, wenn es noch mit einigen Lebenszeichen aufgefunden und ihm die Halsadern geöffnet wurden. Dieſelben Regeln gelten auch für den Genuß der verſchiedenen Geflügel- und Fiſche. Wirbelloſe Thiere ſind ganz verboten, mit Ausnahme des Maygu und der Heuſchrecke, welche von den Arabern verzehrt werden. Pferde- und Eſelfleiſch eſſen die Perſer nicht, doch gilt das Fleiſch vom wilden Eſel (gur-e-chær) als Leckerbiſſen. Die Chiwaner und Usbeken eſſen jedoch auch Pferdefleiſch mit beſonderer Vorliebe, trotzdem ſie ausgezeichnetes Schaffleiſch haben. Hochgeſtellte Gäſte und Geſandte werden von ihnen durch Bewirthung mit den verborgenen Theilen des Pferdes*) beſonders geehrt.

Bereitung des Fleiſches. Alles Fleiſch, gleichviel von welcher Thierſorte, wird immer friſch geſchlachtet**) zubereitet, ſelbſt das Wild wird gleich nach ſeiner Erlegung genoſſen. Der ſogenannte Wildgeſchmack oder Hautgout widerſteht dem Perſer; daher der häufig zu hörende Vorwurf, daß Europäer ſtinkendes Fleiſch und Fröſche äßen. Da nur kleine Thiere, meiſt Schafe und Lämmer geſchlachtet werden, ſo iſt der baldige gänzliche Verbrauch des Fleiſches leicht ermöglicht, es bleibt nur ſelten ein Stück für den nächſten Tag übrig. Nur ausnahmsweiſe liegt des Nachmittags noch Fleiſch in den Bazars feil, weil man da ſchon fürchtet, daß es

*) Partibus sexualibus. So erzählte mir der als Schriftſteller und Hiſtoriograph in Perſien berühmte Mirza Rezy Kuli Chan, daß er, von Mehmed Schah als Botſchafter nach Chiwa geſchickt, vom Chan (Fürſt von Chiwa) dadurch ausgezeichnet wurde, daß ihm derſelbe mit höchſt eigener Hand dieſe Theile vorlegte, und daß er ſich nur mit großer Mühe entſchuldigen konnte. Aehnliches berichtete auch der engliſche Secretär Taylor Thomſon.

**) In wenigen Städten beſteht, wie in Teheran, eine Schlachtbank (kesabchäre) außerhalb der Stadt; in Ispahan z. B. nicht, doch wirken dort die faulenden Thierreſte weniger ſchädlich, weil ſie bei der ausgedehnten Anwendung des Düngers bald auf die Felder geführt werden.

unverkauft bleibe. Deshalb fühlt man auch nicht das Bedürfniß nach Eiskellern oder kühlen Aufbewahrungsplätzen für das Fleiſch.

Die Eingeweide, Herz, Leber, Lunge und Gedärme, werden entweder weggeworfen, wo ſie dann den zahlreichen Hunden zur Speiſe dienen, oder faſt umſonſt an die ärmſten Klaſſen abgegeben. Die Milz jedoch wird immer den Hunden überlaſſen.

1) Das Fleiſch wird in Waſſer abgekocht und mit Küchererbſen verſetzt, die Brühe heißt dann næchud ab oder ābeguscht; ſie wird mit einem Theil des Fleiſches ſervirt, der größte Theil deſſelben wird jedoch vor dem vollen Garwerden herausgenommen und dem Pillaw einverleibt. Wird die Brühe mit Reis und mit Früchten oder Gemüſen verſetzt, ſo nennt man ſie Aſch (ſ. oben).

2) Das Fleiſch wird in dünne Scheiben geſchnitten, die mit Schichten Fettſchwanz vom Tatarenſchafe abwechſeln, an den Spieß oder Ladſtock geſteckt und über Kohlen gedreht, zuweilen auch mit Butter und Citronenſaft beſtrichen und mit etwas Pfeffer beſtreut, bis es gebraten iſt. Hierauf wird es in einen dünnen Fladen Brot eingehüllt zu Tiſch gebracht. Dieſe iſt die beliebteſte und ſchnellſte Fleiſchbereitung der Perſer; der Braten fehlt daher bei keiner guten Mahlzeit. Friſch genoſſen iſt er in der That äußerſt ſchmackhaft und leicht verdaulich; man nennt ihn sich-kæbāb (Spießbraten). Junge Hühner und große Stücke zarten Lammfleiſches werden unzerſchnitten auf dieſe Weiſe zubereitet.

3) Das Fleiſch wird mit gleichen Theilen Zwiebeln zu einem feinen Brei gehackt, hierauf auf einem ſchwertartigen Spieß geformt, über Kohlen gebacken und mit dem Pulver von Rhus coriaria (sumāḳ) beſtreut. Dieſes iſt die Lieblingsſpeiſe der mittlern Klaſſen; ſie heißt schisch-kæbāb,

iſt jedoch wegen der vielen Zwiebeln und wegen der Zermalmung der Fleiſchfaſern ſchwer verdaulich.

4) Das Fleiſch wird zu einem Brei zerhackt und, mit Küchererbſen, Reis und andern Vegetabilien verſetzt, in Butter gebraten. Das Gericht heißt kufte, wenn aber in Täfelchen geformt schāmi.

5) Das kleingehackte, mit Vegetabilien und Gewürzen verſetzte Fleiſch wird in die Höhlung von Gurken, Kohl, Auberginen u. ſ. w. gelegt, oder mit Weinlaub oder Malvenblätter umhüllt und mit etwas Citronen- oder Grüntraubenſaft verſetzt. Dieſe bei Türken wie Perſern ſehr geſuchte Speiſe heißt dulme.

6) Das Fleiſch wird in Stücke geſchnitten, mit verſchiedenen Vegetabilien, als: Rüben, Kohl, Carotten, Zwiebeln, Pflaumen, Küchererbſen, in Butter geſchmort, und gibt dann die beliebten Ragouts (churisch); ſie ſind ſehr fett und werden deshalb mit dem magern Tſchillaw zuſammen genoſſen. Die Ragouts von Küchererbſen mit Zwiebeln, gehacktem Fleiſch und getrockneten Citronen von Omân in Arabien (ḳeymeh), desgleichen die mit Roob und Kernen von Granaten und Walnüſſen (fisindschān) verſetzten erfreuen ſich einer beſondern Beliebtheit.

7) Das Fleiſch, beſonders von Geflügel, wird in einem zugedeckten Topf 24—36 Stunden anhaltend gekocht, bis es ſich ganz zu Brei aufgelöſt hat (leh schud). Vor dem Genuß noch reichlich mit einer Butterſchicht übergoſſen, gilt es als beſonderer Leckerbiſſen und heißt hælim, iſt jedoch äußerſt ſchwer verdaulich, weshalb es nur im Winter gegeſſen wird.

Bei jeder der verſchiedenen Bereitungsarten des Fleiſches iſt ſtets die erſte Anforderung, daß es vollkommen gar und weich ſei und ſich leicht vom Knochen löſe, da der Perſer nie Meſſer und Gabel benutzt, auch nie den Knochen abnagt,

ſondern die Stücke mit den Fingern losſchält. Zur Aufbewahrung geräuchert oder eingeſalzen wird das Fleiſch nicht, nur in Azerbeidſchan bewahren die Einwohner, weil dort während des Winters der Zutrieb von Schlachtvieh ſehr erſchwert iſt, das halbgekochte Fleiſch, mit einer dicken Fettlage umgeben, in Fäſſern auf; ſolches Fleiſch heißt gurmeh.

Alle Speiſen müſſen nach dem Geſchmack des Perſers ſehr fett ſein; gewöhnlich ſchwimmt eine fingerdicke Schicht Fett, aus friſcher Butter (rugan) erzeugt, auf der Oberfläche. Nur arme Klaſſen behelfen ſich mit dem Fettſchwanz des Schafes. Olivenöl wird gar nicht genoſſen.*) In Fett ſchmort man das Fleiſch, die Fiſche, die Gemüſe; mit Fett bereitet man die Eierſpeiſen und die beliebten Pfannkuchen (kuku, nimruh).

Vielfach in Anwendung ſowol als ſelbſtändige Speiſe wie als Zuſatz zu andern Gerichten kommen die verſchiedenen Milchproducte, namentlich ſauere Milch (jâûrt, keschk, karagut). Die fette Sahne wird abgedampft und in tellerförmige Kuchen (keymak) geformt, welche bei den Nomaden ſehr beliebt ſind. Auch die verſchiedenen Käſearten (pænir) bilden einen wichtigen Factor der Nahrung; bei unzureichendem Appetit zieht der Perſer Käſe und Brot jeder andern Speiſe vor. Ich ſah, wie der König in ſolchem Zuſtand alle aufgetragenen Gerichte verſchmähte und ſich lediglich mit Käſe und Brot begnügte, in ſteter Bewunderung ausrufend: „Adscheb pænir est!“ (Welch köſtlicher Käſe!) Hohe Beamte, ſelbſt Miniſter, wenn

*) Wegen der ſchlechten Qualität des inländiſchen, übelriechenden Olivenöls kann der Perſer kaum begreifen, daß der Prophet (Mohammed) eine beſondere Vorliebe für daſſelbe hatte. Angemachter Salat iſt deshalb nicht in Gebrauch; man ißt die Blätter der Pflanze roh, oder taucht ſie in Oxymel.

ſie oft ſtundenlang in den königlichen Gärten auf Audienz harren, genießen zum Frühſtück Käſe und Brot mit etwas Grünzeug, von den Dienern im nächſten Bazar gekauft und ins Schnupftuch eingewickelt überbracht.

Eine beſondere Rolle in der Ernährung ſpielen die Säuren und ſauern Conſerven. Von Jugend auf daran gewöhnt, ſcheint dem Perſer ohne ſie keine Verdauung möglich. Er verzehrt von dieſen Säuren (turschi) unglaubliche Quantitäten, ſowol roh als auf verſchiedene Weiſe gekocht. Dagegen vermeidet er ſie in allen Krankheiten der Reſpirationsorgane, ebenſo bei Wechſelfiebern, aufs ſorgfältigſte, er hält ſie dann ſogar für lebensgefährlich. Es gehören dazu die vielen unreifen Früchte, als: Pflaumen, Aepfel u. ſ. w., die mit etwas Salz genoſſen werden, ſauere Milch und Butter, Citronen-, Orangen-, Cedros-, Trauben- und Granatäpfelſaft, die ſauern Sproſſen von Rheum riwas, Oxalſäure, die ſauern Roobs von Granatäpfeln und Rheum riwas, unreife Tamarinden von Guzerat (tamer gudschrāt); ferner die Eſſigconſerven (turschi), welche durch den vortrefflichen Weineſſig und durch das öftere Wechſeln deſſelben eine beſondere Güte erlangen und daher als Ausfuhrartikel ſehr geſucht ſind. Man verwendet zu denſelben allerlei Früchte und Gemüſe, vorzüglich Kapern, Bergzwiebeln (musir), Gurken, Auberginen (Solanum melanogena), Trauben, Sproſſen von Umbelliferen, ſo das Gulper (Heracleum sianense), das Dſchawſchir (Dyploteria cachridifolia), das Biwaze, eine Umbellifere von Kurdiſtan.*)

*) Dieſes Doldengewächs, welches ſich häufig im Elwendgebirge, vorzüglich in Kurdiſtan im Bezirk Saudſchbelag findet, iſt als Gemüſe ſehr geſchätzt. Die bohnengroßen Samenkörner verbreiten einen ſehr angenehmen Duft, ähnlich dem Peruvianbalſam. Leider kam der Same, welchen ich nach Wien an den Botaniſchen Garten ſchickte, nicht zur Keimung.

Hierzu ſind auch die verſchiedenen Scherbets zu rechnen. Unter Scherbet verſteht man einen mit Zucker verſetzten, zur Sirupconſiſtenz eingekochten ſauern Saft, welcher mit Eiswaſſer vermiſcht wird. Er bildet das Lieblingsgetränk der Perſer. Man unterſcheidet je nach den mannichfaltigen Ingredienzien den Scherbet von Eſſig oder Oxymel, von Rheum riwas, von Citronen, Granaten, unreifen Trauben, Quitten, Weichſelkirſchen, unreifen Tamarinden, Berberis u. ſ. w.

Neben den Säuren werden die Süßigkeiten (schirini) von groß und klein mit Vorliebe genoſſen; ſie ſind zu jeder Feſtlichkeit unerlaßlich, jede Gabe, jedes Geſchenk wird von ihnen begleitet. Der Perſer bereitet ſie mit beſonderer Geſchicklichkeit, ja die perſiſchen Zuckerbäcker (ḳænnādi) halten ſich in ihrem Fach für die erſten Künſtler der Welt. Die beſten Sorten kommen aus Iſpahan und Yezd. Als Ingredienzien verwendet man den raffinirten oder yezder Zucker, zu den mittlern Sorten auch Honig, Melaſſe und eingedickten Traubenſaft. Der Zucker wird mit Reismehl, ranzigem Fett, Stärke, Citronenſaft u. ſ. w. gemiſcht und in verſchiedene Formen gegoſſen. Dem Europäer munden die Schirini nicht. Die überzuckerten Früchte heißen nuḳl, die Erzeugniſſe in Zeltchenform ḳurs. Als vorzüglichſtes Schirini gilt das Peſchmek; der Zucker wird mit Fett geknetet, und die daraus entſtandene elaſtiſche Subſtanz von zwei kräftigen Perſonen mehrere Stunden lang wie Strähne ausgezogen, bis ſie der Flachsfaſer ähnlich iſt, daher der Name peschmek (Wollfaſer). Andere Süßigkeiten, als: das Baghlewa, Mascati u. ſ. w., ſind ebenfalls beliebt und fehlen bei keinem Feſt. Selbſt der Kandiszucker (næbat) erfreut ſich einer beſondern Gunſt; es werden aus demſelben Schüſſeln mit ſtalaktitartigen Säulen ankryſtalliſirt und als Angebinde überreicht. Ein Stück Kandis fehlt ſelten in der Taſche des

Perſers.*) Als ſchmackhafteſte Süßigkeit gelten die Fladen aus der Gez-manna (Gezengebin), welche mit Mandeln, Piſtazien, Cardamomum verſetzt, im Ofen gebacken, mit Mehl und Kätzchen von Salix sygostemum beſtreut und im ganzen Lande verſchickt werden. Wenn Zucker, zur Sirupconſiſtenz gekocht, mit wohlriechenden Subſtanzen verſetzt wird, ſodaß eine zähe, ſchmierige Maſſe entſteht, ſo heißt er hælwā. Man verwendet dazu die Blumenblätter von gelben und rothen Roſen, die Blüten von Aepfeln, Quitten, Jasmin u. ſ. w., wonach das Hälwa verſchiedene Namen empfängt.

Unter rub verſteht man dickeingekochte Pflanzenſäfte von Granatäpfeln, Rheum riwas u. ſ. w. Der Honig (assal) iſt vom Volk ſehr geliebt und wird häufig verwendet; es gelten eigene Vorſichtsmaßregeln für deſſen Genuß, da er bei unzeitigem Gebrauch durch ſeine erhitzenden Eigenſchaften ſchwere Krankheiten erzeugen ſoll. Auch von giftigem Honig habe ich erzählen hören.

Zu den Beſtandtheilen eines guten Mahls gehören auch die verſchiedenen in Zucker eingemachten Früchte, in deren Bereitung die Perſer Meiſter ſind; ſie heißen muræbbā. Für die beſten gelten die von Quitten, Aepfeln, Orangen, Cedratſchalen, Ingwer, Berberis von Choraſſan u. ſ. w.

Eine wichtige Rolle unter den Nahrungsmitteln des Volks fällt den Früchten (miweh) zu, die wegen ihrer Billigkeit auch dem Aermſten zugänglich ſind und oft, nebſt etwas Brot und Käſe, ſeine einzige Nahrung ausmachen. In den Sommermonaten hält die arbeitende Klaſſe mit Feigen (andschir), Maulbeeren (tut), gelben Pflaumen (āluzerd), Melonen, Trauben ihren erſten Imbiß und verzehrt

*) Der Zucker gilt für „warm“ (erhitzend), der Kandis für „kalt“ (kühlend), daher die Getränke für Fieberkranke mit letzterm verſüßt werden.

davon ſtaunenerregende Quantitäten. Von den verſchiedenen Obſtſorten wird am geeigneten Ort die Rede ſein; hier ſei nur noch erwähnt, daß außer im Monat April die verſchiedenen Früchte faſt nie vom Markt verſchwinden.

Nebſt den Obſtgattungen verſpeiſt der Perſer viele rohe Gemüſe, vorzüglich Gurken (chiār), Lactuca (kāhu) und Scorzonera (schink); zum Braten und zum Käſe: Rettichblätter (turp), Gartenkreſſe (tertissek), Dracunculus (terchun), Zwiebeln (piaz) und Münze (nænā).

Außer den früher genannten Hülſenfrüchten bilden folgende Gemüſe: die Beta (tschugunder), die Daucus carotta (zerdek), die Kürbiſſe verſchiedener Art (kædu), Melanogena (bādindschān), Spinat (isfanātsch), der Kopfkohl (kælæm), die Kohlrübe (kælæme gumri), die Waſſerrübe (schelgram), Peterſilie (dschaferin), Coriander (geschnis), Dill (schæwit) und die wildwachſenden Rheum riwās (riwās), die Couſiniadiſtel (kænger), die Trüffel (dumbalān), eine Art Schwämme (ḳārtsch) und andere eßbare Kräuter und Wurzeln, einen wichtigen Theil der Nahrung. Man faßt ſie unter den gemeinſchaftlichen Namen bāḳulāt und sabri-ālāt zuſammen.

Frauen lieben in den Intervallen der Mahlzeiten, ſich mit verſchiedenen in Salz geröſteten öligen Samen (ādschil) die Zeit zu vertreiben und ihre Zähne zu üben, mit Mandeln, Haſelnüſſen, wälſchen Nüſſen, Kernen von Kürbiſſen, Melonen und Mahalebbirnen (andschudschek), geröſteten Küchererbſen (nechudsche), Hanf- und Weizenkörnern.

Getränke. Für den Bedarf an Waſſer (āb, au) iſt allerdings in den Städten durch Waſſerleitungen, und durch große Ciſternen in den verſchiedenen Stadttheilen, welche meiſt frommen Stiftungen ihr Daſein verdanken, geſorgt; allein da die Leitungen ſchlecht und unbedeckt ſind, wird es bald verunreinigt und kaum genießbar. Daher pflegen wohlhabende Familien eigens zum Zweck des Waſſertrans-

ports ein Laſtthier zu halten, welches in zwei Schläuchen (rāwich) aus Juchtenleder das Trinkwaſſer aus der außerhalb der Stadtmauern befindlichen Mündung der Leitungskanäle herbeiſchleppt. Für die minder bemittelten Klaſſen beſtehen Waſſerverkäufer (sækkā), welche jedoch dem armen Volk unter dem Vorgeben friſchen Waſſers, oft fauliges verkaufen. Auf gutes Trinkwaſſer hält der Perſer ſehr viel; er ſchreibt ihm, mehr als der Luft, die beſſere Verdauung, den beſſern Geſundheitszuſtand in den Bergen zu, während er die meiſten Krankheiten von verdorbenem Waſſer herleitet. Bekanntlich ließen ſich die alten perſiſchen Könige auf ihren fernen Expeditionen das Waſſer des Fluſſes Zab nachführen, wie in neueſter Zeit Said Paſcha auf ſeiner Reiſe nach Europa Nilwaſſer mit ſich führte; Naſſereddin Schah ließ ſich mehrere Monate das Trinkwaſſer von jenſeit des Elburzgebirgs holen. Trotzdem verſäumt man es, das Waſſer in den Leitungen vor Schmuz zu bewahren, denn ſie ſind zumeiſt offen und laufen mitten in den Straßen; ja ſelbſt am Urſprung (ser-tscheschme) der Leitungen wird ſchmuzige Wäſche gewaſchen!

Nebſt dem Waſſer dienen die verſchiedenen Sorbets (scherbet) und Emulſionen von ſauerer Milch (dugh) häufig als Tiſchgetränk. Nicht ſelten werden den Scherbets ſchleimig aufquellende Samen von Plantago (tuchme scherbet), etwas Roſen- oder Moſchusweidenwaſſer (æræke bidmischk) zugeſetzt. Nach Beimengung von geriebenen Apfelſtückchen oder Stärkeſago heißen ſie poludeh, ein Getränk, das beim Volk ſehr beliebt iſt und in den Bazars feilgeboten wird.

Das Eis (jæch) iſt dem Perſer zu ſeinen Getränken unentbehrlich; dem ärmſten Stadtbettler fällt es äußerſt ſchwer, ihm zu entſagen; es wird ſelbſt im Winter zu allen Getränken beigemiſcht. Für ſeine Anſchaffung, Erhaltung und Billigkeit wird viel Sorge getragen. Der Preis wird durch

polizeilichen Tarif feſtgeſtellt. Zur Bereitung des Eiſes beſtehen in der Stadt und deren Umgebung Eisgruben (jæch tschāl), parallelogrammartige Vertiefungen von etwa 2—300 Quadratklafter, deren drei Seiten mit einer hohen Lehmmauer eingefriedet ſind, während nur die vierte, nach Norden gelegene, offen bleibt, ſodaß die Sonnenſtrahlen nicht eindringen können. Im Winter füllt man dieſe Gruben mit Waſſer, und ſobald ſich nachts eine dünne Eiskruſte bildet, wird ſie immer durch aufgegoſſenes Waſſer friſch berieſelt, bis das Eis zur gehörigen Stärke anwächſt; es wird dann in Tafeln zerſchlagen und im Keller aufbewahrt. Infolge der trockenen Luft erhält es ſich den ganzen Sommer und Herbſt hindurch, in Ispahan ſogar zwei Jahre lang. Ich ſah in letzterer Stadt einen Eiskeller, deſſen Gewölbe eingeſtürzt war, und in dem dennoch das Eis, nur mit einer Schichte Stroh und Reiſig bedeckt, den ganzen Sommer hindurch nicht aufthaute. Das in der Stadt künſtlich bereitete Eis iſt unrein, weil die Gruben im Sommer zur Ablagerung von Kehricht und Aas benutzt werden; man reinigt ſie zwar im Herbſt, doch hindert dies nicht, daß auf dem Grund eine dicke Humuslage zurückbleibt. Das Eis enthält daher organiſche Subſtanzen, welche um ſo ſchädlicher wirken, da der Perſer ſeine Getränke nicht in Eis abkühlt, ſondern Stücke deſſelben hineinwirft. Viele Fälle von Dyſenterie ſind gewiß dem Genuſſe unreinen Eiſes zuzuſchreiben. Weit vorzüglicher iſt das Eis, welches jede Nacht friſch von den hohen Schneegebirgen geholt wird, an deren Fuß die meiſten größern Städte liegen. Auch Teheran liegt in der Nähe eines ſolchen Gletſchers, dariā jach (Eismeer) genannt. Den Perſern iſt der beſtändige Genuß des Eiſes eine Nothwendigkeit, und ich bemerkte bei ihnen nie, die Reinheit des Eiſes vorausgeſetzt, eine ſchädliche Wirkung davon. Anders bei den hier lebenden Europäern, welche ſich an daſſelbe nicht

gewöhnen können, weil es ihnen Gaſtralgie verurſacht. Für ſie ſind in Eis gekühlte Getränke vorzuziehen; wenigſtens dürfen ſie nur ſehr kleine Quantitäten Eis unter das Getränk miſchen, ſonſt entſteht leicht, beſonders wenn der Körper erhitzt iſt, eine krampfhafte Zuſammenziehung der Speiſeröhre. Um das Waſſer längere Zeit kühl zu erhalten, ſetzt man es auch in poröſen Thongefäßen aus Kum dem Luftzug aus.

Gewürze (adwijeh) werden in der perſiſchen Küche nicht viel angewendet, hier und da etwas Pfeffer (fulful), Zimmt (dārtschini) und Cardamomum (hil), am meiſten Safran (zaaferun), welcher dem Reis und ſelbſt dem Luxusbrot beigemiſcht wird. Deſto häufiger iſt der Gebrauch der aromatiſchen Kräuter, Wurzeln und Samen, wie Majoran (marsendschusch), Quendel (hāschā), Kümmel (zireh), Fenchel, Münze, Zwiebeln und Knoblauch. Der Conſum von Knoblauch iſt in den Marſchländern am Kaſpiſchen Meer erſtaunlich groß. Rohe Zwiebeln ſind auch bei den beſſern Klaſſen beliebt.

Mahlzeiten hält der Perſer nur wenige. Früh morgens nimmt er als erſten Imbiß (tschäscht) ein Täßchen bittern Kaffee oder eine Taſſe Thee, zuweilen mit einem Stückchen Zwieback und etwas Käſe. Das Volk ißt mit nüchternem Magen Früchte in erſtaunlichen Maſſen. Man hält das Obſt in den Morgenſtunden am zuträglichſten, während man es nach der Mahlzeit genoſſen für ſchädlich erklärt. Gegen 11 Uhr wird das Frühſtück (næhār) eingenommen. Die Hauptmahlzeit bildet das Abendbrot (schām), einige Stunden nach Sonnenuntergang. In reichen Häuſern pflegt man noch nachmittags als Zwiſchenmahlzeit Thee und Früchte zu genießen (asrāneh); im allgemeinen aber hält der Perſer nur zwei Mahlzeiten, die andern können wegen ihrer geringen Qualität und Quantität kaum als ſolche gelten. In

den gewerb- und handeltreibenden Klaſſen wird nur einmal des Tags warm geſpeiſt, ſonſt begnügt man ſich mit früher zubereiteten kalten Speiſen (hæzæri).

Die Kücheneinrichtung (äschpæschäneh) iſt ſehr einfach. Da alle Speiſen bei offenem Feuer bereitet werden, kann jedes Zimmer in kurzer Zeit zur Küche umgewandelt, ja eine ſolche raſch im Felde oder unter dem Zelte improviſirt werden, indem man zwei parallele Dämme aus Lehm aufführt, zwiſchen ihnen Feuer anzündet und die Töpfe daraufſetzt.

Die Kochgeſchirre (æsbäb) ſind alle aus Kupfer, werden jedoch immer gut verzinnt, ſodaß Fälle von Kupfervergiftung äußerſt ſelten vorkommen, obgleich das Geſchirr nach dem Gebrauch nur unvollkommen gereinigt wird und man an den angeſetzten Kruſten die darin bereiteten Pillaws abzählen kann. Weil man es nach kurzem Gebrauch wieder neu verzinnen läßt, hält man jede gründliche Reinigung für überflüſſig. Ueberhaupt darf man nicht Reinlichkeit nach unſern Begriffen erwarten. Der Perſer iſt zufrieden, wenn nur die Speiſen rein auf den Tiſch kommen. Bei Gaſtmählern, wo die Köche ſehr beſchäftigt ſind und die Zahl des geſchlachteten Flügelviehes groß iſt, geräth wol mitunter irrthümlich ein Huhn unausgeweidet in den Pillaw. Nach der Einnahme Herats wurden die in Teheran reſidirenden Afghanen zum Kriegsminiſter geladen. Ein Afghane ergriff zufällig ein unausgeweidetes Huhn, und ſtellte in naiver Einfalt an den Gaſtgeber die Frage, ob es in Teheran Sitte ſei, das Geflügel auf dieſe Art zu bereiten.

Das Birun (Männer-) und das Enderun (Frauengemach) haben jedes eine Küche für ſich; erſterer ſteht ein Koch, letzterer eine Sklavin vor. Die ſchwarzen Köche ſollen einen ausgebildetern Geſchmack haben, und ſo einfach die

Küche ſcheint, ſind doch gute Kochkünſtler rar und werden mit enormen Preiſen bezahlt.

Beſondere Speiſezimmer gibt es in perſiſchen Häuſern nicht; ebenſo wenig bindet man ſich an eine beſtimmte Speiſeſtunde, ſondern wo es dem Herrn beliebt und wann Geſchäfte und Appetit es zulaſſen, befiehlt er die Tafel herzurichten. Alsbald entſteht ein Hin- und Herrennen unter den Dienern; jeder beeifert ſich, ſeiner Verpflichtung nachzukommen. Der eine breitet ein ledernes, nach außen mit blumigem Kattun überzogenes Tuch über den Teppich, welches nie gewaſchen wird, übrigens weder Fett noch Flüſſigkeiten durchläßt. Andere tragen auf großen, runden, kupfernen oder auch ſilbernen Plateaux (madschme), die mit einem kleinen Shawltuch bedeckt werden, um die Speiſen während des Anrichtens und Uebertragens warm zu erhalten, die verſchiedenen Speiſen und Getränke herbei. Flache und tiefe Schüſſeln mit Reis, Suppen, Ragouts, Braten, Scherbets, ſauerer Milch-Emulſion, ſauern und ſüßen Conſerven, Grünzeug und Früchten werden reihenweiſe auf dem Tiſchtuch aufgeſtellt. Die Gefäße, oft von enormer Größe, ſind meiſt aus echt chineſiſchem Porzellan, wofür der Perſer eine beſondere Vorliebe beſitzt und ſehr hohe Preiſe zahlt. Der Reis wird auf flachen Schüſſeln ſervirt, die er in kühn aufſteigender Pyramide überragt; die Ragouts ſind mit einer fingerdicken Fettſchicht bedeckt; die Scherbets kommen in tiefen Schüſſeln, deren jeder ein feingeſchnitzter hölzerner Löffel mit langem, durchbrochenen, künſtlich geformten Griff beigefügt iſt. Dieſe Löffel werden in den Bergdiſtricten Nätäns und Abadeh mit beſonderer Kunſt und vielem Geſchmack gefertigt. Meſſer und Gabeln, desgleichen Trinkgläſer fehlen ganz und ſind allerdings überflüſſig, wo man die Hand für ausreichend erachtet. Sämmtliche Speiſen werden auf einmal aufgetragen, daher ſie, weil das Anrichten wenigſtens eine halbe

Stunde in Anſpruch nimmt, faſt kühl genoſſen werden. So liebt ſie aber der Perſer; heiß (dāgh) will er nur den Thee und Kaffee.

Sind die Vorbereitungen geendet, ſo gibt der Hausherr das Zeichen zum Niederſitzen mit dem Ausruf „Bismillāh!“ (Im Namen Gottes!) Die Anweſenden kauern mit unterſchlagenen Beinen hin und machen ſich an die Arbeit. Natürlich halten die Frauen ſeparirt im Enderun ihr Mahl. Dem angenommenen Gebrauch der Gaſtfreundſchaft gemäß iſt die Tafel frei; jeder nimmt ohne Umſtände daran theil; jemand abzuweiſen, gilt für unerhört, höchſtens daß die Diener unliebſame Perſonen vom Tiſche fernzuhalten ſuchen. Daher finden ſich eine Maſſe Clienten, Derwiſche u. ſ. w. ein, die lediglich des Mahls wegen erſcheinen; man nennt dieſe Art Schmarozer chuschkebend, d. i. die feſt anbinden und nicht loslaſſen. Kommt zufällig auch ein Europäer bei Beginn des Mahls, ſo geräth der Perſer in Verlegenheit, denn ihn abzuweiſen verbietet der Anſtand, ihn zuzulaſſen hat inſofern ſeine Schwierigkeit, weil die von einem Ungläubigen berührten Speiſen für unrein gelten. Trotzdem ergeht auch an ihn die Einladung zum Niederſitzen. Der Erfahrene lehnt ſie ab, indem er ſich damit entſchuldigt, daß er bereits ſein Mahl genommen habe. Wer ſich aber mit niederſetzt, den weiß der kluge Perſer ſo zu bedienen, daß er unter dem Anſchein beſonderer Aufmerkſamkeit ganz iſolirt ſeine Speiſen empfängt. Der Hausherr beſtimmt nämlich beſonders gute Schüſſeln und Getränke für ihn, greift in die Ragouts und legt ihm mit eigener Hand eine reichliche Portion vor. Bald ſieht ſich der Europäer von Speiſen ganz umringt, welche die andern Anweſenden nicht berühren unter dem Vorwand, ſie ſeien ihm ſpeciell vom Wirth verehrt worden. Der mit perſiſcher Sitte Unbekannte fühlt ſich dadurch wirklich geſchmeichelt, während man doch nur auf dieſe Weiſe dem Dilemma

auswich und nach Tiſch über die Einfalt des ſich geehrt Dünkenden ſeine Gloſſen macht.

Die übrigen Tiſchgenoſſen langen ein jeder nach dem, was ihm gerade gut dünkt. Man greift mit den Fingerſpitzen der rechten Hand (die linke bleibt, als minder rein, weil mit ihr die geheimen Theile gewaſchen werden, müßig nach rückwärts gelehnt) in die Schüſſel, holt ſich etwas Ragout und macht aus dieſem und etwas Reis eine Kugel, die man in den Mund ſchiebt. Jeder unterminirt von ſeiner Seite die Reispyramide, bis ſie endlich zuſammenſinkt. Während des Eſſens herrſcht vollkommene Stille, alle ſind nur von dem augenblicklichen Bedürfniß in Anſpruch genommen; denn die Eßzeit iſt kurz zugemeſſen, ſie dauert höchſtens 15 Minuten. Da es keine Servietten gibt, wiſcht man zeitweilig die fettigen Hände an dem vor jedem Gaſt liegenden Brotfladen ab. Gegen Ende des Mahls ſchöpft man einen oder zwei Löffel Scherbet aus der gemeinſchaftlichen Schüſſel; während des Eſſens wird nicht getrunken. Iſt der Hausherr geſättigt, ſo ſpäht er umher, ob etwa die andern noch bei Appetit ſeien; dann nimmt er kleine Biſſen (lukme), was als Zeichen gilt, daß man ſich mit dem Eſſen zu beeilen habe. Endlich ſinken alle Arme; der Herr ruft: „Al hamdu lilah", d. i. Gott Lob, und winkt den Dienern, das Waſchbecken (āftābch legen) hereinzubringen. Alle bleiben unterdeſſen, die rechte Hand eingezogen, unbeweglich ſitzen, bis die Reihe des Waſſers an ſie kommt. Nach dem Range der Gäſte werden auch die Angeſehenen früher bedient. Man holt ein Schnupftuch aus der Taſche und wiſcht ſich die Hand ab, worauf die Diener abtragen und auf Befehl die unerlaßlichen Narghiles anbieten. Die Reſte des Mahls ſammt den Brotſervietten werden gierig von den Dienern verzehrt. Es iſt in allen guten Häuſern Sitte, eine ſolche

Menge Speiſen zu bereiten, daß nicht allein die Tiſchgäſte und ihre zahlreiche Dienerſchaft hinlänglich geſättigt werden, ſondern auch noch Reſte für Bettler und Abfälle für die Bazarhunde übrigbleiben.

Da alle Speiſen auf einmal hingeſetzt werden, ſo haben in der Regel während des Mahls die Aufwärter keine Pflicht der Bedienung; nur bei großen Gaſtereien bleibt in der Mitte des aufgedeckten Tuches ein freier Raum, welchen zwei Diener durchſchreiten, um raſch die gewünſchten Schüſſeln zu reichen. Das Praktiſche dieſes Arrangements läßt ſich ſchon geometriſch beweiſen, da bekanntlich der Durchmeſſer zur Peripherie ſich verhält wie 1 : 3,14, alſo eine bedeutende Zeitersparniß dadurch erzielt wird.

Nichts erſcheint dem Perſer trauriger, als allein ſein Mahl zu nehmen; er, und beſonders die Frauen, ſelbſt der niedern Stände, lieben es daher ſehr, von Zeit zu Zeit Einladungen (mehmāni) zu Gaſtmählern ergehen zu laſſen. Man hat dafür gewiſſe Tage und gewiſſe Gebräuche. Kommt z. B. ein Gaſt am Mittwoch, ſo ſteigt die Frau bei ſeinem Anblick aufs Dach, wirft einige Töpfe herunter, und ruft wiederholt in Ekſtaſe: „Ein Gaſt iſt gekommen, ein Gaſt, was ſoll ich ihm zu eſſen, was zu trinken geben?“ Wegen der Maſſe der vorzuſetzenden Speiſen verurſachen die Gaſtereien ſehr bedeutende Koſten; denn je mehr man einen Gaſt ehrt, eine deſto größere Menge von Speiſen muß auf dem Teppich erſcheinen, ſodaß oft wenigen Perſonen eine für hundert Perſonen hinreichende Quantität vorgeſetzt wird. Die Gäſte erſcheinen gewöhnlich mit zahlreicher Dienerſchaft, die ſammt den Pferden ebenfalls geſpeiſt und bewirthet werden muß. Bei ſolchen Gelegenheiten wird Reis in großen Keſſeln gekocht und eine Unzahl Schafe, Lämmer und Hühner geſchlachtet. Da es Sitte iſt, daß die Geladenen ſchon mehrere Stunden vor dem Mahle ſich einfinden, reicht man in

der Zwiſchenzeit abwechſelnd Thee, Kaffee, Süßigkeiten und Sichtäbab, alles in Ueberfluß. Eine ſolche Fête nimmt faſt die Dauer eines vollen Tags in Anſpruch.

Die Einladungen zu Trinkgelagen erfolgen nur im geheimen und unter vertrauten Genoſſen; ſie finden ausſchließlich im Enderun ſtatt, wo nur eine kleine Anzahl bewährter Diener als Zeugen zugelaſſen wird. Die Gäſte pflegen dabei dem Weine ſo lange zuzuſprechen, bis ſie bewußtlos hinſinken. Tänzerinnen und Spielleute müſſen durch ihre obſcönen Bewegungen und Geſänge die Anweſenden ergötzen; und noch andere Scenen ſpielen in der Trunkenheit, die zu beſchreiben ich mich nicht berufen fühle. Häufig wird auch zu Karten und Würfeln gegriffen, und bedeutende Summen werden aufs Spiel geſetzt.

Unter der Regierung des Mehmed Schah ergingen häufig Einladungen an die europäiſchen Repräſentanten von ſeiten des Königs. Unter der jetzigen geſchah es nur ein einziges mal, zur Feier der Ernennung des Kronprinzen Kaſim Chan. Auf Tiſchen, nach europäiſcher Art gedeckt, ward eine Fülle von Speiſen ſervirt, auch köſtliche Scherbets und Buttermilch, nur der Wein fehlte. Nach der Tafel wurden vor den Gäſten einige Farcen aufgeführt, welche die Zweideutigkeit der von den Mulas gegebenen Geſetzinterpretationen ſatiriſch geiſelten, zuletzt aber obſcöne Situationen zur Darſtellung brachten, welche europäiſchem Geſchmack nicht behagen können.

Ich ſelbſt hatte die Ehre, bei dieſem Mahle unter den Prinzen und Staatsbeamten zu ſitzen. Der Haushofmeiſter bediente mich mit Bergen von Speiſen, und trug mir mit voller Hand immer neue Quantitäten zu. Als die Tafel aufgehoben wurde, bemerkte ich ihm, auf die Menge der Speiſen, die ich übrigließ, deutend: „Heute dürften die

Hunde nicht hungerig bleiben.“ Die von Europäern liegen gelaſſenen Reſte werden nämlich von den Dienern verſchmäht und den Hunden überlaſſen.

Die Lebensweiſe des Schah iſt folgende: Früh gegen 8 Uhr verläßt er den Harem und nimmt eine Schale Thee mit etwas Zwieback, welche ihm vom Oberkaffeemeiſter (ḳahwetschi bäschi) gereicht wird. Zwiſchen 9 und halb 12 Uhr, je nach Appetit und Laune, ertönt ſein Ruf: „Næhär biär!“ (Bringt das Frühſtück!), und hierauf die ſtereotype Antwort: „Beli ḳurban schæwæm!“ (Ja, ich will dein Opfer ſein!) Der Kämmerer, an den der Befehl gerichtet iſt, ertheilt ihn dem Oberwaſſer-, dieſer dem Oberteppichmeiſter, dieſer endlich einem acht- bis neunjährigen Pagen; nicht ſelten vergißt das Kind die Commiſſion, bis der König ungeduldig den Befehl wiederholt und nun endlich bedient wird. Der Küche ſtehen der Oberkoch (tæbbäch bachi) und der Oberhofmeiſter, „das Auge des Reichs“, vor. Etwa funfzehn Diener tragen auf dem Kopfe, unter Vortritt des „Auge des Reichs“, die großen ſilbernen, mit Shawltüchern umwundenen Plateaux herbei. Wären die Speiſen nicht ſchon fett genug, dieſe Shawls könnten ihnen von ihrem Fett etwas abgeben. Zugedeckt ſind die Schüſſeln von chineſiſchem Porzellan mit koniſchen, aus Gold fein emaillirten und mit koſtbaren Edelſteinen beſetzten Stürzen, die eine beſondere koſtbare Zierde bilden.

Auch der König hat kein beſtimmtes Speiſezimmer, ſondern läßt in dem anrichten, wo ihn gerade der Appetit überraſcht. Hier wird das mit Kattun überzogene Ledertuch entfaltet; die Plateaux werden nur bis zur Schwelle von den Hofdienern, von da durch Kämmerlinge aufgetragen. Statt der Serviette ſoll dem König jeden Tag ein neues, ungeſäumtes weißes Kattuntuch hingelegt werden; dies wird aber aus Fahrläſſigkeit faſt jeden zweiten Tag vergeſſen, ſo-

daß der König ſelbſt erſt daran erinnern muß, und iſt dann der Schlüſſel zum Magazin nicht zu finden, ſo zieht ein Kämmerling ſein weißes Schnupftuch aus der Taſche, es als Serviette überreichend.

Mit der Maſſe der Speiſen, welche dem König täglich vorgeſetzt werden, könnten an hundert Perſonen ſich ſättigen; doch ſpeiſt er nach der jetzt beſtehenden Sitte ganz allein. In einiger Entfernung ſtehen die Leibärzte. Ein Höfling lieſt Erzählungen aus der Chronik oder die Rechnungen über die Staatseinnahmen und Ausgaben vor, die dann der König nach dem Frühſtück mit ſeinem sahihh est (vidi, eigentlich: richtig) unterzeichnet. Er greift nach der Landesſitte ebenfalls mit den Fingern in den Tſchillaw und weiß, ohne hinzuſehen, durch das Gefühl, den guten vom ſchlechten zu unterſcheiden; daher ich ihn oft ſagen hörte, er begreife nicht, wie man mit Werkzeugen eſſen könne, da doch der Geſchmack bei den Fingern anfange.

Hat der Schah auch gar keinen Appetit, ſo hebt er doch, von Zeit zu Zeit ganz kleine Biſſen in den Mund ſchiebend, die Tafel nicht vor einer halben Stunde auf, denn die perſiſche Etikette fordert, daß der Schah immer bei Appetit ſei. Endlich langt er nach den ſüßen Conſerven, Früchten und Käſe, welche das Mahl beſchließen. Einmal wurde ihm ein Roob von Granatäpfeln in einem Kryſtallglaſe ſervirt. Er nahm ein Stück davon, und als er die Finger ableckte, blieb ihm ein Glasſplitter im Gaumen ſtecken. Böſe Abſicht vermuthend, befahl er, ſofort den Scherbetmeiſter zu tödten; doch gelang es unſerer gemeinſchaftlichen Fürſprache, den armen Teufel zu retten, der mit einer Tracht Prügel auf die Fußſohlen davonkam.

Der König trinkt nur Eiswaſſer oder in Eis gekühlte ſauere Milch und Scherbets; letztere werden ihm auf chineſiſchen Schüſſeln, das Waſſer wird in emaillirten Goldvaſen

(tung) oder in Thonkrügen ſervirt. Nach der Mahlzeit reicht ihm ein Kammerdiener ein goldenes Waſchbecken zum Reinigen der Hand und Ausſpülen des Mundes, ein anderer präſentirt das Narghile und ein Täßchen Mokka. Nachmittags (asräne) werden ihm Früchte, Eis, Melonen, friſche Gurken, Lactuca u. ſ. w., was eben Neues auf den Markt kommt oder aus den Provinzen eingeſchickt wird, vorgeſetzt. Abends ſpeiſt er in ſeinem Enderun. Daß ſtets eine ſo große Maſſe von Speiſen die königliche Tafel bedecken muß, hat mehrfache Gründe. Erſtens verlangt es ſo der orientaliſche Pomp; ſodann bildet das Uebrigbleibende die Mahlzeit für ſämmtliche Hofleute; drittens aber dient es zum Schutz der perſönlichen Sicherheit des Schah, denn da er nach jeder der vielen Schüſſeln greifen kann, ſo iſt eine Vergiftung durch ſchädliche Zuthaten kaum ausführbar, zumal auch hundert andere von den aufgetragenen Speiſen genießen. Trotzdem erhält der König täglich von ſeiner Mutter ein verſiegeltes, vom erſten Eunuchen begleitetes Plateau mit Speiſen und Getränken. Das Siegel wird vor dem Oeffnen ſorgſam unterſucht und verificirt.

Bisweilen wird der König von einem Miniſter oder andern hohen Staatsbeamten zur Tafel geladen. Da ein ſolches Gaſtmahl mit Hinzurechnung der unerlaßlichen Geſchenke an Shawls und Geld wenigſtens 2000 Dukaten koſtet, ſo veranſtaltet man es nur in der Abſicht, entweder ſich in Gunſt zu erhalten oder ein neues einträgliches Amt zu erkaufen, ſich und ſeiner Familie eine reiche Geldquelle zu eröffnen. Die Anzahl der vollen Schüſſeln, womit bei dieſen Gelegenheiten der Boden eines großen Saals buchſtäblich von einem Ende zum andern bedeckt wird, iſt enorm und zur Sättigung von wenigſtens fünfhundert Perſonen hinreichend. Der König genießt jedoch nur von Speiſen, welche er ſich aus ſeiner eigenen Küche hinbringen läßt; die

fremden berührt er nicht, ſie fallen nach der Mahlzeit (der König ſitzt an dieſer reichbeſetzten Tafel allein) den Kammerherren und dem Troß der Dienerſchaft und Begleitung zu.

Schon in frühern Zeiten, unter der Mogulendynaſtie, wurden Verordnungen über Volksverpflegung in den Städten, über Beaufſichtigung der Nahrungsmittel, Früchte, Gaſthäuſer und Kneipen, der Bäcker, Fleiſchhauer u. ſ. w. erlaſſen und anfangs mit Strenge durchgeführt. Allein deren Handhabung wurde immer bald wieder vernachläſſigt, ſodaß was von oben für die Volksverpflegung geſchieht, mehr zur Ausbeutung des Volks als zum Nutzen und Frommen desſelben dient.

Bei dem Mangel an Communicationswegen, welcher bewirkt, daß oft eine ganze Stadt nur von einem einzigen Bezirk aus verſorgt werden kann, tritt in minder geſegneten Jahren leicht Hungersnoth ein, wenn dieſer Bezirk ſich in den Händen eines die Zufuhr hindernden Aufkäufers (murtakeb) befindet. Zwar wird alle vierzehn Tage ein Tarif der Nahrungsmittelpreiſe (taasir-e-idschnas) ausgegeben; was hilft aber der Tarif, ſobald es an Vorrath fehlt, der Preis alſo ein imaginärer iſt? In guten Jahren ſind dagegen die Nahrungsmittel in ſolchem Ueberfluß vorhanden, daß ſie unmäßig verbraucht werden; dann verſchleudert man ſie, ohne an die Zukunft zu denken.

Oeffentliche Gaſt-, Kaffee- und Weinhäuſer gibt es in den perſiſchen Städten nicht. Nebſtdem aber, daß, wie ſchon erwähnt, die Eingeweide des Schlachtviehs von der wohlhabenden Klaſſe der ärmern faſt umſonſt überlaſſen werden, iſt auch durch die Auskocher in den Bazaren für billige Beköſtigung des Volks geſorgt. Dieſe verkaufen die beim Volk ſo beliebten abgekochten Schafsfüße und Köpfe (kele pätsche), Leber, Lungen und Därme (beriäne) um einen ſehr niedri-

gen Preis. Trotzdem daß ihre Auslagen unendlich gering ſind und ihnen Pferdemiſt als Brennmaterial dient, gewinnen ſie an der Speiſung von etwa 3—400 Perſonen doch nur ſo viel, daß ſie ſelbſt dabei ſich ſättigen können. Zum Frühſtück werden Linſen, in großen Keſſeln gekocht, und rothe und gelbe Rüben, in heißer Badeaſche gebacken, für ſehr geringen Preis verkauft.

Eine andere ſehr billige Kochweiſe iſt beſonders unter den Soldaten, aber auch bei manchen armen Familien in Gebrauch. Es werden nämlich kleine Krüge mit Gemüſe, Erbſen, etwas Fleiſch und Waſſer gefüllt, gut zugedeckt, dann in Reihen aufgeſtellt und mit Pferdemiſt umgeben, den man anzündet. Durch das langſame und ſtete Feuer kochen die Subſtanzen vollkommen gar. Man nennt dieſes Product Jächni; es bildet ſammt etwas Brot die Hauptnahrung vieler Familien, beſonders von türkiſcher Abkunft. Dieſe Kochweiſen, der geringe Profit, womit die Auskocher ſich begnügen, der Umſtand, daß alles nach dem Gewicht und nicht nach Augenmaß und Willkür verkauft wird, alles das begünſtigt ſehr die Billigkeit der öffentlichen Beköſtigung. In guten und ergiebigen Jahren iſt daher niemand um ſeinen Unterhalt im mindeſten bekümmert. Früchte und andere Lebensmittel ſind erſtaunlich billig, die Großen laſſen ſo viel kochen, daß jeder ohne große Mühe Reſte genug findet, um ſich zu ſättigen; ſelbſt den Hunden wird hinlänglicher Fraß in die Winkel geworfen. Doch in Jahren der Theuerung ſtirbt viel Volk an Hunger; die Aufkäufer ſchließen ihre Magazine oder verkaufen nur zu ſehr hohen Preiſen, ſelbſt der König benutzt die Gelegenheit zum Gewinn. Da bricht endlich an mehrern Punkten Meuterei aus, hungernde Weiber werfen ſich mit ihren abgemagerten Kindern vor das Pferd des Schah und ſtoßen Verwünſchungen aus. Der

Schah beginnt für ſich zu fürchten; es fallen einige Köpfe als Sühnopfer; man öffnet die Speicher. Allein ſchon im nächſten Jahre der Fülle iſt wieder alles vergeſſen, denn jeder lebt nur für den Tag und denkt nicht an das Morgen.

IV.

Kleidung, Schmuck und Waffen.

Syſtem der Bekleidung in Bezug auf die Geſundheit. Die Kopfbedeckung. Das Hemd. Das Taſchentuch. Das Wams. Der Rock. Der Gürtel. Der Leibrock. Der Ueberwurf. Die Beinkleider. Fußbekleidung. Handſchuhe. Hoftracht der Magiſtratsperſonen. Hauskleidung des Schah. Allgemeine Regeln für die Bekleidung. Pelze. Der Shawlſtoff. Kleidung verſchiedener Stämme. Schmuckſachen (Uhr, Roſenkranz, Petſchafte, Ringe, Edelſteine und Perlen). Waffen. Kleidung und Schmuck der Frauen.

Der Perſer beobachtet das Entgegengeſetzte der in Europa geltenden Geſundheitsregel „Halte den Kopf kalt, die Füße warm, den Bauch mäßig erwärmt"; denn er hält den Kopf ſehr warm, die Füße kalt, den Rücken warm, Bruſt und Bauch faſt kühl. So viele Argumente der Erfahrung und der Theorie, namentlich den größern oder geringern Blutzufluß zu den verſchiedenen Körpertheilen, die Europäer auch für die Zweckmäßigkeit ihrer Regel haben mögen, ſie wird doch dadurch widerlegt, daß ganze Völkerſchaften dem umgekehrten Syſtem huldigen und trotzdem einer guten Geſundheit und einer langen Lebensdauer ſich erfreuen. Es iſt klar, daß wenn ein Körpertheil von früher Jugend an kalt oder warm gehalten wird, er das Entgegengeſetzte nicht ungeſtraft verträgt. So z. B. zieht ſich der

Orientale durch Entblößung ſeines Kopfs bei nur mäßiger Transſpiration leicht einen Katarrh der Luftwege, beſonders ſchwere Augenentzündungen zu, während er ohne Nachtheil mit nackten Füßen auf dem kalten Ziegelboden oder im Schnee einhergehen kann. Er zieht nachts die Decke über ſeinen in eine dicke Nachtmütze gehüllten Kopf, ſtreckt hingegen die Füße entblößt aus dem Bett heraus. Während er ſelbſt im Sommer eine dichte Pelzmütze bis tief über die Ohren zieht, bekleidet er ſeine Füße auch im Winter nur mit leichten, nicht über die Knöchel reichenden Strümpfen und weit ausgeſchnittenen Pantoffeln. Als der Sultan Muhamed, Vater des jetztregierenden Sultans der Türkei, ſeine Soldaten der Uniformirung halber zwang, den Turban mit dem Fes zu vertauſchen, erkrankten viele an Augenentzündung, die oft mit völliger Blindheit endigte.

Obwol im allgemeinen die Kleidermoden der Orientalen ſehr geringem Wechſel unterworfen ſind und faſt als ſtereotyp gelten können, bleiben ſie doch nicht ganz von Veränderungen in Schnitt und Farbe verſchont; beſonders in den letzten zwei Decennien übte die häufigere Berührung mit Europäern ihren Einfluß darauf aus. Eine Sucht nach Uniformirung macht ſich ſeitdem nicht nur beim Militär, ſondern auch bei Civilperſonen bemerkbar, und ſo fand mancher europäiſche Schnitt unter dem Namen rächte nizāmi (Dienſtuniform) in Perſien Eingang. Ebenſo wechſelte die Qualität und Gattung der Stoffe; viele im Inland erzeugten konnten nicht mehr mit den importirten in Schönheit und Preis concurriren, ſie wurden daher ſchlechter oder verſchwanden gänzlich vom Markte.

Der Perſer hält viel auf ſchöne Kleider; er trägt ſich gern elegant und rein, auch im vorgerückten Lebensalter; ſelbſt in den dienenden und untern Klaſſen findet man, die Kleidung mancher Derwiſche ausgenommen, ſelten jene

Vernachläſſigung, wie ſie in andern muſelmaniſchen Ländern heimiſch iſt. Demgemäß dreht ſich auch die Converſation der jungen Leute meiſt um Kleidung und Pferde, für welche beide Artikel die bedeutendſten Summen verausgabt werden.

Für den wichtigſten Theil der Kleidung gilt die Kopfbedeckung, indem ſich durch ſie ganze Stämme, die Bewohner verſchiedener Städte ſowie einzelner Stände voneinander unterſcheiden. In früherer Zeit war der Turban (amāmeh, dilbænd) die allgemeine Tracht; ſeine Faltung, Größe, Form, Farbe, der überragende oder eingeſchlagene Zipfel machte die Bewohner der verſchiedenen Länder und Bezirke kenntlich. Jetzt tragen ihn nur noch einige Volksſtämme, die Kurden, Afghanen, Beludſchen, und von gewiſſen Ständen, den Seiiden, Prieſtern, Schullehrern, Aerzten, Droguiſten u. ſ. w., ward er als Abzeichen beibehalten. Statt ſeiner iſt ſeit der Herrſchaft der Kadſcharen die ſpitze, ſchwarze tatariſche Lammfellmütze (kullāh) üblich geworden. Sie beſteht aus einem etwa 15 Zoll hohen, geſtutzten Hohlkegel, deſſen oberes Ende eingeſtülpt wird; die eingeſtülpte Seite wird nach vorn oder etwas ſeitlich getragen. Von innen wird ſie durch eine Papierſchablone ſteif erhalten und mit blumigem rothen Kattun gefüttert. Die Mützen der Reichen und Vornehmen ſind aus feinſten Buchara-Lammfellen, und zwar aus den auserleſenen Streifen des Rückens, welche nur Fingerbreite haben, künſtlich zuſammengeſetzt, und koſten in erſter Qualität zwiſchen 10—14 Dukaten; für weniger Bemittelte fertigt man deren aus den ſchönen Fellen der einheimiſchen Lämmer, beſonders von Schiraz und Kum, zum Preiſe von 2—5 Dukaten. Unter der Kullah wird ein Schweißkäppchen (arækṭschin) getragen, welches die Frauen, namentlich in Iſpahan, ſehr kunſtreich mit verſchiedenen Muſtern auszunähen verſtehen. Man kann ſich für ein Reitervolk, das doch die Perſer ſind, keine unbequemere

Kopfbedeckung denken, wie dieſe hohe Lammfellmütze, welche durch jeden Windſtoß vom Kopf getrieben, vom Regen weich wird und einknickt; allein ſie iſt Mode und erſcheint darum anſtändig und ſchön, ja es gilt für eine eigene Kunſt, in der nur wenige Meiſter ſind, die Kullah elegant zu tragen. Den europäiſchen runden Hut findet der Perſer ſchon deshalb lächerlich, weil er dem Topf, worin er ſeinen Tſchillaw bereitet, ähnlich ſieht. Da der Kullah ſich ſchnell abnutzt und daher drei- bis viermal des Jahrs neu angeſchafft werden muß, gehen beträchtliche Summen für den Ankauf von Bucharafellen ins Ausland. Dies beſtimmte den gegenwärtigen König mehrmals zu dem Befehl, daß die Längenachſe der Kullahs verringert und nur inländiſche Felle dazu verwendet werden ſollten; in der officiellen Zeitung erſchienen Verordnungen darüber, und Polizeileute wurden aufgeſtellt, welche an den Kullahs der Vorübergehenden das überſchreitende Längenmaß unbarmherzig abſchnitten. Allein bald mußte der Schah der gebieteriſchen Macht der Mode wieder nachgeben; ein wohlorganiſirter Widerſtand von ſeiten des Großveziers und der Staatsſecretäre vereitelte ſeine Befehle, die als Beſchränkung der perſönlichen Freiheit angeſehen wurden; man wollte ſich lieber Confiscationen gefallen laſſen, und ſo gelang es dem Selbſtherrſcher nicht, den Unterthanen nach ſeinem Willen den Kopf zurechtzuſetzen. Erſt in der neueſten Zeit, als mehrere Expeditionen gegen Turkomanen, Afghanen und Engländer unternommen wurden, ward die kurze Kullah (kullāh nizāmi) wenigſtens als Norm für das Militär vorgeſchrieben. Einen Gaſt barköpfig oder in der Hausmütze zu empfangen, gilt durchaus für unanſtändig; daher iſt das erſte, was der Perſer bei Anmeldung von Gäſten thut, daß er die Kullah aufſetzt und in die gehörige Poſitur bringt. Ich war bereits ſieben Jahre im Lande, als der Schah mich eines Tags mehrere

Stunden im Vorzimmer warten ließ. Müde und gelangweilt ſchlief ich auf dem Teppich ein. Dies wurde dem König hinterbracht; er näherte ſich leiſe und rief plötzlich mit lauter Stimme: „Hekim berchiz!“ (Stehe auf!) Halb ſchlafend raffte ich mich auf, ſtotterte einige Worte der Entſchuldigung und nahm zum Gruße auf europäiſche Weiſe die Kullah ab. Allgemeines Gelächter des ganzen Hofes ſtrafte mich für dieſen groben Verſtoß gegen die Sitte des Landes.

Die Kullah muß ſo getragen werden, daß ſie den größten Theil der Ohrmuſchel verbirgt: ein Gebrauch, welcher zur Zeit als das Ohrenabſchneiden ſehr im Schwunge war, aufgekommen ſein mag. Man erinnere ſich nur an die Geſchichte des Pſeudo-Smerdis und die Kunſtgriffe, die dazu gehörten, um den Abgang der Ohrmuſcheln zu conſtatiren. Dadurch daß die Muſcheln von früheſter Jugend auf an die Schläfe gedrückt ſind, werden ſie flach und anliegend, doch konnte ich nicht bemerken, daß dies den Gehörſinn im mindeſten beeinträchtige. Für den in Perſien bedienſteten Europäer iſt es nicht ſtricte nothwendig — wie in der Türkei den Fes — die Kullah aufzuſetzen, obwol der Schah es gern ſieht; im Gegentheil verſchafft eine europäiſche Kopfbedeckung in den Augen des Volks mehr Anſehen; man wird als Frengi (Franzoſe) oder ſogar als Inglis (Engländer) reſpectirt. Allerdings muß bei der Intenſivität der Sonnenſtrahlen der Kopf durch eine dichte Bedeckung gegen Sonnenſtich geſchützt ſein, wozu eine gewöhnliche eng anliegende Tuchmütze oder ein dünner Filzhut nicht ausreicht; allein man kann dieſen Schutz durch einen Filz- oder Strohhut, welcher, wie es die hindoſtaniſchen Engländer machen, mit mehrern Lagen Batiſt oder Muſſelin überzogen iſt, am beſten erreichen. Ueberdies ſchützt die Kullah keineswegs die Augen gegen die Sonnenſtrahlen; auf Reiſen bindet man deswegen einen beweglichen Lederſchirm (aftábgerdun) um

die Kullah, der nach der verſchiedenen Richtung der einfallenden Strahlen gewendet wird. Europäer, welche ſich ohne gehörige Kopfbedeckung auf Reiſen begeben, ſetzen ſich nicht nur der Gefahr des Sonnenſtichs und Augenentzündungen aus, ſondern ſie leiden auch an der Unannehmlichkeit, daß ſich die Geſichtshaut beſonders der Naſe entzündet, ſchmerzhaft wird und ſich abſchält. Um auf Reiſen zur Winterszeit die Augen gegen den blendenden Reflex der Schneeflächen zu ſchützen, bedient man ſich auch mit Drahtgittern verſehener Brillen. Alle Schullehrer und Prieſter verſchmähen die weltliche Kullah, ſie tragen einen mächtigen Turban aus weißem, die Prophetenabkömmlinge aus blauem Muſſelin, die reichern binden einen Kaſchmirſhawl von entſprechender Farbe um den Kopf. Die Kurden umhüllen den Fes mit einem ſeidenen, roth- und gelbgeſtreiften Tuch, die Afghanen und Beludſchen mit einem tiefblauen, geſtreiften Kattunſtoff. Die Bürger von Jspahan tragen eine Art phrygiſcher Mütze aus Perskattun, die Nomaden eine ähnliche aus dickem Filz, die Juden aus grauem Tuch mit Lammfell verbrämt, die Derwiſche aus rothem Tuch mit ſchwarzeingeſtickten Koranſprüchen.

Der Hals wird immer frei getragen, und da dies von früheſter Jugend an geſchieht, ſo kommen Halsentzündungen, Bräune und dergleichen Leiden höchſt ſelten vor. Ein ähnliches Verhalten wäre auch für europäiſche Kinder ſehr zu empfehlen. Nur die Türken wickeln ein dünnes, ſchwarzſeidenes Tuch ſtrickartig um den nackten Hals. Leider beginnt auch in Perſien der Gebrauch von Halstüchern Mode zu werden, und er wird ſicher auch die genannten Uebel nach ſich ziehen.

Das Hemd (pirâhen) beſteht aus einer Art von dünnem Kammertuch (tschilwari); es iſt an der Seite gegen rechts geſchlitzt, wo es mittels eines Knopfes zuſammengehalten

wird, um den Hals kreisförmig ausgeſchweift, am Schlitz und an der Ausſchweifung mit ſchwarzen Bändchen eingefaßt, und reicht vom Schlüſſelbein bis an den Nabel. Der wohlhabendere Perſer beſitzt zwei ſolcher Hemden, welche abwechſelnd gewaſchen und erneuert werden; der Reiche läßt ſeine Hemden nicht waſchen, ſondern vertheilt die einmal getragenen an die Diener und ſchafft wieder neue an; der Proletarier behilft ſich mit einem Hemd, das er nach Umſtänden im nächſten Bache oder in der Waſſerleitung wäſcht; bei hellem Sonnenſchein trocknet es in einer Viertelſtunde. Die Hemden der arbeitenden Klaſſen ſind von demſelben Schnitt, aber indigoblau gefärbt und aus einem gröbern Baumwollſtoff, den man Kerbas nennt. Am Kaſpiſchen Meer werden Hemden aus Rohſeide getragen. In neueſter Zeit wurde bei Hofe auch die Mode der gefalteten und geplätteten europäiſchen Hemden (pirāhen nizāmi) eingeführt.

Das zweite Stück der Wäſche, das Taſchentuch (desmāl), ſpielt beim Perſer eine bedeutende Rolle. Er braucht es ſelten als Schnupftuch, denn erſtens iſt die Secretion der Naſe bei ihm auffallend gering*), und zweitens leiſtet dem gemeinen Perſer die Hand dieſe Dienſte, ſondern hauptſächlich, um die verſchiedenſten Gegenſtände: Acten, Briefe, Fleiſch, Gemüſe, Grünzeug u. ſ. w. darin einzuſchlagen, und ſodann zum Abtrocknen der Körpertheile nach der geſetzlichen Ablution. Den Europäer mag es oft ekeln, wenn ihm gekochte

*) Man ſieht höchſt ſelten einen anſtändigen Perſer ſich ſchnauben, niemals in Gegenwart eines Großen. Merkwürdig iſt eine hierauf bezügliche Stelle in Xenophon Cyrop., VIII, 8: „Es gab bei ihnen ein Geſetz, welches zu ſpeien und ſich zu ſchnauben verbot. Offenbar beabſichtigte der Geſetzgeber damit nicht, daß die Flüſſigkeit im Körper zurückbleiben, ſondern daß ſie als Schweiß der Arbeit entfernt werden ſollte. Die Nachkommen behielten die Gewohnheit, nicht zu ſpeien und ſich nicht zu ſchnauben, bei; aber die Liebe zur Arbeit ging ihnen verloren.“

Speiſen in dieſer Umhüllung gereicht werden; der Perſer aber, ſelbſt der vornehmſte, nimmt hieran, wie im vorigen Abſchnitt erwähnt, keinen Anſtoß. Das Taſchentuch wird nicht geſäumt, es iſt dies wider die Sitte; doch ſind in die leinenen Tücher von Maſanderan, deren ſich die Reichen bedienen, an den Rändern Silberſtreifen eingewirkt. Den Frauen dient das Taſchentuch zu mancherlei ſymboliſchen Zeichen und Andeutungen, ſowie zur Bildung verſchiedener Figuren beim Tanz.

Zunächſt über dem Hemd folgt das Wams (archeluk), meiſtens aus Pers, einem Stoff, der mittels der Hand mit den berühmten feinen und zarten Blumenarabesken (ḳælāmkār) bedruckt wird; der geſchätzteſte kommt aus Benares, geringerer wird in Iſpahan, Burudſchird und Schiraz gefertigt, und auch engliſche Fabriken ahmen mit Maſchinen die Muſter zum Export für den Orient nach. Bei ſehr vornehmen Perſonen iſt das Wams von Kaſchmirſhawl.

Darüber trägt man den Rock (ḳæbā); er iſt faſt immer einfarbig: grün, gelb, blau, violett, roth u. ſ. w., in Streifenmuſter geplättet*), aus inländiſchem Nanking- (gædek) oder aus Seidenſtoff von Yezd und Kaſchan (tāfte), unter denen beſonders die moirirten (chārā, dārā) beliebt ſind; doch ſieht man auch Käbas von Brocatſtoffen mit eingewebten Gold- und Silberblumen aus Kaſchan und Lyon (zerbāf), wie ſie zu Kirchengewändern fabricirt werden. Der Käba reicht bis über das Knie; die Schöße ſind ſo weit, daß ſie vorn überſchlagen und die geheimen Theile bedecken. Jedes Kleid, welches dieſe Eigenſchaft nicht beſitzt, gilt für unanſtändig;

*) Das Plätten geſchieht auf erwärmten Krügen, auf welche der Stoff gelegt wird. Durch Andrücken eines koniſch zulaufenden Eiſens werden die kleinen Fältchen gebildet. Dieſe Beſchäftigung iſt äußerſt anſtrengend und erzeugt häufig Zittern in den Händen, das man deshalb bei perſiſchen Schneidern oft bemerkt.

deshalb iſt dem Perſer der europäiſche Frack ein Greuel, er kann nicht begreifen, warum man bei ſo billigen Tuchpreiſen mit dem Stoffe ſpart; ebenſo unſchicklich erſcheint es ihm, den Rock offen zu tragen.

Mittels eines Gürtels (kæmerbænd) wird der Käba zuſammengehalten. Der Gürtel beſteht aus einem langen mehrmals um den Leib gewundenen Streifen, deſſen Ende eingeſtülpt wird. Die Reichern umgürten ſich mit einem Kaſchmirſhawl; die dem König zunächſtſtehenden Beamten und die Militärs tragen einen vorn mit einer Schnalle verſehenen Ledergurt. Dieſe Schnalle wird mit Diamanten und andern Edelſteinen beſetzt, nicht ſelten im Werthe von 1—2000 Dukaten. Hohen Würdenträgern pflegt der König beim Antritt ihres Amts eine Gürtelſchnalle zum Geſchenk zu machen, wie er mich mit einer ſolchen im Werthe von 300 Dukaten beehrte. Ueberhaupt legten die Orientalen von jeher dem Gürtel eine beſondere Wichtigkeit bei. Schon in den älteſten Zeiten verband man myſtiſch-religiöſe Begriffe damit, wie aus mehrern Stellen der Zendaveſta hervorgeht; die rabbiniſche Schule deutet ſeinen Zweck mit den Worten: „damit das Herz die Scham nicht ſchaue“. Jedenfalls iſt er ſeit dem grauen Alterthum die allgemeine Tracht im Orient und die Haupturſache der graden und freien Haltung ſowie der graziöſen Bewegungen der Orientalen. Auch daß bei ihnen ſo ſelten Verkrümmungen der Wirbelſäule vorkommen, glaube ich zum Theil der Gürteltracht zuſchreiben zu müſſen. Der perſiſche Gürtel iſt nämlich nicht, wie der bei manchen europäiſchen Nationen, z. B. den Ungarn gebräuchliche, ſchmal und feſt geſchnallt, wodurch die Bewegung und Ausdehnung der Baucheingeweide gehindert und ſelbſt die Leber eingeklemmt wird, ſondern im Gegentheil ſchmiegſam, breit und nur ſchwach angezogen, ſodaß er mehr zur Stütze als zum Hemmniß der Baucheingeweide dient und namentlich auch, ähnlich

dem Hautſkelet, einen erheblichen Stützpunkt für die Wirbelſäule gewährt. Er könnte deshalb als hygieniſches Hülfsmittel bei Kindern und jungen Leuten, deren Haltung Beſorgniß einflößt, ſicher von großem Nutzen ſein. In dem Gürtel ſtecken gewöhnlich Gegenſtände, aus denen man leicht den Stand des Trägers errathen kann. Der Schriftkundige trägt darin ſein Tintenfaß und eine Rolle Papier, ihm gebührt daher der Titel Mirza, der Diener und der Luti ſein breites Tſcherkeſſenmeſſer, der Bader ſein Klyſtierrohr u. ſ. w.

Bei mäßig kühlem Wetter wird noch ein Leibrock (kuledscheh), meiſt aus Shawl, Tuch oder Kamelhaarflanell (berek), mit kurzen, nur bis zum Elnbogen reichenden Aermeln angethan, der nicht ſelten auch mit Pelzwerk ausgeſchlagen iſt (pustin).

Will der Perſer ſeinem Vorgeſetzten die Aufwartung machen, ſo wirft er noch über alle Kleider einen weiten Mantelrock (dschubbeh) von Shawl, Tuch oder Tibetſtoff (aghri) um, der ihn vom Hals bis zu den Ferſen einhüllt und deſſen Aermel ſo lang ſind, daß er auch die Hände darin verbergen kann. Nur ſo darf er ſich anſtändigerweiſe einem Würdenträger oder ſeinem Dienſtherrn vorſtellen, und geht ihm ſelbſt ein ſolches Oberkleid ab, ſo ſucht er eins für einige Stunden zu entleihen.

Die Beinkleider (schālwār), aus Halbſeidenſtoff von blauer oder Purpurfarbe, ſind weit und ſchlotternd, damit ſie die kniend ſitzende Stellung nicht hindern. Sie werden um die Hüfte befeſtigt und haben vorn keinen Schlitz, weil der Perſer nach dem Geſetz gehalten iſt, jede Entleerung in hockender Stellung vorzunehmen. Unterbeinkleider ſind nicht im Gebrauch, daher beim Gange ſelbſt im Winter die Unterſchenkel entblößt erſcheinen.

Die Füße ſind mit kurzen, nur bis an die Knöchel reichenden Strümpfen (dschurab) bekleidet, welche ſehr zierlich ſhawlartig gewebt oder geſtrickt werden.

Als äußere Fußbekleidung dienen Pantoffel oder weit ausgeſchnittene Schuhe (kæfsch), die ſo eingerichtet ſind, daß ſie vor dem Eintritt ins Zimmer ſchnell abgeſtreift werden können. Die Sitte des Schuhausziehens wird damit begründet, daß möglicherweiſe das Thier, welches das Leder zu den Schuhen lieferte, unrein geweſen und dann durch die Berührung der Teppich verunreinigt würde. Der wahre Grund iſt aber vielleicht der, daß man die Teppiche nicht durch Betreten mit Schuhen verderben laſſen will. Uebrigens ſcheint das Schuhabſtreifen eine uralte Vorſchrift beim Betreten des Heiligthums geweſen zu ſein; ſo wird Moſes beim brennenden Dornbuſch ans Ausziehen der Schuhe gemahnt. Den in Perſien reſidirenden europäiſchen Miniſtern iſt es jetzt erlaubt, in Schuhen ſich zur Audienz zu begeben, doch verlangte dieſe Erlaubniß einen eigenen Artikel im ruſſiſch-perſiſchen Friedenstractat zu Turkomantſchai. Prieſter und Staatsſecretäre tragen Pantoffeln aus grünem Chagrinleder mit weit zurückgebogener, ſchnabelartiger Spitze und ſehr hohem, ſchmalem koniſchen Abſatz; ihr Gang erſcheint dadurch wie auf Stelzen und verlangt viel Uebung.

Für unanſtändig gilt es auch, ſich mit Handſchuhen (destkesch) vorzuſtellen. Der Perſer trägt Handſchuhe nur auf Reiſen, doch nie lederne, ſondern aus Garn oder Seide; ſeidene tragen beſonders die Frauen, wenn ſie, von Dienern begleitet, ausreiten.

Magiſtratsperſonen, welche zur Audienz beim Schah gelangen, wechſeln in der Vorhalle ihre Kleider. Sie ſetzen eine hohe mit Shawl umwickelte Tiara auf und ziehen über Beinkleid und Strümpfe eine Oberhoſe aus ſcharlachrothem Tuch; ein Leibrock und Ueberwurf von gleichem Stoff

ergänzen die vorſchriftsmäßige Tracht (schālkulāh), welche ſie nach beendeter Audienz wieder ablegen.

Der Schah kleidet ſich halb europäiſch, halb perſiſch, und zwar iſt ſeine gewöhnliche Tracht ſehr verſchieden von der Feſtkleidung, welche ſpäter bei der Beſchreibung des Salams näher detaillirt werden ſoll. Für gewöhnlich trägt er wie jeder Perſer die Kullah, etwas ſchief aufgeſetzt, ein Hemd nach europäiſchem Schnitt, Kravatte, ein Unterkleid (archeluk) von Shawl, darüber einen Rock mit Stehkragen aus franzöſiſchem Seidenbrocat, mit einer Reihe von Brillantknöpfen verſehen und durch einen breiten goldenen Gürtel zuſammengehalten, deſſen Schnalle, nach den Tagen wechſelnd, mit Brillanten, Rubinen, Smaragden, blaſſen Rubinen u. ſ. w. von anſehnlicher Größe beſchlagen iſt, und in welchem ein tſcherkeſſiſcher Dolch ſteckt, die Scheide von rothem, in einzelnen Feldern und an der Spitze mit Edelſteinen verzierten Sammt, der Griff ganz von Diamanten ſtrotzend. Als Ueberwurf dient ein mit feinſtem Kaſchmirſhawl bezogener und mit Fehrücken ausgeſchlagener Pelz mit kurzen, nur bis an die Elnbogen reichenden Aermeln; der Ueberwurf wird mehrmals des Tags gewechſelt, um die Kleidung ſtets der Tageszeit anzupaſſen. Die Beinkleider, aus Tuch mit breiter Goldborte, ſind ebenfalls nach europäiſchem Schnitt gefertigt, unten aber mit Bändern um die Strümpfe befeſtigt. Schuhe, mit rothem Tuch gefüttert, werden nur beim Verlaſſen des Zimmers angezogen. Jeden Tag wird dem Schah ein neues, ungewaſchenes Hemd und ein neues Schnupftuch hingelegt, welches letztere ein Kämmerling in Verwahrung nimmt, um es bei Tiſch als Serviette zu reichen. Die abgelegten Kleidungsſtücke verfallen den Hofdomeſtiken. Nach Verlauf weniger Tage werden auch die Kullah und die Schuhe gewechſelt, und nicht ſelten geſchieht es, daß die benutzten Gegenſtände als abgelegt verſchwinden, ehe noch

die neuen aus dem Magazin (chazineh) geholt worden ſind, was zu komiſchen Verlegenheiten Anlaß gibt. Außer dem koſtbaren Gürtel trägt der Schah an gewöhnlichen Tagen von Schmuckſachen nur eine Uhr mit einfacher Goldkette und einen Türkiſenring von ſchöner Azurfarbe.

Sämmtliche Kleidungsſtücke des Perſers müſſen weit und bequem ſein. Die Aermel ſind ſo eingerichtet, daß ſie behufs der Ablution vor dem Gebet leicht zurückgeſtreift werden können; ſie laufen gegen das Handgelenk etwas ſpitz zu und endigen in manſchettenartigen Aufſchlägen von feinem Shawl. Unter der Achſel und in der Armbeuge iſt das Wams aufgeſchlitzt, ſowol um die Bewegung der Gelenke zu erleichtern, als um der Transſpiration freien Austritt zu geſtatten, auch um der ſchnellen Abnutzung vorzubeugen.

An den Rändern werden faſt alle Kleider mit Shawlſtreifen eingefaßt, außerdem viele mit koſtbaren Shawlbändchen (häschieh) verbrämt.

Taſchen befinden ſich in keinem andern Kleide als im Wams; hier aber reichen ſie oft von der Hüfte bis zum halben Unterſchenkel hinab. Die Secretäre, ſelbſt die Miniſter tragen häufig alle ihre Actenſtücke in dieſen Taſchen. Der ehemalige Staatsminiſter Sader Aazam pflegte das ganze Staatsarchiv darin zu beherbergen. Als ich ihn einſt beſuchte, erhielt er plötzlich den Befehl, vor dem Schah zu erſcheinen; er ſuchte in aller Eile ein Actenſtück und leerte zu dem Zweck den ganzen Inhalt ſeiner monſtröſen Taſchen auf den Teppich aus. Ich ſtaunte über die Reichhaltigkeit dieſes tragbaren Staatsmuſeums.

Das Gewand des frommen Perſers beſteht nie ganz aus Seide, weil er in einem ſolchen nicht ſein Gebet verrichten darf. Darum werden in die Gewebe für Männerkleidung einige Baumwollfäden gemiſcht. Es ſtammt dieſer Gebrauch von den urſprünglichen ſumptuariſchen Geſetzen

her, welche zur Zeit, als die muſelmaniſchen Gemeinden ſehr arm waren, gegeben wurden und die Hintanhaltung des Luxus in Gold- und Silbergeſchirren, Seidenkleidern u. ſ. w. bezweckten. Der erfinderiſche Perſer wußte das Geſetz zu umgehen, indem er wenige Baumwollfäden in die Seidenſtoffe einweben ließ und die ſilbernen Löffel durchbohrte, wodurch dieſelben aufhörten Löffel zu ſein und doch zum Umrühren tauglich blieben.

Die untern Klaſſen lieben Kleiderſtoffe von ſchreienden Farben, wie hochroth, gelb, grün u. ſ. w., und mit großblumigen Muſtern. Beſonders am Neujahrstage, wo faſt jeder neue Kleider anlegt, macht es einen komiſchen Eindruck auf den Europäer, wenn er die hoffnungsvolle Jugend pfirſichblutroth, citronen- und orangegelb, ſchneeweiß, veilchenblau u. ſ. w. gekleidet einherſchreiten ſieht.

Bei guten Stoffen bleibt das Fabrikzeichen im Kleide eingenäht; man ſucht es ſogar da anzubringen, wo es am meiſten in die Augen fällt.*) So wird die Shawletikette vorn in der Gegend der Taſche angebracht; ſelbſt die Tuchenden, beſonders die mit aufgeklebten vergoldeten Buchſtaben, werden in den Mittelklaſſen zur Ausſchmückung der Kleider benutzt.

Der Perſer, auch der ärmſte, kokettirt gern mit ſeiner Kleidung; er ſchont ſie ſehr, hält ſie rein und ſauber und verwendet bedeutende Summen darauf. Ein einziger Shawlanzug koſtet bisweilen an 200 Dukaten; eine anſtändige Kopfbedeckung kommt das Jahr über wegen der drei- bis viermaligen Erneuerung auf nahe an 60 Dukaten zu ſtehen.

---

*) Ein General, Sohn des Kriegsminiſters, ließ ſich eine Uniform aus feinem lyoneſer Moiré machen. Der kunſtfertige Schneider nähte ihm die Etikette auf den Rücken, und ich hatte Gelegenheit, dieſes Kleid im großen Salon des Schah zu bewundern.

Der Perſer kleidet ſich warm und wechſelt bei jedem Temperaturwechſel, der Tages- und Jahreszeit gemäß oft dreimal des Tags, die Kleidung. Er unternimmt keinen Ausflug, ſelbſt im Sommer, ohne mit Kleidungsſtücken zum öftern Wechſeln verſehen zu ſein. Bedenkt man den raſchen Umſchlag der Temperatur, und daß der Unterſchied im Laufe des Tags oft an 15° R. beträgt, indem nach der Elevation auf einen heißen Tag gegen Abend plötzliche Abkühlung und empfindliche Kälte zu folgen pflegt, ſo wird man die Nothwendigkeit und Zweckmäßigkeit dieſer Vorſicht begreifen. Europäer, welche den klimatiſchen Verhältniſſen des Landes hierin nicht Rechnung tragen, bezahlen ihren Mangel an Vorſicht nicht ſelten mit Geſundheit und Leben; ich kann nicht genug darauf aufmerkſam machen, daß Erkältung und Unterdrückung der Hautthätigkeit dort nicht Rheumatismus und Katarrhe, ſondern ſchwere Wechſelfieber und Dyſenterien mit allen ihren böſen Folgen nach ſich ziehen.

Wie jeder Orientale liebt auch der Perſer das Verbrämen oder Füttern der Kleider mit Pelzwerk, ja es ſcheint ihm ſowol zur Erwärmung als auch zum Entfalten eines gewiſſen Pompes unentbehrlich. Sein Land ſelbſt bietet zwar manches gute und brauchbare Pelzwerk, wie Fuchs, Bär, Otter, Hyäne, Marder u. ſ. w., allein alle dieſe Thiere gelten für unrein, ihre Felle werden daher nach Rußland exportirt, während zum Gebrauch im Inlande die ſchwarzen Bucharafelle, das ſogenannte Feh (seimur) und Nerze (chæz) als erlaubt eingeführt werden. Nur die niedern und armen Klaſſen tragen Pelzwerk von Schaffellen, unter denen die aus Kabul (pustine kābuli) wegen ihrer Schmiegſamkeit und Reſiſtenz gegen die Näſſe am geſuchteſten ſind und ſich der beſondern Gunſt der Mullas erfreuen.

Die langen und weiten Gewänder verleihen dem Orientalen, zuſammen mit ſeiner ihm eigenthümlichen Ruhe und

Würde, ein feierliches Anſehen; ſie laſſen ihn groß und ſchlank erſcheinen; doch ſind ſie bei körperlichen Verrichtungen ſehr hinderlich und werden daher bei der Arbeit mit kürzern vertauſcht.

Unter allen zur Bekleidung dienenden Stoffen hält der Perſer die Shawlfabrikate (schāl) am höchſten; ſie circuliren ſogar in Geſchäftstransactionen faſt wie Geld. Die geſchätzteſten kommen mittels Karavanen von Kaſchmir; minder vorzügliche Qualitäten werden in Kirman und Meſchhed gefertigt. Ihre Haupteigenſchaften ſind Weiche, Schmiegſamkeit und unverwüſtliche Dauer in Farbe und Conſiſtenz. Sie werden nicht nur zu Gewändern für Männer wie für Frauen, ſondern auch zu Turban und Leibgurt, zum Einfaſſen der Kleider, zu Borduren, zum Bedecken der Teppiche in den Prunkgemächern des Harems, zu Thürvorhängen u. ſ. w. verwendet. Da die Stoffe mit den Jahren faſt gar nicht an Werth verlieren, iſt in jedem guten Hauſe ein Theil des mobilen Vermögens in Shawls angelegt, und nur mit großem Widerſtreben entäußert man ſich dieſes Beſitzes, den man in Zeiten der Noth lieber verſetzt, um ihn ſpäter wieder einzulöſen. So vererben Shawls oft auf mehrere Generationen. Will der Schah oder ein Großer des Reichs jemand für geleiſtete Dienſte beſonders ehren, ſo überſendet er ihm einen Shawl oder ein Shawlkleid — einen Rock oder Ueberwurf, wie es heißt vom geſegneten Leibe des Königs (æz tæne mæbārek) oder aus der geſegneten Garderobe (chæzineh mæbārekeh). Dieſer Act der Inveſtitur, welcher bei Verleihung eines hohen Amts oder bei Empfang eines königlichen Firmans ſtattfindet, heißt Chalat. Der Glückliche hat dann die Pflicht, angethan mit dem neuen Kleide, oder umgürtet mit dem Shawl, ſich bei Hofe zu präſentiren; von da begibt er ſich, hoch zu Roß, beneidet und geprieſen und in Begleitung zahlreicher Dienerſchaft, ſtolz

nach Hauſe, wo er die Glückwünſche ſeiner Gäſte und Clienten entgegennimmt, und ſie dafür mit Scherbets und Süßigkeiten bewirthet. Die Poeten insbeſondere vernachläſſigen nie dieſe Gelegenheit, um ihrer Phantaſie freien Spielraum zu laſſen und einige Broſamen vom Tiſch der Gnade zu erhaſchen. Nach beendigter Ceremonie ſteht es dem Beſitzer frei, das empfangene Geſchenk zu verkaufen oder wieder zu verſchenken, was von dem Geber niemals übel gedeutet wird. Der Schah fragte mich oft ſelbſt, wie viel ich für ein von ihm empfangenes Pferd oder einen geſchenkten Shawl gelöſt habe, und machte gewöhnlich die Bemerkung, daß ich die Gegenſtände zu billig verkauft habe. Dem Europäer erſcheinen dieſe bunten, mit eingewirkten Palmen und Arabesken überladenen Gewänder vielleicht nur wie koſtbare Schlafröcke, der Perſer aber ſieht ſie mit ganz andern Augen an. Mag das Shawlkleid noch ſo alt und abgenutzt ſein, der Träger iſt ſtolz auf deſſen Beſitz und ſieht mit Verachtung auf den Träger eines neuen Seidenkleides herab. Es gehört zu den Zeichen der guten Erziehung, daß man den Werth eines Pferdes, eines Teppichs und eines Shawl ziemlich genau zu taxiren wiſſe. Selbſt in ganz kleine Stücke zerſchnitten, verliert der Stoff nur wenig an Werth; er wird dann nach dem Gewicht in miskale (Quentchen) verkauft und zu Beſätzen und Einfaſſungen verwendet; man fertigt Beutelchen, Hauskappen u. ſ. w. daraus oder fügt die Stücke ſo künſtlich zuſammen, daß kaum eine Naht wahrzunehmen iſt, womit eigene Kunſtflicker (räfuger) ſich beſchäftigen. Faſt alle Beſtechungen werden mittels Shawls ausgeübt; je koſtbarer der Stoff, deſto ſeltener widerſteht ihm eine männliche oder weibliche perſiſche Tugend. Alte Shawls werden gewaſchen und retouchirt, und erlangen dadurch wieder eine Friſche, daß ſie der Nichtkundige für neu hält. Ueberhaupt hegt der Perſer kein Vor-

urtheil gegen die Benutzung ſchon getragener Kleidungsſtücke, und es erſcheint durchaus nicht auffallend, wenn ein Mann von Rang ein gebrauchtes Kleid für ſich ankauft.

Die Kleider nach perſiſchem Schnitt werden von einheimiſchen Schneidern, die nach europäiſchen Muſtern von durchreiſenden oder in den Städten etablirten Europäern gefertigt. Jeder Perſer, von welchem Stand er auch ſein mag, weiß genau, wie viel Stoff zu dieſem oder jenem Kleide gehört; der Schneider kommt ins Haus, wo ihm das Ausmaß zu jedem Stück vorgerechnet und zugetheilt wird.

Die im Lande wohnenden Turkomanen behielten noch die Tracht der Steppenbewohner bei. Die Männer tragen eine cylindriſche, dick mit Wolle ausgepolſterte Lammfellmütze und ein langes Gewand von ſchwarzgeſtreiftem, rothem oder bläulichem Seidenſtoff. Die Frauen dieſer Raſſe gehen unverſchleiert und ſind mit einem langen, rothen Hemd bekleidet, das in der Mitte des Leibes durch den Gürtel zuſammengehalten wird; ein Zipfel ihres gelbſeidenen Kopftuchs reicht bis an die Hüfte herab. Die Kurden ſind durch ihren Turban, durch einen Burnus (abbā), welcher zebraartig geſtreift iſt, durch ihre Stiefel aus rothem Saffianleder kennbar. Die Nomaden kleiden ſich im Winter in Wollfilze oder grobe Schafpelze; auch ihre runde oder koniſche Mütze beſteht aus dickem Filz. Die Stämme am Kaſpiſchen Meer tragen wegen des moraſtigen Bodens und der vielen Gebüſche enge und kurze Kleider, zu denen ſie waſſerdichte Stoffe, aus einem Gemiſch von Rohſeide und Schafwolle gefertigt, verwenden. Die Mullas werfen über ihre Kleider den weiten arabiſchen Mantel (abbā), aus Kamelhaar waſſerdicht gewebt und von ſchwarzer Farbe; der Stoff wird am beſten in Kerbetah bei Bagdad, auch in Kaſchan und Kirman fabricirt.

Von Schmuckſachen trägt der Perſer gewöhnlich eine

ſchöne Savonette-Uhr, einen Ring mit Türkiſen und einen einfachern aus einem kleinen Karneol mit amuletartig eingegrabenen Hieroglyphen. Außerdem führt er einen Roſenkranz, ein Petſchaft, ein Tintenfaß und ein Federmeſſer bei ſich.

Eine gute Uhr (saat) wird von ihm ſehr in Ehren gehalten; er verwahrt ſie ſorgfältig in einem Shawlbeutelchen, im Monat Ramazan iſt ſie ſein einziger Troſt, denn ſie zeigt die Stunde und die Minute, die ihn von Hunger, Durſt und der Enthaltung vom Narghile erlöſt. Er zeigt ſeine Uhr gern dem Europäer und fragt ihn um deren Werth und Preis, in der Vorausſetzung, dieſer müſſe ſich ſo gut darauf verſtehen, wie er ſelbſt auf ſein Pferd und ſeinen Shawl. Einer Uhr engliſchen Fabrikats gibt er den Vorzug, und zwar ausſchließlich der Savonette-Uhr (saate schikāri), weil ein zerbrochenes Glas im Lande ſchwer zu erſetzen iſt.

Der Roſenkranz (tesbih) dient ihm theils zum Spielen, indem er an müßigen Tagen oft ſtundenlang die Körner durch ſeine Finger gleiten läßt, theils als Orakel in zweifelhaften Fällen (istechāret). Die Körner werden aus wohlriechendem Holz, aus Anthracit, aus der Erde vom heiligen Grab in Kerbelah u. ſ. w. geformt, und ſind bei den höhern Ständen oft mit großen Zahlperlen untermiſcht.

Das Petſchaft (muhr) iſt jedem Perſer unentbehrlich, weil nur die Beidrückung des Siegels einem Briefe oder einer Urkunde Rechtskraft verleiht; das Siegel vertritt die Stelle der Namensunterſchrift. In einen Karneol wird der Name des Eigners oder ein Attribut der Gottheit kunſtfertig gravirt und mit feinen, flachen Arabesken und Gewinden umgeben, ſodaß eine Nachahmung äußerſt ſchwierig iſt. Die Faſſung des ovalen oder viereckigen Steins beſteht aus Silber oder Gold; nach oben wird ein kleiner Edelſtein eingelaſſen, damit man das Siegel nicht verkehrt aufdrücke.

An den Stein wird dann ein kurzes, ſenkrechtes Stäbchen angelöthet, welches durch ein Charnier mit einem Ring zuſammenhängt. Hochgeſtellte Perſonen haben gewöhnlich mehrere Petſchafte: für Urkunden, Privatbriefe u. ſ. w., welche ſämmtlich an einer Quaſte aus Gold- oder Silberfäden aufgereiht ſind; dieſe Quaſte tragen ſie, in einem feinen Beutelchen ſorgfältig verwahrt, faſt immer in der Taſche bei ſich.

Den Türkiſenring (anguschte firuze) betrachtet der Perſer als Glück bringenden Talisman, denn firuz bedeutet zugleich Türkis und Glück; ſowie ſich ſein Glück, ſeine Laune oder das Wetter trübt, hält er den Ring ſchräg vor das Auge, und der Azurnimbus, den er darum erblickt, ſpiegelt ihm das reine Himmelblau vor und erinnert ihn an heitere Tage. Dies iſt auch der Grund, warum er ſoviel auf ſeinen Türkis hält und ſich nur ſehr ſchwer durch Verkauf oder Schenkung von demſelben trennt, warum er für einen Stein, der ſeinen Beifall findet, oft den enormen Preis von 150 Dukaten zahlt, ein Preis, welcher in Europa nie dafür erzielt werden könnte. Die beliebteſte Form des Steins iſt die eines weiblichen Buſens, doch wird auf die Größe ſo hoher Werth gelegt, daß man ſich ſcheut, der Form wegen beim Schliff ein Stückchen zu opfern. Die ſchönen tiefhimmelblauen ſind am meiſten geſchätzt, man nennt ſie Abdul-Rezai; auch der weißlichblaue (schirbām), wenn er nur von der alten Mine (kuhne maden) und nicht fleckig (bæræz, leprös) iſt, wird nicht verſchmäht. Eine Abneigung herrſcht nur gegen die ins Grünliche ſpielenden Arten (madene nau, neue Mine), weil ſie die Farbe wechſeln und hygroſkopiſch ſind. Uebrigens verſtehen es die Händler, letzterm durch langes Aufbewahren in Speichel eine ſchöne blaue Färbung zu geben, welche ſich freilich nach einigen Tagen wieder verliert, ſodaß der Unkundige, beſonders der

Europäer, leicht betrogen wird. Nach den religiöſen Luxusgeſetzen darf der Stein nicht in Gold gefaßt ſein, er wird in einem dünnen Silberreif getragen.

Ueberhaupt beſitzt der Orientale eine große Vorliebe für Edelſteine (dschewāher), beſonders für die farbigen, wie Rubine und Smaragde, und zwar nicht blos des Geldwerths halber, ſondern er betrachtet ſie mit eigenem Wohlgefallen und wird von ihrem Anblick angenehm berührt. Er kauft Steine, welche er nie trägt, auch niemand zeigt; es genügt ihm, ſie von Zeit zu Zeit zu betrachten und zu bewundern, mit einem Wort, er iſt Liebhaber, er ſchätzt den Stein um ſeiner ſelbſtwillen. Nichts iſt dem Perſer ſo verhaßt als ein falſcher Stein; mit Kennerauge weiß er ihn ſogleich herauszufinden. Eine wenn möglich noch größere Verehrung zollt er der Perle (murwārid, lulu). Ueber ihr Entſtehen und Wachsthum hat er viele poetiſche Erzählungen und Vergleiche in Bereitſchaft; er ſieht weniger auf ihre Farbe und Form als auf ihre Echtheit. Bei großen Feſten erſcheinen die Prinzen und Miniſter mit Dſchubbes, welche eine breite Bordure von angenähten Perlen haben und auch oben am Schluſſe durch zwei Quaſten Perlen zuſammengehalten werden. Dieſe Kleider ſind oft Inveſtiturgeſchenke des Königs. Den genannten Edelſteinen ſowie der Perle wird eine herzſtärkende Kraft zugeſchrieben, daher ſie auch ſämmtlich in der perſiſchen Medicin häufig Anwendung finden.

In den kleinen, unanſehnlichen Karneolring, welchen der Perſer trägt, ſind entweder die Namen der Propheten oder ein Attribut der Gottheit, oder einige unverſtändliche, abergläubiſche Zeichen und Striche eingravirt. Vor dem Gebet legt man die Ringe, überhaupt jeden Schmuck ab, ſowol um gehörig die Ablution vornehmen zu können, als auch um in Demuth vor dem Höchſten zu erſcheinen.

Ebenfalls ſehr geſchätzt ſind in Perſien die Waffen aller Art. Mit Ausnahme der Schreiber und Gewerbtreibenden trägt faſt jedermann, vom König bis zum Diener abwärts, das breite Tſcherkeſſenmeſſer (kæmeh) im Gürtel, deſſen Griff und Scheide zierlich mit Silber und Email ausgelegt zu ſein pflegen. Die beſten Klingen werden vom Kaukaſus importirt. Der Perſer iſt zu friedfertig, als daß er, wie der Tſcherkeſſe, dieſe furchtbare Waffe häufig zum Angriff oder im Streit benutzen ſollte, ſie dient ihm mehr zu Prunk und Zierde und als Werkzeug in häuslichen Geſchäften. Als man dem Großvezier den Emir bei einer mittels des Kameh erfolgten Verwundung vorſtellte, er möge das Tragen deſſelben verbieten, erwiderte er: „Ich ſehe es gern, daß die Männer Waffen tragen; aber wehe dem, der ohne Grund das Kameh zieht.“ In früherer Zeit war auch der gebogene Dolch aus damascener Stahl (chændscher) ſehr im Gebrauch. Man trug ihn auf der rechten Seite und bediente ſich ſeiner vorzugsweiſe zum Bauchaufſchlitzen; er kam jedoch aus der Mode, und nur ſelten ſieht man noch einen Luti damit bewaffnet.

Von andern Waffen finden ſich in den Häuſern der Großen Säbel aus damascener Stahl (schemschir), denen oft, je nach ihrem Alter und dem Meiſter, von welchem ſie ſtammen, ein fabelhafter Werth, von 200—500 Dukaten, zugeſchrieben wird; ferner einige Flinten mit gezogenem damascenirtem Rohr, meiſt von vortrefflicher Arbeit, aber zu theuer und zu ſchwer, daher die in Europa gefertigten Gewehre mehr und mehr Aufnahme finden.

Die im Harem übliche Kleidung der Frauen iſt ſehr verſchieden von der, welche auf der Straße getragen wird, weil letztere dazu beſtimmt iſt, alle Körpertheile den Augen der Vorübergehenden zu entziehen und ſozuſagen alle Frauen im Aeußern zu nivelliren. Zu Hauſe trägt die Frau den

Kopf mit einem leichten Shawlkäppchen bedeckt, aus welchem nach hinten die Zöpfe hervorwallen. Das Hemd beſteht aus dünnem Flor, roſa oder blau, auch mit kleinen Goldblümchen durchwebt, und iſt an der Ausſchweifung wie an den Rändern mit Goldtreſſen beſetzt; es läßt den Buſen vollſtändig durchſcheinen, während es, nur bis an den Nabel reichend, den Bauch ganz frei und unbedeckt läßt. Ein kurzes Leibchen aus Shawl, Seide oder Brocat, eng anliegend und vorn weit ausgeſchnitten, reicht bis zu den Weichen. Ein Wams (kuledscheh), im Schnitt dem der Männer gleichend, ergänzt die Kleidung des Oberkörpers. Statt der Röcke trägt die Perſerin mehrfache Unterhoſen (zirdschämeh) und darüber eine ſehr faltenreiche Pluderhoſe (dschämeh) aus feinem Seidenſtoff, welche ſämmtlich bis gegen das untere Drittheil des Unterſchenkels reichen. Durch die Menge der übereinander getragenen Unterhoſen und die faltenreiche Oberhoſe erhält der Anzug das Anſehen eines Reifrocks. Die maßloſe Verſchwendung an Stoff und der Luxus, der insbeſondere mit dieſem Kleidungsſtück getrieben wird, bilden die Klage aller Ehemänner, daher die Regierung ſich mehrmals bemüßigt fand, geſetzliche Schranken hierin anzubefehlen, was jedoch, wie begreiflich, ſtets fruchtlos blieb; denn die Macht des jetzigen Schah iſt nicht ſo groß wie ſeinerzeit die des Schah Ahasverus, welcher durch Reichspatente verkünden ließ, daß jeder Mann Herr im Hauſe ſei und daß die Frauen gehorchen müßten (Buch Eſther, 1). Der Luxus geht ſogar ſo weit, daß einige hochgeſtellte Damen, trotz der Unbequemlichkeit, Beinkleider aus koſtbarſtem Shawl tragen. Es iſt überhaupt eine allgemeine Klage der Perſer, daß die Frauen durch ihre maßloſe Putzſucht den Mann ruiniren, ſodaß, wo mehrere im Hauſe leben, die Ausgaben auf rechtmäßige Weiſe kaum zu erſchwingen ſind. Bedenkt man jedoch, daß eben die Kleider und der angeſchaffte Flitter im

Fall der Trennung meiſt die einzige Habe ſind, welche dieſe unglücklichen Weſen mitnehmen dürfen, ſo wird man nachſichtiger über ſie zu urtheilen geneigt ſein. In Zeiten der Noth wird ein Stück nach dem andern verpfändet, bis endlich der Vorrath erſchöpft iſt. Geht jedoch eine Frau auf der Straße, oder reitet ſie in Begleitung der Diener aus, ſo trägt ſie eine weite indigoblaue Hülle (tschâder), welche den ganzen Körper von Kopf bis Fuß dominoartig vermummt. Vor dem Geſicht hängt ein langes, ſchmales, weißes Tuch (rubænd), das in der Gegend der Augen einen gitterförmigen, ovalen Ausſchnitt zum Sehen hat. Dieſer dichte Schleier iſt beſonders im heißen Sommer ſehr beläſtigend, daher die Frauen ihn von Zeit zu Zeit ein wenig zu lüften gezwungen ſind. Der Anſtand erheiſcht, daß man bei Begegnung einer Frau die Augen abwende. Ueber die Unterkleider wird beim Ausgehen noch eine grünliche oder bläuliche Seidenhoſe angezogen, welche die Füße von den Zehen bis zur Hüfte bekleidet, alſo einer Hoſe mit angenähten Strümpfen gleicht (tschæchtschur). Die Pantoffel ſind eigenthümlich gebaut; ſie ſind ſo klein, daß eigentlich nur die Fußſpitze darin Platz findet und die Sohle kaum bis zur halben Ferſe reicht. Die Frauen können daher nur mit der Fußſpitze auftreten, was ſie jedoch nicht merklich im Gehen hindert. Im ganzen iſt alſo das Straßencoſtüm der Perſerinnen ebenſo ungraziös — denn es hüllt den Körper ſackartig ein und läßt keine Formen und keine Haltung erkennen, kein Alter unterſcheiden — wie läſtig, denn es erſchwert die Reſpiration; allein es leiſtet zwei im Orient für ſehr weſentlich erachtete Dienſte, indem es erſtens das Antlitz der Frau jedem profanen Blick entzieht, zweitens der Trägerin ſelbſt die Möglichkeit verſchafft, unerkannt geheime Ausflüge zu unternehmen und Orte zu beſuchen, welche ihr ſonſt nicht zu beſuchen geſtattet wäre. So begegnet man

im Bazar Frauen in ſchlechter, abgenutzter Hülle, die beim Sprechen durch die Eleganz ihrer Ausdrucksweiſe verrathen, daß ſie den höhern Ständen angehören. Der europäiſche Arzt wird nicht ſelten in ſeinem Hauſe von einer Frau, dem Anſcheine nach aus dem Volke, wegen einer geheimen Krankheit conſultirt; er fühlt ihr den Puls und entdeckt ein koſtbares Armband. Häufig kam es mir in den ſpätern Jahren meines Aufenthalts vor, daß ich, zum erſten mal in ein Haus gerufen, von einer der Damen gefragt wurde, ob ich ſie nicht kenne, ſie habe mich ja ſchon beſucht und ſich von mir behandeln laſſen.

Natürlich lieben die perſiſchen Frauen auch Schmuckſachen aller Art, als Ohrringe, Spangen zur Befeſtigung des Schleiers, Arm- und Fußbänder (päbend und destbend). Letztere, gewöhnlich von Perlen, verleihen ihnen, bei dem graziöſen Gang und der feinen Bildung der Extremitäten, vorzüglich um das Fuß- und Handgelenk, beſondern Reiz. Damen vornehmen Standes pflegen einen Diamantſtrauß von hohem Werth zu tragen. Die Sitte, einen Ring durch den Naſenknorpel zu ziehen, iſt nur bei einigen tatariſchen und afghaniſchen Stämmen üblich.

V.

Ruhe und Bewegung. Jagd. Gymnaſtik.

Sitzen und Stehen. Schlafen und Wachen. Kneten. Schlafſtelle. Wo ſoll der Europäer ſchlafen? Gehen und Laufen. Reiten. Reiſen. Reiterſpiele. Jagd (die Falkenjagd, königliche Jagden, Jagdabenteuer, Verſchenken des Wildes, Kamelkampf, die jagdbaren wilden Thiere). Gymnaſtik (Heilgymnaſtik, Turnanſtalten, die verſchiedenen Uebungen, Saadi's Erzählung, Schwimmen, Fechten, Schießen). Schlußbetrachtung.

A. Ruhe und Bewegung.

Beim Perſer gilt das phyſikaliſche Geſetz der Trägheit und Bewegung. Sich ſelbſt überlaſſen, huldigt er gern der erſtern; doch einmal durch Umſtände in Bewegung geſetzt, leiſtet er Erſtaunliches, ja er würde bis ins Unendliche ſich fortbewegen, wenn ihn nicht Reibungen in den frühern Zuſtand der Ruhe und Trägheit zurückverſetzten. Dies gilt ſowol für die körperliche wie für die geiſtige Thätigkeit und Ruhe, wie wir im Verlauf des Kapitels erſehen werden.

Zum Sitzen (nischesten) bedient ſich der Orientale bekanntlich nicht der Seſſel. Der Perſer hat nicht einmal Divans, ſondern ſitzt auf dicken Filzen und untergebreiteten Teppichen, und zwar nicht auf türkiſche Weiſe mit gekreuzten Beinen, ſondern er ahmt dem Kamel nach, er beugt die

Unterſchenkel im Knie, ſchlägt ſie nach rückwärts, ſtreckt den Fuß im Sprunggelenk, ſodaß er mit dem Unterſchenkel faſt einen Winkel von 180 Grad macht, und ſetzt ſich ſo, daß die Sitzknorren auf die Ferſenbeine zu liegen kommen und hiermit der Schwerpunkt des Körpers faſt ganz auf letztern ruht. Man nennt dieſe Poſitur tschehār zānu nischesten, d. i. auf vier Knien (Gelenken) ſitzen. In der Regel wird der Rücken nicht geſtützt, er bleibt frei; nur wer ſich's zu Hauſe bequem machen will, lehnt ſich an ein cylinderförmiges Polſter (bālisch) als Stützpunkt. Das Niederſetzen erfordert eine gewiſſe Eleganz; man darf ſich dabei nicht mit den Händen ſtützen und muß ſeine Kleider ſo ordnen, daß ſie die Knie und Füße vollkommen decken, beſonders aber von letztern nichts geſehen wird. Der Ankömmling nimmt je nach ſeinem Rang entweder unaufgefordert ſofort neben dem Herrn des Hauſes Platz, oder ſetzt ſich abſichtlich in weiter Entfernung von demſelben, um ſeine Submiſſion anzuzeigen, bis er erſt nach vielen Betheuerungen und Aufforderungen näher rückt. Eine ähnliche Etikette beobachtet auch der Hausherr ſelbſt; er erhebt ſich, gemäß dem Range des Eintretenden, ganz oder nur zum Theil, oder er macht nur Miene es zu thun; dazwiſchen liegen ſo viele Nuancen, daß man ſie erſt nach längerm Aufenthalt im Lande zu würdigen verſteht. Daſſelbe Ceremoniell gilt auch beim Aufſtehen. Der Perſer erhebt ſich nicht gern vor dem Europäer, obwol er in dieſem Punkte nicht die gleiche Strenge wie der Türke beobachtet; doch weiß er durch allerhand kleinliche Vernachläſſigung des Ceremoniells ſeine Superiorität anzudeuten. Der mit der perſiſchen Etikette unbekannte Europäer glaubt ſich oft durch die Aufnahme beſonders geehrt, während die kundigen Zeugen den Mangel des Herkömmlichen gleich bemerken und nicht unterlaſſen, ſeine Leichtgläubigkeit zu belächeln.

Erſt nachdem er ſich niedergelaſſen, grüßt der Ankömmling durch Blicke oder durch Beugung des Oberkörpers die verſammelte Geſellſchaft ſowie jeden einzelnen in der Reihenfolge des Ranges, den er in ſeinen Augen einnimmt. In dieſer hockenden Stellung verharrt man oft ſtundenlang; ſich zu bewegen, verbietet der Anſtand, beſonders wenn man in Geſellſchaft von Leuten höhern Ranges ſich befindet. Dem Europäer wird ſie ſehr läſtig, ſchon wegen der engen Beinkleider nach europäiſchem Schnitt. Er hat bei längerer Dauer ein Gefühl wie von Ameiſenkriechen, und endlich tritt vollkommenes Einſchlafen der Extremitäten ein, ſo zwar daß er beim Aufſtehen nur mit Mühe ſich auf den Beinen erhalten kann, oder gar wieder zuſammenſinkt; doch gewöhnt er ſich mit der Zeit auch an die Sitzweiſe der Perſer und ahmt ſie vollkommen und ohne Beſchwerde nach, wie es bei mir der Fall war. Wenn nicht öfters, wie man vermuthen ſollte, Entzündungen des Kniegelenks oder des Schleimbeutels der Knieſcheibe entſtehen, ſo erklärt ſich dies dadurch, daß der Schwerpunkt des Körpers nicht wie bei gewöhnlichem Knien auf der Knieſcheibe, ſondern auf dem Ferſenbein ruht. Beſuchenden Europäern werden nicht ſelten Stühle angeboten, deren in guten Häuſern zwei bis drei Stück vorräthig zu ſein pflegen. Der Perſer findet das Sitzen auf Stühlen unbequem, er weiß nicht, was er mit den Unterſchenkeln anfangen ſoll; nach einiger Zeit vergißt er ſich und ſitzt wieder nach perſiſcher Weiſe, was ihm dann beim Erheben und Aufſtehen vom Seſſel große Schwierigkeiten bereitet.

Nichts iſt dem Perſer ſo unbequem als Stehen (istāden), daher er ſich nur im Nothfall dazu bequemt. In Gegenwart des Schah müſſen alle ohne Ausnahme ſtehen; nur hier und da ladet er bei längern Geſchäften, z. B. behufs der Einſichtsnahme in ein Schriftſtück u. ſ. w., zum

Sitzen ein. Auch mir wurde immer die Erlaubniß zum Sitzen gegeben, wenn ich dem Schah Unterricht ertheilte oder ihm eine europäiſche Zeitung in perſiſcher Sprache vorlas. Kinder, gleichviel welchen Alters, müſſen in Gegenwart ihrer Aeltern oder des Chefs des Hauſes ſtehen, wenn ihnen nicht ſpeciell zu ſitzen erlaubt wird, was jedoch nur ſelten geſchieht. Daſſelbe gilt von den Dienern. Iſt der Perſer zum Stehen gezwungen, ſo ſucht er die Hände entweder in den Aermeln zu verbergen oder er kreuzt ſie über der Bruſt, ſodaß die Finger nicht ſichtbar werden. Muß er an einem Ort, wo keine Teppiche ausgebreitet ſind, längere Zeit verweilen, ſo wählt er die Stellung, welche bei der Evacuatio alvi ſtattfindet; bei geſtütztem Rücken kann er darin, ohne zu ermüden, erſtaunlich lange Zeit aushalten.

Der Schah ſitzt abwechſelnd auf perſiſche oder türkiſche Weiſe. Auch ſind in ſeinen Sälen mehrere mit Türkiſen oder Moſaik ausgelegte Seſſel, Divans und Ruhebetten aufgeſtellt; doch bedient er ſich ihrer faſt nie zum Sitzen, wegen der Unbehaglichkeit, welche ihm die Stellung der Unterſchenkel verurſachen würde. Zwingt er ſich dennoch dazu, ſo hält er die Fußſpitzen nach einwärts gegeneinander gekehrt. Obgleich dies einen unſchönen Anblick gewährt, pflegen ihn perſiſche Maler in dieſer Stellung abzubilden.

Schlafen und Wachen (chāb u bidāri) hat der Perſer merkwürdig in ſeiner Gewalt. Wenn ihm Beſchäftigung mangelt, wenn er ſeines Amts verluſtig geworden, kann er faſt Tag und Nacht ſchlafen, während er bei gegebener Arbeit wieder durch Monate und Jahre die Schlafzeit auf wenige Stunden herabſetzt. Im Ramazan wechſelt er plötzlich einen ganzen Monat lang die Lebensweiſe; er ſchläft dann den Tag über, während er nachts Nahrung zu ſich nimmt und ſeinen Geſchäften obliegt. Nach Ablauf dieſes Monats kehrt er wieder zur gewöhnlichen Tagesordnung

zurück, ohne daß auffallende Störungen ſeiner Geſundheit eintreten. Auf Reiſen wacht er nachts und ſchläft am Tage, welche Lebensweiſe bei den kurzen Stationen oft zwei Monate andauert. Zu Hauſe hingegen macht er alle Geſchäfte bei Tage ab und ſchläft dann die ganze Nacht. Er geht zeitig zu Bett und ſteht bereits vor Sonnenaufgang auf, weil die Erfüllung religiöſer Pflichten ihn dazu nöthigt. Nachmittags hält er gern eine Sieſta.

Eine eigene Vorliebe beſitzt der Perſer, wenn er nicht einſchlafen kann oder ſich ermattet fühlt, oder auch blos der Annehmlichkeit halber, ſich kneten zu laſſen (dælk, muschtemāl). Bei dem geringſten Unwohlſein ſitzen zwei Perſonen an ſeinem Bett, welche ihm abwechſelnd die ganze Nacht hindurch ſanft die Glieder reiben. Der König läßt ſogar oft bei Tage durch die Kämmerlinge ſtundenlang dieſe Manipulation an ſich ausführen, und an einem Miniſter, der krank zu Bette lag, ſah ich die Beſuchenden ſich mit Kneten einander ablöſen. Es ſcheint dadurch ein angenehm wollüſtiges Gefühl erzeugt zu werden, das zum Schlafe einladet. Ich kannte auch Europäer, und zwar von ſehr gebildetem Stande, welche nach längerm Aufenthalt im Lande dieſe Gewohnheit annahmen, unter andern einen ausgezeichneten Arzt, der in den letzten vier Tagen ſeines Lebens nur durch das Kneten einige Erleichterung ſeiner Schmerzen und einige Ruhe finden konnte.

Beſondere Schlafzimmer kennt man in Perſien nicht, ebenſo wenig Betten. Jeder bereitet ſich, wo es ihm gefällt, auf dem Zimmerboden ſein Lager. Daſſelbe beſteht: aus einer nur 4 Fuß langen, mit Baumwolle oder, bei den ärmern Klaſſen, mit Schafwolle gefüllten Matratze (duschek), oben mit einem Einſatz, dem ſogenannten Spiegel, von kaſchaner Sammt; aus einer ſehr langen und breiten Decke (læhāf) von Kattun oder Calicot, mit Baumwolle durchſteppt und

ebenfalls oben mit einem Spiegel von Indienne, Seide oder Shawl verſehen; und aus dem cylinderförmigen, an beiden Seiten mit ſtarken Quaſten verzierten Polſter (bālisch, auch mutakko). Der Gebrauch von Leintüchern ſcheint dem Perſer überflüſſig, weil er in ſeinem Leibrock ſchläft, alſo die Rauhigkeit des Sammts nicht empfindet. Unmittelbar nach genommener Abendmahlzeit legt er ſich ſchlafen; er iſt der Meinung, daß die von den genoſſenen Speiſen erzeugten Dämpfe (buchāre-gæzā) den Schlaf unterſtützen. Die Oberkleider werden abgelegt und eine dicke Nachtmütze (schebkulah) über die Ohren gezogen. So liegt er ausgeſtreckt auf der Matratze, welche nur bis zum Halſe reicht, ſodaß Hals und Kopf bloß auf dem Kiſſen ruhen. Die Füße ragen gewöhnlich über der kurzen Unterlage hervor, ſelbſt im Winter, während auch im Sommer und im Hochſommer bei der Sieſta die Decke ſorgfältig über den Kopf gezogen wird. Im Sommer jedoch iſt es in den Städten faſt unmöglich in den Zimmern zu ſchlafen, denn erſtens wird die Luft ſo drückend (chæffeh), daß man kaum athmen kann, und zweitens laſſen im geſperrten Raum die beläſtigenden Mücken keinen Schlaf zu.

Man unterſcheidet zweierlei Arten von Mücken, die großen (peschsche) und die kleinen, kaum ſichtbaren, erdfarbigen (chāki). Der Stich der letztern iſt um ſo empfindlicher, als der Schmerz nicht auf eine Urticaria-Quaddel beſchränkt bleibt, ſondern ſich über große, weite Körperſtellen verbreitet. Gegen die erſtern kann man ſich allenfalls durch ein dünnes Florgewebe (peschedān) ſchützen; letztere ſind aber ſo klein, daß ſie durch das feinſte Gewebe dringen, andererſeits vermögen ſie nicht gegen die ſchwächſte Luftſtrömung zu ſteuern, daher ſie wol im Zimmer, doch ſehr wenig im Freien beläſtigen. Aus dieſen Gründen ſchläft der Perſer während des Sommers auf dem platten

Dach, wo faſt immer ein lebhafter Luftzug herrſcht. Eine eigenthümliche, auch in Indien beobachtete Erſcheinung iſt es, daß der Ankömmling im erſten Sommer ſeines Aufenthalts mehr von den Inſekten geplagt wird; ſie verleiden ihm Schlaf und Ruhe, jeder Stich verurſacht ihm ſchmerzhaftes Jucken, er wird ſo irritabel, daß er ſich unaufhörlich und ſelbſt an ſolchen Stellen kratzt, wo ihn kein Stachel eines Inſekts erreichte; die Unruhe, der Mangel an Schlaf und das anhaltende Kratzen bewirken, daß er des Morgens ganz verſtört und am ganzen Leibe zerfleiſcht ſich vom Lager erhebt. Bleibt er indeſſen längere Zeit im Lande, ſo iſt ihm zwar, wie dem Perſer auch, der Stich empfindlich, allein der Schmerz beſchränkt ſich auf die verwundete Stelle und verſchwindet bald wieder. Ich ſelbſt und die mit mir Angekommenen litten im erſten Sommer furchtbar; wir wurden ſo zugerichtet, daß wir des Morgens kaum kenntlich waren; ein Säugling bekam häufige Fieberanfälle davon. Später aber wurden wir nicht mehr als die Eingeborenen beläſtigt. Das Factum ſteht feſt, man ſucht es auf zweierlei Art zu erklären. Gewöhnlich nimmt man an, der Europäer beſitze eine eigenthümliche Perſpiration, welche die Inſekten anlocke und zu häufigern Stichen einlade, bis im Laufe der Jahre ſeine Natur nach und nach jener der Eingeborenen ähnlich werde. Dieſe Erklärung iſt es auch, zu welcher ſich die Anglo-Indier hinneigen; ſie ſcheint mir jedoch nicht ſtichhaltig, denn der Perſer und der Acclimatiſirte werden ebenſo häufig geſtochen, nur bleibt bei ihnen der Schmerz auf die Stichſtelle beſchränkt. Auch iſt es nicht der Stich, welcher ſo ſehr ſchmerzt, ſondern die Fortpflanzung der Urticaria auf große Partien, wie dieſelbe nach dem Geſetz der Continuität auch bei andern Urticaria-Ausſchlägen in Europa ſtattfindet. So erinnere ich mich, daß ſich, als ich im Jahre 1859 eine Nacht in Kaſchan zubrachte, des Morgens mein

Geſicht und alle unbedeckt geweſenen Körpertheile ganz mit Blutſuffuſionen bedeckt fanden, ohne daß ich dadurch im Schlafe geſtört worden war. Darum halte ich die andere Erklärung für wahrſcheinlicher, daß nämlich im erſten Jahr eine Art Impfung mit dem Inſektengift ſtattfindet, welche nach hinlänglicher Sättigung des Körpers eine Immunität gegen die Fortpflanzung der Urticaria erzeugt. Mit letzterer Hypotheſe erkläre ich mir auch folgende Thatſache. Als ich im Sommer 1859 von Schiraz zurückkehrte, kam ich auf Einladung des Ilchani vom Stamme Kaſchkäi in eine Station weſtlich von Perſepolis, wo unſere Pferde von einer Bremſe dermaßen zugerichtet wurden, daß alle zarten Theile unter dem Bauche bluteten; ich mußte ſchleunigſt mit ihnen die Station verlaſſen, denn es war mir ſchon früher erzählt worden, daß nicht ſelten Thiere an dem verurſachten Blutverluſt ſterben. Und doch weiden zahlreiche einheimiſche Heerden an dieſer Stelle und verweilen wochenlang daſelbſt, ohne zu erkranken. — Da in Ermangelung von Bettſtellen das Bettzeug, nur in eine weite Seidendecke (tschäder-scheb) gehüllt, auch Tags über in einem Winkel des Zimmers liegen bleibt; da es nie gewechſelt, gelüftet oder gewaſchen wird, und da der Perſer in den Kleidern ſchläft: darf es übrigens nicht befremden, daß ſich viele Inſekten darin einniſten, beſonders Kleiderläuſe, welche faſt in keinem Hauſe fehlen.

Es entſteht nun die wichtige, man kann ſagen die Lebensfrage für den im Orient reiſenden oder domicilirenden Europäer, ob er der perſiſchen Sitte gemäß erſtens im Freien, und zweitens auf dem platten Boden ſchlafen ſoll. Sehr erfahrene Reiſende widerrathen erſteres entſchieden, indem ſie Erkrankung an Fiebern und Dyſenterien als unausbleibliche Folge davon angeben. So ſagt Heinrich Barth in ſeinem großen Reiſewerke, II, 583: „Leider ließ ich mich durch die friſche Kühlung in meiner «Saure»

im Gegenſatz zu der ſchwülen Luft in der innern Hütte wiederum verleiten, die ganze Nacht zu bleiben, wo ich war, obzwar ein Gewitter losbrach und die Luft ſehr feucht machte. Der fieberhafte Reiſende läßt ſich nur zu leicht zu ſolchem Verfahren verleiten, aber ich bin überzeugt, daß es verderblich iſt. Die Kühlung draußen iſt verführeriſch und führt den Reiſenden ins Verderben.“ Allerdings iſt nicht zu leugnen, daß der plötzliche Temperaturwechſel, der nach Mitternacht und vor Sonnenaufgang eintritt, ferner der Waſſerniederſchlag und der Thau häufig zu den genannten Leiden Veranlaſſung werden. Die Bewohner am Kaſpiſchen Meere ſind hierdurch gezwungen, nachts in den Häuſern zu ſchlafen. Allein in den trockenen, alles Niederſchlags baren Hochebenen bleibt nur die Alternative, entweder die Nächte ſchlaflos zuzubringen und ſich in ſteter Unruhe, von Luftmangel beängſtigt, von den Stichen kleiner und großer Mücken zerfleiſcht, auf dem Pfühl zu wälzen, oder, der Landesſitte folgend, die Nacht auf dem Dache zuzubringen. Meines Erachtens iſt die Weiſe der Perſer jedenfalls vorzuziehen, denn Schlafloſigkeit und ihre Folgen ſchwächen den Organismus und prädisponiren ihn zu Fiebern. Natürlich muß dabei auch inſofern der Landesſitte Rechnung getragen werden, daß man trotz der Hitze im Anfang der Nacht ſich gehörig zudeckt, weil ſonſt die um Mitternacht eintretende Abkühlung leicht Fröſteln erzeugt und Dysenterie herbeiführen kann.

Was hingegen das Liegen auf dem platten Fußboden betrifft, ſo halte ich eine gewiſſe Erhöhung des Lagers für zweckdienlicher und bequemer, abgeſehen davon, daß ſie einigen Schutz gegen Inſekten, Skorpionen und Solpugen gewährt. Wenn möglich, führe der Europäer ein leichtes, zuſammenlegbares Feldbett mit ſich. Barth, II, 596, äußert ſich darüber: „Zehn bis zwanzig Fuß erhöhte, frei auf Pfählen

ruhende luftige Hütten werden ſicherlich für europäiſche Reiſende in dieſen Gegenden von unendlich wohlthätiger Wirkung ſein.“ Bedenkt man überdies, daß in den meiſten Höfen Becken mit ſtagnirendem Waſſer und Gärtchen mit niederer Buſchvegetation ſich befinden, welche vorzüglich die Mücken herbeiziehen und Fieber begünſtigen, ſo wird die Zweckmäßigkeit des Schlafens auf den Dächern mit erhöhter Unterlage um ſo mehr einleuchten. Mehrere Fuß Elevation ſind ſchon ein bedeutendes Moment zur Hintanhaltung der genannten Uebel. Als Beweis mag die allgemein conſtatirte Erfahrung gelten, daß bei herrſchenden Wechſelfieberepidemien Perſonen, welche in obern Gemächern (bālāchāne) wohnen, ſeltener erkranken als die Bewohner der Erdgeſchoſſe. Aus dieſem Grunde werden etwa 3—5 Fuß über das Hofniveau ſich erhebende Erdgeſchoſſe mit darunter befindlichem Keller vorgezogen. Auch greift die Sitte immer mehr um ſich, in großen Lagerplätzen ein Feldbett als Schlafſtelle mit ſich zu führen. Ich kann nicht genug die Beobachtung dieſer ſcheinbaren Kleinigkeiten empfehlen, denn ſchon oft iſt leider das Leben europäiſcher Reiſender durch ihre Vernachläſſigung verwirkt worden.

Für Säuglinge hat man eine Art Wiege (gewāre), einen kleinen Kaſten, der vermittels Zapfen an den ſeitlichen Poſtamenten geſchwungen wird. Häufiger jedoch iſt eine kleine Matte in Gebrauch, die, mit Stricken an zwei Bäume oder Pfähle gebunden, einmal in Bewegung geſetzt, lange Zeit fortſchwingt und unterdeß die Verrichtung häuslicher Geſchäfte geſtattet.

Der Umſtand, daß der Perſer faſt zu jeder Tagesſtunde ſchlafen kann, wird oft als Vorwand benutzt, um Beſucher abzuweiſen. Der Diener antwortet dann auf die Frage nach ſeinem Herrn: „Chāb-est!“ (Er ſchläft!), gegen welchen Beſcheid nichts übrigbleibt als unverrichteter Sache abzuziehen,

oder dem Diener ſein Anliegen vorzutragen und ihm, was namentlich der Arzt immer thun muß, zu befehlen, daß er den Schlaf des Herrn unterbreche.

Zu Fuß geht der Perſer nur, wenn er muß, bei beſondern Veranlaſſungen und wegen Mangel an einem Pferde. Einen Spaziergang der Bewegung halber zu unternehmen, iſt nicht gebräuchlich. Nur Frauen und Leute der untern Klaſſen machen Promenaden in die nahegelegenen Gärten oder in die Bazars der Stadt, meiſt aus Neugierde und um ein Spectakel (tæmäschä) zu ſehen. Der Gang des Perſers iſt graziös, ſeine Haltung ſchön und gerade. Es gibt Boten (piädeh ḳäsed), welche weite Wege mit der halben Schnelligkeit eines Poſtkuriers durchlaufen; ebenſo ſind Knechte und andere Leute des Volks, wenn es ſein muß, oft ganze Tage im raſchen Schritt auf den Beinen, ohne zu ermüden. Man merkt ihnen, wie es bei den Türken wol der Fall iſt, durchaus nicht ihre Sitzart an. Die Läufer des Königs (schätire-shāh), welche ihn auf ſeinen raſchen Ritten ſtationsweiſe begleiten, erregen mit ihrer Schnelligkeit Bewunderung und Mitleid. Sie werden durch den Gürtel und eine feſte Bandage um die Unterſchenkel in ihrem Lauf unterſtützt.

Die gewöhnliche Locomotion wird zu Pferde, zu Eſel, Maulthier oder Kamel gemacht. Der Perſer iſt ein geborener Reiter; zu Pferde fühlt er ſich frei, kennt er keine Ermüdung. Ebenſo wenig wie ſein Pferd abgerichtet wird, ebenſo wenig lernt der Perſer das Reiten; es verſteht ſich bei ihm von ſelbſt, wie das Gehen; das Kind wird ſchon mit drei Jahren auf Reiſen von der Mutter auf dem Sattel gehalten. Er ſitzt ſehr kurz im Bügel, ſo zwar daß die Knie in mehr als rechtwinkeliger Beugung ſind. Fällt er, was nicht ſelten geſchieht, vom Pferde, ſo macht er nicht das mindeſte Aufheben davon, ſondern beſteigt, unter Fort-

ſetzung der angefangenen Converſation, gleichmüthig wieder ſein Roß. Er reitet gewöhnlich einen guten Schritt (kadem) oder den Paßgang (jurge), ſelten Galop; der Trab iſt ihm faſt unbekannt. Durchſchnittlich macht man auf Reiſen eine Station von 5—5½ Meilen, im Nothfall auch 9—12 Meilen des Tags auf demſelben, 18—20 Meilen auf gewechſelten Pferden. Frauen ſitzen auf dieſelbe Weiſe zu Pferde wie die Männer, und ich ſah Frauen bei vorgeſchrittener Schwangerſchaft reiten, ohne daß es einen nachtheiligen Einfluß auf ihren Zuſtand gehabt hätte. Es ſcheint hiernach ein Vorurtheil, daß die einſeitige Reitmethode für Frauen nothwendig ſei; ſie iſt auch nur für kleinere Luxusritte anwendbar, bei größern Reiſen aber für Frau wie Pferd gleich unpraktiſch, weil weder das nothwendige Gleichgewicht noch die richtige Vertheilung der Laſt mit ihr erreicht werden kann. Dem Perſer gilt es als Regel, daß die zeitweilige Ueberbürdung eines Thieres dieſem durchaus nicht ſchade, wenn es nur auf beiden Seiten gleichmäßig beladen iſt, daß jedoch ſchon eine geringe Belaſtung, wenn ungleich vertheilt, es zu Grunde richte.

Für eine weite Reiſe bereitet der Perſer ſich und ſeine Thiere vor, indem er mehrere Tage vorher kleinere Uebungsritte mit ihnen unternimmt, um ſich und ſeine Thiere, mit Beobachtung der nothwendigen Uebergänge, aus dem Zuſtand der Roheit — wie er ſich ausdrückt — herauszubringen. In derſelben Abſicht legt er am erſten Reiſetag nur eine kleine Strecke zurück und beginnt ſtets den Weg, welche Eile er auch haben mag, im langſamen Schritt; erſt allmählich, wenn Reiter und Roß warm geworden, treibt er es zu raſcherm Laufe an. Es iſt eigenthümlich, daß die Pferde aus Gewohnheit und Inſtinct dieſelben Regeln befolgen; aus dem Stall geführt, geht das edelſte Araberroß den erſten Theil des Weges ganz langſam, ſodaß der Unkundige

verſucht iſt, es für faul zu halten; doch allmählich beſchleunigt es den Schritt immer mehr, zumeiſt gegen das Endziel, wenn es den Weg ſchon einmal zurücklegte und die Station kennt. Er macht mit ſeinem Pferde keine Reiterkünſte, ſondern überläßt es faſt immer ſich ſelbſt und dem gewöhnlichen Schritt. Ein Pferd, das ſich bäumt und viel Muth, beſonders zu Anfang des Wegs, zeigt, verſchmäht er für die Reiſe, weil er behauptet, daß es ſich bald erſchöpft, die Mühen der Reiſe nicht aushält und auch die Kräfte des Reiters zu ſehr in Anſpruch nimmt. Als erſtes Erforderniß eines edeln Pferdes betrachtet er Ruhe und Folgſamkeit.

Wenn er oder ſein Roß bei der Bewegung leicht in Schweiß gerathen, gilt ihm dies als Zeichen, daß beide noch nicht genugſam für eine anhaltende Reiſe vorbereitet ſind. Ungern hält er unterwegs an; er reitet am liebſten in einem Zug bis zu dem vorgeſteckten Ziele. Wird ſein Thier bei erhitztem Leibe durſtig, ſo läßt er es zwar, an einer Quelle angelangt, trinken, ſetzt es aber darauf in anhaltende Bewegung, damit es, wie er ſich ausdrückt, „das Waſſer ausſchwitze" und ihm der Trunk nicht ſchade. Für ſich ſelbſt nimmt er einen gefüllten Waſſerkrug mit, um nicht genöthigt zu ſein, unterwegs mit den verſchiedenen Brackwäſſern ſeinen Durſt zu ſtillen. Vor ſtarken Strapazen, beſonders bei Kurierritten, genießt er nur leichte Koſt. Er kleidet ſich nie zu leicht und hält für jeden Temperaturwechſel paſſende Kleider in Bereitſchaft. Sein Sattel muß oben wie unten gehörig ausgepolſtert ſein; er ſpottet über die ſogenannten engliſchen Sättel. Es darf dies keineswegs als Weichlichkeit angeſehen werden, ſondern es entſpricht der Zweckmäßigkeit und dem natürlichen Bedürfniß. Er reitet nicht abſichtlich ſeiner Begleitung vor, noch bleibt er zurück, weil er ſich nicht einzeln den mannichfachen Fährlichkeiten der Reiſe ausſetzen will, auch die Pferde in Geſellſchaft beſſer Schritt

halten und weniger Anſpornung erheiſchen. Auf der Station angekommen, führt er in immer langſamer werdendem Schritt ſein Thier längere Zeit herum, bis der Schweiß völlig abgetrocknet iſt. Auch löſt er ihm nicht ſogleich Sattel und Decken, ſondern erſt nach Verlauf einiger Stunden, weil ſonſt leicht Aufſchürfung und Satteldruck oder Gelenkentzündungen entſtehen. Ebenſo legt er ſelbſt nicht früher die Reiſekleider ab, als bis er ſich vollſtändig abgekühlt hat. Er reitet meiſt nachts, faſt niemals mittags, um während des Tags ſich und ſein Thier pflegen zu können und die übeln Folgen der Sonnenhitze zu meiden. In dieſem Punkt ſündigt ſehr häufig der Europäer, der ſeine Nachtruhe nicht opfern mag. Da die Hitze in freier Luft nicht ſo drückend erſcheint, als man nach dem Thermometerſtande vorausſetzen ſollte, ſchreibt er die Vorſicht der Landesbewohner ihrer Indolenz zu und will zeigen, daß er, obwol unter einem kalten Himmelsſtrich geboren, doch mehr als jene auszuhalten vermöge. Fieber, Ruhr und Sonnenſtich ſind nicht ſelten die Folge ſeines Dünkels. Ueberhaupt kann man häufig das Phänomen beobachten, daß nordiſche Ankömmlinge in den erſten Jahren die Hitze weniger empfinden als die Eingeborenen und als ſie ſelbſt in der ſpätern Zeit ihres Aufenthalts, wo ihnen dieſelbe unerträglich wird, bis ein vieljähriges Verweilen ſie hierin mit den Eingeborenen gleichſtellt. Die Urſache ſcheint in der mitgebrachten Energie und Reſiſtenz zu liegen, welche ſich endlich erſchöpfen und größerer Abſpannung Platz machen.

Bei dem Mangel an Herbergen und gebahnten Straßen wäre es zu bewundern, mit welcher Leichtigkeit der Perſer ſich nach den oft dreißig bis vierzig Tagreiſen entfernten Provinzen und Wallfahrtsorten auf den Weg begibt, wüßte man nicht, daß er den Werth der Zeit zu wenig ſchätzt und daß er zu ſehr an das Nomadenleben gewöhnt iſt, um vor den

Beſchwerden dieſer Art des Fortkommens zurückzuſchrecken. Die Zwecke ſeiner Reiſen ſind Geſchäfte am Hofe, Handelsangelegenheiten, Wallfahrten u. ſ. w. Selbſt Derwiſche reiten, um anſtändiger ihren Bettel zu holen.*)

Beſonders anſtrengend für den nicht daran Gewöhnten ſind die Kurierritte (tschāpāri), wobei mit unterlegten Pferden an 18—24 deutſche Meilen des Tags gemacht werden. Da die Poſtpferde faſt immer ſchlecht ſind, ſo iſt man gezwungen, ſie fortwährend durch Schenkelbewegung und Hiebe mit einer langen Peitſche anzutreiben. Den erſten Tag iſt der ganze Leib wie gebrochen; läßt man ſich aber dadurch verleiten, einen Tag zu raſten, ſo verläuft der dritte Tag deſto ärger, und dann iſt kaum mehr an ein Fortkommen zu denken. Man muß daher trotz der Müdigkeit ſich weiter tragen laſſen, bis endlich der Körper ſich an die Anſtrengung gewöhnt. Der Perſer beobachtet auch hierbei die Regel, den erſten Tag nur einen mäßigen Ritt zu machen, und erſt in den folgenden Tagen die Reiſe zu beſchleunigen. Ich ſelbſt ritt einmal in einem Zuge von Teheran nach Kaswin, etwa 22 Meilen; dort angekommen, mußte ich aber vom Pferde gehoben werden und, trotz des guten Willens weiter zu reiſen, einen Raſttag und ſpäter langſamere Ritte machen. Nothwendig iſt bei ſolchen Parforcetouren, daß man vorher wenig und nur leichte Nahrung, wie Eier, Milch, Thee und Butter zu ſich nehme und dieſe Diät mehrere Tage fortſetze. Der Kurierritt geht ſo raſch, daß man von dem nördlichen Ende Perſiens, von Chui, bis Buſhir nur zehn bis elf Tage braucht. Allein wie ſtrapaziös auch dieſe Art zu reiſen iſt, theilt ſie doch andererſeits nicht die Fährlichkeiten und Plackereien einer Karavanenreiſe, namentlich iſt man

*) Auch in Italien fand ich berittene Bettler, in Venedig ſogar Bettler mit eigener Gondel.

weniger Krankheiten und Fiebern ausgeſetzt; ſie kann daher dem Europäer, welcher keine andern Zwecke als die des möglichſt ſchnellen Ankommens an ſeinem Reiſeziele hat, ſehr empfohlen werden.

Auch faſt alle ſeine Wege in der Stadt macht der Perſer zu Pferde ab, und allerdings würde bei dem bodenloſen Koth im Winter und der drückenden Hitze im Sommer das Gehen ſehr beſchwerlich ſein. Der Anſtand verlangt, daß er äußerſt langſam und begleitet von einem zahlreichen zu Fuße folgenden Dienertroß durch die Straßen reite. Sobald er aber die Stadt verläßt und etwa in ein nahes Dorf ſich begibt, ſind auch die Diener beritten, und der Zug ſetzt ſich in raſchere Bewegung.

Kehrt der junge Perſer heiter aus einem luſtigen Kreiſe zurück, ſo liebt er es, wenn er einen muntern Gaul unter ſich fühlt, das altparthiſche Manöver auszuführen. Im raſenden Galop dahinſauſend, erhebt er ſich plötzlich im Bügel, wendet ſich rückwärts, drückt ſein Gewehr gegen einen fingirten Feind ab, und ſprengt im raſcheſten Laufe weiter; oder er macht ſchnelle Spiraltouren, wirft während derſelben ſeinen Stock vor ſich hin und fängt ihn beim Zurückprallen von der Erde wieder auf (dscherid); oder er ſenkt ſich im raſchen Ritt gegen den Bauch des Pferdes; oder endlich er galopirt auf einen tiefen Graben oder Abgrund zu und hält, am Rande angekommen, mit jähem Ruck plötzlich das Pferd an, ſodaß es ſtraff auf die Hinterfüße zurückprallt. Dieſe kühnen Uebungen, da ſie oft von unberufenen Knechten mit ihrer Obhut anvertrauten Thieren ausgeführt werden, ſind die Veranlaſſung, daß faſt alle Pferde an Erſchlaffung der Gelenke und am Spat leiden.

Außer dieſen Exercitien zu Pferde ſind die wichtigſten körperlichen Uebungen die Jagd (schikār) und die Gymnaſtik (werzesch).

B. Jagd.

Die Jagd iſt im ganzen Lande jedermann geſtattet, mit Ausnahme einiger königlichen Reviere in der Nähe der Hauptſtadt, wo Jagdwächter aufgeſtellt ſind, die nur gegen Beſtechung dort Jäger zulaſſen. Allein bei den ausgedehnten, von hohen Bergen umſchloſſenen Ebenen, der dünnen Bevölkerung des Landes und der geringen Bewaffnung iſt trotz aller Jagdfreiheit das Wild ziemlich häufig, beſonders in einiger Entfernung von der Hauptſtadt. Dazu trägt noch bei, daß gute Schießwaffen wegen der theuern Preiſe dem Volke wenig zugänglich ſind, daß Wildfleiſch, weil alles Fleiſch friſch genoſſen wird, nicht beſonders geſchätzt iſt und ihm das der Hausthiere unbedingt vorgezogen wird — ſo findet z. B. das Fleiſch der vom Schah in dem königligen Park erlegten Hirſche, das jedem, der davon holen will, verabreicht wird, kaum in den beſten Stücken Abnehmer —; ferner, daß man die Felle der jagdbaren Thiere, mit Ausnahme jener des wilden Eſels und des Argaliſchafes, nicht zu gerben verſteht, daher ſie faſt als werthlos weggeworfen werden. Die unermeßlichen Ebenen machen auch das Verfolgen des Wildes nur mit ausgezeichneten Pferden und arabiſchen Hunden (tāzi) möglich, denn das meiſte Hochwild ſtellt Wachen aus, die bei Annäherung von Menſchen warnen. Endlich verurſacht die Jagd bedeutende Koſten, ſodaß nur reiche Leute dieſem Vergnügen nachgehen können. Manche Gegenden ſind daher vom Wild ſehr beläſtigt, indem es die Cultur des Bodens und der Gärten beeinträchtigt. So leidet z. B. in dem Keſſelthal Seid Ismail, auf dem Wege nach Schiraz, der Weinſtock durch die vielen Bären und Füchſe, und es müſſen eigene Wächter zum Verſcheuchen des Wildes gehalten werden.

Als Jagdgewehr bedient ſich der Perſer ſelten der ein-

heimiſchen, vortrefflichen Flinten mit damascener Läufen (tufenk-e-dschäheri), weil ſie zu ſchwer und koſtſpielig, außerdem auf Feuerſtein eingerichtet ſind, ſondern der europäiſchen, die man engliſche (tufenk-e-inglis) nennt.

Zur gewöhnlichen Jagd braucht man einige berittene Bediente, die das Wild zutreiben, und arabiſche Hunde (tāzi), welche es verfolgen. Letztere laufen ſo vorzüglich, daß ihnen ſelten ein Haſe entwiſcht, es ſei denn, was allerdings in den Ebenen häufig geſchieht, daß er ſich in die Löcher der Waſſerleitungen flüchtet. Sie ſind auch die einzige Hundevarietät, welche der Perſer pflegt und im Winter mit einer Decke zum Schutz gegen die Kälte verſieht, während er alle andern als unrein zu berühren ſcheut.

Bei größern Jagden bedient man ſich auch der Falken (bāz, gutsch), vorzüglich zum Jagen von Geflügel, ſeltener von Gazellen. Die Falkenjagd beſteht, ähnlich wie bei uns im Mittelalter, noch in ziemlicher Ausdehnung; es gibt ganze Abhandlungen (bāz-nāmeh) über Pflege und Dreſſur der Falken. Ihre Zucht iſt jedoch ſehr koſtſpielig, denn der Falke verlangt ſorgſame Pflege, einen eigenen berittenen Diener, der ſtets ſeiner Richtung folgt und ihn vom Verzehren des gefangenen Wildes abhält, da man es nicht verſteht, ihn ſo abzurichten, daß er die Beute verſchont und dem Herrn überläßt; außerdem verirrt er ſich leicht, und es koſtet dann große Mühe, ihn wieder einzufangen, oder er wird von einem der großen Bergadler (karagusch) verſpeiſt. Es bietet ein eigenthümliches Schauſpiel, wenn der Falke, deſſen Anblick das ſanfte Rebhuhn dermaßen in Schrecken ſetzt, daß es ſich wehrlos den Krallen des Todfeindes überliefert, nun ſelbſt ſeinen Meiſter findet; der kühne Aar ſchwebt majeſtätiſch in der Höhe und ſchießt plötzlich auf ſein Opfer herab, das, vor Angſt kaum mehr die Flügel regend, ſeine ſichere Beute wird. Alles das, beſonders aber der

Koſtenpunkt, da Unterhaltung und Bedienung eines Falken jährlich wenigſtens 100 Dukaten koſten, iſt Urſache, daß die Falkenjagd immer mehr in Abnahme kommt. Doch gehört es noch zum guten Ton, daß man ſich einen Falken hält, der im Hof auf einem ſilbernen Poſtamente ſitzt, und einen Jäger dazu, welcher ihn ſtets mit friſchem Geflügelwild zu verſorgen hat. Die beſten Falkenzüchter ſind aus dem Stamme der Zergeri, welche ihre Abkunft von den zurückgebliebenen Macedoniern ableiten.

Der jetztregierende Schah iſt ein paſſionirter Jagdliebhaber; er unternimmt häufig Ausflüge in die Ebene von Teheran und Rages, wo er, unfern von den Ruinen letzterer Stadt, auf einem Hügel (däschän tæppe) ein kleines Jagdſchloß beſitzt. Doch hat hier infolge der öftern Beſuche die Menge des Wildes ſehr abgenommen; die Ausbeute beſchränkt ſich zumeiſt auf einige Haſen, rothe Rebhühner (linotte), hier und da auf eine Gazelle; einmal wurde eine Hyäne und eine wilde Katze, mehrmals Füchſe und Schakale erlegt. Entferntere Jagdreviere befinden ſich im ſchönen Bezirk Kent, im grasreichen Laarthal und am nördlichen Abhang des Elburz in Laro-Scheriſtanek.

Die wichtigſte Hofjagd findet einmal im Jahre gegen Ende des Monats December im Thal des Dſchedſcherudfluſſes ſtatt, wo ebenfalls ein kleines Jagdſchloß (schikārgāh, auch næchtschir) ſteht. Am beſtimmten Tag werden früh einige Kanonenſchüſſe als Signal abgefeuert, worauf die Auswanderung der halben Einwohnerſchaft beginnt; denn nicht allein die jagdluſtige Welt, ſondern auch alle Miniſter und Staatsſecretäre, alle Beamten, hohen Militärs, Prinzen und Chane ziehen mit ins Jagdlager des Königs. Dort ſind längs des Fluſſes Zelte für ſie errichtet, welche weit die Ebene bedecken und von der Ferne den Anblick einer Stadt aus Leinwand gewähren. Wegen der vorgerückten Jahreszeit

haben die Großen, die Prinzen und Chane, außer den Leinwandzelten noch kleine, kuppelartige, dichtſchließende und mit Filz bedeckte Zelte (alutschek), die mittels Kohlenbecken (mængal) und des Kurſi geheizt werden. Die niedere Klaſſe, die Diener und die Soldaten, begnügen ſich, friſchgefällte Tamariskenſträucher vor den Zelten zu verbrennen. Der Rauch des Tamarix ſoll übrigens nach perſiſchem Glauben den Augen wohlthätig ſein.

In der nächſt der Burg zu Teheran gelegenen Gaſſe verſammeln ſich die königlichen Diener und der Hofſtaat, um dem Schah das Geleit zu geben. Der König erſcheint und beſteigt ein prächtig gezäumtes arabiſches Roß. Zu ſeiner Seite ſchreiten die Läufer in ihrer Phantaſietracht, der Polizeimeiſter, die Staatsſecretäre mit der Tiara und dem Scharlachgewand. Hofdiener, mit langen Ruthen verſehen, rufen „Beru beri beru!“ (Weicht aus!) und treiben das müßig zuſchauende Volk in die ſeitlichen Straßen, während einige von ihnen die platten Dächer beſteigen, um auf etwa böswillige Individuen zu fahnden. Hinterdrein reitet der Troß von Kämmerlingen, Kammerdienern und allen, welche für den Mundvorrath der Majeſtät zu ſorgen haben. So bewegt ſich der Zug bis zum Stadtthor. Der Schah ſchaut furchtſam um ſich her, denn ſeit dem Attentat von 1852 ſieht er jeden Fremdling mit argwöhniſchen Blicken an und erlaubt niemand, den er nicht perſönlich kennt, ſich ihm auf Schußweite zu nahen.

Vor dem Thor erwartet ihn ein Galawagen, dem 500 mit Flinten bewaffnete Diener zu Pferde (guläm-e-schahi) unter Anführung des serke-schiktschi baschi (Oberſter der Leibwache) und des jessâûl baschi vorausreiten, an ihrer Spitze die königliche Standarte tragend, eine lange, mit rothem Tuch überzogene und oben mit einer goldenen Hand gekrönte Stange. Einige Stunden früher rückten bereits

ein Regiment Infanterie und eine Compagnie Artillerie zur Bewachung des königlichen Lagers aus, weil in frühern Zeiten das Lager mehrmals nachts von einem feindlichen Stamm überfallen wurde. Der König fährt raſch, und die Berittenen begleiten den Wagen in leichtem Galop; nur zwei Läufer, einen kleinen, vergoldeten Stab in der Hand haltend, machen den Weg zu Fuß mit. Nach etwa zwei Stunden langt der Zug beim Jagdſchloß an; der König wird von dem Chef der Läufer (schatir bäschi) aus dem Wagen gehoben und begibt ſich in die Zimmer, deren Teppiche er mit Süßigkeiten, die zu ſeinem Empfang hingeſetzt wurden, bedeckt findet.

Der Aufenthalt am Jagdplatze dauert durchſchnittlich bis ſieben Tage, während welcher diejenigen, die nicht mit einem koſtſpieligen Filzzelte verſehen ſind, in offenen Zelten, oft bei Schnee und Unwetter, campiren müſſen, ebenſo bleiben die Reit- und Laſtthiere unter freiem Himmel; genug, man lebt im Bivuak und empfindet alle Unannehmlichkeiten deſſelben. Jeden Morgen wird das Zeichen mit der Kanone gegeben. Die Begleitung des Königs, die Leibgarde und alle Bedienſtete, ſammeln ſich und erwarten ihn zu Pferde. Ihnen folgt der Troß der Leibdiener und Leibjäger (tufenktschi) mit den Falken und einer zahlreichen Hundemeute. Dann ſchließen ſich die Prinzen und Chane an, gewöhnlich auch einige Poeten, welche beim Frühſtück ihre neuen Geiſtesproducte vortragen. Der Schah, feſt im Sattel ſitzend, ſprengt mit ſeinem ausgezeichneten arabiſchen Roſſe in vollem Laufe bergauf bergab, ſodaß die Begleitung ihm ſehr ſchwer zu folgen vermag. In Bezug hierauf ſagte der Großvezier Sader Azam, als er eingeladen wurde, den Schah zu begleiten: „Seine Majeſtät möge eine Ziege zu Ihrem erſten Miniſter machen.“ Am beſtimmten Jagdplatz haben bereits vorher zahlreich ausgeſtellte Treiber und

Soldaten die dominirenden Hügel besetzt; sie treiben nun dem König das Wild zu, damit er es mit gesegneter Hand erlege. Rennt ein Argali oder eine wilde Ziege vorüber, so wird von mehrern Schützen aus seiner Umgebung zugleich darauf geschossen. Natürlich ist es immer die Kugel des Schah, welche das Wild erlegte.

Ich war Zeuge einer Scene, die von den sonderbaren Schmeicheleien, womit man den Schah bei solchen Gelegenheiten überhäuft, einen Begriff geben mag. Im Jahre 1856 befanden wir uns am äußersten Ende des beschriebenen Jagdreviers. Auf einem isolirten Hügel war ein kleines, prächtig decorirtes Zelt aufgeschlagen, worin der König das Frühstück einnahm; vor dem Hügel gähnte ein mehrere Klafter breiter Abgrund, auf dessen Boden ein Bach dahinrauschte; jenseit des Baches stieg eine Felswand jäh und schroff empor. Plötzlich erscholl der Ruf, ein Argali habe sich ins Lager verirrt. Das arme Thier war von einem Wolf gehetzt worden, der bei Ansicht des Lagers umkehrte, und flüchtete in seiner Angst auf den Punkt zu, wo es das mindeste Gedränge wahrnahm, auf den Hügel mit dem königlichen Zelte. Rasch ergriff der Schah eine Flinte, ich und einige Leibjäger folgten ihm. Er war kaum zwanzig Schritt von dem Wild entfernt, dem nur die Wahl blieb, entweder in verzweifeltem Kampf sich gegen seinen Angreifer zu wenden oder in den Abgrund hinabzustürzen. Der Moment war kritisch, und der König in augenscheinlicher Gefahr. Allein in diesem entscheidenden Augenblick zog das Thier die Füße wie in einen Knäuel zusammen und sprang mit mächtigem Satz auf einen hervorragenden Punkt des gegenüberliegenden Felsens zu. Noch ehe es sein Ziel erreichen konnte, fielen mehrere Schüsse; das Thier rollte tödlich getroffen in den Abgrund; es war ein prächtiger Widder mit sechzehn Jahresringen. In dem allgemeinen Jubel be-

hauptete die Umgebung des Königs, ein ſolcher Sprung liege im Bereich der Unmöglichkeit, lediglich die Kugel des Schah habe durch die vis a tergo den Widder hinabgeſchleudert!! — Der König gab Befehl, den Wolf nicht zu verfolgen, weil er ihm ein ſo koſtbares Wild zugetrieben.

Auf Geflügel ſchießt der König in der Regel allein; obwol etwas kurzſichtig, iſt er doch, wie faſt alle Perſer, ein guter Schütze. Jedes Rebhuhn, worauf er zielte, wird ihm, wenn er es auch nicht getroffen, von der Begleitung gebracht, denn es ziemt ſich nicht, daß der Schah einen Fehlſchuß gethan. Zu dieſem Zweck führt das Gefolge friſchgeſchoſſene Rebhühner in den Jagdtaſchen, welche in erlaubter Täuſchung als von königlicher Hand erlegt producirt werden. Einmal verſah ſich jedoch ein Jäger und brachte ein Rebhuhn als friſchgeſchoſſen, deſſen Federn ſich bereits löſten und das an den Seiten ſchon grünlich angelaufen war.

Das erlegte Wild wird täglich ſofort durch Expreſſen an die verſchiedenen Würdenträger im Lager und in der Stadt, auch an die europäiſchen Geſandtſchaften geſchickt, begleitet von einem Schreiben des Haushofmeiſters, worin ſämmtliche Stücke als von königlicher Hand erlegt bezeichnet werden. Dieſe Zuſendung gilt als ein Zeichen beſonderer Gunſt und für hohe Ehre, die Unterlaſſung für einen Beweis der königlichen Ungnade. Der Ueberbringer erhält für die Spende zwiſchen 5—20 Dukaten. Dem europäiſchen Leibarzt fallen alle Haſen zu, welches Geſchenk ihm einen hübſchen Theil ſeines Gehalts koſtet. Uebrigens reicht bei dem durch dieſe Sitte veranlaßten großen Bedarf das an einem Tage erbeutete Wild nicht aus, ſondern es werden aus der ganzen Umgegend Maſſen in das königliche Lager gebracht, weshalb man um dieſe Zeit kein Stück Wildpret in den ſtädtiſchen Bazars zum Verkaufe vorräthig findet.

Iſt die Ausbeute eines Tags ſchlecht geweſen, und der

Schah deshalb mismuthig, ſo wird eine Jagd improviſirt. Man gibt vor, auf einem ſteilen Hügel einen Leoparden geſehen zu haben. Von allen Seiten werden Jäger ausgeſchickt; der König bewaffnet ſich von Kopf bis Fuß; er ſtrotzt von Dolchen und Revolvern. In ſeiner unmittelbaren Nähe halten Leibjäger mit Spitzkugeln geladene Flinten bereit; man ſucht ganze Stunden, der Schah prüft jeden Fels; endlich heißt es, der Leopard ſei in einem entfernten Revier geſehen worden, und es ſei ihm gelungen, durchzubrechen. Tauſend Flüche, wie peder suchte pelenk (Leopard, deſſen Vater Giaur), folgen dem Phantaſiethier nach. Doch der Zweck iſt erreicht: der König wurde in Emotion und Spannung verſetzt.

Oder es wird eine eingefangene oder zahme Gazelle auf den Jagdplatz getrieben und als vorgebliches Wild gejagt. Ich ſah einmal, wie ein ſolches zahmes wildes Thier, das ſich ſehr ungelegen voll Anhänglichkeit an ſeinen Herrn ſchmiegte, nur durch heftige Streiche von demſelben getrennt werden konnte.

Abends vertreibt ſich der König die Zeit mit Schach- oder Kartenſpiel; die Prinzen und Granden werden dazu geladen und ihnen zugleich die Summen vorgeſchrieben, welche ſie mitzubringen haben. Natürlich begünſtigt das Glück immer den König; den Gewinn vertheilt er unter die Dienerſchaft.

Gegen Ende der Jagd, gewöhnlich am fünften Tage, pflegt man zwei brünſtige männliche Kamele zum Kampf vorzuführen. Dieſe ſonſt ſo ſanften Thiere werden wüthend (mæst) gemacht, der Schaum quillt ihnen aus dem Munde, die kleinen Augen funkeln, und ſie erſpähen, ein häßliches Gebrüll ausſtoßend, den Augenblick, wo ſie ſich mit dem langen Halſe umwinden können. Dann ſuchen ſie ſich gegen-

ſeitig niederzudrücken, und laſſen nicht eher vom Kampf ab, als bis ſie durch Gewalt auseinandergebracht werden.

Nach beendigter Jagd kehrt der König mit demſelben Pomp zurück, mit dem er ausgezogen; die Aſtrologen beſtimmen die Stunde und das Stadtthor, durch welches er paſſiren muß; die Stadtbehörden gehen ihm eine halbe Meile entgegen, und er empfängt die üblichen Geſchenke und Süßigkeiten.

Als jagdbare wilde Thiere kommen zur Zeit in Perſien vor:

die Hyäne (kæfter), ziemlich häufig in der Nähe der Hauptſtadt und wenig gefürchtet, weil ſie niemals Menſchen angreift;

der Wolf (gurk), das gefährlichſte Raubthier, ſelbſt den Löwen und Tiger nicht ausgenommen, häufig in allen Gegenden des Landes;

der Schakal (schægāl), wol das verbreitetſte Thier in ganz Perſien, das ſogar in den Städten, wie in Teheran, Iſpahan u. ſ. w., nachts ſein widerliches Geheul vernehmen läßt;

der Fuchs (rubāh) und der Marder (dalleh), ebenfalls häufig und den Hühnerſtällen ſehr gefährlich;

der Tiger (baber), nicht ſelten in den Wäldern Maſanderans, ſoll jedoch die Kinder, welche daſelbſt das Vieh hüten, beinahe nie angreifen;

der Gepard (jus pelenk), früher zu Jagden abgerichtet, ebenfalls in den Wäldern Maſanderans;

der Luchs desgleichen;

der Löwe (schir) ohne Mähne, in Arabiſtan und in dem Gebiete am Perſiſchen Meerbuſen;

der Leopard (pelenk), ebendaſelbſt häufig, einzeln auch an andern Orten auf Hügeln im Tafellande;

der Bär (chirs), auf den Bergen des Elburz, Elwend u. ſ. w., ziemlich klein, ſchmuzigbraun, wird häufig

eingefangen und von den Schirazern zur Volksergötzung im Lande herumgeführt. Endlich werden

die Fiſchotter (sekmāhi) und der Biber (dschundebidester) hier und da erlegt und verwerthet.

C. Gymnaſtik.

In den perſiſchen Städten wird viel Gymnaſtik getrieben, ſowol des Vergnügens halber als zu Heilzwecken, und es gibt eigene öffentliche wie Privatanſtalten dafür. Erſtere beſtehen in einer mäßig großen Arena, worin ein octogoner, etwa 7 Fuß vertiefter Raum ſich befindet, deſſen Boden elaſtiſch iſt, indem man ihn 2 Fuß hoch mit dürrem Reiſig bedeckt und einen Filzteppich darüber ſpannt. Rings um die Vertiefung ſind Bänke angebracht zum An- und Auskleiden, und eine kathederartige Erhöhung für den Trommelſchläger, der den Takt angibt. Der Eintritt iſt für ein kleines Entgeld geſtattet; den Unterricht ertheilt ein alter, erfahrener Ringer (pahlewān). Hier werden die Pahlewans (Vorturner, Turnlehrer) ausgebildet; ſie erhalten nach erlangter Fertigkeit leicht eine Bedienſtung in großen Häuſern, wo ſie jungen Männern, die eine gewiſſe Geſchmeidigkeit und Kraft der Glieder ſich aneignen wollen, Privatunterricht ertheilen. Am häufigſten werden ſie jedoch von Perſonen beſucht, denen Leibesübungen (mæschk) als Mittel gegen allgemeine Schwäche nach erſchöpfenden Krankheiten, gegen ſchwere Verdauung, Conſtipation, und beſonders gegen Milzanſchoppungen infolge von Wechſelfieber und Hämorrhoidalleiden verordnet ſind. Und in der That ſah ich von dieſen Uebungen oft die ſchönſten Erfolge, wie ſie durch den Gebrauch von Medicamenten nicht erzielt werden konnten. Auf ärztlichen Rath ſteigen ernſte Leute von vorgerücktem Alter, oft weit über funfzig Jahre, mit Turban und grauem Bart — falls er nicht gefärbt iſt — in die

Arena, um ſich dort mit einigen Schalken zu balgen und herumzutummeln. Da ſich indeß viel liederliches und luſtiges Volk in dieſen öffentlichen Anſtalten einfindet, ſo werden ſie von jungen Leuten aus guten Häuſern nicht beſucht; man zieht es vor, im eigenen Hauſe ein Zimmer zum Turnen einzurichten und daſelbſt unter Anleitung eines Lehrers die Uebungen vorzunehmen. Auch der Schah, welchem ich das Turnen wegen häufiger Indigeſtion verordnete, übte ſich jeden Morgen nach dem Bade, und hat in allen ſeinen Landhäuſern beſondere Turnzimmer.

In der Arena angelangt, entledigt ſich der Turner ſeiner Kleidung und zieht nur eine ſteife, lederne Hoſe (tunnekeh) an, welche die zarten Theile beim Ringen vor Verletzungen ſchützt. Sobald er gehörig abgekühlt iſt, begibt er ſich in den vertieften Raum. Der Trommelſchläger ſchlägt auf der Keſſelpauke (tämbek) oder dem Tamburin den Takt, der Pahlewan beginnt den Reigen, die andern ahmen ſeine Bewegungen nach, deren Schnelligkeit immer zunimmt, bis eine kleine Pauſe eintritt und nach derſelben zu einer andern Uebung geſchritten wird.

Die perſiſchen Turngeräthe ſind ſehr einfach. Von den Uebungen ſah ich die folgenden am häufigſten:

Hüpf- und Stampfbewegung (päzæden). Alle Mitturnenden beugen den Arm im Elnbogen, ſodaß die Vorderarme parallel mit der Achſe des Körpers ſtehen, und hüpfen ſo, je zwei und zwei gegenüber, anfangs in langſamem, ſpäter in ſchnellerm Takt, bis die Anzahl der Bewegungen zwei- bis dreihundert erreicht hat. Oder man ſtellt ſich gegen die Mauer des Octogons und ſtampft mit einem, im Knie und Hüftgelenk gebeugten Fuß eine Zeit lang die Mauer, dann mit dem andern Fuße abwechſelnd.

Die Bewegung mit Keulen (mil). Man ſchwingt zwei hölzerne Keulen, jede im Gewicht von 10—20 Pfund,

in wirbelnden Bewegungen über dem Kopf; Geübtere werfen bald die eine bald die andere in die Höhe und fangen ſie geſchickt wieder auf. Dieſe Bewegung ſtärkt beſonders die Arm- und Bruſtmuskeln, welche daher bei den renommirten Pahlewans von beſonderer Mächtigkeit ſind.

Bewegung mit Tafeln (seng). Man legt ſich auf den Rücken, zieht die Schenkel etwas an, ergreift zwei ſchwere Holztafeln, jede von etwa 50—70 Pfund Gewicht, in deren Mitte ein Loch mit einem Querholz ſich befindet, und bewegt dieſelben über der Bruſt nach innen und außen hin und her. Dieſe ſchwierige, anſtrengende Uebung nimmt nebſt den Bruſt- und Bauchmuskeln auch jene des Rückens ſehr in Anſpruch.

Schwimmbewegung (schinā). Man legt ſich dergeſtalt auf den Boden, daß man ihn nur mit den Zehen und Handtellern berührt, der übrige Körper aber freiſchwebt; dann beginnt man eine Bewegung, wo abwechſelnd die Zehen oder die Hände den Stützpunkt abgeben und beim Vorwärtsſchieben (ſogenanntem Katzenbuckel) die Stirn immer ganz dicht über den Boden ſtreift. Ich ſah von Pahlewans dieſe anſtrengende Uebung an achthundertmal hintereinander machen. Es ſind die Rückenmuskeln und insbeſondere die in der Lendengegend, welche vorzüglich dabei in Thätigkeit kommen.

Der Bogen (kebāde). Ein eiſerner, an 40 Pfund ſchwerer Bogen, deſſen Sehne eine eiſerne Kette vertritt, wird abwechſelnd geſpannt und gelöſt.

Das Ringen (kuschti), meiſt nur durch Ringer von Profeſſion ausgeführt. Es kommt hierbei nicht blos auf Kraftentfaltung an, ſondern auch auf richtige Anwendung der Kunſtgriffe, mittels welcher der Gegner, ohne daß er es ſich verſieht, zu Boden geſchleudert wird. Nur durch ſtete Uebung kann man ſich die erforderliche Gewandtheit aneignen

und erhalten; der beſte Ringer, wenn er einige Zeit die Uebung ausſetzte, wagt nicht eher einen neuen Kampf, als bis er ſich wieder mehrere Tage verſucht und vorbereitet hat. Bekannt im ganzen Orient iſt die von Saadi ſo vortrefflich erzählte Geſchichte: „Ein Turnlehrer des Schah hatte einen beſonders fähigen Schüler; er lehrte ihm 365 verſchiedene Kniffe, wie der Gegner angefaßt und zu Boden geſchleudert werden könne. Als der berühmte Pahlewan alt geworden, prahlte ſein indeſſen kräftig herangewachſener Schüler, der Ruhm ſeines Lehrers ſei eitel, er wolle ihn mit Leichtigkeit im Kampf bezwingen. Dem Schah kam die Rede zu Ohren, und er befahl, beide ſollten miteinander in die Arena ſteigen. Der alte Meiſter, obgleich ihm ſein Gegner an Kraft weit überlegen war, ſtreckte denſelben mittels eines dreihundertſechsundſechzigſten Kunſtgriffs zu Boden, und auf deſſen Klage, daß er ihn nicht in allen Kunſtgriffen unterrichtet, erwiderte jener: «Allerdings war ich nicht ſo albern, mir gar nichts für meine alten Tage vorzubehalten. Womit ich dich heute bezwang, das war der vorbehaltene Schalttag.» Der Schah lobte die Vorſicht des Alten und gab ihm den Siegespreis, das Chalaat.“ Die Lehre, welche der Dichter daraus zieht, iſt die, daß man ſeinen Kindern gegenüber nicht den letzten Griff aus der Hand geben ſolle.

Sind die Uebungen geendigt, ſo legt ſich der Turner, ehe er die Kleider wieder anzieht, auf eine Bank und läßt ſich ſo lange kneten, bis der Schweiß abgetrocknet iſt.

Andere Leibesübungen werden nicht ſo ſyſtematiſch betrieben. Zum Schwimmen bietet ſich wegen Mangel an Flüſſen und Bächen wenig Gelegenheit; doch gibt es viele Naturſchwimmer, faſt alle Pahlewans verſtehen ſich darauf.

Das Bogenſpannen (tir-e-kæman) wird noch hier und da geübt; der Schah ſpannt vortrefflich den Bogen und

ſchnellt den Pfeil mit beſonderer Fertigkeit ab. In der Praxis wurde jedoch der Bogen überall durch Feuergewehre verdrängt. Auffallend iſt die große Anzahl alter Pfeilſpitzen, welche man bei den Ruinen aller großen Städte einſammeln kann; ſie deutet auf dort ſtattgefundene anhaltende Kämpfe.

Das Fechten ſieht der Perſer nicht als eine eigene Kunſt an. Er meint, daß es dazu nichts als einer gewiſſen Kraft und eines guten Säbels bedürfe, und da er beides zu beſitzen glaubt, ſo hält er ſich für den beſten Fechter (schemschiri), höchſtens räumt er den Afghanen einen Vorzug hierin ein. Eine eigenthümliche Art, die Güte eines Säbels zu prüfen, beſteht darin, daß man ein Schaf mit einem Hieb in die Lende in zwei Hälften zu ſpalten ſucht. Es erfordert dies nicht blos außerordentliche Kraft des Arms, ſondern auch große Gewandtheit, da der Hieb ſich in den Weichtheilen des Bauchs abſtumpft. Einſt befand ich mich bei einer kleinen Jagd in der Begleitung des Schah. Er war bei guter Laune, und als man ihm einen neuen Säbel von Schiraz brachte, ließ er fünf Schafe holen, um den Probehieb zu thun. An dreien mislang der Verſuch. Da wendete er ſich zu mir und ſagte: „Hækim, bezæn!“ (Hekim, haue ein!), indem er mir den Schemſchir reichte. Ich entſchuldigte mich mit meiner zu geringen Kraft; der Schah beharrte; endlich geſtand ich offen, daß ich kein Blut vergieße, worauf er ſcherzend antwortete: „Du vergießeſt ja genug Blut (auf meine Operationen deutend) und tödteſt ſogar Menſchen.“ Ich entgegnete jedoch: „Dies thue ich ſtets nur in Abſicht der Hülfe und Lebensrettung“, und ſchlug hiermit ſein Anſinnen rund ab.

Schießübungen (tir ændāzi) werden häufig auf den Landſitzen oder Spaziergängen angeſtellt. Zum Ziel nimmt man gewöhnlich eine in gewiſſer Entfernung hingeſetzte Tatarenmütze, die mit der Kugel umgeworfen werden ſoll. Oder

es wird mit aufgelegter Flinte nach einem Ei geſchoſſen. Oder man wirft eine Münze in die Höhe und ſucht ſie im Fallen mit der Kugel zu treffen; in dieſem Manöver wird oft Sehenswerthes geleiſtet.

Alles vorſtehend Erzählte beweiſt, daß beim Perſer die eigenthümlichſten Verhältniſſe zwiſchen Ruhe und Bewegung obwalten. Nachdem er ſich durch Umſtände zu mehrjähriger Ruhe verurtheilt ſah, während welcher Zeit er, um nicht Verdacht zu erregen, kaum einmal ſein Haus zu verlaſſen wagte, an vierzehn Stunden des Tags ſchlief, und die andere Zeit im Harem müßig zubrachte, treibt ihn der Wechſel der Verhältniſſe ins entgegengeſetzte Extrem: er ſchläft nur fünf bis ſechs Stunden, iſt raſtlos thätig in ſeinem Geſchäft, unterzieht ſich den anſtrengendſten Strapazen, iſt mit einem Wort unermüdlich, bis er, durch abermaligen Wechſel genöthigt, wieder in den alten Zuſtand zurückfällt. Aber was auch kommen mag, er nimmt alles mit Gleichmuth auf, denn „Allah iſt groß und ſeine Verfügungen ſind unergründlich.“

VI.

Das Familien- und Geſchlechtsleben.

Ernährung und Pflege der Kinder. Beſchneidung. Vornamen. Unterricht im Anſtand. Frühes Heirathen. Ehen unter Verwandten. Die Menſtruation. Die Brüſte. Leichtigkeit des Heirathens. Die Akdi und die Sighe. Polygamie und Monogamie. Der Trauungsact. Das Hochzeitsfeſt. Die Jungfrauſchaft. Scheidungsgründe. Häufigkeit der Empfängniß. Sterblichkeit der Kinder. Abortus. Verhalten während der Schwangerſchaft. Die Entbindung. Körperbeſchaffenheit und Charakter der Perſerinnen. Aberglaube. Der Harem (der Arzt, Beſchäftigung nnd Behandlung der Frauen). Das patriarchaliſche Syſtem. Der Harem des Schah (Prinz Muzzafer eddin und ſein Bruder Kaſem Chan. Trauriges Los der königlichen Frauen). Aberrationen des Geſchlechtslebens.

Tscheschme chumār. *Hafis.*

Ἀλγηδονα οφθαλμων. *Plutarch.*

Wenn bei allen Völkern der Erde das Geſchlechtsleben eine mächtige Rolle ſpielt, ſo iſt dies um ſo mehr bei den Muſelmanen der Fall, welche daſſelbe als Vorſpiel und als Quelle der himmliſchen, im künftigen Daſein nie endenden Genüſſe betrachten.

Begreiflicherweiſe hält es im Orient äußerſt ſchwer, eine genaue Kenntniß und Einſicht in die hier einſchlagenden Verhältniſſe zu erlangen, und nur der Arzt iſt nach mehrjährigem Aufenthalt und anhaltender Beobachtung einiges

davon zu erforſchen im Stande. Ebendeshalb dürfte die Mittheilung der Erfahrungen, welche ich in Perſien über dieſen Gegenſtand geſammelt, von beſonderm Intereſſe ſein.

Das Kind (bætscheh) erhält in den erſten zwei Tagen keine andere Nahrung als etwas Butter; vom dritten Tag an wird es zwei volle Jahre hindurch von der Mutter, in Ausnahmefällen von der Amme geſäugt. In ganz ſeltenen Fällen, wenn die Mutter erkrankt und ſich in der Eile keine Bruſt zum Säugen findet, wird es einige Tage lang mit Kuh- oder Ziegenmilch genährt; von der eigentlichen künſtlichen Ernährung der Kinder aber hat man glücklicherweiſe in Perſien keinen Begriff; ich wurde mehrmals von dortigen Müttern über die Möglichkeit einer ſolchen befragt. Mein Zögling Mirza Abdul-Wahab, welcher ſich ſeit mehrern Jahren in Paris aufhält, ſchreibt mir über dieſes Thema: „On rapporte cependant, comme exemple dans la science, des enfants allaités par la chèvre qui ont survécu.“ Iſt das Kind ſchwächlich, oder ſind die Aeltern ſehr beſorgt und ängſtlich wegen ſeines Gedeihens, ſo geſchieht es ſogar, daß es erſt zu Ende des dritten Jahrs entwöhnt wird. Nicht ſelten hatte ich Gelegenheit, Kinder an der Mutterbruſt zu ſehen, welche zu gleicher Zeit ein tüchtiges Stück Melone in der Hand hielten und abwechſelnd Milch oder Melone genoſſen. Als Ammen (dājeh)*) liebt man Nomadenweiber vom Lande. Der Pflegling bewahrt oft bis ins reife Alter eine liebevolle Pietät gegen die Amme, die ihn geſäugt, nimmt ſie in ihren alten Tagen in ſein Haus auf und betrachtet ſie faſt als eine zweite Mutter. Ehen zwiſchen zwei Perſonen, welche von derſelben Amme geſäugt

*) Dājeh von duschiden (melken), ſlaviſch dojit; von dieſer Wurzel ſtammt dächter (Tochter) und dājeh (Amme).

wurden (hæmshireh, Milchgenoſſen), ſind geſetzlich verboten.

An Händen und Füßen ziemlich feſt gewickelt, wird das Kind in eine Wiege (gewähreh), zumeiſt jedoch in eine Hängematte gelegt, weil die Schwingungen der letztern anhaltender ſind und der Mutter längere Entfernung geſtatten. Zur Beförderung des Schlafs wird ihm häufig ſchærbete chāsch chāsch (Syrupus diacodii) gereicht; im zweiten Jahr erhält es nebenbei Reiskoſt, in ärmern Familien auch verſchiedene Früchte. Geht die Mutter oder die Amme aus, ſo trägt ſie das Kind auf dem Arme; reitet ſie aus, ſo hält ſie es vor ſich auf dem Sattel. Die Kinder gedeihen bei dieſer Lebensweiſe vortrefflich: ſie ſind fett, von guter Geſichtsfarbe und von auffallender Schönheit, denn ſie befinden ſich die meiſte Zeit in freier Luft im Hofe oder auf dem Dache des Hauſes; trotzdem werden gegen Ende des zweiten Jahrs, beſonders zur Zeit des Entwöhnens, viele von der Cholera ablactatorum (hayze) ergriffen, welcher die Befallenen nach acutem, meiſt jedoch chroniſchem Verlauf rettungslos unterliegen. Wenigſtens ein Drittheil ſämmtlicher Kinder in den Städten wird, beſonders während der Herbſtmonate, von dieſer Krankheit hinweggerafft; weder die zahlreichen Amulete, welche man ihnen gegen den böſen Blick anhängt, noch die ſchwarze Augenſchminke (surmeh), womit man zu demſelben Zweck ihre Lidränder beſtreicht, vermögen ſie vor dem furchtbaren Uebel zu ſchützen. Andere ſterben am Keuchhuſten oder an Steinleiden, wenn ein Steinchen in der Harnröhre ſtecken bleibt, oder an acuten Ausſchlägen. Auffallen muß es dabei, daß die Sterblichkeit der Knaben größer iſt als die der Mädchen. Dieſe Erſcheinung iſt ſo offenkundig, daß ſie in der allgemeinen Klage der Mütter, es ſei ſo ſchwer einen Knaben groß zu ziehen, ihren Ausdruck findet.

Die Zeit bis zum ſiebenten Jahre bringt das Kind in Geſellſchaft der Mutter, der Mägde und Sklavinnen im Harem zu, und zwar meiſt mit Spielen unter freiem Himmel. Das Gemiſch der ſich tummelnden Kinder, verſchieden an Alter, Geſchlecht und Hautfarbe, und des zahlreichen Hausgeflügels macht auf den Beſucher den Eindruck einer kleinen Menagerie. Nicht ſelten fällt ein Kind in das offene Baſſin, welches die Mitte des Hofraums einnimmt, und kommt auch wol, wenn nicht Hülfe bei der Hand iſt, darin um. Kinder der ärmern Klaſſen bewegen ſich ohne alle Aufſicht vor den Häuſern oder auf den Miſthaufen in den engen Straßen; jedoch iſt trotz der vielen Reiter ein Unglücksfall unerhört, denn das Pferd weicht ſelbſt im ſchnellſten Lauf einem Kind, einem in der Mitte der Straße ſchlafenden Hund und einem Haufen Miſtkäfer aus.*)

Die Kinder begleiten oft die Mutter in die öffentlichen Bäder, dort werden den Mädchen von der zarteſten Kindheit an die Haare mit Henna gefärbt, den Knaben werden ſie in der Mitte des Haupts abraſirt.

Um das dritte oder vierte Lebensjahr findet die Beſchneidung (sunnet) ſtatt; ſie iſt nicht wie bei den Juden an einen beſtimmten Tag gebunden, ſondern es genügt, daß ſie bis zum dreizehnten Jahre vollzogen ſei. Obwol dieſe Ceremonie ſtreng genommen kein Dogma des Islam, ſondern nur ein traditioneller Gebrauch (sunnet) iſt, ſo wird ſie doch immer geübt, ja das Volk, welches überall

---

*) Dieſe Miſtkäfer findet man auf Karavanenwegen in großer Menge, jedes Thier weicht ihnen mit Scheu aus, daher ſie trotz der frequenten Paſſage ungeſtört verweilen können. Ich machte mehrmals den Verſuch, mein Pferd mit Gewalt darüber wegzuführen, doch es gelang mir nie. Der ſchlafende Hund findet es ebenfalls überflüſſig, wegen eines anrennenden Pferdes den Ort zu wechſeln, er überläßt das Ausweichen dem Pferde.

gern an Formeln hängt, hält ſie für den wichtigſten Act bei der Bekehrung zum Islam. Die Operation wird durch Einzwängen des Präputiums in ein geſpaltenes Rohr und Abtragen deſſelben mittels eines Raſirmeſſers vom Barbier (dalak) vollzogen. Sie unterſcheidet ſich von der der Juden dadurch, daß der zweite Act, nämlich das Einreißen des innern Blatts, bei den Perſern wegbleibt. Die Blutſtillung wird mittels ſtyptiſcher Pulver bewirkt; die Application von Waſſer iſt ſtreng verpönt. Unglücksfälle kamen mir, mit Ausnahme zweier Verletzungen der glans, nicht zur Kenntniß. Die Ceremonie iſt zwar von einigen Feſtlichkeiten begleitet, man vertheilt Spenden unter die Armen, es werden Gäſte geladen und mit Süßigkeiten bewirthet, der Operirte erhält ein neues Kleid; im ganzen jedoch entfaltet man kein ſolches Gepränge dabei wie in andern muſelmaniſchen Ländern. Ueber die Beſchneidung der Mädchen, wie ſie nach Chardin's Berichten bei einigen Nomadenſtämmen im Gebrauch ſein ſoll, konnte ich trotz aller Nachfragen nichts conſtatiren.

Familiennamen kennen die Perſer nicht, ſondern nur Vornamen; dieſe ſind theils arabiſchen, wie Ali, Huſſein, theils perſiſchen, wie Ferhad, Firuz, Schabas (Dionisios Sabasios), theils türkiſchen Urſprungs, wie Alair, Teimur u. ſ. w. Um Verwechſelungen vorzubeugen, wird der Name des Stammorts, wie Ali Iſpahani, oder des Stammes, wie Mahmud Kara Kuslu, beigefügt; oder man braucht charakteriſtiſche Beinamen, wie ketschdamägh (Schiefnaſe), kātir (Maulthier), benghi teriaki (Haſchiſch- oder Opiumeſſer) u. ſ. w.

Im ſiebenten Jahre verläßt der Knabe den Harem, um ſich von nun an im Birun (Männergemach) zu bewegen. In den vornehmern Ständen erhält er einen Ludimagiſter (laleh), der ihn in den Regeln des Anſtands (adab), im Leſen

und Schreiben, im Koran und im Verſtändniß der Nationaldichter unterrichtet. Vor allem wird ihm das Ceremoniell des äußern Benehmens eingeprägt. Er ſoll in Gegenwart von ältern Leuten ſich ruhig verhalten, nicht kindiſche Fragen an ſie richten, überhaupt nicht mitſprechen, ſondern von Jugend auf eine altkluge Würde behaupten. In Abweſenheit oder nach dem Tode des Vaters ſieht man oft ſchon den achtjährigen Sohn den Ehrenplatz als Chef der Familie einnehmen, die Eintretenden begrüßen, ſie nach ihrem Befinden fragen und die Diener anweiſen, Kaffee und Pfeifen für die Gäſte herbeizubringen. Jener kindliche Muthwille, die Lebhaftigkeit, welche uns in Europa an Knaben jugendlichen Alters erfreut, wird bei der perſiſchen Jugend, beſonders in Gegenwart von Fremden, ſtreng getadelt; man verbietet den Kindern jede raſche Bewegung und erzieht ſie zu phlegmatiſcher Ruhe. Sind mehrere Kinder in der Familie, ſo wird entweder ein Lehrer (achun) ins Haus genommen, oder ſie werden in die Schulzimmer (mæktæb) geſchickt, deren ſich faſt in jedem Quartier der Stadt einige befinden. Die Mädchen empfangen mit den Knaben gemeinſamen Unterricht, doch läßt man ſie nicht gern die öffentlichen Schulen beſuchen; ſchon im achten Lebensjahr werden ſie dem neugierigen Blick der Vorübergehenden entzogen. Schöngebildete Knaben armer Aeltern finden häufig im achten Jahre in Häuſern reicher Leute Aufnahme, wo ſie als Pagen (ḳulam-bætscheh) die kleinen Commiſſionen zwiſchen dem Männer- und Frauengemach vermitteln und ſich allmählich zu Dienern heranbilden: ein Gebrauch, der leider nicht ſelten zur Demoraliſation dieſer armen Kinder führt.

Vom neunten Jahre ab gehen die Mädchen nur noch verſchleiert aus. In den weniger bemittelten Familien trachtet man danach, ſie ſchon in ihrem zehnten oder elften Jahre zu verheirathen; ja mir ſind Fälle bekannt geworden, wo

nach erkauftem Dispens des Prieſters die Verheirathung ſchon im ſiebenten Lebensjahre ſtattfand; in guten Häuſern jedoch werden die Töchter erſt im Alter von zwölf oder dreizehn Jahren ausgeſtattet. Ein wohlgeſtaltetes Mädchen gilt ihren Aeltern als lebendiges Kapital; denn der die Tochter zur Frau begehrt, muß ihnen einen Kaufpreis (schir-e-buhā, d. i. Milchpreis) dafür zahlen, und außerdem der Braut, je nach ihrer körperlichen Schönheit und Entwickelung, ein bedeutendes Heirathsgut (mæhrieh) verſchreiben. Der Ceſſionspreis erreicht bisweilen die Summe von 500 Dukaten. Daher verwenden die Aeltern auf Pflege, Nahrung und Kleidung der Mädchen alle mögliche Sorgfalt, ſollten auch die übrigen Hausgenoſſen darben müſſen; iſt man doch der Heimzahlung aller ausgelegten Koſten ziemlich ſicher. Bei einem körperlich ſchöngebildeten Mädchen wird ſelten nach Familie und Abſtammung gefragt, ſie kann die Frau eines Stammhaupts, des angeſehenſten Staatsbeamten, ja des Königs ſelbſt werden, wie tägliche Beiſpiele beweiſen.

Häufig werden ſchon Kinder in der Wiege füreinander beſtimmt, beſonders Couſin und Couſine; Familienheirathen bilden ſogar die Regel. Wird dann ſpäter aus irgendwelchen Rückſichten das Mädchen ihrem Vetter verſagt, ſo gilt dies als ſchwere Beleidigung und als Urſache zu Feindſchaft und Fehde. Ich habe übrigens durchaus nicht entdecken können, daß die Ehen unter Verwandten nachtheilig auf die Progenitur einwirkten; die gezeugten Kinder waren ſowol körperlich geſund und wohlgebildet als auch geiſtig aufgeweckt. Ueberhaupt kommen Misbildungen, Verkrümmungen und ſkrofulöſe Leiden unter den dortigen Kindern auffallend ſelten vor. Auch die Beobachtung, die man in neueſter Zeit gemacht haben will, nämlich das häufige Vorkommen taubſtummer Kinder infolge ehelicher Verbindung unter Verwandten, beſtätigt ſich meines Wiſſens in Perſien nicht; ich fand in den beſſern

Klaſſen keine Taubſtummen, mit Ausnahme eines Malers Näkaſch Lal, deſſen Kinder ebenfalls taubſtumm ſind. Eine aus der Familie angeheirathete Frau genießt die meiſte Achtung im Harem; der Mann titulirt ſie gewöhnlich Tochter des Oheims (dächter-e-amu), ein Titel, der Anſpruch auf rückſichtsvolle Behandlung verleiht.

Wenn auch nicht die Heirathen in der Familie, ſo gelten doch die innerhalb deſſelben Stammes als Regel; der Aſſchare nimmt eine Frau aus dem Stamme der Aſſcharen, der Kaſchkai aus dem der Kaſchkais u. ſ. w. Ein Nomadenmädchen verſchmäht die glänzendſten Anträge von Städtern, ſie verheirathet ſich nur in ihrem Tribus. So bleiben die Stämme und Familien ziemlich unvermiſcht; ihre Traditionen, ihr Charakter und beſonders die Phyſiognomien erhalten ſich ſtereotyper als bei andern Völkern. Man braucht nur ein Familienglied zu kennen, um die andern, wo man ihnen auch begegnet, als Verwandte herauszufinden; beſonders iſt die Aehnlichkeit zwiſchen Brüdern, ſelbſt wenn ſie von verſchiedenen Müttern ſtammen, ſo augenfällig, wie ich ſie nirgend ſonſt wahrgenommen; auch gilt es im Lande für ausgemacht, daß der Einfluß des Vaters hierbei ein weit größerer ſei als jener der Mutter.

Geſetzlich ſoll das Mädchen erſt nach erlangter voller Pubertät (bælugh) heirathen, d. h. mit ſich einſtellender Menſtruation (hays) und wenn Scham- und Achſelhaare zu keimen beginnen, ähnlich der moſaiſchen Vorſchrift; doch hält man ſich in den ärmern Klaſſen nicht ſtreng daran gebunden, man ſucht ſein Kapital ſo ſchnell als möglich zu verwerthen, und der Dispens von einem Mula iſt leicht erkauft. Es heirathen Mädchen mit noch unentwickelten Menſtruen und ganz platter Bruſt, jedoch entwickelt ſich beides in der Ehe ſehr raſch. Wie mir verſichert wurde, kommen Fälle von Schwangerſchaft vor, ehe noch die Menſtruation

ſich eingeſtellt hat. Sie beginnt im nördlichen Perſien erſt gegen das dreizehnte Jahr, im ſüdlichen jedoch ſchon gegen das neunte oder zehnte Jahr; in letzterm Alter auch bei Judenmädchen, welche trotz ihrer ſcheinbaren Anämie, infolge der gedrückten Lebensverhältniſſe, früher menſtruirt werden. Ueberhaupt ſcheint das frühere oder ſpätere Eintreten und Erlöſchen der Menſtruation mehr von der Raſſe als vom Klima abzuhängen, und obwol ſie durch ein kaltes, nördliches Klima verzögert werden kann, ſo verwiſcht ſich doch in allen folgenden Generationen nicht der Einfluß der Raſſe. Als Beleg hierfür dienen die Jüdinnen in Europa und die Negerinnen in Perſien und den amerikaniſchen Colonien. In Schiraz ſah ich Frauen von zwölf Mondjahren, welche bereits Mütter waren, während in Teheran ſelten eine Frau vor dem vierzehnten Jahre gebiert. Oft ſind Weiber von 30 Jahren ſchon Großmütter; Töchter und Mütter kommen zugleich nieder. Dagegen hört die Menſtruation durchſchnittlich ſchon gegen das zwei- bis fünfunddreißigſte Lebensjahr und damit auch die facultas generandi auf, zu welcher Zeit die demnach Involutionsperiode beginnt. Ausnahmen finden freilich hier und da ſtatt; ſo ſah ich eine Frau von 48 Jahren gebären, doch erregte dieſer Fall in Teheran allgemeines Staunen. Die Scherifes (weibliche Seiiden, d. i. Abkömmlinge des Propheten, alſo arabiſchen Urſprungs) menſtruiren und gebären länger als Vollblut-Perſerinnen, was jedoch dort nicht dem Raſſenunterſchied zugeſchrieben, ſondern als Mirakel ausgelegt wird. Die Frauen im Orient controliren ihre Menſtruen weit leichter als die Frauen in Europa, weil jene nach dem dort gebräuchlichen Kalender des Mondmonats zählen, ſodaß ſie genau den Mond-Tag ihrer Menſtruation kennen. Daſſelbe gilt auch von der Berechnung des Tags der Geburt, welche ſich genau mit dem Tage der zehnten Menſtruationsepoche einſtellt. Bei jungen

Mädchen und Frauen ſind die Menſes regelmäßig; ausgeprägte Chloroſe iſt um dieſe Zeit ſelten; bei Frauen hingegen, welche von ihren Männern vernachläſſigt werden, ſowie bei Witwen und Getrennten treten öfters Störungen ein, indem die Periode antiponirt oder poſtponirt, oder das Blut nicht in gehöriger Menge und Qualität erſcheint. Es zeigen ſich dann Zeichen der Bleichſucht, und Empfängniß tritt nur ausnahmsweiſe noch ein. Durch Einlöſung von Eiſen und Empfehlung des Turnens gelang es mir ſehr häufig, die Menſtruation zu beſſern, worauf wieder Empfängniß erfolgte, und ich erwarb mir dadurch einen guten Ruf in dieſer Specialität. Die Dauer des Blutfluſſes iſt im Durchſchnitt fünf Tage, doch währt es ſieben bis acht Tage, ehe die Frau das Bad beſuchen kann und dem Mann wieder erlaubt iſt. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß während dieſer Zeit keine geſchlechtliche Annäherung ſtattfinden darf. Bei den dortigen Juden ebenſo wie bei ihren orthodoxen Glaubensgenoſſen in Europa beträgt die Friſt zwölf bis vierzehn Tage.

Die Schamhaare werden dem Ritualgeſetz gemäß durch ein Präparat von Auripigment (zernich) und Kalk entfernt; man nennt dies hādschebi keschiden, d. i. ſich dem Geſetzlichen unterziehen; elegante Frauen aber rupfen ſich die Haare aus, bis endlich der Nachwuchs von ſelbſt aufhört. Auch Männer müſſen dieſelbe Vorſchrift befolgen; ein Abweichen davon, ſowie das Stehenlaſſen des Haars am Vorderhaupt, gilt als beſonderes Zeichen der Emancipation vom Geſetz. Dieſe Beſtimmung findet darin ihren Grund, weil zum Gebet und jeder religiöſen Handlung, desgleichen nach jeder Excretion das Waſchen der Genitalien geboten iſt und die Haare eine genügende Reinigung nicht zulaſſen würden.

Die Brüſte (pistān, mæmmè) entwickeln ſich frühzeitig, gedeihen aber nur zur mittlern Größe und bleiben ſelbſt

unter dieſer zurück, mit Ausnahme der Weiber vom armeniſchen Stamm, deren Brüſte weit ausgebildeter ſind. Schon nach einigen Entbindungen werden ſie ſchlapp, daher viele Frauen ſie durch Suspenſorien ſtützen. Sie ſecerniren jedoch viel Milch. Bei geſunden Müttern iſt der Fall, daß ihre Milch für den Säugling nicht hinreicht, äußerſt ſelten; vielmehr ſieht man als etwas ſehr Gewöhnliches, bei Erkrankung oder beim Tod der Mutter, eine Nachbarin das Säugungsgeſchäft mit übernehmen und zwei Kinder genügend ernähren; außerdem wird ein Theil der Milch zu Heilzwecken verwendet. Tritt bei einer zum erſten mal Gebärenden die Warze (hulmeh) nicht gehörig hervor, ſo werden, wie in der Türkei, junge Hunde (tule-sek) angelegt, deren es in den Bazars ſtets eine große Menge gibt. Daſſelbe findet auch bei Milchſtaſen ſtatt. Krankheiten der Bruſt, wie Bruſtentzündungen mit Eiterung, Schrunden der Warzen u. ſ. w. kommen in ſehr beſchränktem Maße vor, was wol darin ſeinen Grund haben mag, daß die Bruſt frei, ohne einengenden Schnürleib, nur leicht mit Flor bedeckt, getragen wird, und ſo die Empfindlichkeit gegen Erkältung und andere Witterungseinflüſſe ſich abſtumpft. Zu auffallender Größe entwickeln ſich oft die Bruſtdrüſen bei Eunuchen; ich kannte den berühmten gruſiſchen Eunuchen Cosruw-Chan, der im Alter von 75 Jahren noch enorm ausgebildete Brüſte hatte.

Die nicht ſpecifiſchen Krankheiten der weiblichen Genitalien kommen dem europäiſchen Arzt wenig zu Geſicht. Hebammen erzählten mir indeß auf Befragen, daß Scheidenvorfall nicht ſelten ſei. Skirrhus des Muttermundes fand ſich nur einmal, bei einer funfzigjährigen Armenerin, welche in frühern Jahren einen ausſchweifenden Lebenswandel geführt; ſie erlag ihrem Leiden. Da die Mädchen oft vor erlangter Pubertät verheirathet werden, hatte ich Dammriſſe auch außer infolge der Entbindung zu beobachten.

Im Orient iſt es jedermann leicht gemacht zu heirathen. Bei dem geringen Bedarf an Wohnung und Kleidung, der Billigkeit der Lebensmittel, der Gunſt des Klimas, bei dem Glauben an Fatum und Vorſehung nach dem Spruche des Dichters: „Der das Inſekt ernährt, wird auch dem Kinde ein Stückchen Brot nicht vorenthalten", bei dem ſteten Glückswechſel endlich, welcher Erlangen und Verlieren von Vermögen rein dem Zufall anheimgibt, braucht den Orientalen die Sorge für Ernährung der Nachkommenſchaft keine Scrupel zu verurſachen. Von ſelbſt verſteht es ſich, daß jedes Mädchen, ſobald es ein beſtimmtes Alter erreicht, heirathen muß, um ſo mehr als Vermögens- und Standesverhältniſſe wenig in Betracht kommen. Auch die Leichtigkeit der Scheidung macht das Eingehen einer Ehe zu keiner ſo bedenklichen Sache wie in Europa. So iſt es erklärlich, daß man die in civiliſirten Ländern heutigen Tags ſo häufig vertretene Klaſſe der alten Jungfrauen und Hageſtolze in Perſien faſt gar nicht kennt, und daß ſelten ein fehlerfreies Mädchen von gutem Ruf wegen etwaiger Prätenſionen der Familie über das zwanzigſte Jahr hinaus unverheirathet bleibt. Es iſt mir nur ein Fall dieſer Art bekannt geworden: die Prinzeſſin Fachere Dawle erreichte ledig (izäbeh) das ſiebzigſte Jahr. Der Orientale begreift nicht, wie man bei vorhandener Möglichkeit, eine Frau zu nehmen, unverheirathet leben könne. Ich ſah mehrmals, daß Töchter unbemittelter Aeltern, nachdem ſie durch die Ehe in glückliche Vermögensverhältniſſe gekommen waren, ihrem verwitweten Vater ein Weib verſchafften oder deſſen Harem zu ergänzen ſuchten.

Allgemein herrſcht die Anſicht, daß Greiſe durch Verheirathung mit jungen Mädchen verjüngt werden, dieſe hingegen ſchnell altern (ſ. Erſtes Buch der Könige, I, 1—3). Da der Mann ſeine zukünftige Frau vor der Trauung nicht zu ſehen bekommt, den Mädchen aber ohnehin faſt nie eine

Wahl gelaſſen wird, ſondern die Aeltern allein über ſie verfügen, ſo werden die meiſten Heirathen durch weibliche Anverwandte oder Unterhändlerinnen (delâleh) zu Stande gebracht. Eine ſolche begibt ſich zu dem heirathsluſtigen Mann, rühmt die körperlichen Vorzüge der ihm zugedachten Braut, gewöhnlich hervorhebend, daß ſie weiß ſei, große, offene Augen, ein rundes Geſicht (mâhru, Mondgeſicht), gewölbte Augenbrauen und eine Cypreſſengeſtalt habe. Weil die Perſerinnen faſt nie ſo blendendweiß ſind wie die Occidentalinnen, wird dieſe Eigenſchaft beſonders geſchätzt. Die Delaleh kommt hierauf ins älterliche Haus des Mädchens und bringt den Geldpunkt in Richtigkeit. Hiermit ſind die Präliminarien geſchloſſen, denn freie Wahl und Selbſtbeſtimmung ſeitens des Mädchens findet nur äußerſt ſelten ſtatt. Männer nahe dem ſiebzigſten Jahre heirathen ein zehnjähriges Kind, ohne daß dies irgend Aufſehen oder Gerede in der Stadt veranlaßt. Seltener ſind die Fälle vom Gegentheil, nämlich daß ein junger Mann von 16 Jahren eine ältere Witwe heirathet, und dann geſchieht dies ſtets nur aus Familien-, Standes- oder Geldrückſichten.

Der Begriff der Liebe, wie er bei uns im Occident aufgefaßt wird, exiſtirt kaum bei den Orientalen; die Liebe, welche die perſiſchen Dichter in ihren Poeſien beſingen, hat entweder einen ſymboliſchen oder einen höchſt profanen Sinn; auf das Wort iſchk (Liebe) folgt immer der Begriff was'l, d. i. die fleiſchliche Vermiſchung.

Der Knabe reift ums vierzehnte Jahr. Iſt er von gutem Hauſe, ſo wird ihm gegen das ſechzehnte oder ſiebzehnte Jahr, manchmal auch ſchon mit dem zehnten Jahre, eine Vertragsfrau (sigheh) von den Aeltern zugetheilt; erſt nachdem er eine Stellung und die volle Reife erlangt hat, geht der Mann die wirkliche Ehe (ækdi) mit einem Mädchen von angeſehener Familie, mit ſeiner Couſine oder einer Prinzeſſin

ein, worauf die frühere Frau entweder verabſchiedet oder ihr ein anderes Haus zur Wohnung angewieſen wird. Es iſt mir nur ein Fall bekannt, wo das Alter des Vaters und des Sohnes um nicht mehr als vierzehn Mondjahre differirte. Er betraf den Prinzen Seif uddauleh, einen Sohn Feth Ali Schahs, und ward als Curioſum in der Stadtchronik angeſehen. Das frühe Heirathen oder doch die ſichere Ausſicht auf baldige Ehe, verbunden mit der Sitte, aus erlaubten geſchlechtlichen Genüſſen kein Hehl zu machen, ſondern dieſes Thema ohne Scheu ſogar in Gegenwart von Kindern zu beſprechen, ferner die geringe Verbreitung ſchlüpfriger Lektüre haben das Gute zur Folge, daß Hyſterie, Katalepſie, Amenorrhö, Dismenorrhö und Onanie bei jungfräulichen Perſonen faſt nie, nur hier und da bei Witwen und ſtreng bewachten, von ihren Männern vernachläſſigten Frauen ſich einniſten.

Die Ehe (ærusi) iſt entweder æḳdi, d. h. auf die Dauer verbindlich, ſolange nicht ein beſtimmter Grund zur Scheidung geltend gemacht werden kann, oder sighei, d. h. nur auf eine vertragsmäßige Zeit. Da die Sklavin ihrem Eigner mit Leib und Vermögen gehört, ſo kann von einer eigentlichen Heirath bei ihr keine Rede ſein; doch ſind ihre Kinder geſetzlich anerkannt und genießen volle Gleichberechtigung mit denen der andern Frauen. Auch hört ſie mit dem Augenblick ihrer Niederkunft auf Sklavin zu ſein.

Die Akdt entſpricht ganz unſerer Ehefrau; geſetzlich darf der Perſer deren nicht mehr als vier zu gleicher Zeit haben; nach dem Tode oder nach Verſtoßung der einen iſt es ihm erlaubt, dieſe Zahl wieder zu ergänzen. Sighe heißt ein Weib, welches durch Vertrag auf beſtimmte Zeit, die von einer Stunde bis zu 99 Jahren*) variiren kann, gegen

*) Durch den Vertrag auf 99 Jahre wird die Sighe dem Akdi-

ein gewiſſes Entgeld und gegen feſtgeſetzte Entſchädigung bei eintretender Schwangerſchaft geheirathet wird. Während dieſer fixirten Zeit genießt ſie die vollen Rechte einer legalen Ehefrau. Nach Ablauf des Vertragstermins aber iſt ſie, wenn derſelbe nicht verlängert oder erneuert wird, dem Manne geſetzlich verpönt. Für die mit ihr erzeugten Kinder iſt der Mann zu ſorgen verpflichtet, weshalb ſich die Sighe nicht eher als vier Monate nach der Trennung an einen andern verheirathen ſoll, doch wird dieſer Punkt häufig umgangen.

Es iſt Sitte, daß der Perſer auf Reiſen, Expeditionen oder Bedienſtungen in der Provinz nie ſeine Frau mitnimmt, ſondern faſt an jeder Station, wo er länger verweilt, eine Sighe heirathet. In der Stadt Kirman pflegen die Mulas jedem Ankömmling, der nur einige Tage ſich dort aufhält, ein Weib zur Sighe anzubieten. Hierdurch entſtehen oft ſehr ernſte Verwickelungen, indem junge Leute aus fernen Provinzen mit wahren oder gefälſchten Documenten zugereiſt kommen und Anſprüche auf Erbſchaft erheben, womit ſie auch, wenn der Vater den Nachweis des Alibi nicht zu führen vermag, bisweilen reuſſiren.

Die Kinder aller dieſer drei Klaſſen ſind nach dem Geſetz bei der Erbſchaft gleichberechtigt; doch finden hierin auch willkürliche Ausnahmen ſtatt. So nimmt z. B. eine verwittwete Prinzeſſin oft für ſich und ihr Kind die ganze Erbſchaft in Beſchlag, obgleich der theo-demokratiſche Islam eigentlich keinen Unterſchied der Stände anerkennt.

Dem Vorſtehenden gemäß könnte der Perſer Weiber in unbeſchränkter Zahl nehmen, was auch von einigen Großen

---

weib gleichgeſtellt. Ein ſolcher wird gewöhnlich nur da abgeſchloſſen, wo bereits vier legale Frauen vorhanden ſind; auf dieſe Weiſe umgeht man das Geſetz, denn das fünfte Weib iſt nun den übrigen ebenbürtig.

wirklich geſchieht. Feth-Ali Schah hatte mehrere hundert Weiber, und da ihm alle Kinder gebaren, iſt die Menge ſeiner männlichen Deſcendenz jetzt, nach etwa 80 Jahren, bereits auf über 5000 angewachſen. Er erhielt deshalb den Beinamen Adam-e-ssani (Adam II.). Nur wenige der Prinzen konnten es zwar ihrem Vater gleichthun, immerhin aber heiratheten viele von ihnen gegen vierzig Weiber. Dieſer Fall gehört indeß zu den ſeltenen Ausnahmen. In den Städten heirathen nur Chane und Bedienſtete drei bis vier Weiber; der Handel- und Gewerbsſtand kann die Laſt der damit verbundenen Ausgaben nicht erſchwingen; er ſcheut auch die Unordnung und Verſchleuderung im Hausweſen und lebt daher meiſt in Monogamie. Auf dem Flachland und bei den Nomadenſtämmen iſt die Monogamie vollends Regel, höchſtens nimmt ſich ein Häuptling zwei bis drei Weiber. Heirathet ein Chan eine Prinzeſſin, oder wird ihm eine ſolche als Frau octroyirt, ſo verlangt es der Uſus — nicht das Geſetz, welches keinen Unterſchied zuläßt —, daß er kein anderes Weib neben ihr habe, ja er iſt ſogar gezwungen, allen andern Weibern, die er früher beſaß, den Scheidebrief zu geben oder ſie wenigſtens aus dem Hauſe zu ſchicken und jeder fernern Cohabitation mit ihnen ſich zu enthalten. Im allgemeinen kann angenommen werden, die Monogamie ſei die Regel, die Polygamie die Ausnahme. Wäre die Vielweiberei ſo häufig, wie man in Europa gewöhnlich glaubt, ſo müßte wegen der Verſchiedenheit der Mütter nothwendig nach einigen Generationen die Raſſe erlöſchen; daß dies nicht der Fall iſt, muß der auch im Orient überwiegenden Monogamie zugeſchrieben werden. Als eine bemerkenswerthe Thatſache ſei noch angeführt, daß auch bei den in Perſien lebenden Juden die Polygamie zuläſſig iſt. Bei der Sekte der Sunis hingegen iſt die Sighe-Ehe nicht erlaubt.

Sind die Präliminarien zwiſchen dem Bewerber und den Aeltern des Mädchens vereinbart, ſo wird zur Hochzeit geſchritten. Der Trauungsact ſelbſt (akd-ennikah) iſt nach muſelmaniſchem Geſetz — ähnlich dem jüdiſchen — ſehr einfach; es genügt, daß der Mann dem zur Pubertät gelangten Mädchen den Antrag macht und dieſe darauf zur Antwort gibt: „Ich übergebe mich dir.“ Das Ausſprechen dieſer Formel reicht auch ohne die Anweſenheit von Zeugen zur Schließung einer legalen Ehe hin. Aus Beſorgniß jedoch, daß ſpäter Zweifel über die Gültigkeit der Ehe erhoben werden könnten, und weil nach dem Geſetz dieſe Formel in gutem arabiſchen Accent geſprochen werden muß, was ein Perſer ſelten im Stande iſt, wird immer ein Mula zu dem Trauungsact zugezogen.

In reichen Häuſern wird die Hochzeit mit vielem Pomp gefeiert und dauert meiſt ſieben bis acht Tage. Während dieſer ganzen Zeit werden ſowol im Hauſe des Bräutigams als auch im älterlichen Hauſe der Braut Gaſtereien und andere Ergötzlichkeiten veranſtaltet. Am erſten Tage findet die eigentliche Trauung ſtatt. Der Bräutigam begibt ſich in Begleitung zweier Zeugen zu den Aeltern der Braut und bringt gewöhnlich die behandelte Ueberlaſſungsſumme, das Milchgeld, mit. Hierauf wird der Ehecontract (akd-ennikah) niedergeſchrieben und darin der Abfindungsbetrag (mehrieh), welchen die Frau im Sterbe- oder Scheidungsfall zu erhalten hat, genau verzeichnet. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß dieſes Actenſtück, da es die Anſprüche der Frau feſtſtellt, in ihrer Verwahrung oder in der ihrer Aeltern verbleibt. Der Mula lieſt nun das Gebet (chutbeh) und fügt auch einige Worte der Ermahnung hinzu. Dann ſetzt ſich der Vater der Braut oder im Ermangelungsfall deſſen Vertreter (vekil) dem Bräutigam gegenüber, ſie reichen ſich die rechte Hand und der Mula ſpricht dabei die arabiſche

Formel vor, welche der Vekil nachſpricht: „Ich verheirathe dir meine Tochter, die Jungfrau Namens N.“, worauf der Bräutigam, ebenfalls vom Mula soufflirt, antwortet: „Ich gehe die Heirath ein, ich nehme deine Tochter unter meine Obhut und verpflichte mich, ihr Schutz zu gewähren. Ihr, die ihr gegenwärtig ſeid, mögt es bezeugen.“ Mit einigen salawāt (Preis Gottes und der Propheten) und Segenswünſchen (mæbarek bād) ſeitens der Umſtehenden ſchließt die Ceremonie. Bei den ärmern Klaſſen wird die Neuvermählte ſchon in der folgenden Nacht in das Haus ihres Mannes geführt; bei den Reichen und Vornehmen aber erſt am ſiebenten oder achten Tage, welche Zwiſchenzeit, wie erwähnt, durch ſtete Gaſtereien, Schlagen der Keſſelpauken und Tamburins (tambek), nächtliche Illuminationen und, bei königlichen Vermählungen, auch durch Kanonenſalven abwechſelnd ausgefüllt wird. Solange dieſe Feſtlichkeiten dauern, darf der Mann die ihm Angetraute noch nicht beſuchen, ſie nicht einmal ſehen; dennoch geſchieht es häufig, daß er ungeſehen (!) trotz aller Wachen, Diener, Eunuchen und Sklavinnen ſich verſtohlen zu ihr ſchleicht, wobei die Mutter der Braut ihm ſogar behülflich zu ſein pflegt; man nennt dies nāmzædbāzi (Tändeln der Verlobten). An Hochzeitsfeſten der Großen werden nicht allein die Freunde des Hauſes, ſondern nach und nach Leute aus allen Kategorien zum Pillaw geladen; am erſten Tage z. B. die Prieſter, am zweiten die Offiziere, dann die Kaufleute u. ſ. w. Auch mir wurde mehrmals die Ehre einer ſolchen Einladung zutheil. Natürlich darf dabei nach perſiſchem Gebrauch niemals ein Ueberfluß an Süßigkeiten fehlen.

Am letzten Tage begibt ſich die Braut in Begleitung ihrer Geſpielinnen ins Bad; zu dieſer Gelegenheit ſchickt ihr der Bräutigam eine Quantität Henneh zum Färben der Haare und Nägel. Auch der Mann verfügt ſich, von ſeinen

Freunden begleitet, ins Bad. Unterdeſſen werden die Habſeligkeiten der Frau, beſtehend in Teppichen, Kleidern, Kupfergeſchirr und anderm Hausrath, aus dem älterlichen Hauſe in jenes des zukünftigen Gemahls gebracht. Mehrere Maulthiere, koſtbar gezäumt, ſind je mit einem Paar Koffer (jachdān) beladen, über welche ſich ein rother Tuchteppich breitet. An ihrer Seite ziehen die geſchenkten Sklaven, voran der künftige Eunuche des Hauſes. So durchſchreitet der pomphafte Zug unter Trommelwirbel die Straßen. Dieſe Mitgabe der Frau heißt dschehāz; ſie bleibt immer und unter jeder Bedingung deren ausſchließliches Eigenthum. Man ſtrebt danach, den Zug möglichſt groß erſcheinen zu laſſen, um den Reichthum der Dame kundzugeben, daher ſehr häufig die Jachdans leer oder nur mit Ballaſt gefüllt ſind. Erſt gegen Mitternacht wird die Braut zu Pferde, unter Trommelſchlag und Flintenſchüſſen und unter Vortrag von Windlichtern (maschal), durch ihre Genoſſinnen ins Haus des Mannes geleitet, der ſie nun endlich zum erſten mal zu ſehen bekommt.*) Der Anſtand verlangt, daß er ſie mit Gewalt entſchleiere, und daß ſie dabei Widerſtand leiſte. In dem Momente, wo ſich der Schleier lüftet, ruft der Mann: „Bismillah errahman errahim!“ (Im Namen Gottes, des Barmherzigen!) Nach einem herrſchenden Vorurtheil wird derjenige von den Gatten, welchem es gelingt, zuerſt auf den Fuß des andern zu treten, die Oberhand im Hauſe haben, daher man ſich beiderſeits in eifrigem Wett-

*) Daß es hierbei an Enttäuſchungen, welche dann das Stadtgeſpräch bilden, nicht fehlt, iſt erklärlich, um ſo mehr als die Aeltern eine häßliche Tochter vor jedem profanen Blick zu verbergen ſuchen und ſich auch wol den unſchuldigen Betrug erlauben, beim Beſuche des Bräutigams eine andere, wohlgebildete Dame vor ihm paſſiren zu laſſen, welche zufällig (!) den Schleier lüftet und dann mit größter Wahrſcheinlichkeit von ihm für ſeine künftige Gemahlin gehalten wird.

ſtreit darin zuvorzukommen ſucht. Während dieſer Scene poltern die Frauen in den Nebenzimmern und rufen: „Zud bäsch!“

Verheirathet ſich ein Mädchen, ſo muß ſie Jungfrau und mit dem Hymen verſehen ſein (dächter-e-bäkere); für den Mangel des letztern gibt es keine Entſchuldigung (vgl. Fünftes Buch Moſes, Kap. 22), vielmehr kann die Frau in ſolchem Fall, auf die einfache Ausſage des Mannes hin, nach der erſten Nacht verſtoßen werden: ein grauſamer und ungerechter Brauch, denn er wird oft benutzt, um aus böſer Abſicht und zum Zweck der Gelderpreſſung den Ruf einer Frau zu beflecken. Andererſeits trägt er nebſt den frühen Verheirathungen viel dazu bei, daß faſt alle Mädchen in phyſiſcher Virginität zur Ehe gelangen.*) Hat aber das Unglück der Deſloration bei einem Mädchen ſtattgefunden, ſo werden Anſtalten getroffen, um die Schande von ihr wie von den Aeltern abzuwenden. Man verheirathet ſie nämlich an einen armen Mirza unter der Bedingung, daß er ſich nach kurzer Zeit von ihr ſcheiden läßt, um ſie dann einem angeſehenern Mann zuzugeſellen; oder man gibt ſie einem ganz jungen, unerfahrenen Knaben zur Frau; oder es wird am Tage der Entſcheidung durch einen operativen Eingriff, worauf ſich einige perſiſche Chirurgen wohl verſtehen, nachgeholfen.

Die Scheidung (teläḳ) erfolgt entweder nach gegenſeitigem Uebereinkommen oder beim Ergreifen der Frau in flagrante delictu, oder auch ohne alle Veranlaſſung, ſobald der Mann bereit iſt, der Frau das zugeſchriebene Heirathsgut (merieh) auszuzahlen, nur in den ſeltenſten Fällen aber auf Klage der Frau wegen Vernachläſſigung der ehelichen

*) Ich operirte mehrere Mädchen wegen Lithiasis, doch ward die Operation nur dann zugelaſſen, wenn ich mich verbürgte, daß das Hymen unverletzt bleiben werde.

Pflichten von ſeiten des Mannes. Außer dem zuletztgenannten Grund kann der Mann zur Ertheilung des Scheidebriefs nicht geſetzlich angehalten werden, doch wird er oft durch Machthaber mittels Drohung und Preſſion dazu gezwungen. Folgender Fall, der zugleich als Beitrag zur Sittengeſchichte des Hofs dient, liefert hiervon einen eclatanten Beweis. Als Naſſereddin Schah im Jahre 1848 auf den Thron kam, zwang er ſeine Schweſter Melik-zadeh, den Premierminiſter, den vielgenannten Emir, zu heirathen, um ihn durch Familienbande feſter an ſich zu ketten. Die Prinzeſſin, ein zwölfjähriges Mädchen, widerſtrebte lange, weil der Emir, zwar ein ſchöner, kräftiger Mann, doch ſchon in ziemlich vorgerücktem Alter ſtand und bereits aus erſter Ehe einen erwachſenen Sohn hatte. Allein ſie mußte endlich nachgeben; der Emir verabſchiedete ſeine erſte Frau und heirathete die Schweſter des Schah. Durch ſeine Energie und Geiſteskraft wußte er die Prinzeſſin bald dermaßen zu feſſeln, daß ſie ihm, als er drei Jahre ſpäter in Ungnade fiel und exilirt wurde, wider alles Erwarten ins Exil folgte, aus Furcht, daß er vergiftet werden möchte, ihm ſelbſt die Speiſen bereitete und ihn keinen Augenblick aus den Augen verlor. Dennoch gelang es, einen Moment der Trennung des Paars zu benutzen, um dem Emir im Bade die Adern zu öffnen. Melek-zadeh kehrte nach Teheran zurück. Einige Monate ſpäter zwang ſie der Schah, den Sohn des neuen Premierminiſters zu heirathen. Die Verbindung war ihr aus mehrern Gründen verhaßt; einmal trug die Familie Schuld an dem Tode ihres geliebten Mannes, ſodann war der ihr aufgedrungene Bräutigam ein unerfahrener, geiſtesarmer junger Menſch. Sie fügte ſich dem Befehl des Königs, jedoch mit den Worten: „Ich gebe dir die Erlaubniß, mich mit Kaſem Chan und mit allen folgenden Miniſtern zu verheirathen.“ Wie vorauszuſehen, war die Ehe keine glückliche. Ich

beſuchte die Prinzeſſin öfter, und erhielt auf alle Fragen, was ihr fehle, zur Antwort: „Mir thut das Herz weh.“ Nach Verlauf einiger Jahre erfolgte der Sturz des zweiten Premier; er und ſeine Familie wurden gleich ſeinem Vorgänger mit Geldſtrafen belegt und exilirt. Jetzt verlangte der König, daß Kaſem Chan ſeiner Schweſter den Scheidebrief gebe, damit ſie wieder einen andern Miniſter heirathe. Natürlich mußte jener gehorchen und bei der Scheidung auch das ſtipulirte Heirathsgut auszahlen, wodurch er beinahe ſein ganzes Vermögen einbüßte. Die Prinzeſſin aber wurde in dritter Ehe an ihren Couſin, genannt das „Auge des Reichs“, verheirathet.

Ertappt der Mann ſeine Frau in flagrante delictu, ſo dürfte er ſie, ſtreng genommen, tödten. Da aber der Beweis mittels Zeugen ſehr ſchwer zu führen, ja nach der Forderung Ali's: „Necesse est videre stylum in pixide“, kaum möglich iſt, zieht man die Scheidung vor; ſelbſtverſtändlich muß dann die Frau den Anſprüchen auf ein Heirathsgut entſagen.

Wenn man bedenkt, daß dem Mann in jedem Fall die Sorge für Erhaltung der Kinder obliegt, daß er bei der Trennung die der Frau zugeſchriebene, meiſt beträchtliche Summe baar zu erlegen verbunden iſt, ferner daß die Verheirathung mit einer neuen Frau ſehr viele Koſten verurſacht, endlich daß es immer zur Schande gereicht, eine Frau aus der Familie oder aus dem Tribus zu verſtoßen, ſo wird man die verhältnißmäßige Seltenheit der Scheidungen begreiflich finden. Die Scheidung erfolgt in der Regel nur, wenn die Frau kinderlos bleibt und ihr die Urſache davon zugeſchrieben wird, zweitens wenn ſie liederlich und der Untreue verdächtig iſt, oder drittens wenn ſie der Mann bed khadem (von böſem Schritt) glaubt, d. h. wenn bald nach ihrem Eintritt ins Haus ein Unglücksfall ſich ereignet; man

hält ſie dann für ein böſes Omen und ſucht ſich ihrer zu entledigen.

Eine verſtoßene Frau kann der Perſer nach beſtimmter Friſt wieder ins Haus nehmen, nach der zweiten Scheidung jedoch nur in dem Fall, wenn ſie indeſſen an einen andern verheirathet war · und von dieſem den Scheidebrief erhielt. Um dem Geſetz hierin Genüge zu leiſten, wird gewöhnlich irgendjemand gewonnen, der einige Tage als Mann figurirt. Freilich kann niemand zur Ertheilung des Scheidebriefs geſetzlich gezwungen werden, und ich erlebte wirklich einen Fall, wo die formelle Verbindung zu einer bleibenden wurde. Bei der Sighe kommt die Scheidung nicht in Frage, da der Vertrag mit ihr von ſelbſt nach beſtimmter Zeit abläuft.

Dem Mann iſt ferner geſtattet, eine Frau, die er als Akdi verſtoßen, als Sighe wieder zu heirathen. Als der jetzige König, der bereits vier legitime Frauen hatte, mit einer Sighe, der Mutter des Kronprinzen, ſich legitim verheirathen wollte, erhielt eine ſeiner Akdis den Scheidebrief und blieb dann unter dem Namen einer Sighe im Harem, womit dem Geſetz genügt worden war.

Frauen, welche für ihre Kinder Ammen halten, empfangen raſch nacheinander und gebären faſt jedes Jahr, während in den ärmern Klaſſen, wo das Kind bis zum dritten Jahr von der Mutter geſäugt wird, Empfängniß und Geburten ſich langſamer folgen; doch geſchieht es auch, daß Frauen während und trotz der Lactation im zweiten Jahr wieder menſtruirt werden und, allerdings zum Nachtheil des Säuglings, empfangen. Leidet eine Frau während des Säugens am Wechſelfieber, ſo nimmt die Milch ab und ſchwindet endlich ganz, und das Kind erkrankt an der Ruhr. Durchſchnittlich gebären die Perſerinnen ſechs- bis achtmal; danach ſollte man auf eine raſche Zunahme der Bevölkerung ſchließen,

denn die Kinder ſind wohlgebildet und kräftig; allein von ſechs Kindern bleiben, vorzüglich in den Städten, in der Regel kaum zwei, manchmal keins am Leben. Tagtäglich kamen Frauen in meine Wohnung, welche ein Mittel zur Fruchtbarkeit von mir verlangten; auf die Frage, ob ſie denn noch keine Kinder geboren hätten, erhielt ich faſt ſtereotyp die Antwort: „Ich hatte deren fünf oder ſechs (der Perſer gibt immer die beiläufige Zahl an), aber ſie ſtarben alle.“ Die Mehrzahl der Kinder unterliegt im zweiten Lebensjahre, und in den meiſten Städten weiſt die Bilanz zwiſchen den Geburten und Todesfällen ein Minus der erſtern auf, weshalb ein ſteter Zuzug aus den Provinzen nothwendig iſt. Im Frühling 1859 ſtarben allein in Ispahan über achthundert Kinder an den Blattern. Unter dieſen Umſtänden iſt die Menge der kinderloſen Frauen groß und gibt es Geſchwiſter von mütterlicher Seite ſelten. Es dürfte im Durchſchnitt kaum mehr als ein lebendes Kind auf eine Frau zu rechnen ſein. Eine Prinzeſſin in Teheran bildete das Stadtgeſpräch, weil ſie acht Kinder am Leben hatte, und man fragte mich oft, ob ich je in Europa ähnliches geſehen!

Wenn ein unverheirathetes Mädchen, eine Witwe oder eine Geſchiedene gebären ſollte, ſo wäre ihr der Tod gewiß. Der Fall iſt aber unerhört; ein uneheliches Kind (hærum zäde) findet ſich nirgends unter den Schiiten, das Wort wird nur zum Schimpf gebraucht. Alle außerehelichen Schwangerſchaften enden mit abortus, indem man die Eihäute mittels Haken ſprengen läßt. Von den Hebammen ſoll dieſe Operation mit beſonderer Geſchicklichkeit ausgeführt werden, wenigſtens ſind in Teheran mehrere deshalb renommirt und viel beſucht. Uebrigens wird die Sache ziemlich publik betrieben und ihr kein Hinderniß in den Weg gelegt. Nur einzelne unglückliche Geſchöpfe wollen ſich ſelbſt helfen;

ſie ſetzen maſſenhaft Blutegel an, machen Aderläſſe an den Füßen, nehmen Brechmittel aus Sulfas Cupri, Draſtica oder die Sproſſen von Dattelkernen; und fruchten alle dieſe Mittel nicht, ſo laſſen ſie ſich den Unterleib walken und treten. Viele gehen an den Folgen dieſer rohen Behandlung zu Grunde. Sehr häufig erwiderten mir ſolche Unglückliche, wenn ich ihnen die Bitte um ein Abortivmittel unter Verweiſung auf meinen geleiſteten Eid abſchlug: „Euer Eid mag wol für Frengiſtan gut ſein, wir aber können nicht gebären, ſonſt werden wir ſammt dem Kinde getödtet.“ Wer möchte es ihnen unter ſolchen Umſtänden verargen, wenn ſie ſich an einen gefälligern Fachmann wandten?

Hingegen herrſcht der Misbrauch, welcher in den höhern Ständen der Türkei allgemein iſt, daß die Frau, nachdem ſie zwei Kinder geboren hat, mit Wiſſen ihres Mannes von nun an abortus hervorruft, theils um ihre Körperſchönheit zu erhalten, theils um die Nachkommenſchaft zu verringern, nirgends in Perſien. Denn erſtens iſt es außerordentlich ſelten, daß eine Perſerin mehr als zwei Kinder am Leben erhält, ſie ſtrebt daher nach Erſatz; und zweitens ſetzt ſie einen Stolz darein, eine zahlreiche Nachkommenſchaft zu beſitzen, die ihr in ihren alten Tagen zur Stütze dienen kann. Wenn Unfruchtbarkeit von den Frauen aller Länder als ein Misgeſchick angeſehen wird, ſo iſt dieſelbe in Perſien wirklich das größte Unglück; die Unfruchtbare wird faſt immer vom Manne verſtoßen, von andern Frauen des Harems verhöhnt, und ſteht in ihren alten Tagen, wo die Mutter gewöhnlich das Obdach ihres Kindes in Anſpruch nimmt, iſolirt und hülflos da. Nur in den ärmſten Klaſſen kommt es bisweilen vor, daß eine Mutter ihr Kind heimlich an die Schwelle einer Moſchee ausſetzt; doch findet es dort immer einen Abnehmer, denn der Orientale, welcher dem Hunde, obgleich er ihn für unrein hält, Brot zum Fraß hinwirft, erbarmt ſich ſicher

eines Kindes. Und in faſt allen Fällen, die mir zur Kenntniß kamen, reclamirte nach einiger Zeit die Mutter ihr Kind.

Während der Schwangerſchaft hält die Frau auf angemeſſene Diät, ſie hütet ſich vor Magenüberladung und vermeidet übermäßige Bewegung; das Reiten jedoch wird als unſchädlich betrachtet und fortgeſetzt. Sie beſucht öfter den Arzt, um ſich den Puls fühlen und vergewiſſern zu laſſen, ob die Frucht ein Knabe oder ein Mädchen ſein werde. Aderlaſſen iſt nur in einigen Städten üblich, und nie in den erſten drei Monaten der Schwangerſchaft. In den letzten Monaten nimmt die Schwangere viel Tabaſchir-Magneſia und andere wohlſchmeckende Erden zu ſich. Mein Schüler Mirza el Wähab ſchreibt mir darüber aus Paris: „Dans les deux derniers mois de la grossesse la magnésie et la terre odoriférante (turbut) flattent leur goût.“

Sobald die erſten Wehen bei der Gebärenden ſich einſtellen, wird die Hebamme (māmā) geholt, welche ihr einige Glas eines emollirenden mucilaginöſen Decocts heiß zu trinken gibt. Beim Beginn der Treibwehen muß ſie das Bett verlaſſen und in hockender Stellung — ita ut in defecatione — auf je drei parallel übereinander gelegten Ziegelſteinen Platz nehmen, wobei ſie ſich mit den Händen an die Umſtehenden klammert. In dieſer Stellung verharrt ſie ſo lange, bis das Kind ausgetrieben iſt. Eine Unterſtützung des Mittelfleiſches findet nicht ſtatt, ſelten iſt Nachhülfe von ſeiten der Hebamme erforderlich. Die Perſerin findet dieſe hockende Stellung, weil ſie von Kindheit auf an eine ähnliche Art des Sitzens gewöhnt iſt, nicht beſonders läſtig; den Europäerinnen aber, welche im Lande gebären, iſt ſie äußerſt qualvoll und faſt unerträglich. Man erachtet ſie jedoch für die einzig richtige; wo ich eine andere Lage anordnete, entfernte ſich die Mama und erklärte, daß ſie für

nichts einſtehen könne. Während dieſes Geburtsactes werden Gebete für die glückliche Entbindung vom Dache des Hauſes ausgerufen (izät).

Nach der Entbindung wird die Wöchnerin ins Bett gebracht; in den erſten drei Tagen erhält ſie nur vegetabiliſche Nahrung, mit Zucker und Fett vermiſcht, und wird ſorgfältig vor Erkältung gehütet. Nach ſieben bis zehn Tagen führt man ſie, falls ſowol die allgemeinen wie die örtlichen Symptome ſich günſtig zeigen, ins Bad und ſalbt daſelbſt den Körper mit friſcher Butter und einem Zuſatz von verſchiedenen Gewürzen, beſonders Zedoaria, bis ſie gehörig in Schweiß kommt. Alsdann darf ſie die Moſchee beſuchen, ihrem Manne iſt ſie jedoch erſt nach Verlauf von vierzig Tagen wieder erlaubt.

Die Hebamme badet das Kind, führt dabei ihre mit heiliger Erde beſtrichenen Finger in deſſen Mund und drückt ſie gegen den Gaumen, um dieſem die gehörige Wölbung zu geben, auch die Gaumenbeine, falls dieſelben getrennt wären, zuſammenzufügen (!) Das Volk ſetzt einen ſolchen Glauben in die Wirkung dieſer Operation, daß ein Wolfsrachen ſtets der ungeſchickten Manipulation der Mama zugeſchrieben wird.

Ich nahm ſchon früher Gelegenheit, der leichten Entbindung der perſiſchen Frauen, beſonders der Nomadenweiber zu erwähnen. Krankhafte Zuſtände während der Schwangerſchaft gehören zu den Seltenheiten, ebenſo Anſchwellungen und Krampfadern, wenigſtens wurde ich nie deshalb conſultirt, und das Volk kennt keinen Namen für dieſes Leiden. Die wenigen Fälle von Kindbettfieber, welche mir in meiner dortigen Praxis vorgekommen, hatten meiſt einen gutartigen Verlauf. Obwol mir keine ſtatiſtiſchen Angaben zur Hand ſind, ſteht es doch nach genauen Erkundigungen feſt, daß die Anzahl der Frauen, welche beim

Gebären oder im Wochenbett unterliegen, äußerſt gering anzuſchlagen ſei.

Die perſiſche Frau iſt von mittlerer Statur, weder mager noch fett. Sie hat große, offene, mandelförmig geſchlitzte, von Wolluſt trunkene Augen — das tscheschme chumār lyriſcher Dichter — und feingewölbte, über der Naſe zuſammengewachſene Brauen; ein rundes Geſicht wird hochgeprieſen und von den Dichtern als Mondgeſicht (mah-ruje) beſungen. Ihre Extremitäten ſind beſonders ſchön geformt; Bruſt und Hüften ſind breit, die Hautfarbe etwas brünett (eine weiße Haut, ſehr geſchätzt und beneidet, findet ſich ſelten); die Haare ſind dunkelkaſtanienbraun, der Haarboden ſehr üppig. Man trachtet durch künſtliche Mittel die Körperſchönheit zu erhöhen; das Geſicht wird roth und weiß geſchminkt, Haare und Augenbrauen werden ſchwarz, die Handteller, Nägel und Fußſohlen orangegelb gefärbt. Außerdem tätowiren ſich manche an verſchiedenen Stellen des Körpers, am Kinn, Kehlkopf, zwiſchen den Brüſten und am Bauche; früher war dieſe Operation (chāl kubiden) allgemeine Sitte, jetzt hat ſie ſich nur noch hier und da in den Mittelklaſſen erhalten, in den höhern aber ganz aufgehört. In Haltung und Bewegung iſt die Perſerin graziös, ihr Gang iſt leicht, frei und flüchtig. Sie iſt ſehr neugierig, kokett und putzſüchtig, und da ihre Kleidung bei den vermögenden Klaſſen meiſt aus Shawl, Seide, Goldtreſſen und ſchwerem Brocat beſteht, ſo führen ihre Ausgaben für die Toilette oft den Ruin der Familie herbei. Sind noch dazu mehrere Frauen im Hauſe, ſo ſuchen ſie in guten Zeiten ſoviel als möglich für die Zukunft auf die Seite zu legen, und ſo gehen meiſt die durch Erpreſſung und Betrug angehäuften Schätze des Mannes in kurzer Zeit wieder verloren. Sie liebt Abenteuer und weiß ſie ſehr geſchickt einzuleiten. In hohem Grad abergläubiſch, gibt ſie viel auf Zauber, Hexereien,

Glücksſtern, böſen Blick (sehr u dschādu, bæcht, bæd nezer), beſonders in Sachen der Liebe, und wendet allerlei Mittel und Amulete von ſonderbarſtem Inhalt an, um ſich einen Mann zu verſchaffen, ſeine Liebe zu feſſeln, den böſen Blick zu beſchwören, fruchtbar zu werden oder die Fruchtbarkeit ihrer Genoſſinnen zu hindern. Berühmt iſt ein Minaret, genannt kune-birindschi (natibus aereis), in der Nähe von Ispahan, zu welchem Mädchen und Witwen, um einen Mann zu bekommen, wallfahrten. Es führen zwölf Stufen hinan; auf jede derſelben wird eine Nuß gelegt, welche die Pilgerin podice knacken und dabei folgende Strophe recitiren muß:

Ai minār-e-kun-e-birindschi
Hærfet mizænem nerændschi
Hāwenk-e-men deste michuāhed
Mærd-e kemer beste michuāhed.

Oh minaretum podicis aerei
Tecum loquor non irascere
Mortarium meum pilum vult
Virum renibus cinctis vult.

In gleicher Abſicht ſetzen ſich die Mädchen auf die Deichſel einer von Pferden getriebenen Papiermühle und laſſen ſich darauf zweimal um die Säule ziehen. Wird eine Frau, ohne ihr Wiſſen, mit Schweinefett beſchmiert, ſo glaubt man, ſie werde unfruchtbar, und da Schweinefett ſchwer zu haben iſt, wurde ich häufig von Nebenbuhlerinnen um eine Portion deſſelben angegangen.

Muſcheln, obſcöne Theile von der Hyäne, vom Haſen u. ſ. w., die Früchte von Anacardium werden als Amulete getragen.

Bei der Geburt eines Knaben erſcheint nach dortigen Vorſtellungen in der Nacht die Fee Aal, um das Kind zu tödten; man ſpaltet deshalb mit einem Schwert die Luft

gegen alle vier Windrichtungen und meint, die böſe Fee werde von den Streichen getroffen. Ein ähnlicher Gebrauch herrſcht, wenn ich nicht irre, bei den Juden.

Der vom Aberglauben dictirten Vorſchriften in Bezug auf Empfang und Verabſchiedung eines Gaſtes an beſtimmten Tagen, über die Speiſen, die man ihm vorſetzen ſoll, über die Art ihrer Bereitung u. ſ. w. ſind unzählige; ſie bilden das Thema einer ſehr intereſſanten Abhandlung, Kulsum naneh betitelt.

Ferner ſollen gewiſſe Auslagen nicht mit eigenem, ſondern mit erbetteltem Gelde bezahlt werden, und manche hohe Dame verſchmäht es nicht, im Bettleranzug die Vorübergehenden um Almoſen anzuſprechen. Sehr oft bemerkte ich an der feingeformten Hand und dem durchſchimmernden Armband, daß ich es nicht mit einer gewöhnlichen Bettlerin zu thun hatte.

Außerdem hat jeder Tribus wieder ſeine beſondern Vorurtheile, ſeine glücklichen und unglücklichen Tage, die ſich an freudige oder traurige hiſtoriſche Erinnerungen dieſes Stammes knüpfen; eine reiche Auswahl davon beſitzt der regierende Stamm der Kadſcharen.

Das Weib darf nur vor ihrem Mann und einigen nächſten Anverwandten unverſchleiert erſcheinen; löſt ſich auf der Gaſſe durch einen Zufall der Schleier, ſo gebietet die Sitte, daß der ihr Begegnende ſich abwende, bis ſie ihn wieder befeſtigt hat. Selbſt die alte Straßenbettlerin zeigt ſich nicht ohne Schleier. Europäerinnen, welche ſich unverſchleiert in den Straßen ſehen laſſen, ſind ein Gegenſtand der allgemeinen Neugierde, auch wol des Mitleids. Nur die Nomadenweiber tragen das Geſicht frei, vermeiden es aber von Fremden ſich anſchauen zu laſſen.

Zum Aufenthalt für die Weiber dient das innere Gemach (arabiſch harem, perſiſch enderun). Das Wort Harem

bedeutet sacrum, das Heiligthum, zu welchem jedem Fremden der Zutritt ſtreng verboten iſt. Der Eindringling kann leicht ſein Unternehmen mit dem Tode büßen. Sind mehrere Frauen im Hauſe, ſo bewohnt jede eine beſondere Abtheilung, in den Häuſern der Reichen mit eigenem Hof, eigener Bedienung und Küche, eigenen Sklaven und Eunuchen. Stets eine boshafte Abſicht fürchtend, berührt keine Frau, weder für ſich noch für ihr Kind, die Koſt ihrer Nebenbuhlerin. Weil der Perſer das Enderun als Heiligthum betrachtet, ſpricht er nie in Geſellſchaft von ſeinen Frauen oder Kindern; er nennt nie den Namen einer Frau, ſondern bezeichnet ſie im Nothfall als die Mutter dieſes oder jenes Kindes, als Tochter ſeines Oheims u. ſ. w. Es wird ſelbſt als grober Verſtoß angeſehen, wenn der europäiſche Arzt beim Manne nach dem Befinden von deſſen kranker Frau oder Tochter ſich erkundigt. Als vor Ausbruch des engliſch-perſiſchen Kriegs auf Befehl des engliſchen Botſchafters Faraſche zur Vornahme der Pfändung in einen Harem drangen, drohte ein Aufruhr in der Stadt. Die Faraſche mußten ſich flüchten, um ihr Leben zu retten. Hingegen iſt es ungegründet, daß der Arzt, wie man gewöhnlich annimmt, nur den Puls einer Patientin zu fühlen bekommt; er darf, wo er es für nothwendig erklärt, auch die weitere phyſikaliſche Exploration vornehmen. Das allerletzte jedoch, was ihm die Kranke zeigt, iſt ihr Geſicht, ſie glaubt ſich dadurch zu proſtituiren; allein auch dafür weiß die wahre Tochter Eva's ein Auskunftsmittel; ſie hat zuerſt an den Zähnen etwas zu verbeſſern, und hebt den Schleier bis zur Naſe; dann findet ſich ein Fleck auf der Stirn, und ſie ſenkt die obere Hälfte des Schleiers, ſodaß der Arzt nur zu addiren braucht, um die Totalſumme zu erhalten.

Der Titel, welcher einer Frau von Rang zukommt, iſt chânum; Frauen untergeordneten Ranges werden begum

oder bādschi (Schweſter), die ärmſten und niedrigſten sâife (die Schwache) genannt. Der Titel bibi (gnädiges Fräulein), früher ſehr üblich, iſt jetzt außer Gebrauch.

Die Beſchäftigung der Frauen iſt verſchieden je nach dem Stande und nach dem Aufenthalt in der Stadt oder auf dem Lande. Bei den ärmern Klaſſen verrichten ſie alle häuslichen Geſchäfte; die übrige Zeit füllen ſie mit Spinnen von Wollengarn aus, und zwar nach jener uralten Weiſe, wobei der Rocken unter dem Arm gehalten wird und der abgeſponnene Faden an der freihängenden Spindel herunterläuft. Aus dem geſponnenen Garn weben ſie Strümpfe, Teppiche und Pferdedecken. Die Frauen der höhern Stände verbringen faſt alle ihre Zeit mit Baden, Rauchen des Narghiles, Abſtatten und Empfangen von Beſuchen, Eſſen verſchiedener ſüßen und öligen Früchte, Thee- und Kaffeetrinken; ſelten beſchäftigen ſie ſich mit Leſen eines Buchs oder Schreiben von Billets. Im Ausgehen genießt die Perſerin ziemlich große Freiheit. Bürgersfrauen, ja ſelbſt Angeſehenere beſuchen incognito allein die Bazars, den Arzt u. ſ. w.; ſehr reiche Damen machen ihre Beſuche zu Pferde, begleitet von einer zahlreichen Dienerſchar; hinter ihnen reitet ihre alte Geſellſchafterin (gis sefid), der Eunuche oder ein anderer Diener führt die Zügel des Pferdes. Als beliebtes Mittel der Zerſtreuung werden die Wallfahrten in die geheiligten Imamzadis benutzt, bei welchen nicht ſelten neben den heiligen auch weltliche Zwecke mitunterlaufen.

Von ſeiten des Mannes erfreut ſich die Frau im allgemeinen einer guten Behandlung; körperliche Züchtigungen ſind faſt unerhört. Trotz ihrer Abgeſchiedenheit und Verborgenheit übt ſie Einfluß auf alle Geſchäfte; ſie miſcht ſich ſogar in die politiſchen Angelegenheiten, und mancher Sturz eines Gouverneurs oder eines Veziers ward durch fein angeſponnene Fäden im Enderun vorbereitet. Der größte

Schmerz, welcher der Frau widerfahren kann, iſt eine neue Heirath ihres Mannes oder Vernachläſſigung von ſeiten deſſelben, indem er einer andern mehr Liebe ſpendet als ihr. Sie iſt dann troſtlos; viele kamen in dieſer Noth zu mir, um ärztlichen Rath zu holen, und auf die Frage, was ihnen fehle, gaben ſie an: „Bād-e-æräz dārem!“ (Ich habe Anwandlungen von Kummer!) Wird eine Frau gewahr, daß ihr Mann mit Heirathsideen umgeht, ſo verſucht ſie durch Drohungen, Weinen und Bitten ihn davon abzubringen; gelingt ihr dies nicht, dann beginnt ſie die Auserwählte zu verunglimpfen und zu verdächtigen; endlich aber ergibt ſie ſich in ihr Schickſal und ſchließt mit ihrer Nebenbuhlerin (hāveh) Frieden. Es tritt eine Art Compromiß, ſelbſt Freundſchaft zwiſchen ihnen ein, und beide rächen ſich durch Untreue an dem Mann. Im Sommer 1853 ritt ich nach Hamadan; unterwegs überholte mich eine Dame, welche mittels Kurierritts, eine von Frauen höchſt ſelten unternommene Anſtrengung, ebendahin reiſte. Sie gab ſich für eine Prinzeſſin aus. In Hamadan angekommen, hörte ich, die Pſeudo-Prinzeſſin ſei die Frau des königlichen Elefantentreibers, und auf die Kunde, daß ihr Mann ſich dort verheirathen wolle, auf ſchnellſtem Wege zu ihm geeilt. Sie hatte 35 Meilen in zwei Tagen zurückgelegt und war wirklich ſo glücklich, die Sache rückgängig zu machen.

In der Regel nimmt diejenige Frau, welche aus der Verwandtſchaft iſt, den oberſten Rang ein; ſie führt das Hausweſen, vertheilt die täglichen Portionen Reis, Holz, Brot u. ſ. w., beſtimmt ſelbſt das jus noctis und übt oft eine ſolche Autorität über die andern Frauen aus, daß dieſe in ihrer Gegenwart ohne Erlaubniß nicht niederſitzen und nicht rauchen dürfen. Hat jedoch nur eine der Frauen Kinder geboren oder allein das Glück gehabt, ſie nicht durch den Tod zu verlieren, ſo pflegt ſie ſtatt der aus der

Verwandtſchaft ſtammenden die Bevorzugte zu ſein. Einer geborenen Prinzeſſin müſſen alle andern den Platz räumen und ſich glücklich ſchätzen, wenn ihnen und ihren Kindern ein beſcheidenes Plätzchen im Harem gegönnt wird.

Wenn ein Sohn des Hauſes heirathet, ſo folgt ihm der Sitte gemäß ſeine Mutter, um ihre Tage bei ihm zu beſchließen. Sie entgeht dadurch der Zurückſetzung, die ihr ſonſt im Alter, wenn der Mann ſich inzwiſchen eine jüngere Frau genommen, widerfährt. Die perſiſche Frau altert raſch; mit 35 Jahren iſt ſie bereits eine Matrone. Häufig hört man daher die Klage: „Ai wāi dschewāni ræſt!“ (O weh, die Jugend iſt hin!)

Das Kind bezeigt der Mutter Liebe, dem Vater Ehrfurcht und Gehorſam: ſo verlangt es das patriarchaliſche Syſtem, welches in Perſien noch zum großen Theil Geltung hat. Der Vater wird als Chef des Hauſes betrachtet; in ſeiner Gegenwart darf der Sohn, auch nachdem er bereits erwachſen und bejahrt iſt, ſich nicht niederſetzen, nicht rauchen, ohne beſondere Erlaubniß dazu eingeholt zu haben, und dieſe wird nicht immer ertheilt. Alles Eigenthum gehört dem Vater, daher nie der Fall eintreten kann, wie es in Europa geſchieht, daß der Vater in ärmlichen Verhältniſſen lebt, während der Sohn in Reichthümern und Genüſſen ſchwelgt. Ein fünfundachtzigjähriger Greis zu Teheran, der ſein Vermögen durch Wallfahrten aufgezehrt, heirathete ein junges Mädchen und nahm vom Hauſe ſeines Sohnes Beſitz. Dieſer, ein Maurer, hatte es durch Fleiß und Sparſamkeit dahin gebracht, daß er ſich zwei Häuſer ſammt Weingärten kaufen konnte. Er wollte den Einzug ſeines Vaters in das Haus nicht dulden und wandte ein, er habe von demſelben nichts geerbt, ſondern alles ſich ſelbſt erworben. Wegen dieſes Benehmens wurde er von dem Richter zur Baſtonnade verurtheilt; der weiſe Urtheilsſpruch lautete: der Sohn

müſſe ſich glücklich preiſen, daß der Vater ihm noch ein Haus gelaſſen, da er beide hätte nehmen können.

Die Glieder einer Familie bilden unter ſich ein Ganzes, und ſchließen ſich als ſolches wieder an ein hervorragendes Stammhaupt an, welches als Chef ſämmtlicher dazu gehöriger Familien (ser-e-täife) verehrt wird. Gelangt der Chef zu einer beſonders einflußreichen Stellung, z. B. zur Würde eines Großveziers, ſo trachtet er zunächſt, mit Hintanſetzung aller Fremden, die ganze Schar ſeiner, ſelbſt entfernteſten Verwandten aus der Dunkelheit hervorzuziehen und ſie mit den verſchiedenſten Aemtern in der Hauptſtadt wie in den Provinzen zu verſorgen. Freilich werden auch andererſeits alle wieder in ſeinen Sturz mit hineingeriſſen. Man konnte dies in Perſien ſehen, als raſch nacheinander, das Los der aus ihnen hervorgegangenen Miniſter theilend, der Stamm von Maku, von Nur, von Farahun ans Ruder kamen und ebenſo ſchnell wieder ſanken.

Der Perſer kann nicht begreifen, wie man lange Zeit fern von ſeiner Familie leben oder dieſelbe vernachläſſigen könne. So fragte mich einmal der Großvezier, ob ich denn in Europa keine Anverwandten hätte, und bemerkte, nachdem ich die Frage bejaht, ſpöttiſch: „Meger chische-gaum-e kadschari dări?“ (Du hältſt es wol mit der kadſchariſchen Familie?)*)

Stirbt ein Familienvater, ſo gilt es als ſelbſtverſtändlich, daß die hinterbliebenen Witwen und Waiſen das Haus ſeines Bruders beziehen und dort Unterhalt und Pflege empfangen; eine Verweigerung in ſolchem Fall wäre unerhört. Einem Fortreiſenden, der einen Bruder im Lande

*) Die kadſchariſche, d. i. königliche Familie, ſteht nämlich in dem Ruf, daß ſie in ſich zerriſſen ſei und ihre Glieder ſich gegenſeitig nicht unterſtützen.

zurückläßt, vertraut man jede Summe, weil man ſicher iſt, daß er keine Schande über das Haupt ſeines Bruders bringen werde. In Teheran lebten zwei Brüder, Engländer, namens Burges. Der eine erbot ſich, für die Regierung Gewehre in London anzukaufen, und erhielt zu dieſem Zweck 80000 Dukaten unter keiner andern Bürgſchaft, als daß der andere Bruder in Teheran zurückbleibe. In England verlor er aber bedeutende Summen an der Börſe und flüchtete ſich nach Amerika. Der Bruder ward mehrere Jahre als Geiſel in Teheran gehalten, denn nach patriarchaliſchen Begriffen gab man die Hoffnung nicht auf, der Schuldner werde ſich wieder einſtellen. Allein dies geſchah nicht; und als der Zurückgebliebene klagte, daß ihm die Mittel zur Subſiſtenz abgingen, bewilligte ihm die Regierung ſogar ein Jahrgehalt, das er bis zum Ende ſeines Lebens bezog.

So feſt wurzelt der Perſer in der Familie; er thut alles für ſie, ſteigt und fällt mit ihr, und empfindet Ehre oder Unehre jedes Familiengliedes wie ſeine eigene. Nach der Familie (chisch-u-gaum) kommt ihm ſein Stamm (tâife), dann ſeine Provinz. Er rühmt ſich: „Chisch-u-gaum u tâife dârem", d. i. „Ich habe Verwandte und gehöre einem Stamm an"; er kennt alle irgendwie hervorragenden Männer ſeines Stammes und iſt ſtolz darauf, wenn einer aus demſelben als Thronprätendent auftritt, ſo ſchmählich auch das Unternehmen enden mag. Unter Vaterland (wetten) verſteht er immer die Provinz, in welcher er geboren iſt; ein Geſammtvaterland kennt er nicht. Er ſchwärmt zwar in der Fremde für das châk-e-irân, den iraniſchen Boden, doch meint er damit die Sehnſucht nach der trockenen, conſtanten Temperatur und dem heitern iraniſchen Himmel, nicht die Anhänglichkeit an das Vaterland.

Wir erwähnten ſchon früher, daß ſämmtliche Glieder einer Familie denſelben Stadttheil bewohnen und alle darin

gelegenen Grundſtücke anzukaufen trachten, und daß dies die Urſache ſei, weshalb ein Stadttheil plötzlich aus der Dunkelheit ſich erhebt, um mit dem Sturz des Chefs wieder zu verfallen. Die ganze Geſchichte Irans iſt nur eine Reihe von Epiſoden einzelner Familien, deren Glück oder Unglück das Los ganzer Stämme in ſich ſchließt.

Der Harem des Schah.

In dem königlichen Harem befinden ſich die Frauen und Kinder des Königs, die Sklavinnen und die übrige weiße und ſchwarze Dienerſchaft der Frauen. Er beſteht aus drei großen, miteinander in Verbindung ſtehenden Höfen nebſt einer beſondern Abtheilung für die Königin-Mutter Valideh, auch Mädeh-aliah. An der Spitze der Verwaltung ſteht der Chadſche baſchi, der oberſte Eunuche, dem acht andere Eunuchen untergeben ſind; allen gebührt der Titel Agha. Außerdem enthält der Harem das Bad und die königliche Privatſchatzkammer, deren Schlüſſel meiſt der erſte Eunuche aufbewahrt.

Der Schah hatte im Sommer 1860, als ich die Hauptſtadt verließ, vierzehn Frauen: drei legitime Akdi und elf Sighes (Vertragsfrauen). Die erſtern waren Prinzeſſinnen aus der Dynaſtie des Feth-Ali Schah, die andern Töchter des Volks aus Tabris und Teheran; zwei davon hatte er zum Geſchenk aus Schiraz erhalten. Er erfreute ſich einer zahlreichen Nachkommenſchaft, ſoviel ich erfuhr, vierunddreißig Kinder, von denen aber nur vier Knaben und fünf Mädchen am Leben waren. Der älteſte überlebende Knabe, nach den neueſten Nachrichten zum Kronprinzen ernannt, heißt Muzzäfer-eddin; ſeine Mutter iſt eine Tochter des Prinzen Feth ullah. Von den drei andern Knaben ſind zwei, Sultan Maſud Mirza und Sultan Huſſein Mirza, Söhne einer Sighe aus Tabris, Tochter der königlichen Amme, welche der Schah in

letztgenannter Stadt heirathete. Der vierte, betitelt Najib-e ſultaneh*), iſt ebenfalls der Sohn einer Sighe, der Tochter eines Baumeiſters (mæmar baschi), in Teheran. Die übrigen Kinder ſtarben an Hydrocephalus, Cholera und auf andere mir unbekannt gebliebene Weiſe.

Das Schickſal des Kronprinzen iſt ein ſo ſeltſames und wirft ein ſo helles Streiflicht auf die innern Zuſtände des königlichen Hofes, daß ich hier genauer in den Gegenſtand eingehen will; doch iſt es zum Verſtändniß der Sachlage nothwendig, etwas weit auszuholen. Naſſer-eddin Schah, deſſen eigene Schickſale als Kronprinz ſpäter erzählt werden ſollen, hatte bis zum Jahre 1856 bereits zwei zur Thronfolge beſtimmte Prinzen durch den Tod verloren, und es blieb nur noch der früher genannte Muzzäfer-eddin Mirza als derjenige übrig, welcher alle Bedingungen der Thronfolge in ſich vereinigte, denn er war nicht nur der älteſte Prinz, ſondern auch mütterlicherſeits aus dem Kadſcharenſtamm, übrigens ein ſchöngeſtalteter Knabe von ausgebildetem Kadſcharentypus, nur etwas ſchwächlicher Conſtitution. Allein der Schah liebte deſſen Mutter nicht und haßte leidenſchaftlich den Großvater Feth-ulla Mirza. Wahrſcheinlich deshalb hegte er auch gegen den Knaben einen Widerwillen. Seit einigen Jahren hatte der Schah ſeine Neigung an eine Frau,

---

*) Der Titel Najib-e ſultaneh iſt der höchſte, welcher einem Prinzen zugelegt werden kann, denn er bedeutet Prinz-Regent. Berühmt unter dieſem Titel war Abbas Mirza, Sohn von Feth-Ali Schah, welcher wegen ſeiner Reformen und ſeiner Tapferkeit noch immer in lebhafter Erinnerung des Volks lebt. Er war zum Thronfolger beſtimmt, ſtarb jedoch ſchon bei Lebzeiten des Vaters, daher ſein Sohn Mehmed auf den Thron gelangte. Es iſt ſehr zu bedauern, daß Naſſer-eddin Schah den einen Sohn zum Kronprinzen und den andern zum Prinz-Regenten ernannt hat, dadurch entſteht tödlicher Haß zwiſchen den Brüdern, weil, im Fall beide den Vater überleben, der neue König ſeinen Bruder tödten oder exiliren läßt.

Namens Dſchayramb-Chanum verſchenkt, ſpäter furughe sultaneh (die Fackel des Königthums) genannt, die Tochter eines armen Tiſchlers aus dem Dorfe Tedſcheriſch, nahe bei Teheran. Sie war Tänzerin der Königin-Mutter geweſen und weder ſchön noch anmuthig; auf der linken Wange hatte ſie eine große Boutonnarbe. Dennoch gewann ſie ſo großen Einfluß auf den Schah — man ſchrieb es einem Zauber zu —, daß ſie alle die andern legitimen Frauen, welche nun in Trübſal und Zurückgezogenheit leben mußten, aus ſeiner Gunſt verdrängte. Ihr Vater wurde Gouverneur einer Provinz, ihr Bruder und Schwager, obgleich beide nicht ſchreiben konnten, wurden Kämmerlinge des Königs. Sie gebar zwei Söhne und eine Tochter, der ältere Sohn erhielt den Namen Kaſem Chan. Als nun im Jahre 1856 der zweite Kronprinz an der Cholera geſtorben war, beſchloß der Schah, mit Hintanſetzung des Prinzen Muzzäfer-eddin, ihren Sohn, Kaſem Chan zum Thronfolger zu ernennen. Da jedoch der Vertrag im Wege ſtand, wurde ich angegangen, ein Document des Inhalts auszuſtellen, daß Muzzäfer-eddin körperlich und geiſtig ſchwach, daher zur Thronfolge unfähig ſei. Ich wies natürlich dies Anſinnen, das mir von einem Agenten des Großveziers zukam, mit Entrüſtung zurück; auch glaube ich nicht, daß es vom König ſelbſt ausging. Wie dem auch ſei, Kaſem Chan wurde wirklich zum Thronfolger ernannt. Es herrſchte damals große Eiferſucht zwiſchen der ruſſiſchen und engliſchen Geſandtſchaft wegen der Verwickelungen mit Herat; beide vermieden deshalb, die Wünſche des Königs zu durchkreuzen. Die ehemalige Tänzerin ſtieg nun auf den höchſten Gipfel der Macht; ihr Einfluß machte ſich in allen Staatsangelegenheiten geltend; der König lebte nur für ſie und ihren Sohn Kaſem Chan; ihren zweiten Sohn ernannte er in der Wiege zum Commandanten der Artillerie (emir-e-tubchāneh), während er die Kinder ſeiner andern

Frauen vernachläſſigte. Beſonders wuchs ſeine Abneigung gegen den Prinzen Muzzäfer-eddin; begegnete er dem Knaben zufällig in den Hofräumen, ſo mußte ein Mantel über denſelben geworfen werden, damit der königliche Blick ihn nicht treffe. Ich erinnere mich, wie der Unglückliche nach einer ſchweren Krankheit dem König während des Frühſtücks vorgeſtellt wurde; er vermochte ſich vor Schwäche kaum auf den Beinen zu halten, aber der König beachtete es nicht und hieß ihn nicht niederſitzen. Kaſem Chan, der auch zugegen war, beluſtigte ſich damit, einen Falken auf ihn loszulaſſen; der Kleine bedeckte die Augen mit der Hand und rief in kläglichem Ton: „Schāh mitarsem!“ (König, ich fürchte mich!), worauf zwar der Schah dem Kronprinzen einen Verweis gab, von dieſem aber die Bosheit noch dreimal wiederholt wurde, bis der Reconvaleſcent ohnmächtig zuſammenſank. Apathiſch befahl der König, daß man ihn wegtrage. Plötzlich, im Frühling 1859, begann Kaſem Chan, bis dahin ein kräftiger Knabe, zu kränkeln; die Urſachen ſeines Siechthums blieben dunkel und ſind noch jetzt nicht aufgeklärt; er erbrach ſich öfters, bekam Schielen und Krämpfe, und ſtarb nach drei Monaten unter Symptomen von Waſſerkopf. Sein jüngerer Bruder war ihm kurz vorher ins Grab vorangegangen, und einige Monate darauf folgte ihm auch die Schweſter, das letzte Kind Furughe Sultaneh's. Dieſe ſah ſich ſomit vom höchſten Gipfel des Glücks in den tiefſten Abgrund des Elends geſtürzt; ſie überlebte den Schlag nicht lange, ſondern ſtarb bald aus Gram. Nach ihrem Tode milderte ſich die Abneigung des Schah gegen ſeinen älteſten Sohn Muzzäfer-eddin in etwas, aber ganz erloſchen war ſie noch nicht; denn unter dem Vorwande, daß es der Deſignation eines Thronfolgers nicht bedürfe, überdies eine ſolche von böſer Vorbedeutung ſei, legte er dem vierten Sohn den Titel nājib-e-sultaneh (Gehülfen in der Regie-

rung) bei, hoffend, derſelbe werde ſein Nachfolger auf dem Throne werden.

Vor einiger Zeit laſen wir jedoch mit Befriedigung in den Zeitungen die Nachricht, daß endlich dem älteſten Prinzen ſein gutes Recht geworden, indem ihn der Schah nach vielen Wandlungen zum Thronfolger und zum Gouverneur von Tabris ernannt, wohin er ſich, in Begleitung ſeiner Mutter und eines ehrlichen kurdiſchen Generals, Aziz Chan, begeben habe.

Im ganzen iſt das Los der königlichen Frauen kein beneidenswerthes. Nicht allein daß der König ſich gewöhnlich an Eine hält und die andern vernachläſſigt, ſo leben ſie in vollkommener Abſperrung, beinahe in Gefangenſchaft, und dabei fließen ihnen ſelbſt die Subſiſtenzmittel äußerſt ſpärlich zu. Der durchſchnittliche Gehalt von etwa 50 Dukaten monatlich reicht kaum zur Beſtreitung der nothwendigen Ausgaben hin, da jede vermöge ihres Ranges und ihrer perſönlichen Sicherheit wegen eine eigene Küche führen und eigene Dienſtboten zum Verkehr mit der Außenwelt unterhalten muß. Außerdem werden ſie von ihren Aeltern und Brüdern in Anſpruch genommen, welche gewöhnlich ganz von ihrer Unterſtützung leben wollen. Es gilt zwar nach Landesſitte nicht für unſchicklich, daß die Schwäger des Königs im Bazar ein Geſchäft oder Handwerk treiben und in ärmlichen Verhältniſſen leben; doch ſuchen ſie natürlich von dem hohen Rang der Schweſter möglichſten Nutzen zu ziehen. Die koſtbaren Shawlkleider und die Juwelen, welche die Frauen des Königs erhalten, bleiben Kroneigenthum und können nicht veräußert werden, höchſtens geht wol einmal durch Zufall ein Stein verloren. Wehe vor allen denjenigen unter ihnen, welche unfruchtbar ſind oder das Unglück hatten, ihre Kinder durch den Tod zu verlieren; ſie ermangeln des Troſtes, im Alter den Harem verlaſſen und bei einem verheiratheten Sohn ihre Jahre beſchließen zu können.

Man geht daher in guten Häuſern der Ehre aus dem Wege, eine Tochter ins Enderun des Königs zu liefern, indem ſchöne Mädchen von den Aeltern ſorgfältig verborgen gehalten werden, damit ſie nicht die Aufmerkſamkeit der königlichen Familie auf ſich lenken, oder man ſucht ſie, falls dies dennoch geſchehen, ſchnell zu verheirathen, um ſo mehr als es ſich ſchon öfter ereignet hat, daß der Schah nach einigen Tagen die junge Frau mit einer kleinen Geldentſchädigung ins älterliche Haus zurückſchickte, in welchem Fall ſie nur mit beſonderer Erlaubniß der Königin-Mutter ſich wieder verheirathen darf. So leben in Teheran zwei ſolcher vom König geſchiedenen Frauen, deren eine ſpäter einen Buchbinder, die andere einen Schüler aus dem königlichen Collegium geheirathet hat.

Die äußern Gemächer des königlichen Schloſſes dürfen für gewöhnlich von den Frauen nicht betreten werden; nur manchmal entläßt der König ſeine geſammte männliche Umgebung und erlaubt dann den Frauen, ſich im Schloß zu ergehen; man nennt dieſes kuruk. Unternimmt der König eine Reiſe oder eine Expedition, ſo läßt er ſich nur von einer Frau begleiten; die andern müſſen unterdeſſen einen ſeiner Landſitze beziehen. Wenn eine königliche Dame ausreitet, was nur auf Reiſen oder bei Ueberſiedelungen geſchieht, da ihr ſonſt nicht geſtattet iſt, das Schloß zu verlaſſen, ſo müſſen alle dem Zug Begegnenden auf den Ruf der Eunuchen ſich verbergen oder weite Umwege nehmen. Ein Weigerungsfall ſeitens eines europäiſchen Diplomaten führte einſt zu ſehr complicirten Erörterungen und ernſtem Notenwechſel.

Die jetzige Königin-Mutter, Valideh, erfreut ſich eines großen Einfluſſes, welchen ſie beſonders bei Beſetzung der Gouverneurſtellen, bei einem Miniſterwechſel und bei den Heirathen des Schahs geltend macht. Ihre Abenteuerſucht

gibt reichen Stoff zu böſem Leumund; übrigens ſoll ſie viel Witz und Geiſt beſitzen, auch im Dichten und Blumenmalen ſich verſuchen.

Die jungen Prinzen erhalten eine Amme und werden von der Mutter ſorgſam überwacht. Man läßt ihnen die Wohlthat der Impfung angedeihen, doch ſterben die meiſten in zartem Alter wegen Mangel an zuträglicher Diät, weil die Mütter, in der Meinung, dadurch ihr Wachsthum zu fördern, ſie mit Nahrung zu überhäufen pflegen. Die meiſten Kinder des jetztregierenden Schah haben Anlage zu Hydrocephalus.

Mit dem fünften Jahre wird der Prinz einem Lehrmagiſter (laleh) übergeben, welcher ihn in den erſten Elementen des Wiſſens und in den Regeln des Anſtands (adæb) unterrichtet. Sehr früh führt er einen eigenen, von dem der Mutter getrennten Haushalt. Sobald er aber eine ſelbſtändige Stellung einnimmt, folgt ihm die Mutter in ſein Haus. Dadurch, daß der König einzelne ſeiner Söhne vor den übrigen bevorzugt, erwächſt Haß zwiſchen den Brüdern verſchiedener Mütter, der bei Gelegenheit in Thätlichkeiten übergeht und nicht ſelten zu Brudermord führt. So wurden viele Söhne des Feth-Ali Schah auf Befehl ihrer Brüder geblendet, andere endigten im Kerker oder Exil. Auch der Bruder des jetzigen Königs befindet ſich im Exil zu Bagdad. Welches Los die den Vater überlebenden Söhne des Schah erwartet, wird die Geſchichte lehren.

Wir hätten in dieſem Abſchnitt noch über die Proſtitution und die Aberrationen des Geſchlechtslebens überhaupt zu ſprechen; doch ſind dieſes Gegenſtände, welche nur unter Fachmännern zur Sprache kommen ſollten. Dieſe verweiſen wir auf unſern Aufſatz über „Proſtitution in Perſien“ (Wiener Mediciniſche Wochenſchrift, 1861, Nr. 32).

Im allgemeinen ſei hier nur bemerkt, daß weder Eunuchen noch ſonſtige Ueberwachung die Tugend der Frauen zu ſchützen vermögen, daß widernatürliche Laſter leider in den Städten ſehr verbreitet ſind, und daß ſie nicht ſo allgemeine Entrüſtung hervorrufen, wie es im Intereſſe der ganzen Menſchheit zu wünſchen wäre. Selbſtverſtändlich jedoch gibt es unter allen Klaſſen auch ſehr ehrbare Frauen, die ſelbſt durch Verirrungen des Mannes ſich nicht bewogen fühlen, nur einen Schritt breit vom Pfade der Pflicht und ehelichen Treue abzuweichen. Beſonders zeichnen ſich die Frauen der Nomadenſtämme in dieſer Hinſicht rühmlich aus.

VII.

Diener, Sklaven und Eunuchen.

Große Zahl der Diener. Ihr Lohn und indirectes Einkommen. Patriarchaliſches Verhältniß zum Herrn. Strafen. Unbrauchbarkeit europäiſcher Diener im Orient. Kategorien der Dienerſchaft. Milde Behandlung. Schwarze und weiße Sklaven. Verwendung und ſchonende Behandlung derſelben. Frühzeitiges Abſterben der Schwarzen. Ihre Sprache und Bildungsfähigkeit. Preiſe der Sklaven. Eunuchen (ſchwarze und weiße, Freie und Sklaven, künſtliche und natürliche). Körperbeſchaffenheit und Charakter der Eunuchen. Geſchichte des Eunuchen-Chefs Baſchir Chan. Der Eunuch Cosruw Chan. Abnahme der Zahl und des Einfluſſes der Eunuchen.

A. Diener.

Zu dem orientaliſchen Pomp, welchen der Perſer mit dem Worte teschächchûs bezeichnet, gehört nebſt den Pferden, Zelten, Teppichen, Gewändern und Schmuckſachen auch eine Schar von Dienern (nauker) und Sklaven männlichen und weiblichen Geſchlechts, von Pagen und Eunuchen. Ihre Zahl überſteigt in Häuſern der Reichen alle Vorſtellungen, welche wir in Europa von Dienerſchaft haben.

Die männlichen Diener werden ſelten zu häuslichen Arbeiten verwendet, ſondern faſt nur zum Luxus gehalten. Sie

begleiten ihren Herrn bei ſeinen Ausritten in der Stadt; ein Theil geht paarweis dem Pferde voran, einige vertrautere ſchreiten einzeln neben demſelben her, der Troß folgt, mit Flinten bewaffnet, nach. Je größer die Schar der Diener, deſto größer iſt auch der Teſchachchus und die Würde des Herrn. Unter dem ſteten Ruf: „Beri! Beru!“ drängen ſie jeden Entgegenkommenden aus dem Weg; er muß ſich entweder platt gegen die Wand ſtellen oder einen andern Ausweg ſuchen. So laſſen ſich einzelne Chane, Gouverneure und Prinzen von vierzig bis ſechzig Dienern begleiten; der Großvezier erſcheint nicht ſelten von zwei- bis dreihundert umgeben. Doch ſind nicht alle beſoldet, ſondern viele ſchließen ſich als Clienten an und folgen monate- oder jahrelang, in der Hoffnung, daß ſie der Machthaber endlich eines gnädigen Blicks würdigen werde: die einen, um unter ſeinem einflußreichen Schutze vor Beeinträchtigungen ihres Eigenthums ſicher zu ſein, die andern, um im Gegentheil ungeſtraft Eingriffe in die Rechte anderer ſich erlauben zu dürfen. Aus letzterer Kategorie beſteht das zahlloſe, meiſt den verworfenſten Klaſſen angehörige Gefolge der Prieſter höhern Ranges, des Imam-dſchumeh, der Mutſchtehiden und Scheichs-ul Islam: Leute, die unter dem Mantel der Heiligkeit die abſcheulichſten Vexationen ausüben. Bei den Geſandtſchaften melden ſich ſogar Perſonen aus den beſten Familien als Diener, um deren Fürſprache und Protection zu genießen.

Der Diener (nauker) wird auf ein Jahr — von einem Nawruz zum andern — in das Haus aufgenommen. Er erhält 8—10 Dukaten Lohn (muwādschib), freie Koſt und etwas Getreide und Reis (dschireh) für ſeine Familie; denn faſt alle ſind verheirathet oder heirathen, ſobald ſie einen guten Dienſt gefunden. Einmal des Jahrs erhalten ſie außerdem ein neues Gewand.

Doch fällt der fixe Gehalt wenig in die Wagſchale; als

guter Dienſt gilt nur ein ſolcher, der viel per fas et nefas abwirft. Man nennt dieſes indirecte Einkommen mædächel. So viel Lohn auch ein Diener bekommt, er fühlt ſich unbehaglich, wenn die Quelle des Mädachel nicht reichlich fließt; mismuthig klagt er: „Mædächel kem est!“ (Der Gewinſt iſt gering!), und iſt er ein Mann von Grundſätzen und Conſequenz, ſo verläßt er bald wieder das Haus.

Viele Diener hoher Beamten beziehen gar keinen Lohn und beanſpruchen auch keinen, denn ſie leben aus fremdem Säckel und von gelegentlicher Beute. Sie werden mit verſchiedenen Commiſſionen betraut, oder tragen kleine Geſchenke von Obſt, Wild u. ſ. w. aus, wofür ſie je nach der Stellung des Mannes, von dem ſie geſendet werden, 1—5 Dukaten als Geſchenk (inaam) erhalten. Andere werden mit Briefen oder Aufträgen in die Provinzen geſchickt, ſo namentlich die Diener der Miniſter, und gelangen auf dieſe Weiſe zu einem Einkommen, welches das der höchſten Staatsbeamten in Europa übertrifft und ſie in den Stand ſetzt, ſelbſt einen großen Haushalt mit mehrern Frauen zu führen und ihrerſeits wieder Diener zu unterhalten. Hiernach iſt es erklärlich, daß bei einem Chan oder Prinzen, dem plötzlich eine neue Würde übertragen worden, ſchon am andern Tage eine Cohorte von mindeſtens hundert Dienern ſich einſtellt, um den neuaufgehenden Stern zu begrüßen; daß ſie gar nicht abwarten, bis er ſie in ſeinen Dienſt aufnimmt, ſondern in der Hoffnung auf Protection oder des zu erwartenden Mädachels ihn begleiten. Auch Europäer ſehen ſich unaufgefordert mehrere Tage lang von einem unbekannten Diener begleitet, der auf die Frage, was er eigentlich wolle, antwortet: „Naukeri mikunem!“ (Ich thue Dienſte!); wird er nicht ausdrücklich fortgeſchickt, ſo rechnet er ſich zur Zahl der Bedienſteten und verlangt die Gewährung der Emolumente.

Die meiſten Chane nehmen jedoch Bediente aus ihrem

Tribus und ihrer Heimat, theils weil dieſe beſſer mit ihren Gewohnheiten vertraut ſind, theils weil ſie ſicherer auf deren Treue rechnen können; denn der Perſer bewahrt für den Chef ſeines Stammes unter allen Umſtänden Verehrung und Anhänglichkeit, auch wenn ihm nicht die beſte Behandlung zutheil wird. In der That ſind die Fälle nicht ſelten, daß ſolche Diener, nachdem ihr Herr in Ungnade gefallen und in ziemlich drückenden Verhältniſſen ſich befindet, treu bei ihm ausharren, mit ihm darben, niemals ihm den Reſpect verſagen, ihm die geliebten alten Titel und Schmeicheleien beilegen und abwarten, bis wieder eine glücklichere Conſtellation für ihn eintritt. Alsdann unterläßt auch andererſeits der Chef nicht, ſie für die ihm bewieſene Treue und Ausdauer zu belohnen. Mancher Chan, der in ſeinem Vermögen ganz herabgekommen iſt, rafft noch die letzten Mittel zuſammen, um den Haushalt der Diener aufrecht zu erhalten; wie abgenutzt auch ihr Gewand ſein mag, er freut ſich, ihre Zahl noch complet zu ſehen.

Ueberhaupt ſteht der Diener in einem gewiſſen patriarchaliſchen Verhältniß zu ſeinem Herrn. Er kennt deſſen Hoffnungen und Beſorgniſſe, denn dieſer hat vor dem vertrauten Diener (nauker-e mæhræm) kein Geheimniß, ſondern beſpricht alles mit ihm ſowol zu Hauſe als auch während der langſamen Ritte durch die Stadt. Der Perſer findet es ganz in der Ordnung, daß, während er eine wichtige Angelegenheit mit jemand verhandelt, ein Diener zwiſchen der Thür oder vor dem Fenſter ſteht und eifrig zuhört; ja daß ſich derſelbe in das Geſpräch miſcht, ungefragt ſeine Meinung abgibt und die ſeines Herrn durch Argumente unterſtützt. Ich war oft Zeuge, daß während der wichtigſten amtlichen Transactionen der Diener des Großveziers Saderazam das Wort nahm und ſogar ſeine Misbilligung auszuſprechen wagte. Auf der andern Seite erwartet auch der

Diener, daß ſich der Herr mit ſeinen Angelegenheiten befaſſe, ihn über ſeine Zuſtände ausfrage und ihn familiär behandle; wo dies nicht ſtattfindet, fühlt er ſich fremd im Hauſe und bleibt nur unwillig in einem ſolchen Dienſt.

Den Begriff des patriarchaliſchen Communismus pflegt er ſelbſt auf die Kaſſe ſeines Herrn auszudehnen. Gibt man ihm z. B. mehrere Dukaten zu Einkäufen, ſo wirft er das Gold in ein Beutelchen, in dem bereits einige kleine Münze ſich befindet; kurz darauf zurückgerufen und befragt, wie viel Geld er habe, ſummirt er in ſeiner Antwort das Empfangene mit dem frühern Inhalt ſeiner Börſe. Auf dem Markte macht er dann alle Ausgaben, ſowol die für ſich als die für den Herrn, aus der gemeinſchaftlichen Kaſſe. Um die Rechnung iſt er nie verlegen, denn der Sitte gemäß darf er für jeden Einkauf 10 Procent mehr anſetzen als wirklich bezahlt worden, und wegen des darüber noch fehlenden Betrags hat er ſtets Ausflüchte und Lügen bei der Hand. Ebenſo macht er ſich kein Gewiſſen daraus, Mundvorräthe aus dem Hauſe zu tragen; wird er dabei ertappt, ſo trifft ihn keine große Strafe, weil er gleichſam als zur Familie gehörig angeſehen wird. Hat er aber einen ſchweren Fehler begangen, ſo will er nicht, daß man ihn ſchimpfe, da die gebräuchlichen Schimpfworte den Vater im Grabe oder ſeine Frauen entehren, ſondern er wirft ſich platt auf den Rücken, hebt die Füße in die Höhe und ruft: „Gäh churdem!“ (Ich aß Koth, d. i. Ich fehlte!), zum Zeichen, daß er die Baſtonnade zu empfangen bereit ſei. In jedem Hauſe mit zahlreicher Dienerſchaft befindet ſich ein Baſtonnadenpfahl (tschubehfelek); nur durch den zeitweiligen Gebrauch oder wenigſtens durch den ſteten Anblick deſſelben iſt es möglich, ſie in Zucht zu erhalten. Die Baſtonnade empfangen (tschub churden, d. i. den Stock eſſen) gilt übrigens durchaus nicht für eine Schande. Nach überſtandener Strafe erhält vielmehr der

Gezüchtigte ein Ehrenkleid, womit er dann vollſtändig rehabilitirt iſt.

Vorzugsweiſe träge zeigt ſich der perſiſche Diener in Verrichtung der Hausarbeiten, was darin mit ſeinen Grund haben mag, daß wegen der großen Zahl der Diener der einzelne wenig zu thun hat und deshalb auch dies Wenige zu thun verſäumt. So z. B. iſt man mit zehn Dienern kaum im Stande, ein Zimmer ohne Möbel rein zu erhalten; ſie begnügen ſich, einmal des Tags die Teppiche abzukehren, während in den etwas höher gelegenen Niſchen der Staub monatelang liegen bleibt und nur einmal im Jahre abgefegt wird. Ich konnte ſo feſt auf dieſe gewohnte Nachläſſigkeit rechnen, daß ich oft mehrere hundert Dukaten, die ich im Koffer nicht ſicher glaubte, frei auf die erhöhte Niſche legte und auch ſtets unberührt wieder vorfand. Sie geben ſich nicht einmal die Mühe, alle Tage das Kehricht zu entfernen, ſondern verbergen es häufig unter dem Teppich, und faſt nie bekommt man ein ſauberes Gefäß oder eine reingewaſchene Kaffeeſchale. Auf Reiſen und in Lagerplätzen hingegen iſt der Diener unermüdlich und fortwährend in Thätigkeit; da verſteht er es, in der ödeſten Gegend ſeinem Herrn eine erträgliche Exiſtenz zu bereiten. Den ganzen Tag läuft er, ſelbſt bei dem ſtärkſten Sonnenbrand, vor deſſen Pferd her, ohne über Ermüdung zu klagen. An der Station angelangt, liebt er es aber, ſchwatzend und rauchend auf dem Teppich zu liegen. Er wartet unverdroſſen an einer Stelle ganze Tage und Nächte hindurch wie ein Hund auf ſeinen Herrn. Soll er vor demſelben erſcheinen, ſo zieht er ſein beſtes Kleid an und reibt beim Eintritt den Unterſchenkel vom Knie bis zur Ferſe mit der Hand, als Zeichen der Unterthänigkeit; nie erlaubt er ſich eine unhöfliche Aeußerung gegen ihn, ſelbſt wenn er mit ungerechten Vorwürfen überhäuft wird.

Dem in Perſien ſich aufhaltenoen Europäer werden dieſe Diener ſehr läſtig. Ihr ſtetes Herumſpioniren um ſeine Perſon, die Gütergemeinſchaft, die Unmöglichkeit im Hauſe nur einen Schritt zu gehen ohne von einem Diener gefolgt zu ſein, ſelbſt beim Gang zum geheimen Gemach, oder auf der Straße ſich zu bewegen ohne immer einige vor ſich hergehen zu haben, ſind Beläſtigungen, an die man ſich nur nach langer Zeit gewöhnt. Im Begriff auszugehen, muß man ſo lange verweilen, bis ſich die Diener geſammelt und in die gehörige Poſitur geſetzt haben. Kein Beſuch findet Einlaß, ehe er ſich von den Dienern die Erlaubniß verſchafft oder durch Geld erkauft hat, ſonſt ſchläft der Herr oder er iſt im Enderun. Anfangs wird man wol, wie auch ich es that, öfter mit den Leuten wechſeln; allein man überzeugt ſich bald, daß alle deſſelben Schlags ſind und man dabei nicht gewinnen, höchſtens verlieren kann. Dazu kommt die Erheblichkeit des Koſtenpunkts. Ein Diener erhält monatlich $2^1/_2$ Dukaten Lohn, mit den Geſchenken und Aneignungen aber beläuft ſich die monatliche Ausgabe auf 4 Dukaten; man verausgabt alſo, da vier Bediente der geringſte Perſonalbeſtand ſind, jährlich eine Summe von 200 Dukaten, und erntet dafür nichts als Verdruß und Unannehmlichkeiten.

Nun meint man vielleicht, es ſei am zweckmäßigſten, einen Diener aus Europa mit ins Land zu bringen oder einen ſolchen dort in Dienſt zu nehmen; allein unter allen Uebeln würde man damit das größte gewählt haben. Dem europäiſchen Diener, der Landesſprache unkundig, iſt jeder Verkehr mit ſeinesgleichen abgeſchnitten, dazu ſelbſt der Anblick eines weiblichen Weſens verſagt, auch ſein Herr ſpricht nach europäiſcher Sitte wenig mit ihm; ſo befindet er ſich in vollkommener Iſolirung, kaum anders wie im Zellengefängniß. uEr wird dadurch ſtörrig und unleidlich, verfällt in Melancholie

oder ergibt ſich dem Trunk, und man ſieht ſich nach kurzer Zeit gezwungen, ihn mit ſchweren Geldopfern in die Heimat zurückzuſchicken. Nur in den Geſandtſchaftshotels, wo viele europäiſche Diener zuſammenleben, iſt es möglich, einigermaßen mit ihnen auszukommen, obwol auch da von Zeit zu Zeit Transportationen ins Mutterland ſtattfinden müſſen. Daher mögen europäiſche Reiſende unter allen Umſtänden vermeiden, ſich von einem Diener aus der Heimat begleiten zu laſſen; die Unannehmlichkeiten ſind für beide Theile unausbleiblich.

In Teheran nehmen die Europäer ihre Diener meiſt aus der Sekte der Dawudi, weil deren Dogmen dem Chriſtenthum näher ſtehen, namentlich die ſtrengen Begriffe von Reinem und Unreinem, wie ſie dem Muſelman vorgeſchrieben ſind, von ihnen nicht anerkannt werden, daher ſie ſich leichter den europäiſchen Bräuchen anbequemen.

Die Hausdienerſchaft beſteht aus folgenden Kategorien:

1) Die pisch-chedmets (Kammerdiener) melden die Fremden an, ordnen die Zimmer und reichen den Gäſten Pfeifen und Kaffee. Sie empfangen guten Lohn und ſchöne Kleidung; ihr Chef, gewöhnlich Verwalter des ganzen Hauſes (nāzir), trägt ſogar ein theueres Shawlkleid, über das er aber, wenn er vor dem Herrn erſcheint, einen langen Tuchtalar wirft; er vermittelt allein den Verkehr des Herrn mit der Außenwelt.

2) Die Faraſche haben für die Teppiche und Zelte zu ſorgen; ſie ebnen den Boden, ſchlagen die Zelte auf und ſchaffen das Brennholz herbei.

3) Die Gulams werden mit den Aufträgen für die Provinz betraut; ſie ſind bewaffnet, um im Fall eines Angriffs ſich vertheidigen zu können.

4) Die āsch-paz (Köche) bereiten die Speiſen und erfreuen ſich, da ſie für Künſtler gelten, beſonders guter

Behandlung und vieler Nachſicht. Ihrem Chef liegt nur die Ueberwachung und die letzte Vollendung der Speiſen ob, während zahlreiche Küchenjungen (aschpæs schägird) die gröbere Arbeit verrichten.

5) Der Kahwedſchi ſorgt für den Thee, Kaffee und Narghile. Auf Reiſen reitet er ein Maulthier; vor ſich hat er einen Querſack mit dem Mundvorrath für den Herrn, während von einer Seite ein Becken mit glühenden Kohlen, von der andern Seite ein Waſſerſchlauch (kābul-mængal) herabhängt, ſodaß er in jedem Moment die Pfeife in Bereitſchaft ſetzen kann.

6) Der mirāchur, d. i. Herr der Krippe, hat die Obhut über den Stall. Bei Ausritten hilft er dem Herrn in und aus dem Sattel und geht, eine reiche, aus verſchieden gefärbtem Tuch moſaikartig zuſammengeſetzte sin-pusch (Satteldecke) über der Schulter tragend, unmittelbar vor dem Pferde her. Der Kauf oder Verkauf eines Pferdes kann nur durch ſeine Vermittelung geſchehen; umgeht man ihn dabei, ſo weiß er ſtets den Handel zu vereiteln oder derart zu wenden, daß derſelbe zum Schaden des Herrn ausſchlägt. Ihm unterſtehen die Pferdeknechte (mehters), deren jedem die Sorge für zwei bis drei Pferde übertragen iſt.

7) Die gulāmbetscheh (Pagen) ſind meiſt körperlich ſchöngebildete Knaben, welche den Verkehr zwiſchen dem Harem und dem Birun (Männerabtheilung) vermitteln, übrigens häufig Anlaß zu böſem Leumund geben. Auch ſie erhalten koſtbare Kleidung.

8) Der kāptschi (Portier) iſt ſtets ein hochbejahrter Mann, welcher die Zugänge zum Harem mit Argusaugen bewacht.

9) Karâûls (Soldatenwachen) werden häufig den Großen von den Regimentern zugetheilt, um zur Vermeh-

rung des Pomps (teschächchus) mit emporgehaltenen Stöcken vor dem Pferde des Herrn einherzuſchreiten.

Es braucht kaum erwähnt zu werden, daß die Diener keine Leibeigenen ſind, ſondern daß es ihnen jederzeit freiſteht, das Haus zu verlaſſen. Da aber ihre Behandlung im Durchſchnitt mild und human genannt werden kann, laſſen ſie ſich in der Regel nur durch äußere Umſtände zum Wechſel der Herrſchaft beſtimmen. Mehrere Generationen bleiben oft als Diener in derſelben Familie.

Welch große Nachtheile jedoch die Sitte, eine ſo zahlreiche Dienerſchaft zu halten, im Gefolge hat, ſpringt in die Augen. Sie führt den Ruin der meiſten Familien herbei und entzieht dem Lande die beſten, bei der dünnen Bevölkerung ſchwer zu entbehrenden Arbeitskräfte. Sehr viele Perſer ſehen und fühlen dieſe Uebelſtände; ſie möchten ſich gern davon befreien, aber keiner hat den Muth, den Anfang zu machen, damit es nicht heiße, er ſei in Ungnade gefallen und ſeine Mittel reichten nicht mehr zum Unterhalt der Diener hin. Allein bei der zunehmenden Verarmung der angeſehenen Familien kann es nicht fehlen, daß die Verhältniſſe ſich endlich von ſelbſt anders geſtalten werden.

B. Sklaven.

Obgleich die Sklaverei ſeit undenklichen Zeiten im Orient gebräuchlich war — denn ſchon Moſes ſpricht davon, indem er ſagt: „Ham ſoll der Diener der Diener ſein“ —, ſo ſcheint ſie doch nie in Begleitung jener ſcheußlichen Misbräuche wie ſpäter bei den Griechen und Römern und andern occidentaliſchen Völkern aufgetreten zu ſein. Der Grund hiervon mag in dem energieloſen Charakter des Orientalen liegen. So wenig er ſich zur Höhe der Tugend, welche für geſellſchaftliche Zwecke Gut und Leben opfert, aufzuſchwingen vermag, ebenſo wenig ſinkt er zu ſolcher Tiefe des Laſters,

um menſchliche Weſen mit conſequenter Unbarmherzigkeit auszubeuten, ſie mit den Thieren auf gleiche Stufe zu ſtellen. Kriegsgefangene blieben daher im Orient nie durch mehrere Generationen Sklaven; war der erſte Racheact nach der Beſiegung vollzogen, ſo machte ſich bald die angeborene mildere Geſinnung geltend; die Beſiegten oder ihre Kinder wurden frei und traten in die Rechte der Eingeborenen.

Noch heutzutage wiederholen ſich dieſe Vorgänge in Buchara, Chiwa und Turkiſtan; es werden dort jährlich eine Anzahl Perſer, früher auch Ruſſen, geſtohlen, als Sklaven verkauft und als Viehhüter oder Ackersleute verwendet, doch nach Verlauf einiger Jahren gelangen ſie wieder zur Freiheit und ſiedeln ſich im Lande an.

Darum kam es auch im Orient niemals zu jenen blutigen Sklavenempörungen, wovon die römiſche und die Geſchichte der neuern Zeit ſo entſetzliche Beiſpiele aufweiſt, und fand man ſich infolge deſſen dort nicht zu ſo grauſamen Repreſſivmaßregeln veranlaßt.

Die meiſten in Perſien lebenden Sklaven (zerchærid, für Gold gekauft, khulam der männliche, kæniz der weibliche Sklave) ſind in Afrika geboren und in ihrer Kindheit über Buſhir von Mascat, ein kleiner Theil auch über Bagdad von Arabien eingeführt. Man unterſcheidet zwei Raſſen: 1) die Habeſchi mit dünner, nicht eingedrückter Naſe, nur wenig aufgeworfenen Lippen und Kraus- doch nicht Wollhaar; 2) die Zengi aus Zengebar mit dem vollen Negertypus. Erſtere ſind wegen ihrer Körperſchönheit und Intelligenz geſchätzter und theuerer als die letztern.

Die Zahl der weißen Sklaven beſchränkt ſich auf einige Individuen aus dem Stamme der Turkomanen (Mogolen) und Beludſchen; denn die Kriege der Perſer mit dieſen angrenzenden Stämmen ſind meiſt paſſiver Natur, und gelingt es auch bei den Streifzügen einige Gefangene zu machen, ſo

reicht ihre Zahl gewöhnlich nicht zum Auswechſeln der eigenen Leute hin, ſodaß nur wenige und zwar meiſt weiblichen Geſchlechts als Sklaven im Lande zurückbleiben. Dieſe aber finden bald einen Mann und werden dadurch frei. Selbſt die männlichen Gefangenen erhalten, ſobald ſie von der Sekte der Sunis zu jener der Schieh übertreten, in der Regel die Freiheit. Einige Kurdenſtämme verkaufen zwar ihre Töchter für geringes Geld an perſiſche Familien, doch können ſolche Mädchen eigentlich nicht als Sklavinnen zählen, da ſie, ſobald ſie herangewachſen ſind, von einem Glied der Familie geheirathet werden und hiermit aus dem Sklavenſtand heraustreten. In frühern Zeiten fand ein ähnliches Verhältniß mit den Kaukaſierinnen ſtatt; die Mädchen wurden von den Aeltern verkauft oder auch in Streifzügen gefangen, und waren wegen ihrer Körperſchönheit ſehr geſucht. Unter der Dynaſtie der Safavieh gehörten die meiſten Frauen der königlichen Familie und der angeſehenen Chane dieſen Stämmen an; allein die Erweiterung der ruſſiſchen Herrſchaft im Kaukaſus hat dem betreffenden Handel ein Ende gemacht. Einzelne, hier und da noch geheim ins Land geführte Individuen werden, wenn von der ruſſiſchen Geſandtſchaft ausgeforſcht, ohne Verzug in ihr Vaterland zurückgeſchickt. Mehrere Fälle dieſer Art ſind mir während meiner Anweſenheit bekannt geworden.

Der Sklave wird in Perſien nie zu ſtrenger Arbeit oder zum Landbau verwendet, ſondern nur in großen Häuſern als Luxusartikel gehalten; es gehört zum Pomp, verſchiedenfarbiges Geſinde zu haben. Daher gibt es keine Sklaven auf dem Lande, oder in Fabriketabliſſements, oder in den Häuſern der Armen. Als Gründe dafür kann man anſehen: 1) Zwangsarbeit widerſtrebt überhaupt dem Charakter des Volks. Wenn ein Sklave wegen Ueberbürdung mit ſchwerer Arbeit Klage führte, ſo würde ſeinem Herrn das Recht auf ihn für immer

abgeſprochen werden und derſelbe gezwungen ſein, ihn entweder an einen andern zu verkaufen oder ganz freizulaſſen. 2) Einen Sklaven an einen andern Herrn zu verkaufen, gilt nicht für anſtändig; man entſchließt ſich nur im Fall der äußerſten Noth dazu, oder wenn er ſich ſo halsſtarrig, widerſpenſtig und boshaft zeigt, daß ſein Bleiben im Hauſe unerträglich wird. Doch findet ſich dann ſelten ein Käufer, ſodaß man ein ſolches Subject nolens volens emancipiren oder einfach ohne Ertheilung eines Freibriefs wegjagen muß. Ferner verlangt es die Sitte, beim Eintritt eines glücklichen Familienereigniſſes, bei Geburten, Hochzeiten u. ſ. w., ebenſo durch teſtamentariſche Verfügung, einem oder mehrern Sklaven die Freiheit zu ſchenken. 3) Die Sklavenarbeit würde zu theuer kommen; denn obwol die Einkaufspreiſe ſehr mäßig ſind, ſo gewinnt doch die Kapitalanlage durch den traurigen Umſtand an Bedeutung, daß die Schwarzen in Perſien nur kurze Zeit am Leben bleiben. Das Klima des iraniſchen Plateaux ſagt ihnen nicht zu. Viele erliegen den Blattern, zu denen ſie insbeſondere bei ihrer Ankunft disponirt ſind; nur wenige erreichen eine Lebensdauer von über 30 Jahren, die meiſten ſterben früher an Tuberkuloſe und Skrofuloſe. Während die genannten Krankheiten bei der weißen iraniſchen Raſſe nur höchſt ausnahmsweiſe vorkommen, erkranken faſt alle Schwarzen in den zwanziger Jahren daran und unterliegen denſelben nach mehrjährigem Siechthum. Beſonders werden Mütter bald nach der Entbindung davon befallen. Ihre Kinder läßt man zwar ſorgfältig durch Ammen ernähren, denn man ſieht gern einen im Hauſe geborenen Schwarzen (chānezād*) mit den eigenen Kindern aufwachſen; dennoch

*) In der lutheriſchen Bibelüberſetzung (Prediger, II, 7) wird בְּנֵי בַיִת mit Geſinde überſetzt; das Wort entſpricht jedoch ganz dem perſiſchen chāneh zād und bedeutet: im Hauſe geborene Sprößlinge von Sklaven.

beginnen ſie bald zu kränkeln; erſt im dritten Jahr erlangen ſie den Gebrauch der Füße, und es ſind nur ſehr ſeltene Fälle bekannt, vielleicht kaum zehn in der ganzen Stadt Teheran, daß Sklavenkinder das Alter der Pubertät erreichten. Durchſchnittlich können die Arbeitsjahre eines Sklaven kaum auf ſechs angeſchlagen werden. So iſt es erklärlich, daß man, obgleich die Sklaveneinfuhr in Perſien ſeit Jahrhunderten beſteht, und obgleich der Sitte gemäß jedem männlichen Sklaven eine Sklavin als Weib zugeſellt wird, doch keine ſchwarze Nachkommenſchaft und faſt abſolut keine Miſchlingsraſſe daſelbſt findet; denn die Mulatten unterliegen demſelben traurigen Naturgeſetz, ſie ſterben in der zweiten oder dritten Generation durch Krankheiten aus.

Die Behandlung der Sklaven iſt, wie ſich hiernach annehmen läßt, ſchonend und mild. Körperliche Züchtigung kommt höchſt ſelten und nur in ſchwachem Maße vor. Sie ſind gut genährt und gekleidet, und es wird für ihre Verheirathung und die Erziehung ihrer Kinder geſorgt. Bei ſchlechter Behandlung ſteht ihnen das Recht der Klage zu; iſt die Mishandlung erwieſen, ſo können ſie darauf dringen, an einen andern Beſitzer verkauft zu werden. Ja es geſchieht wol, daß wenn in einem Hauſe ein Sklave gepeinigt oder verwundet worden, alle Sklaven der Stadt ſich tumultuariſch um das Haus zuſammenrotten und ſo das Gericht zur Unterſuchung des Falles nöthigen. Freigelaſſene Sklaven bleiben gewöhnlich nebſt ihren Nachkommen als Diener im Hauſe zurück, indem ſie ſich als zu deren Familie gehörig betrachten.

Da bei ihrer Ankunft im Lande die Schwarzen noch im kindlichen Alter ſtehen, bekehren ſich alle zum Islam. Sie vergeſſen auch meiſt ihre Mutterſprache und ſprechen perſiſch; nur wenige hört man untereinander im Idiom ihres Landes converſiren. Dabei iſt es eigenthümlich, daß ſie, obwol ſeit

früheſter Kindheit perſiſch ſprechend, ja daß ſelbſt die im Lande geborenen an der platten Ausſprache unfehlbar als Neger kenntlich ſind. Es führt dies zu der Annahme, daß die einer Sprache eigenthümlichen Laute und Accente wenigſtens ebenſo ſehr von der Raſſe des betreffenden Volks und der in ihr vorherrſchenden Bildung des Kehlkopfs und der ſonſtigen Stimmorgane, als von der Gewohnheit abhängen. Jüdiſche Knaben z. B., mögen ſie auch von früheſter Kindheit an unter Chriſten gelebt und von ihnen deutſch, franzöſiſch oder eine andere Sprache gelernt haben, werden doch von Juden an der Ausſprache leicht als Stammgenoſſen erkannt; und nicht ſelten wird in jüdiſchen Familien ein Kind geboren, das beim Sprechen mit der Zunge anſtößt und dadurch unwillkürlich die Ziſch- und Kehllaute des ſemitiſch-arabiſchen Jargons hervorbringt, die es doch nie früher gehört hat.

In ihrer Kleidung lieben die Sklaven noch mehr als die Perſer ſchreiende Farben. Die Sklavinnen tragen auf der Gaſſe ebenfalls den Schleier und den Dominomantel, ſodaß ſie ſich in der Tracht von den perſiſchen Frauen nicht unterſcheiden.. Die körperliche Ausdünſtung der Schwarzen iſt, namentlich bei großer Hitze, dem Weißen höchſt widerlich, ja faſt unerträglich. Sie ſind trotzig und ſtörrig wie die Maulthiere, und haben ſie ſich einmal in den Kopf geſetzt, daß ein Geſchäft oder eine Arbeit nicht für ſie paſſe, ſo vermag keine Drohung oder Strafe ſie dazu anzuhalten. Eine Sklavin, welche einmal die Gunſt ihres Herrn genoſſen hat, wird eiferſüchtig und iſt im Stande, den Gegenſtand ihrer Eiferſucht, die legitime Frau, zu vergiften. Ich erlebte den Fall, daß eine Sklavin, um ſich an der legitimen Frau zu rächen, deren Säugling mit Opium vergiftete; es gelang mir, das Kind zu retten; die Sklavin erhielt die Baſtonnade und wurde ohne Freibrief aus dem Hauſe gejagt. Ohne Freibrief (āzād-nāmeh) entlaſſene Sklaven oder Sklavinnen

finden nur ſchwer wieder ein Unterkommen oder einen Dienſt, weil man natürlich eine ſchlimme Urſache der Entlaſſung muthmaßt, und ſind daher verurtheilt, vom Bettel ihr Leben zu friſten. Selbſt die mit Freibrief verſehenen Schwarzen werden nicht gern zur Arbeit gedungen, denn der Neger arbeitet anhaltend nur, wenn er gewaltſam dazu gezwungen wird; ſich ſelbſt überlaſſen, gibt er dem angeborenen Triebe der Indolenz und Faulheit nach.

Aus meinen beſchränkten Erfahrungen ſchien mir hervorzugehen, daß die Negerraſſe an geiſtiger Anlage und Erziehungsfähigkeit der weißen weit nachſteht, womit jedoch keineswegs die Sklaverei, der Satz: „Hham ſoll dir dienen", vertheidigt werden ſoll. Ich halte es überhaupt für ſehr gefehlt, wenn die Vertheidiger des Abolitionsprincips die Gleichberechtigung der Menſchen durch die gleiche natürliche Anlage beweiſen zu müſſen glauben. Denn ungleiche Anlage gibt durchaus nicht das Recht zur Unterdrückung einer Raſſe oder eines Individuums; mit Einräumung dieſes Rechts müßte man ja zu dem abſurden Schluſſe gelangen, daß der Begabtere oder ſich begabter Dünkende befugt ſei, alle minder Begabten zu unterdrücken und als Sklaven zu behandeln! Andererſeits glaube ich aber an die Erblichkeit und Fortpflanzung der Erziehung von einer Generation auf die andere beim Menſchen, wie in gewiſſem Grade auch beim Thiere. Das Füllen eines arabiſchen Pferdes iſt bereits halb erzogen, wenn es aus dem Mutterleibe kommt, das Hühnchen, wenn es aus der Eierſchale kriecht; hingegen bleibt das Junge des wilden Eſels unbändig, ſei es auch in den erſten Tagen nach der Geburt eingefangen und von einer zahmen Eſelin genährt worden; erſt in ſpätern Generationen verſchwindet mehr und mehr die Wildheit der Raſſe. Aehnlich verhält es ſich mit dem Menſchen. Die Erziehung erbt ſich bei ihm fort, und nur mittels der durch eine lange Reihe von

Generationen fortgeſetzten Bildung kann die höchſte intellectuelle Kraft erreicht werden. Man wende uns nicht ein, daß oft Kinder von Gelehrten ſchwachen Geiſtes ſind, während Söhne von Arbeitsleuten zur höchſten geiſtigen Entwickelung ſich emporſchwingen. Gelehrte befinden ſich zuweilen in anormalem Zuſtand, indem ihre geiſtige Thätigkeit die zur Fortpflanzung nothwendige körperliche Kraft zurückdrängt; und andererſeits gibt es auch unter Bauern tüchtige Denker, welche das intenſive Denkvermögen auf ihre Nachkommen forterben können. Jedenfalls wäre erſt die Probe zu machen, ob nicht bei länger fortgeſetzter Cultur die Anlagen der Neger denen der Kaukaſier ebenbürtig werden.

Bei der numeriſch geringen Einfuhr von Sklaven und der humanen Behandlung, die ihnen in Perſien zutheil wird, darf es nicht wundernehmen, daß die engliſche Regierung keinen Eifer zeigt, ihrem Alliirten, dem Imam von Mascat, in dem Handel damit hinderlich zu ſein. Den Centralpunkt für den perſiſchen Sklavenhandel bildet die Stadt Schiraz; von dort aus werden die Neger mittels Karavanen in die andern Städte des Landes geführt. Der Preis eines Sklavenknaben variirt zwiſchen 12—18 Dukaten. Den höchſten Preis, 70 Dukaten, ſah ich für eine ſchöne Habeſſinerin bieten. Der Gouverneur von Schiraz kauft von Zeit zu Zeit Sklaven und Sklavinnen auf, und ſendet ſie als Geſchenk an den königlichen Hof und an die einzelnen Großen. Es iſt Sitte, einer hochgeſtellten Dame bei ihrer Vermählung einige Sklaven als Heirathsgut mitzugeben.

Den Europäern iſt es nach perſiſchem Geſetz eigentlich nicht geſtattet, Sklaven zu halten; doch wird davon Umgang genommen: ſowol in Schiraz als auch in Teheran haben einige Europäer Sklaven im Hauſe. Letztere können allerdings nach Belieben das Haus verlaſſen; ſie brauchen nur zu erklären, daß ſie als Muſelmanen nicht in einem chriſt-

lichen Hauſe dienen wollen, ſo ſind ſie entweder frei oder müſſen an andere Herren verkauft werden. Ebenſo dürfen diejenigen Perſer, welche engliſchen oder ruſſiſchen Schutz genießen und daher als Unterthanen dieſer Mächte betrachtet werden, ſtreng genommen keine Sklaven beſitzen, und kommt es zu einer officiellen Klage deshalb, ſo wird auch ihren Sklaven die Freiheit zuerkannt, wie folgender Fall beweiſt. Ein zugereiſter engliſcher Conſul genoß die Gaſtfreundſchaft des engliſchen Schützlings Hadſchi Abdul Kerim Herati in Teheran und wohnte in deſſen Hauſe. Da ſtellten ſich ihm eines Tags die ſämmtlichen Sklaven des Hauſes vor und verlangten, dem engliſchen Geſetz gemäß, Löſung aus den Banden der Sklaverei. Der Conſul ſah ſich in der Nothwendigkeit, die genoſſene Gaſtfreundſchaft mit dem bedeutenden Schaden ſeines Gaſtfreundes zu vergelten und die Sklaven deſſelben frei zu erklären.

Aus allem vorſtehend Geſagten erhellt, daß, mit Ausnahme der allerdings höchſt traurigen Sanitätsverhältniſſe, das Los der Sklaven in Perſien kein hartes iſt, ja daß man überhaupt dieſen Zuſtand kaum mit dem Namen Sklaverei bezeichnen kann.

C. Eunuchen.

Als Hüter der Harems ſind nach orientaliſcher Anſchauung die Eunuchen unentbehrlich. Größtentheils Sklaven, gibt es doch auch einige in Perſien, welche den Freibrief erhielten oder urſprünglich ſchon Freie waren; dieſe dürfen natürlich nach Belieben ihren Aufenthalt wählen und ihre Dienſte für Entgelt anbieten. Bei weitem die Mehrzahl ſind Schwarze, die in ihrer Kindheit von Afrika eingeführt wurden. Da die meiſten Kinder an dieſer Operation, bei welcher bekanntlich die Geſchlechtstheile vollſtändig abgetragen werden, zumal bei dem rohen Verfahren, zu Grunde gehen,

ſo iſt der Preis für Eunuchen wenigſtens dreimal ſo hoch als für andere Sklaven. In frühern Zeiten, als die Perſer häufig im Kaukaſus Kriegsgefangene machten oder ihnen Knaben von dort verkauft wurden, exiſtirten auch viele weiße Eunuchen; der letzte dieſer Kategorie ſtarb während meiner Anweſenheit im Jahre 1856. Außerdem kam es ſonſt in den Bürgerkriegen vor, daß die Nachkömmlinge von Parteichefs verſtümmelt wurden, um ſie zur Thronfolge unfähig zu machen. Den Gründer der jetzt herrſchenden Kadſcharen-Dynaſtie, Chadſche Mehmed Chan, traf z. B. dieſes Los. Jetzt wird die Verſtümmelung nur noch als Strafe für ein unnatürliches Verbrechen, wenn Nothzucht dabei ſtattgefunden, verhängt. In Teheran ſelbſt ereignete ſich zur Zeit meines dortigen Aufenthalts nur ein Fall dieſer Art, aus der Provinz ſind mir aber mehrere zur Kenntniß gelangt. Selbſtverſtändlich ſind es ſtets erwachſene Perſonen, welche dieſer grauſamen Strafe unterliegen, daher ſelten einer mit dem Leben davonkommt. Wer aber die Operation überſteht, findet dann in einem Harem glänzende Unterkunft, da weiße Eunuchen als beſonderer Luxusartikel ſehr geſucht ſind.

Eine dritte Kategorie bilden die natürlichen Eunuchen. Die Zahl der mit misbildeten oder kaum angedeuteten Genitalien Geborenen iſt nämlich auffallend groß; ich kannte deren viele in Teheran: ein Sohn des Premierminiſters z. B., Alidſchan genannt, gehörte dazu, und in der kleinen chriſtlichen Gemeinde zu Iſpahan fand ich zwei dergleichen Individuen. In Sprache, Phyſiognomie, Kehlkopfbildung und Bartmangel gleichen ſie ganz den künſtlichen Eunuchen; ſie ſind ebenfalls für die Harems ſehr begehrt. Doch laufen auch viele Kryptorchiten mit unter, die dann, nachdem der Irrthum entdeckt worden, wieder aus dem Eden verwieſen werden.

Die Körperbildung der Eunuchen nähert ſich, wie

bekannt, dem weiblichen Typus. Das Fehlen des Barts und des Adamsapfels gibt ihrer Phyſiognomie einen eigenthümlichen Ausdruck und erhält dieſelbe lange Zeit ſtationär, ſodaß man nach dem Ausſehen ihr Alter kaum beiläufig errathen, vielmehr leicht um 20—30 Jahre ſich irren kann. Im hohen Alter wachſen ihnen einige Barthaare, während das Geſicht von tiefen Runzeln durchfurcht wird. Bei vielen bilden ſich die Brüſte zu einer erklecklichen Größe aus. Am übrigen Körper dagegen bleiben ſie mager, nur bei einigen fand ich ausnahmsweiſe Fettleibigkeit. Ihre Geſichtsfarbe iſt nie von jener Ebenholzſchwärze, wie man ſie ſonſt wol bei Negern trifft, ſondern ſchwarzbraun oder ſchmuzig-ſchwarz. Abweichend von den übrigen eingeführten Schwarzen, die, wie erwähnt, alle frühzeitig ſterben, erreichen viele Eunuchen ein hohes Alter.

Mehr als an Männer attachiren ſich die Eunuchen an Kinder und an die Frauen, denen ſie bei ihren Intriguen behülflich ſind. Habſüchtig, geizig, eitel und abergläubiſch, ſind ſie doch durchaus nicht boshaft, grauſam und heimtückiſch, wie ſie uns gewöhnlich geſchildert werden. Sie ſind prunkliebend und halten namentlich viel auf ſchöne Pferde und Vögel. Auch für Pflanzen und Blumen, welche ſie mit beſonderer Vorliebe cultiviren, haben ſie Paſſion. Man findet in den königlichen Schlöſſern kaum eine ſchöne Blume, weil die Eunuchen ſie ſofort heimlich ſich aneignen.

Vor allen Dienern des Hauſes genießen ſie den Vorrang; ihnen kommt der Titel chādsche (Patron) zu. Man vertraut ihnen die Schlüſſel zu allen Habſeligkeiten an; ſie erhalten prächtige Kleidung und eigene Dienerſchaft zu ihrem Gebrauch. Wider die geſetzliche Beſtimmung wird ihnen ſogar geſtattet, eine Frau zu nehmen; ſo heirathete z. B. der erſte Eunuche des Königs, Baſchir-Chan, nach dem Tode

des Mahmed Schah eine von deſſen ſchönſten Frauen, in welche Wahl die Frau aus ſelbſtſüchtigen Zwecken willigte.

Das Schickſal dieſes Mannes iſt ſo bezeichnend für die orientaliſchen Zuſtände, daß ich die Mittheilung deſſelben nicht unterlaſſen kann. Er war als Knabe nach Perſien gebracht und der Mutter des jetzigen Königs zum Geſchenk verehrt worden. Als der Kronprinz, deſſen Kindheit er überwacht hatte, auf den Thron kam, ward er von dieſem zum Chef der Eunuchen (chādsche bāschi) ernannt. Von Körper ſchön gebildet — er war Habeſſinier von Geburt — entfaltete er großen Luxus; er hatte die ſchönſten Pferde und Waffen, die ſchönſte Frau, und war einer der beſten Schützen. Die Frauen des Harems behandelte er ſehr ſtreng, ja ausnahmsweiſe grauſam. Auf ihren Betrieb mußte er deshalb ſeinen Poſten mit dem eines Generals der irregulären Cavalerie vertauſchen, und der Miniſter Mirza Taghi Chan Emir-ſetzte ſeinen bisherigen übermäßigen Jahresgehalt auf 2000 Dukaten herab. Hierüber beklagte er ſich bitter und in unhöflichen Ausdrücken. Da fragte der Emir die Umſtehenden: „Wie hoch iſt wol der Preis eines Coco“ (Spottname der Schwarzen)? „Dreißig Dukaten“, lautete die Antwort. „Nun ſeht“, ſprach er lächelnd, „dieſer hier hält ſich mit 2000 Dukaten noch nicht genügend bezahlt.“ Nach dem Sturz des Emir beſſerten ſich ſeine Verhältniſſe wieder; er wurde abermals Chadſche baſchi. Allein die Frauen intriguirten aufs neue gegen ihn, indem ſie behaupteten, der Kronprinz, der Liebling des Königs, ſei durch ſeine Schuld beinahe ums Leben gekommen. Die Intrigue gelang und er wurde zur Haushaft verurtheilt. In dieſer Zeit beſuchte ich ihn oft. Ich fand ihn faſt immer von Opium und Wein berauſcht, die Bindehaut ganz von Blutadern unterlaufen. Er verlor bedeutende Summen im Kartenſpiel, auch ſeine Frau verſchwendete viel Geld mit ihrem

Geliebten, ſodaß der König ſich oft genöthigt ſah, die Schulden für ihn zu bezahlen. Im Sommer 1859 unternahm der Schah eine Reiſe in die Provinz, nachdem er Baſchir-Chan ausdrücklich verboten, ihm zu folgen, jedoch wiederum 1000 Dukaten zur Tilgung ſeiner Schulden angewieſen hatte. Kaum war er aber zwei Tagereiſen von der Stadt entfernt, ſo reiſte ihm trotzdem der Eunuche nach, ſich rühmend, er habe oft genug die Windeln des Kronprinzen gereinigt, als daß ihm derſelbe jetzt als Schah den Zutritt verweigern könnte. Angekommen am Hoflager zu Hauze-Sultan, auf dem Wege nach Kum, ſpielte Baſchir-Chan in einem dem königlichen benachbarten Zelte mit mehrern Höflingen Karten. Die Geſellſchaft war ziemlich berauſcht, und da einer der Mitſpielenden, Jahia Chan, ihm ſeine Zudringlichkeit und den Mangel an Disciplin vorwarf, ſchlitzte er mit ſeinem Tſcherkeſſendolch deſſen Wangen und Naſe auf. Der Verwundete drang bluttriefend und mit herabhangender Wange in das königliche Zelt, Gerechtigkeit fordernd. Baſchir-Chan wurde vor den König gebracht. Zu ſeiner Vertheidigung ſprach er nur die Worte: „Zer chærid em!“ (Ich bin ein für Geld Erkaufter, d. h. ich habe als Sklave keine Verantwortlichkeit, dieſe fällt allein auf meinen Herrn). Durch dieſen Trotz aufs äußerſte gereizt, winkte der König dem Scharfrichter und rief: „Bæzæn!“ (Haue!), und in demſelben Moment rollte das Haupt des Eunuchen auf die Erde. Der Schah belohnte den Henker für die flinke Execution mit 10 Dukaten und befahl, den Leichnam in die Wüſte zu ſchleudern und unbegraben den Raubthieren zum Fraß zu überlaſſen. Doch bewachten denſelben zwei Hunde des Getödteten getreulich mehrere Tage hindurch, ohne Speiſe und Trank zu ſich zu nehmen. Als der König dies erfuhr, gab er nachträglich die Genehmigung zum Begräbniß. Später mag ihn die übereilte Strafvollſtreckung an einem allerdings vorwitzigen

Diener, von dem er jedoch als Kind gepflegt und erzogen worden war, wol gereut haben.

Zu Zeiten Feth-Ali's und Mehmed Schahs gelangten mehrere Eunuchen zu den höchſten Stellen und Würden des Reichs. Es waren dies Georgier, welche Agha Muhamed Chan, der erſte Kadſcharenfürſt, auf ſeinem Raubzug erbeutet hatte. Zwei von ihnen, Mutammed eddauleh und Cosruw-Chan Vali, ſtehen heute noch bei den Perſern in großem Ruf; der erſte, Gouverneur von Ispahan, ſtellte die Sicherheit der Wege und Straßen her, zerſtörte die einzelnen Raubſchlöſſer und befeſtigte das gelockerte Anſehen des Schah in der rebelliſchen Provinz Arabiſtan; der andere, abwechſelnd Gouverneur in Yezd, Kurdiſtan, Kaswin, zeichnete ſich durch ſeine beſondere Körperſtärke, von der man im ganzen Land die abenteuerlichſten Anekdoten erzählt, aus. Ich lernte ihn als Greis von einigen ſiebzig Jahren in Teheran kennen, und ich habe allerdings nie einen kräftigern Knochenbau geſehen. Er erzählte mir mit großer Geſchwätzigkeit von ſeinen frühern Waffenthaten und führte wohlgefällig ſeine Pferde vor, denen er alle möglichen Droguen verordnen ließ, während er ſelbſt niemals Medicamente nahm. Beſonders gern ſprach er über religiöſe Gegenſtände. Bis zu ſeinem ſechzehnten Jahre Chriſt, dann zum Uebertritt zum Islam gezwungen, neigte er ſich ſpäter dem Judaismus zu, in der Meinung, als Abkömmling einer georgiſchen Patricierfamilie ſei er urſprünglich von jüdiſchem Stamm.*) Eines Tags erzählte er mir, wie er ſelbſt lange über ſeine Abſtammung in Zweifel geweſen und deshalb um ein Traumgeſicht — das gewöhnliche orientaliſche Auskunftsmittel — zu Gott gefleht habe. In der nächſten Nacht ſei ihm der König

*) Der Reiſende Iſhak Kaswini behauptet daſſelbe von den georgiſchen Fürſten.

Dawud (David) in vollem königlichen Schmuck erſchienen, um ihn als directen Nachkommen von ſich zu begrüßen. Seitdem wäre er ſeiner Sache gewiß; er habe hebräiſch gelernt und bereite ſich alle Speiſen ſelbſt nach jüdiſcher Vorſchrift. Seine Religion beſtand aus einem Gemiſch von Judaismus, Chriſtenthum und Islam, oder vielmehr er war einen Tag Jude, den andern Chriſt, den dritten Mohammedaner. Als er endlich, von Apoplexie getroffen, ſchwer erkrankte, ſchenkte er Summen Geldes zu gleichen Theilen an den Rabbi, den Mula und den Keſchiſch (chriſtlichen Prieſter), und verſäumte nicht, auch dem Mabed (Gebernprieſter) ſeinen Theil zukommen zu laſſen; denn, ſagte er, vielleicht beſitzt dieſer die rechte Fürſprache. Nach ſeinem Tode fiel ſein reicher Beſitz an den Schah, da er bis zum Ende Sklave geblieben war, der Sklave aber rechtlich keinen Beſitz erwerben kann, ſondern mit Leib und Vermögen dem Beſitzer gehört; er heißt immer Zerchärid (mit Gold erkauft), auch wenn er, wie dies mit Cosruw Chan und mit mehrern ſeiner Genoſſen der Fall war, als Kriegsgefangener in Sklaverei gerieth.

Unter dem jetzigen Schah iſt der Einfluß und das Anſehen der Eunuchen ſehr geſunken; die weißen wurden aus übertriebener Eiferſucht gänzlich aus den Harems verbannt. Der Chadſche baſchi hat zwar noch die Schlüſſel der königlichen Chatoulle in Verwahrung und verſiegelt noch die für den Schah beſtimmten Speiſen, um ſie vor gefährlicher Beimiſchung zu ſichern; ſein Einkommen aber wurde ſehr beſchränkt, und er iſt wieder ausſchließlich an den urſprünglichen Beruf, die Bewachung der königlichen Frauen verwieſen. Auch werden bereits in reichen Häuſern die Eunuchen, weil der Preis derſelben in ſtetem Steigen begriffen iſt, durch alte Leute (risch-sefid) erſetzt.

VIII.

Bildung, Wiſſenſchaften und Künſte.

Bildungserforderniſſe. Sprache. Schrift. Dialekte. Ausſprache. Die Schreibſchrift. Kalligraphie. Schreibmaterial. Elementarſchulen und weiterer Unterricht. Einfluß der Nationaldichter. Die neuen Poeten. Poeta laureatus. Gaſſenpoeſie. Chronogramme. Erdkunde. Geſchichte und Geſchichtſchreibung. Buchdruck und Lithographie. Manuſcripte. Bibliotheken. Officielle Zeitung. Macht der Preſſe. Stil und Form der Briefe. Die Munſchi. Arithmetik. Alchemie. Aſtrologie. Zeitrechnung und Kalender. Philoſophie. Studien in den Madraſſes. Abnahme der Bildung. Schrift der Armener, Chaldäer und Juden. Malerei. Die Bildergalerie des Schah. Geſang, Muſik und Tanz.

Von der Anſicht ausgehend, erſtens alle Naturphänomene laſſen ſich ſpeculativ erklären, zweitens mit den Griechen und Arabern habe das menſchliche Wiſſen ſeinen Abſchluß gefunden, widmet der Perſer den exacten Wiſſenſchaften geringe Pflege. Seine Anforderungen an eine gute Erziehung beſchränken ſich auf oberflächliche Kenntniß der arabiſchen Sprache (arabiet), des Briefſtils und der Nationaldichter. Wer überdies die Regeln des Anſtands (adeb) innehat und hier und da ein Gelegenheitsgedicht zu machen verſteht, der iſt zu allen Würden und Aemtern befähigt, zum General ſowol wie zum Großvezier; und hat er das Glück, Chef eines Tribus zu ſein, ſo kann er unter günſtigen Umſtänden

den Blick noch höher erheben und nach der Krone greifen (ideā-i-sultænet).

Damit man den üblichen Bildungsgang richtig verſtehe, muß ich etwas ausführlicher über Sprache und Schrift handeln; denn obwol dieſe nur als Mittel zur Erlangung von Kenntniſſen dienen ſollen, begnügt ſich der Perſer, das Mittel mit dem Zweck vertauſchend, eben nur ſie ſich anzueignen.

In den verſchiedenen Theilen des Reiches Iran wird zwar perſiſch (zæbane farsi), türkiſch, kurdiſch, armeniſch, chaldäiſch und arabiſch geſprochen, doch nur die perſiſche erhob ſich zur Schrift- und zur Literatursprache. Nächſt ihr iſt die türkiſche am meiſten verbreitet, ja in einzelnen Bezirken ſpricht und verſteht das Volk nur türkiſch. Diejenigen aber, welche des Schreibens kundig ſind, und zwar nicht blos in Perſien, ſondern auch faſt alle Gebildeten in Turkiſtan, Afghaniſtan, Siſtan, Beludſchiſtan und ſelbſt Indien, bedienen ſich des perſiſchen Idioms zur Correſpondenz.

Die perſiſche Sprache iſt der germaniſchen am meiſten verwandt, was dem Deutſchen die Erlernung des Perſiſchen ſehr erleichtert. Nicht allein daß viele Worte identiſch ſind, ſondern auch die Fügung der Sätze und die Art, die Gedanken in Worte zu kleiden, ſind häufig analog. Dies veranlaßt den Perſer, das Wort German von Kerman abzuleiten. Wie dem auch ſei, ſoviel wird jedem unbefangenen Beobachter, der längere Zeit im Lande lebte, aus Phyſiognomie, Gebräuchen, Sprache, Sitten und Traditionen klar, daß der perſiſche und der germaniſche Stamm in der Urzeit wenigſtens lange zuſammengelebt haben müſſen.

Mit dem Islam wurde der perſiſchen Sprache und Schrift das fremde arabiſche Element aufgedrungen, das aber der Perſer niemals gehörig verdauen konnte. Nur mit großer Anſtrengung vermochte er die Ziſch- und Kehllaute

nachzuahmen; er adoptirte daher die Worte, ohne jedoch ſeine bisherige Ausſprache oder die Syntax weſentlich umzuwandeln. Aus dieſem Grunde iſt es äußerſt ſchwierig und nur nach langem Studium der arabiſchen Grammatik möglich, das Perſiſche richtig zu ſchreiben. Bezeichnenderweiſe gibt es auch zwar verſchiedene, im Lande gedruckte arabiſche Grammatiken und Syntaxen, aber keine einzige perſiſche Grammatik. Uebrigens klingt die Sprache, wie ſie von den Gebildeten geſprochen wird, ſchön und kräftig; ſie eignet ſich zum poetiſchen Ausdruck wie zu ſchönen Wendungen und Wortſpielen. Auch die meiſten Leute vom Volk, obwol ſie untereinander ihren Jargon ſprechen, verſtehen doch die Sprache der Gebildeten. Faſt jede Stadt hat ihren eigenthümlichen Accent (laadschèh), woran die Einwohner erkannt werden; am ſchärfſten betonen die Kaſchaner, am wohlklingendſten ſprechen die Schirazer.

Da der Perſer die Kenntniß ſeiner Sprache nicht durch grammatiſche Studien erwirbt, ſondern, außer durch Umgang, durch das Leſen und Hören der guten Poeten, ſo macht ſich in ſeiner Rede ſtets ein gewiſſer poetiſcher Schwung bemerkbar; er beobachtet unwillkürlich die Geſetze der Euphonie und Proſodie; er ſucht den Satz abzurunden und fügt, wo es der Wohlklang zu erheiſchen ſcheint, tautologiſche Wörtchen ein. Dictirte ich meinem Mirza einen Brief oder ſelbſt ein Kapitel aus der Anatomie, ſo ſetzte er oft ſinnentſtellende Worte zu, und wenn ich ihm dann befahl, ſie wieder zu ſtreichen, las er meinen Satz laut vor und ſagte, plötzlich mit der Stimme ſtockend: „Sahib, hier fehlt etwas!“ So opfert der Perſer häufig den Sinn einer Rede dem ſchönen Klang der Worte auf. Als Zeichen ſeiner Bildung gilt es, viele arabiſche Epitheta anzuhäufen und Synonyma zu brauchen, die ſich miteinander reimen. Man nennt dies

ibārete fæssi (beredter Stil); überladener Stil heißt ibārete muglæḳ.

Doch hat ſich in manchen Gegenden das Pählewi noch ziemlich unverfälſcht vom Arabiſchen erhalten, ſo in Maſanderan, Taliſch, Nätans (Gebirge bei Kaſchan) Ein gründliches Studium dieſer Dialekte würde viele linguiſtiſche Aufſchlüſſe geben. Folgende Worte führe ich als Probe des Nätans-Dialekts an: Tochter, duta; Knabe, pura; Mutter, mune; Baum, bena; Frau, jena; Waſſer, au; gehe! bæsche! Fleiſch, guscht; Haus, kie; Hof, haste; Henne, kærge; Erde, zemin; Sonne, auftau; Tag, ruzar; Nacht, schuè; Stein, kemer; alt, pira; Weide, wid; ich hatte, darimè; ich ſchlief, behuzimè; Maus, musch; Hund, ispe (ſlawiſch pes); Katze, muldschin; groß, gurd; klein, wischutsch; jetzt, hæt; Augenbrauen, merud; Geſicht, dim; Backe, buk; Wolle, poime; Garten, raz; Wind, wad; Urin, tschur (dem Slawiſchen ähnlich).

Obwol die Sprache im allgemeinen leicht zu erlernen iſt, gelingt es dem Europäer doch ſelten, ſie mit ſolcher Reinheit und Eleganz zu ſprechen, daß er ſich nicht als Fremdländer verriethe. Der Franzoſe und der Italiener erlernen ſie nie, die Laute liegen ihrer Sprache zu fern, namentlich können ſie das h und ch nicht ausſprechen; der Deutſche verwechſelt oft d und t, b und p, ebenſo trifft er ſelten die richtige Nuancirung der Vocale, z. B. des a und æ; am beſten lernt ſie der Slawe ſprechen.

Zum Schreiben bedient ſich der Perſer der arabiſchen Schriftzeichen (chæt), deren Reproduction große Sorgfalt verlangt. Man ſagt, für jeden Buchſtaben ſei ein Jahr der Uebung nöthig, ehe man ihn vollkommen gut ausführe; ja ſelbſt der geübte Schreiber verliert, wenn er einige Tage nicht übt, die Geläufigkeit. Eine ſchöne Handſchrift iſt das erſte und wichtigſte, oft einzige Merkmal einer guten

Erziehung. Es iſt unglaublich, welche Zeit vergeudet wird, um z. B. die gehörige Abrundung des Buchſtaben nun (n) zu erlernen. Jeder einzelne Buchſtabe hat ſeine genau beſtimmten Dimenſionen und beſondern Regeln; daher übt ſich mancher Perſer bis ins ſiebzigſte Jahr ſeines Lebens im Schreiben und benutzt jeden müßigen Augenblick, um Buchſtaben auf einen Streifen Papier zu malen. Gelungene Schreibübungen der Kinder werden als Beweis ihres Fortſchritts im Unterricht vom glücklichen Vater den Beſuchenden gezeigt. Der verſtorbene Mehmed Schah wird noch heute als Schönſchreiber (chusch næwis) geprieſen; der jetzige König, deſſen Erziehung nicht ſorgfältig genug war, um ihm eine ſchöne Handſchrift beizubringen, kann es ſich doch nicht verſagen, bisweilen einige Buchſtaben hinzumalen und ſie von den Höflingen bewundern zu laſſen, wobei er ſich zu entſchuldigen pflegt, daß ihm wegen der Regierungsgeſchäfte nicht die gehörige Zeit zur Uebung (mæschk) bleibe. Schöne Schreibexempel (ræḳæm) werden zierlich vergoldet, unter Glas und Rahmen gebracht und ſorgfältig aufbewahrt. Dergleichen finden ſich hier und da in Europa in Sammlungen orientaliſcher Bücher; ſo erinnere ich mich, deren einige in der Bibliothek des Baron Hammer von Purgſtall geſehen zu haben. Wohlhabende Perſer ſammeln ſolche Tableaux aufgeſpannt in Mappen und erwerben ſie zu fabelhaften Preiſen.

Es gibt dreierlei Schriftarten: 1) Das Näs'ſch oder Kurani, womit die arabiſchen und gelehrten Bücher, auch der Koran abgeſchrieben werden; 2) das Näſtalik, mit feiner Abrundung und Verbindung der Buchſtaben, die eleganteſte Schrift, worin man die poetiſchen und Geſchichtsbücher copirt; 3) das Schikäſte, eine Art Stenographie, deſſen Charaktere ſo eng verſchlungen ſind, daß es unſagliche Mühe und Uebung koſtet, ſie zu entziffern. Dieſe Schreibweiſe,

welche früher in den königlichen Firmans angewandt wurde, kommt wegen ihrer Schwierigkeit und Unlesbarkeit immer mehr außer Gebrauch, denn auch der Geübteſte kann ſie nicht prima vista leſen, und man bedient ſich jetzt dafür einer Mittelſchrift, des Schikäſte-Näſtalik.

In den Annalen der Kalligraphie werden viele berühmte Meiſter genannt, des vorzüglichſten Rufes jedoch erfreuen ſich zwei, welche vor etwa zwei Jahrhunderten lebten, nämlich Mir in Näſtalik und Derwiſch in Schikäſte. Ihre Schriften (Chäte Mir und Chäte Derwiſch) werden von Sammlern beſonders emſig geſucht und, in kleine Stückchen zerſchnitten, mit einem Dukaten für die Zeile bezahlt; ſie dienen als Schreibvorſchriften bei den Uebungen (mæschk).

Jeder des Schreibens Kundige ſetzt den Titel Mirza vor ſeinen Namen, z. B. Mirza Jakub, während daſſelbe Wort hinter dem Namen „Prinz" bedeutet. Mirza iſt die Abkürzung von Mir- oder Emir-zadeh (von Emir abſtammend), was darauf hinweiſt, daß in frühern Zeiten die Schreibekunſt nur den höchſten Ständen zugänglich war; doch haben ſich die Verhältniſſe ſehr geändert, denn die Anzahl der Schreibekundigen in den Städten dürfte nicht viel geringer ſein als in den Städten des civiliſirten Europa. Die Mirzas führen als Zeichen ihrer Würde ein Tintenfaß und eine Rolle Papier im Gürtel; ſie nennen ſich æhle ḳælæm (Leute der Feder), zum Unterſchied von æhle schemschir (Leute des Säbels, d. i. Militär). Das Tintenfaß (dæwāt) iſt ein längliches Papierkäſtchen, nach außen mit Blumen und Figuren zierlich bemalt, in deſſen Innerm an einem Ende ein Tintenbehälter (murækebdān) befeſtigt iſt, während der übrige Raum einige Rohrfedern (ḳælæm), eine Schere mit ineinandergreifenden Schenkeln, ein Federmeſſer, Löffelchen und Hornſpatel beherbergt. Die Tinte (murækeb) wird aus Ruß, Gummi und Zucker zuſammengerieben und beim Gebrauch mit Waſſer

angefeuchtet, zu welchem Zweck das Löffelchen dient. Zu der perſiſchen Schrift iſt eine dickflüſſige, ſubſtantiöſe Tinte erforderlich; die europäiſche iſt dazu nicht anwendbar. Das Papier (kāgæs) wird vor dem Gebrauch ſorgfältig geglättet (mureh), weil ſich nur auf ſolchem die perſiſchen Schriftzüge mit Leichtigkeit zeichnen laſſen; es iſt meiſt europäiſches Fabrikat, dem man eine blaue oder gelbliche Färbung zu geben liebt. Chineſiſches Papier (chāṇ bāleḳ) findet ſich ſelten, iſt aber wegen ſeiner Feſtigkeit zu Urkunden ſehr geſucht.

Begibt ſich ein Mirza ans Schreiben, ſo beobachtet er eine ceremoniöſe Umſtändlichkeit, welche die Größe ſeiner Aufgabe an den Tag legen ſoll: er ſetzt ſich nach perſiſcher Weiſe auf den Teppich nieder, ſchlägt ein wenig die Aermel zurück, ſtellt das Tintenfaß vor ſich auf den Boden, löſt aus der Rolle ein Stückchen Papier, glättet es noch einmal, und ſchneidet ſich das Kalam. Endlich beugt er den rechten Unterſchenkel, unterſtützt das Papier mit der linken Hand und ſchreibt ſo ohne feſte Unterlage, das Papier hin- und herſchiebend, um die Abrundung der Buchſtaben zu erreichen. Auf einem Tiſche oder einer andern Unterlage iſt es ihm unmöglich ſchön zu ſchreiben.

Interpunktionen gibt es in der perſiſchen Schrift nicht, die einzelnen Worte werden nicht einmal durch Zwiſchenräume getrennt, ſondern ohne Unterbrechung aneinandergehängt. Rechnet man noch hinzu, daß auch ſämmtliche Vocale ausgelaſſen werden, ſo wird man es begreiflich finden, daß genaue Kenntniß der Sprache und eine wenigſtens beiläufige des Inhalts zum Leſen der Schrift unbedingt erforderlich iſt. Freilich thut die Gewohnheit ſehr viel; denn der Perſer iſt umgekehrt z. B. die in London mit Interpunktionen und Zwiſchenräumen der Worte gedruckte Bibel nur ſchwer zu leſen im Stande.

Der Knabe erhält in ſeinem ſechsten Jahre einen laleh (Hauslehrer) oder wird zu einem Schulhalter (ächun) geſchickt. Die Mädchen zu unterrichten, wurde in früherer Zeit für ganz überflüſſig gehalten, doch greift jetzt die Sitte immer mehr um ſich, auch dieſe an dem Unterricht theilnehmen zu laſſen. Es beſteht kein Schulzwang, auch geſchieht von ſeiten der Regierung nichts zur Förderung des Elementarunterrichts; dieſe Angelegenheit bleibt vielmehr ganz den Aeltern anheimgeſtellt.

Für die ärmern Klaſſen exiſtiren gemeinſchaftliche Schulen (mæktæb), in denen die Kinder gegen Entgelt Unterricht empfangen; doch ſind alle Schulen Privatunternehmungen, und es ſteht jedem des Schreibens kundigen Mann frei, in einem zu dem Zweck gemietheten Laden des Bazar den ihm anvertrauten Kindern Unterricht zu ertheilen. Dort ſitzen die Kleinen längs der Wände mit untergeſchlagenen Beinen, in der Mitte der Achun, einen Turban auf dem Kopf und mit einem kleinen Stäbchen bewaffnet. Da Kinder verſchiedenen Alters gleichzeitig die Schule beſuchen, ſo nimmt ſie der Lehrer gruppenweis vor; er ſpricht laut die Lection in einem näſelnden, ſingenden Ton, und die zu der Gruppe gehörigen Schüler müſſen Wort für Wort laut nachſprechen, dabei mit dem Oberleib ſich bewegend. Während ſo die eine Gruppe unterrichtet wird, wiederholen die andern ebenfalls laut ihr Penſum und ſuchen durch Schreien ihren Fleiß zu bekunden; dazu kommt, da der Unterricht bei offenen Fenſtern und Thüren geſchieht, das Geräuſch der Vorübergehenden und der Lärm des Bazar; es iſt darum kaum zu begreifen, wie der Lehrer ſich verſtändlich machen kann. Als ich einſt einen Achun darüber befragte, antwortete er mir: „Das iſt alles Gewohnheitsſache. In Kaſchan, im Bazar der Kupferſchmiede, hämmern vierhundert Arbeiter zugleich, und dennoch vermögen ſie mit den Arbeitern der

gegenüberliegenden Werkſtätte ſich zu unterhalten — alles Gewohnheitsſache.“ Von Zeit zu Zeit läßt der Achun ſein Stäbchen auf den Fußſohlen der Nachläſſigen und Säumigen tanzen, theils um ſie auf die kommenden Dinge vorzubereiten, theils um ſeinen Eifer im Lehren zu documentiren. Denn nach der herrſchenden Anſicht muß der Unterricht, wenn er haften ſoll, mit Strenge beigebracht werden. Man beruft ſich dabei auf eine ſinnige Erzählung Saadi's. „Ich zog“, ſo erzählt derſelbe, „eines Tags an einer Dorfſchule vorbei und fand die Schüler, Kinder mit wahren Engelgeſichtchen, in Fleiß und Thätigkeit, aber ſeufzend unter dem Druck eines Pedanten, eines ſtrengen Schultyrannen. Es wurden deshalb Klagen gegen den Lehrer laut, und man fand ſich bewogen, ſtatt ſeiner einen Lehrer von mildem Charakter anzuſtellen. Ein Jahr ſpäter kam ich wieder durch daſſelbe Dorf. Da fand ich die Rollen vertauſcht: der Lehrer wurde von den Kindern tyranniſirt, aber an Stelle des frühern Fleißes waren Faulheit und Nachläſſigkeit eingeriſſen.“

Der Unterricht beginnt mit dem abdsched (A=b=c); ſobald das Buchſtabiren eingeübt iſt, begibt man ſich an das Leſen des Korans, welcher vom Lehrer mit arabiſchem Accent und in näſelndem Ton vorgeleſen, von den Kindern ohne Ueberſetzung oder Verſtändniß des Inhalts nachgeſprochen und auswendig gelernt wird. Gleichzeitig nimmt der für das Leben wichtigſte und zugleich ſchwerſte, der Schreibunterricht, ſeinen Anfang. Der Achun ſchreibt eine Zeile mit dazu paſſend ſcheinenden Worten vor, und die Schüler haben die Aufgabe, die Schriftzüge auf einem Blatt Papier in geſchildeter Weiſe nachzubilden.

Iſt der Koran ein= bis zweimal durchgeleſen, ſo gibt man den Kindern Saadi's „Guliſtan“ in die Hand. Sie leſen die vielen ſchlüpfrigen Erzählungen des Werks, ohne

ſich von deren Inhalt eine Vorſtellung zu machen, und prägen die einzelnen treffenden Epigramme ihrem Gedächtniß ein. Dieſe bilden die vornehmſte Baſis der Erziehung (tærbiet), denn jede feine Converſation muß mit Citaten daraus reichlich verſehen ſein.

Nach der herrſchenden orientaliſchen Sitte oder Unſitte werden die Knaben ſtrenge bewacht und keinen Augenblick aus den Augen gelaſſen; würde ein Knabe von gutem Hauſe allein auf der Straße geſehen, ſo gäbe dies Anlaß zu übler Nachrede. In dieſer Zeit erhalten ſie auch Unterweiſung in den Regeln des Anſtands (adæb), im Sitzen, Tragen der Kleider, Empfangen von Gäſten, im Repräſentiren, im Verbergen jedes Affects, wie Bewunderung, Staunen, Zorn, Freude u. ſ. w.

Mit dem zehnten Jahre treten die weniger Bemittelten in das Geſchäft des Vaters ein, oder ſuchen einen Dienſt als Pagen (gulam bætscheh); den Wohlhabenden hingegen wird ein Mula als Lehrer zugeſellt, der ſie in der arabiſchen Grammatik (næhw u særf) und im Briefſtil (inscha) unterrichtet, ihnen ſchwierige Stellen aus den Legenden (hadiss) und dem Geſetz (scheriet) erklärt und die myſtiſchen Poeſien des Mula Rumi, das Schahnameh von Ferdauſi und die Oden des Hafis mit ihnen lieſt. Hiermit, gewöhnlich im funfzehnten oder ſechzehnten Jahre, iſt die Erziehung vollendet; dem jungen Mann wird ein Amt oder eine Offizierſtelle übertragen, häufig auch ſchon ein Weib gegeben.

Man ſieht, die Poeſie (schæer) macht den Kern der perſiſchen Bildung aus. Wol keine andere Nation hat Dichter aufzuweiſen, welche auf Charakter und Lebensweiſe des Volks ſo bleibenden, unverwiſchbaren Einfluß geübt und deſſen Sprache zu ſo vollendetem Abſchluß gebracht haben, wie die Perſer ſie in Saadi, Ferdauſi und Hafis beſitzen. Ihre Verſe leben im Munde des geſammten Volks, der

Gebildeten wie der Ungebildeten. In Saadi, dem didactiſchen Dichter, welcher faſt alle möglichen Lebensverhältniſſe beſpricht und in Epigrammen (bayt) weiſe Verhaltungsmaßregeln gibt, ſucht und findet der Perſer, ſo oft er an einem Scheideweg ſteht, analoge Fälle, an denen er ſich Rath erholen kann. Die Bücher des Hafis offenbaren ihm ſein Los (fâl); er ſticht hinein, und der Satz, der ſich zufällig bietet, dient ihm als Orakel, welchem er blindlings folgt. Der göttliche Ferdauſi begeiſtert ihn dermaßen, daß er deſſen Fabeln für hiſtoriſche Facta nimmt, an den durch mehrere Jahrhunderte fortgeſetzten Kampf Ruſtam's mit Turan glaubt und ernſthaft die Frage aufwirft, ob Ruſtam's Thaten oder die des verehrten Chalifen Ali größer geweſen ſeien!

Beim Recitiren von Verſen achtet der Perſer ſorgfältig auf den Rhythmus, beſonders die Reime betonend; ohne die Regeln der Proſodie zu kennen, markirt er ſtets die Cäſur. Nicht leicht entgeht ihm ein Fehler des Verſes; doch aufgefordert denſelben anzugeben, antwortet er nur: „In schæer nist!“ (Das iſt nicht Poeſie!) Ich hatte einſt, ich erinnere mich nicht mehr bei welcher Veranlaſſung, einige perſiſche Verſe gemacht, die wegen ihres ſatiriſchen Inhalts ſehr gefielen; aber trotz der correcten Reime mußte ich die beſchämenden Worte hören: „In schæer nist!“

Freilich hat die Poeſie und die Beſchäftigung mit ihr auch ihre Auswüchſe; die Zahl der Verſifexe iſt in Perſien Legion; ſie überbieten ſich in bombaſtiſchen Epitheten und erzwungenen Wortſpielen, und kommt ja einmal ein guter Gedanke zum Vorſchein, ſo iſt er ſicher frühern Poeten entlehnt; ſie betrachten die Poeſie als Erwerbszweig des Bettels, um einen neuen Rock oder einen Schmaus zu erbeuten. Als ich einſt dem König vorlas, wie Peter der Große bei ſeiner Anweſenheit in Paris von den Poeten ſo ſehr beläſtigt

wurde, daß er eiligſt die Stadt verließ, bemerkte der Schah: „Wahrlich, ich werde auch zuletzt genöthigt ſein, meine Hauptſtadt der Poeten wegen zu verlaſſen.“

Selbſt Könige machten Anſpruch, unter die Zahl der Poeten gerechnet zu werden. Einige Gedichte von Feth Ali Schah würden in der That, vorausgeſetzt, daß ſie von ihm herrühren, den Anſpruch rechtfertigen. Auch der jetzige König ergeht ſich bisweilen in poetiſchen Verſuchen, und man kann ſeinen Reimen wenigſtens Correctheit nicht abſprechen. Am Hofe befindet ſich ſtets ein Poeta laureatus, welcher nach alter Sitte ein Epitheton als Namen wählt, unter dem er dann in der Literatur bekannt wird; der jetzige nennt ſich schæmsesch-schäerä (die Sonne der Sänger). Seine Aufgabe iſt es, glückliche Ereigniſſe und Feſte des Hofs zu beſingen. Doch reichen zu gleicher Zeit auch andere, mehr oder weniger armſelige Poeten ihre Ghaſelen ein und erbetteln ſich damit ein neues Gewand.

Es fehlt auch nicht an einer von unbekannten Autoren ausgeübten Gaſſenpoeſie (hadschw und tesnifek), durch welche unliebſame Perſönlichkeiten oft recht bitter und witzig gegeiſelt, ſkandalöſe Vorfälle ins Publikum gebracht oder Regierungsmaßregeln einer beißenden Kritik unterworfen werden.

Ein großes Ereigniß, z. B. die Einnahme einer Stadt, den Tod des Monarchen u. ſ. w., beeifern ſich die Poeten des Landes durch ein treffendes Chronogramm zu fixiren, wozu die Sprache, da bekanntlich die arabiſchen Buchſtaben auch Zahlen bedeuten, ſich beſonders eignet. So wurde z. B. für das Todesjahr Nadir Schahs der Satz gefunden: „Nadir derek ræft!“ (Nadir zog in die Hölle!), für den Tod des vom Volk verehrten Emirs Mirza Taghi Chan: „Ai wäi æmir ræft!“ (O weh, der Emir ſchied!) Für das gelungenſte Chronogramm erhält der Dichter ein entſprechendes Geſchenk.

Im ganzen iſt von der heutigen poetiſchen Production zu ſagen: Obgleich hier und da gute Verſe geſchrieben werden, welche die Zeitgenoſſen hochpreiſen und den Arbeiten der beſten frühern Meiſter zur Seite ſtellen, und obgleich faſt jeder König eine Sammlung (diwān) von modernen Poeſien veranſtaltet — ſo Feth Ali Schah den Diwan Ateſchkädeh, und der jetzige König, der einen Diwan auf Staatskoſten drucken ließ —: ſo ſind doch dieſe Erzeugniſſe denen der alten Meiſter nicht im entfernteſten ähnlich, ſondern nur ephemere Erſcheinungen, die alles innern Werths entbehren.

Von der Erdkunde (ilm-e dscheagraphiā) haben die Perſer ſehr ſpärliche Kenntniſſe; ſie glauben noch an das Ptolemäiſche Syſtem und halten die Erde für eine vom Ocean (dariā muhit) umgebene Scheibe. Von Europa kennen ſie weiter nichts als die Namen der Nationen, mit denen ſie in Berührung kommen oder die einſt Repräſentanten an den Hof ſchickten, alſo die Namen: Inglis, Frænseh, Nemse (Oeſterreich), Ārus (Rußland), Lehistan (Polen), Italia, Valendis oder Flamenk (Holland), Ispaniul (Spanien), endlich Portugal wegen der Orangen, welche mit dieſem Namen bezeichnet werden. Auch der Name Pruss iſt ihnen bekannt, und ſie lieben ihn, weil er mit Ārus reimt; doch können ſie nie begreifen, daß der padischāh austria und der kral-e-pruss*) beide Nemſeh ſein ſollen. Wenn ich den Schah in der Geographie unterrichtete, war dies ſeine

*) Dem Stolze orientaliſcher Potentaten koſtet es viel Ueberwindung, einem europäiſchen Monarchen, mit dem ſie nicht in naher Beziehung ſtehen, den Titel Padiſchah zu geben; er konnte in frühberer Zeit erſt nach vielen diplomatiſchen Verhandlungen für den deutſchen Kaiſer erlangt werden; ſie behelfen ſich mit dem ſlawiſchen Wort kral. Für den König von Preußen braucht man erſt ſeit kurzem, nachdem die preußiſche Regierung einen Repräſentanten an den perſiſchen Hof geſandt, den Ausdruck padischah.

ſtehende Frage. Alle meine Erklärungen leuchteten ihm nicht ein; er argumentirte immer: „Wenn ich der Padiſchah von Iran bin, kann es doch nicht zu gleicher Zeit ein anderer ſein!“

Etwas gründlichere und praktiſchere Begriffe beſitzen ſie von der Geographie Aſiens, obwol ihnen der Name „Aſien“ vollkommen fremd iſt. Durch Pilgerfahrten, Kriege, Berichte von Derwiſchen und ſonſtige Beziehungen lernten ſie die Diſtanzen und die beiläufige Richtung eines Orts nach der Weltgegend kennen, ſodaß ſie anzugeben wiſſen, wieviel Tagreiſen ungefähr zur Erreichung dieſes oder jenes Orts erforderlich ſeien. Die Städte von Rum (Osmaniſches Reich), von Turkiſtan, Afghaniſtan, Beludſchiſtan und Vorderindien kennen ſie meiſt von frühern Kriegszügen her, ebenſo den Kaukaſus. Die Lage der Städte in Iran weiß faſt jeder Perſer anzugeben, ebenſo die Stationen auf dem Wege dahin.

In Afrika ſind ihnen Mis'r (Aegypten), Habeſch und Zengebar durch den Sklavenhandel bekannt. Amerika wird mit dem türkiſchen Namen Jengi duniā (Neue Welt) bezeichnet, wovon der Name Yankee abgeleitet ſein ſoll.

Einzelne Gelehrte haben allerdings genauere Begriffe von der geographiſchen Breite und Länge (ars u tule bælad); letztere beſtimmen ſie nach den Canariſchen Inſeln (Dschezāir e-chāledāt). Im 12. Jahrhundert beſaß Perſien den berühmten Geographen Iſhak Kaswini.

Mehr Sinn wie für die Geographie hat der Perſer für das Studium der Geſchichte (tārich); doch kümmert er ſich weder um die Chronologie noch um die Oertlichkeit, wo ſich eine Begebenheit zutrug, ihn intereſſirt ſtets nur irgendeine Perſönlichkeit, und ſo knüpft ſich ſeine ganze Geſchichtskenntniß an einzelne Individuen, an deren Wohl und Weh er Antheil nimmt. Die eigentliche Geſchichte beginnt bei ihm

erſt mit dem Islam; was ſich vorher begeben, concentrirt ſich für ihn in jener Reihe von Sagen, die er im Heldenlied Ferdauſi erzählt findet. Philipp (Filāḳus) und Alexander (Iskander) von Macedonien kennt er in mythiſcher Hülle, da die Züge des letztern ins Reich der Finſterniß (zalumāt) das Lieblingsthema vieler epiſchen Geſänge bilden. Von den eigenen Kämpfen der Perſer mit den Griechen, von der Dynaſtie der Seleuciden, von den Parthern (meluk el tewāif) und ihren glorreichen Kämpfen mit den Römern finden ſich nur die dürftigſten Spuren. Erſt mit den Saſſaniden dämmert das hiſtoriſche Licht, doch erſt mit dem Islam beginnt die eigentliche Geſchichte oder Chronik. So gründlich gelang es dem Islam, alle frühern Quellen, die Erinnerungen an glorreiche Perioden und Dynaſtien, die Zeitrechnung, die Münze, die Schrift, die Jahrbücher des Volks zu vernichten und an ihre Stelle ſich ſelbſt zu ſetzen.

Der gebildete Perſer lieſt fleißig die Geſchichte der muſelmaniſchen Epoche in dem berühmten Buche „Ruzet es sæfā", von Mirchand. Faſt in allen guten Häuſern findet ſich dieſes Buch; es erlebte mehrere Auflagen in Bombay und Teheran; der Schah läßt ſich während des Frühſtücks oft ein Kapitel daraus vorleſen, und weiß es daher faſt auswendig. In der Geſchichte der Säfavieh-Dynaſtie ſcheint die perſiſche Geſchichtsſchreibung viele Lücken zu haben, wenigſtens erfahren wir aus derſelben viel weniger, als von einigen europäiſchen, wahrheitsliebenden Reiſenden dieſer Epoche, von Chardin, Tavernier, Olearius u. ſ. w. berichtet wird. Die Geſchichte Nadir Schahs wurde vortrefflich von ſeinem Secretär Mirza Meihdi niedergeſchrieben, ſie iſt jedoch wegen der zu gewählten, viel mit Arabiſch vermiſchten Diction nur äußerſt wenigen zugänglich.

Unter der Regierung des vorigen Königs wurde die Geſchichte Napoleon's nach dem Buche von Walter Scott, ſowie

die Peter's des Großen (Peter kæbir) und Karl's XII. nach Voltaire ins Perſiſche überſetzt. Da die letzten zwei Werke in gelungenen Lithographien ſtark verbreitet ſind, ſo kennt ſie jeder gebildete Perſer ſehr genau. Dies diene dem europäiſchen Reiſenden zur Nachricht, damit er ſich Verlegenheiten erſpare; denn ſicher lenkt der Perſer das Geſpräch auf die in jenen Büchern behandelten Perioden, und entdeckt er eine Lücke in Kenntniß der Daten, ſo legt er es als grobe Unwiſſenheit aus.

Unter der jetzigen Regierung geſchah Vorzügliches für die Verbreitung hiſtoriſcher Kenntniſſe. Naſſereddin Schah ließ nämlich durch zwei Schriftgelehrte, den Reichshiſtoriker Mirza Taki, genannt lessän em-mulk (Zunge des Reichs) und Mirza Rezy Kuly Chan, benannt Leleh-baſchi, die Fortſetzung des „Ruzet es sæfä" bis auf die Gegenwart ſchreiben, ſowie eine beſondere Geſchichte des Stammes und der Dynaſtie der Kadſcharen ausarbeiten. Leider wurde bei dem jetzt herrſchenden verderbten Geſchmack der Stil ſo ſchwulſtig und ſo ſehr mit Wortſpielen, Citaten, Epigrammen und Knittelreimen überladen, daß er ſelbſt den Perſern lächerlich erſcheint und gegen den ziemlich einfachen Stil des Ruzet es sæfä ſehr unvortheilhaft abſticht.

Der Schah läßt ſich, wenn er guter Laune iſt, ein Kapitel aus dem Machwerk vorleſen und bricht, ſobald der Vorleſende zu einer beſonders barocken Stelle oder einem ſchlechten Reim gelangt, in lautes Gelächter aus, in das alle Höflinge ex officio mit einſtimmen. Die Stelle muß dann wol zehnmal, jedesmal unter derſelben Lachexploſion, wiederholt werden und der betreffende Reim bleibt für mehrere Tage die Parole.

Auch mit der Unparteilichkeit dieſer Bücher hat es eine eigene Bewandtniß. Iſt es ſchon in jedem Lande ſchwer, die Geſchichte der letzten Tage in usum Delphini zu

ſchreiben, ſo häufen ſich die Schwierigkeiten in Perſien auf alle erdenkliche Weiſe. Das ganze Werk ſoll nichts als eine Apologie des Königs und des letzten Veziers enthalten. Nun bietet aber die Geſchichte der Kadſcharen keineswegs immer glorreiche Thaten. Während ſie jetzt Anhänger Ali's, Vertheidiger und Repräſentanten des Schiismus ſind, fochten doch notoriſch ihre Ahnherren gegen die Aliden an der Seite der Yeziden. Dem Reichshiſtoriker liegt es alſo ob, alle dieſe Facta zu verdrehen oder zu ignoriren, die verübten Mord- als glorreiche Waffenthaten, die erlittenen Niederlagen als eclatante Siege darzuſtellen. Aber noch mehr. Kaum war das genannte Buch fertig und im Druck erſchienen, ſo fiel der Miniſter Mirza Aga Chan in Ungnade und wurde ins Exil geſchickt. Mit ſeinem Fall erhielt der Verfaſſer die Aufgabe, alle die zahlreichen Stellen, worin dem Vezier und ſeiner ruhmvollen Wirkſamkeit Weihrauch geſtreut war, zu ſtreichen oder ſtatt des Lobes Tadel einzutragen. Natürlich mußte das Buch zum großen Theil umgedruckt werden. So ſchreibt man Geſchichte!

Ungeachtet aller dieſer offenbaren Mängel hat das Werk aber doch bleibenden Werth; denn die vielen noch lebenden Mitglieder der Kadſcharenfamilie aus den Zeiten Aga Mahumed Chans, des Gründers der Dynaſtie, auch manche Tribuschefs, die der Aſſcharen, der Karakuslu u. ſ. w. wurden dabei zugezogen; ſie waren als Augenzeugen mancher großen Begebenheit im Stande, den Verfaſſer in ſeinem Vorhaben weſentlich zu unterſtützen.

Von andern hiſtoriſchen Abhandlungen ließ der jetzige Schah die Geſchichte Alexander's des Großen nach europäiſchen Quellen, die der Thronbeſteigung des Kaiſers Nikolaus I. von Baron Korff, und die der Regierung deſſelben von Mr. Richard ins Perſiſche übertragen, ſodaß er ſelbſt ziemlich au courant der neuern Geſchichte iſt und die euro-

päiſchen Geſandten durch ſein Wiſſen ſogar oft wirklich in Staunen ſetzt.

Außerdem iſt ein königlicher Reichschroniſt (waḳāi-e næḳār) angeſtellt, der alle Hofnachrichten und Ereigniſſe chronologiſch zu verzeichnen hat (ſ. Buch Eſther). Der Schah führt übrigens perſönlich ein Tagebuch (ruznāmeh), welches er zwar geheim hält, deſſen Exiſtenz ich aber verbürgen kann.

Der Buchdruck (bāsmeh) wurde zu Anfang dieſes Jahrhunderts durch den Prinz-Gouverneur Abbas Mirza Najibe-Sultaneh in Tabris eingeführt; allein die gedruckten Lettern konnten dem Geſchmack der Perſer nie recht zuſagen, weil ihre Buchſtaben nicht Linie halten, ſondern bald über bald unter dieſelbe reichen. Dies iſt auch der Grund, warum eine in Europa vortrefflich ausgeſtattete perſiſche Bibel ihnen nicht gefällt und ſie die Schrift unſchön finden. Es erſcheinen deshalb nur wenige Bücher im Druck.

Deſto größern Aufſchwung nahm die Lithographie (tschāp*). In jeder größern Stadt gibt es eine oder mehrere lithographiſche Anſtalten, durch welche in der jüngſten Zeit eine Menge lexikographiſche, hiſtoriſche und poetiſche Werke, Abhandlungen (rāsuleh) religiöſen Inhalts u. ſ. w. lithographirt wurden, und es mag jetzt kaum noch ein bedeutendes Manuſcript vorhanden ſein, das nicht lithographiſch vervielfältigt worden wäre. Allerdings läßt die perſiſche Lithographie noch viel zu wünſchen übrig; die Abdrücke ſind ſelten rein; gute Arbeiten muß man in Bombay fertigen laſſen.

Der Koran darf nur im Original gedruckt werden. Ueberſetzungen davon ſind verboten, weil es für unmöglich

---

*) Merkwürdigerweiſe bedeutet im Volksdialekt tschāp: Lüge, Prahlerei; unwillkürlich denkt man an die Redensart „Lügen wie gedruckt".

gilt, das heilige Buch zu überſetzen. Trotzdem erſchien eine Ausgabe mit Interlinearüberſetzung; ſie iſt jedoch ſehr ſelten.

Gedruckte Bücher liebt der vornehme Perſer überhaupt nicht, er trachtet nach dem Beſitz von Manuſcripten, und wie der Kunſtkenner am Gemälde den Maler oder die Schule, ſo kennt er an der Schrift die Meiſterhand des Schreibers. Früher beſchäftigte ſich in jeder Stadt eine Anzahl Schönſchreiber mit dem Copiren von Büchern, jetzt ſcheint aber dieſe Kunſt nicht mehr ſo lohnend. Ein Manuſcript, dem der Kenner bleibenden Kunſtwerth beilegt, muß auf chineſiſchem Papier geſchrieben ſein, von Anfang bis Ende ein Buchſtabe wie der andere, die gleichen Buchſtaben ſogar mathematiſch congruent, der Eingang und die Kapitelanfänge mit zarten Goldarabesken in blauem Felde aufs geſchmackvollſte verziert, der Einband (sehäfi) aus zwei auf dem Rücken gehefteten Pappdeckeln beſtehend, mit Malereien von Schiraz oder Iſpahan geſchmückt. Bei Taxationen ſchätzt man oft den Werth eines einzelnen Buchs auf die Summe von 500 Dukaten. Machthaber wiſſen durch Drohungen und andere Künſte ſich manches Manuſcript anzueignen, das ſonſt um keinen Preis feil geweſen wäre.

Die Hausbibliothek beſchränkt ſich gewöhnlich auf einen Koran, einige Diwans bekannter Poeten, ein Lexikon und ein größeres Geſchichtswerk. Umfaſſende Bücherſammlungen ſind äußerſt ſelten; außer denen einiger Imamzadehs befindet ſich meines Wiſſens nur im Schloſſe des Königs eine Bibliothek. Doch auch hier umfaßt die perſiſch-arabiſche Sammlung (kætäb-chāne) nicht mehr als etwa 300 Manuſcripte und einige gedruckte europäiſche Bücher, welche in einem kleinen Zimmer in drei mäßigen Schränken Platz finden. Die Bücher liegen horizontal übereinander, mit dem Rücken gegen die Wand, mit dem Schnitt nach außen ge-

wendet; auf letzterm iſt der Titel des Buchs mit großen Buchſtaben zu leſen. Da kein genauer Katalog über das Vorhandene geführt wird, ſo verliert ſich bisweilen ein Buch, das der Schah dann, manchmal in demſelben Exemplar, wieder aus dem Bazar ankauft. Die größte Bibliothek, welche Perſien beſaß, die zu Ardebil, wurde von den Ruſſen, bei der Einnahme dieſer Stadt, nach St.-Petersburg entführt; dort ſollen daher jetzt die ſchönſten perſiſch-arabiſchen Manuſcripte zu finden ſein.

Der Schah beſitzt außerdem eine ſchöne Sammlung europäiſcher Prachtwerke in lateiniſcher, engliſcher, franzöſiſcher und deutſcher Sprache, welche ihm von den verſchiedenen Geſandten bei ihrer Ankunft als Geſchenk verehrt wurden. Sie liegen völlig unbenutzt da; aus manchen ſind die Kupfertafeln und Illuſtrationen herausgeſchnitten, um den Höflingen zur Ausſchmückung ihrer Enderuns zu dienen. In dieſer Weiſe verſtümmelt fand ich z. B. Buffon's Naturgeſchichte und andere koſtbare Werke.

Seit mehrern Jahren erſcheint in Teheran wöchentlich einmal in einem kleinen Foliobogen eine lithographirte officielle Zeitung (ruznāmeh-dauleti), zum jährlichen Abonnementspreis von $2\frac{1}{2}$ Dukaten. Vornan ſtehen die Hofneuigkeiten, Auszeichnungen und Ernennungen u. ſ. w. Der Name des Schah iſt ſtets von einigen hochtrabenden Titeln und von Gebeten für ſeine Erhaltung begleitet. Dann folgen die Berichte aus den Provinzen, immer mit etwas andern Worten deſſelben Inhalts: „Dank der Gerechtigkeitsliebe und Umſicht des Gouverneurs, erfreuen ſich die rayet (Unterthanen) ungeſtörten Glücks; volle Unparteilichkeit und Gerechtigkeit herrſcht bei Erhebung der Steuern; die Wege und Brücken ſind ſicher und in gutem Zuſtand.“ Erzählungen von wunderbaren Heilungen in den Imamzadehs, von Misgeburten u. ſ. w. füllen den übrigen Raum. Reicht

der Stoff nicht hin, ſo bleibt entweder eine Seite leer oder es werden Nachrichten aus Europa dem in Konſtantinopel erſcheinenden türkiſchen Journal entlehnt, mithin die fränkiſchen Padiſchahs und Krals als Lückenbüßer benutzt. Auch einige Decrete und Verordnungen gelangen darin zur Veröffentlichung, um die aber, wenn ſie einmal gedruckt ſind, kein Menſch ſich mehr bekümmert. Kämen die erlaſſenen Inſtructionen zur Ausführung, ſo müßte volle Gleichberechtigung aller Nationalitäten und Religionen, gewiſſenhafteſte Beſteuerung u.ſ.w. die Regel ſein; leider aber ſtraft der Erfolg alle dieſe ſchönen Verheißungen Lügen.

Während der engliſch-perſiſchen Wirren brachte die Zeitung polemiſche Leitartikel und Manifeſte, welche in ziemlich beleidigendem Ton gegen die engliſche Nation und deren Repräſentanten Partei nahmen; ſie waren darauf berechnet, theils den Engländern Furcht einzujagen, theils die indolenten Einwohner gegen eine Nation, welche das Heiligthum der Familie antaſte, einzunehmen, das perſiſche Volk zu einem Religionskrieg (dschehad) zu fanatiſiren oder wenigſtens ihm das Geld dazu (?) unter einem plauſibeln Vorwand abzunehmen. Aehnliche Artikel wurden durch die Preſſe in Bender Karadſchi (Indien) veröffentlicht. Beſonders machte ein in Teheran geſchriebener und in Bender abgedruckter Artikel viel Aufſehen, indem darin alles Unheil, welches England über Aſien und den Islam insbeſondere gebracht, mit großer Geſchicklichkeit dargelegt war und zu energiſcher Abwehr aufgefordert wurde. Er ſoll viel zur Vorbereitung der indiſchen Meuterei beigetragen haben. Ebenſo wurde das Journal de Smyrne in perſiſchem Intereſſe ſubventionirt; die Redacteure erhielten Auszeichnungen vom Schah; kurz, man verſteht es bereits, zu politiſchen Zwecken die Hebel der Preſſe anzuſetzen.

Gegen Angriffe europäiſcher Journale iſt der Hof ſehr empfindlich; fortgeſetzte Ausfälle gegen einen Miniſter können

ihn aus ſeinem Amt vertreiben; denn die misbilligenden Artikel werden von der Gegenpartei colportirt und mit Erfolg ausgebeutet, da man hier ſolche Zeitungspolemik für den Meinungsausdruck der betreffenden Regierung anſieht und ihr deshalb mehr Wichtigkeit beilegt, als ſie in der Regel verdient.

Zur feinen Bildung gehört es, daß man einen Brief mit Eleganz abzufaſſen verſtehe. Der Perſer ſchreibt viele Briefe (kāghæz) und Billete (rukęh); er verwendet große Sorgfalt auf das Schreiben derſelben und prüft die, welche er empfängt, mit ſcharfer Kritik. Die Briefe werden auf kleine Stückchen Papier geſchrieben, oben in der Mitte ſteht das Wörtchen hū (er iſt es, d. i. Gott). Hierauf folgt die Anrede (inwā oder chætāb), deren Wahl die minutiöſeſte Umſicht und Ueberlegung erfordert, denn ſie richtet ſich nach dem Stande des Empfängers ſowol wie des Schreibers und ihrer Beziehungen zueinander, ſodaß der Nuancen unendliche ſind, wie: Excellenz, frei zum König Zutritt Habender, Geehrter, Geadelter, Befreundeter, Bruder, Freund, Augenlicht u. ſ. w., und die richtige Auswahl darunter oft ebenſo viel Zeit und Mühe koſtet, wie der Brief ſelbſt. Der Text beginnt mit endloſen Verſicherungen der Freundſchaft und Hochachtung in blumigem Stil, und erſt zuletzt kommt, wie beiläufig, der Gegenſtand, um den es ſich handelt, zur Sprache. Am Schluß wird, mit dem Wort ælbæteh (ſicherlich) anhebend, der Sinn des Schreibens kurz und bündig wiederholt und die Phraſe beigefügt, „ich habe kein weiteres Anliegen“. Der Name wird nie unterſchrieben, ſondern nur das Siegel beigedrückt.

Auch die äußere Form des Briefs hat ihre eigenthümlichen, ſtreng zu befolgenden Regeln. Man falzt das Papier an den Seiten breit ein, fängt die Schrift tief gegen die Mitte des Blatts an und bemißt die Diſtanz der Zeilen ſo,

daß der mittlere Raum nicht hinreicht, ſondern die Fortſetzung auf die beiden eingeſchlagenen Ränder zu ſtehen kommt. Ferner verlangt die Eleganz, am Ende jeder Zeile einige Worte ſchräg übereinander hinaufzuſchreiben. Iſt der Brief fertig geſchrieben, ſo wird er ſorgfältig mit der Schere beſchnitten, manchmal auch einer Ecke abgeſtutzt, welche Verſtümmelung die Unvollkommenheit alles menſchlichen Thuns andeuten ſoll. Dann wird er gerollt, geplättet und mittels eines gummirten Papierſtreifens, an deſſen Klebeſtelle das Siegel mit Tinte aufgedrückt wird, verſchloſſen. Die Adreſſe erfordert wieder dieſelben Umſtändlichkeiten wie die Anrede.

Der König erläßt oft Handſchreiben an die Würdenträger, man nennt ein ſolches dæste-chæt-mebárek (geſegnetes Handbillet); die zur Veröffentlichung beſtimmten werden in der Hofzeitung abgedruckt. Verliert ein Würdenträger ſeine Stellung, ſo werden ihm die empfangenen königlichen Handbillets wieder abgefordert, zu welchem Zweck ſich der Schah deren Abſendung in ſeinem Journal genau notirt.

Wegen der faſt unüberwindlichen Schwierigkeiten, welche, wie erwähnt, die perſiſche Orthographie ſowie die richtige innere und äußere Form der Briefe bietet, iſt in jedem guten Hauſe eigens für die Correſpondenz ein Mirza (scriba) angeſtellt. Hohe Perſonen engagiren noch einen mit den Regeln der Rechtſchreibung beſonders vertrauten Secretär, munschi genannt; wenn ein Miniſter oder Gouverneur einen Brief von Wichtigkeit ſchreibt, ſo richtet er von Zeit zu Zeit an den in einiger Entfernung ſitzenden Munſchi Fragen, wie: wird dieſes Wort mit he hæwæs oder hutti (mit aſpirirtem oder gewöhnlichem h) geſchrieben? u. ſ. w. Die Zahl der guten Munſchis iſt übrigens ſehr gering, und ausgezeichnete Leiſtungen in dieſem Fach bahnen oft den Weg zu den höchſten Staatsämtern. Der jetzige Miniſter des Aeußern

Mirza Seyd Chan z. B. verdankt ſeine Stellung nur ſeiner Gewandtheit in der Orthographie (imlā).

Früher war der Stil (inschā) noch complicirter, der Wortſchwall und die Anhäufung von Synonymen ſo groß, daß der eigentliche Sinn (mætlæb) faſt ganz darunter verſchwand oder nur mit vieler Mühe errathen werden konnte. Die berühmte „Anweiſung zum Briefſtil" ſelbſt (das Inſcha von Meihdi Chan) wird, weil das Buch ſo furchtbar mit arabiſchen Ausdrücken überladen iſt, nur von wenigen Perſern verſtanden. In neuerer Zeit hat der jetzige Schah, welcher die bombaſtiſche Redeweiſe nicht liebt, ſie vielmehr bei Gelegenheit lächerlich macht, vortheilhaft auf die Vereinfachung des Stils eingewirkt. Hauptſächlich iſt die beſſere Geſchmacksrichtung den bekannt gewordenen Ueberſetzungen von Briefen europäiſcher Monarchen zuzuſchreiben, was daraus hervorgeht, daß man in den Briefen und Manifeſten des Schah häufig Sätzen und Wendungen aus der Correſpondenz Napoleon's, Nikolaus' I., Peter's des Großen und Karl's XII. begegnet.

Ich beſitze noch mehrere Briefe und Stilübungen aus der guten alten Zeit, unter andern ein vom Miniſter des Aeußern an mich gerichtetes Billet; im Eingang wird von Nachtigallen, Frühling, Roſen, Narciſſen, Freundſchaft und Gewogenheit geſprochen; der Gegenſtand jedoch iſt der, daß der Freund (der Schreibende) einen cariöſen Zahn hat und im Namen der Freundſchaft und Einigkeit davon befreit zu ſein wünſcht. Schluß: „Natürlich werden Sie die Zange nicht vergeſſen."

Die berühmteſten Mirzas und Munſchi kommen aus dem Flecken Täfriſch in die Hauptſtadt, daher die meiſten Staatsſecretäre, Muſtafis u. ſ. w. von dort gebürtig ſind.

Die höchſte Blüte der Kalligraphie und des Inſcha wird im königlichen firman (Patent, Ordre) entfaltet. Unter dem

Abdruck des großen Staatsſiegels ſteht das königliche Anagramm (tugre), dann folgt das Schreiben ſelbſt. Auf der Rückſeite befinden ſich die Siegel der Miniſter und der Staatsſecretäre. An den Rand ſchreibt der Schah eigenhändig „Sahhih est“ (Es iſt genehmigt). Eine ſolche Urkunde wird ſelbſtverſtändlich in höchſten Ehren gehalten; man läßt die einzelnen Worte und die Ränder vom Vergolder mit Arabesken umgeben.

Die Arithmetik (ilme hæssāb, auch hindisi) zählt für gewöhnlich nicht zu den Gegenſtänden des Unterrichts oder des Studiums. Die mit der Comptabilität betrauten Staatsſecretäre bedienen ſich ſtatt der arabiſchen Ziffern eines eigenen complicirten, ſehr ſchwer zu controlirenden Zahlenſyſtems, hæssābe diwāni genannt. Krämer und Kaufleute machen von der bekannten Decimalmaſchine (abacus) Gebrauch; ſie beſteht aus Kugeln, die, auf Drähte gereiht, Einheiten, Zehner, Hunderte u. ſ. w. repräſentiren. Neuerdings wurden jedoch durch den Unterricht der Mathematik am neuen königlichen Collegium ſowie durch Ueberſetzung des Lehrbuchs der Arithmetik und Algebra von Mirza Dſchafer Chan mehr mathematiſche Kenntniſſe verbreitet, und bei dem Talent der Perſer für dieſe Wiſſenſchaft ſteht zu erwarten, daß ſie in wenigen Jahren allgemeinen Eingang finden wird.

Zu den Erforderniſſen einer höhern Bildung gehört, nebſt der Kenntniß des Geſetzes, der Sagen und der Poeſie, ferner das Studium der Medicin (tibb), der Arzneimittellehre (karabādin), der Alchemie (kymia) und der Aſtrologie (nædschum).

Die Alchemie findet noch überall ihre zahlreichen Anhänger (kimiāger). In jeder Stadt treten Perſonen auf, welche Metalle umwandeln zu können behaupten und auch Producte ihrer Arbeit vorzeigen; Schwefel und Queckſilber ſpielen dabei die größte Rolle; das Streben geht dahin,

letzteres zu „fixiren“. Viele büßen dabei Vermögen und Geſundheit ein und ertragen den Spott der Menge, ohne in ihrem Glauben erſchüttert zu werden. Sie behaupten ſtets, ſo nahe am Ziele zu ſtehen, daß nur eine Kleinigkeit noch zur Vollendung fehle. In dieſem Wahn werden ſie leider durch die unreinen Präparate unterſtützt, welchen oft Gold und Silber in kleinen Quantitäten beigemengt iſt; bleiben ihnen nun dergleichen Stoffe als Reſiduum zurück, ſo laſſen ſie ſich täuſchen, indem ſie das Educt für das Product nehmen. Auch von vielen Pflanzen glaubt man, daß ſie die Metamorphoſe der Metalle befördern, beſonders von ſolchen, deren Genuß die Zähne der Schafe gelb färbt. Deshalb ſind die Berge des Elwend ſtets von Derwiſchen beſucht, welche die geeigneten Kräuter ſammeln. Sogar Derwiſche aus Indien machen eigens die weite Reiſe, um in dieſem berühmten Gebirge zu botaniſiren. Daß auch viel abſichtlicher Betrug dabei mitunterläuft, verſteht ſich von ſelbſt. Es erſcheinen von Zeit zu Zeit Derwiſche aus Indien, welche ſich für erfahrene Alchemiſten ausgeben. Als geſchickte Taſchenſpieler und Gaukler wiſſen ſie immer etwas Gold aus dem Tiegel herauszuziehen und ſo den Leichtgläubigen große Summen zu entlocken. Auch den König und die Miniſter gelang es ihnen mehrmals zu täuſchen. Wird der Betrug entdeckt, ſo verſchwinden ſie, um wieder andern Platz zu machen.

Gleichen Credits erfreut ſich die Aſtrologie; der Glaube daran ſteht noch, wie in Europa im Mittelalter, in voller Blüte. Der munædschim (Aſtrolog) ſtellt das Horoſkop (tāleh), beſtimmt die glücklichen und unglücklichen Stunden einer Unternehmung (saat), ſowie die Stunde und Minute, in welcher der König die Stadt verlaſſen oder in dieſelbe einziehen ſoll. In dem Geſchichtsbuch von Malcolm wird in Bezug hierauf eine intereſſante Anekdote erzählt,

Die engliſche Geſandtſchaft war im Begriff die Stadt Schiraz zu verlaſſen. Da erklärten die Aſtrologen, nach der Conſtellation der Sterne ſei die Stunde, das Thor zu paſſiren, nicht günſtig. Allein die Geſandtſchaft beſtand wegen dringender Geſchäfte auf ſofortiger Abreiſe. Um nun ſeine Gäſte nicht ins Unglück zu ſtürzen, ließ der Gouverneur die Stadtmauer durchbrechen, und die Engländer zogen ohne Unfall durch die Lücke.

Während der Belagerung Herats war ein Aſtrolog ſo glücklich geweſen, den Tag der Uebergabe vorher zu beſtimmen, wofür ihm ein reiches Geſchenk zutheil wurde. Die Sache verhielt ſich indeß ſehr einfach. Durch die ſchwebenden Unterhandlungen war die Uebergabe ſchon im Princip feſtgeſtellt; nun beſtimmten die Aſtrologen, nach untereinander getroffener Verſtändigung, verſchiedene Tage, von denen natürlich einer der rechte ſein mußte.

Die Sternkundigen bedienen ſich der Tafeln (sitsch) des berühmten Aſtronomen Chadſche Näſſir aus Märageh, der ſogenannten Tafeln des Ilchani, und der des italieniſchen Aſtronomen Caſſini zur Beſtimmung des Jahrsanfangs (nauruz), des Eintritts der Jahrszeiten (fass'l), der Sonnen- und Mondfinſterniſſe (kæschuf-e-äſtāb u māh), desgleichen zur Abfaſſung der Ephemeriden und des Almanachs (taḳwim), welcher jährlich lithographirt wird und nach alter Weiſe auch die Empfehlung derjenigen Tage enthält, an welchen es gut iſt, zur Ader zu laſſen, zu baden, zu heirathen u. ſ. w. Der Zeitpunkt, wo der Mond ſich dem Sternbild des Skorpions nähert (kæmer dar ægræb), wird als ungünſtig für irgendeine neue Unternehmung angeſehen. Zu ihren Beobachtungen benutzen die Aſtronomen das Aſtrolab und einen Quadranten.

Für die Zeitrechnung (tārich), beſonders bei Beſtimmung der religiöſen Feſte und ſelbſt im bürgerlichen Kleinverkehr,

gelten die zwölf arabiſchen Mondmonate und das Mondjahr der Hedſchireh. Zur Beſtimmung des religiöſen Monatsanfangs iſt es unerlaßlich, daß der Neumond geſehen werde, daher oft Zweifel entſtehen, welcher Tag der erſte oder der zweite des Monats ſei. Im Jahre 1858 campirten wir in einem engen Thal und feierten daſelbſt das Opferfeſt, als die Nachricht eintraf, in der Hauptſtadt habe das Feſt ſchon einen Tag früher ſtattgefunden, weil bei dem weitern Horizont der Mond dort um ſo viel eher geſehen worden war. Der Tag beginnt mit Sonnenuntergang; letzterer gilt auch als Anfang für die Stundenzählung; man ſagt alſo z. B. drei Stunden vor, drei Stunden nach Sonnenuntergang u. ſ. w. Dies macht ein ſtetes Reguliren der Uhren nöthig, zu welchem Behuf auch die einzuſchaltenden Secunden für jeden Tag im Kalender verzeichnet ſind. Der einzige Vortheil dieſer Stundenzählung beſteht darin, daß in einem Lande, wo die Abenddämmerung ſehr kurz währt, der Reiſende oder der Arbeiter jederzeit weiß, wie viel Reiſe- oder Arbeitsſtunden ihm noch vom Tage übrig ſind.

In den Städten trifft man auch einzelne Gelehrte, meiſt unter den Prieſtern, welche ein paar Abhandlungen von griechiſchen Philoſophen, von Ariſtoteles (Aristu), Plato (Iflatun), oder aus Euklid's Algebra und Gleichungen (dschæbr u mæḳābil) in arabiſcher Ueberſetzung geleſen haben. Sie laſſen ſich gern mit dem Europäer in philoſophiſche und metaphyſiſche Disputationen ein, insbeſondere über Selbſtbeſtimmung und freie Wahl, jedoch nicht ohne die vorherige Reſervation, daß die geheiligte Lehre (der Koran) in allen dieſen Fragen bereits endgültig entſchieden habe, und daß ſie nur die Anſichten des Europäers darüber hören wollten.

Diejenigen, welche ſich dem Prieſterſtand widmen wollen, begeben ſich nach beendeten Vorſtudien in die Madraſſes

(öffentliche Seminarien), in welchen ſie Wohnung, Bücher, Koſt und aus dem Stiftungsvermögen eine kleine Penſion erhalten. Doch genießen die zahlreichen inländiſchen Madraſſes keines beſondern Rufs, weshalb viele Perſer die Schule zu Kerbelah bei Bagdad beſuchen, um ſich für den höhern Prieſterſtand (itschtehad) vorzubereiten. Die Disciplinen, welche ſie ſtudiren, ſind: Grammatik und Syntax (nahw u særf), Rhetorik (el maanæwi wa-l-bayan), Proſodie (arus), Logik (mæntik), Theologie (tauhid), Auslegung des Korans (tæfsir), die Traditionen (hadis), Jurisprudenz (el-fikh), Arithmetik (el hæsab) und Algebra.

Gegen früher hat die Bildung im ganzen an Extenſität zu-, an Intenſität aber abgenommen. Es gibt jetzt mehr Leute, welche leſen und ſchreiben können, ſehr wenige aber, die ernſtlich dem Streben nach wiſſenſchaftlichem Fortſchritt huldigen; außer einigen ſophiſtiſchen Theſen über religiöſe Dinge wird nichts Neues geſchrieben. Perſer ſelbſt geſtanden mir, wenn hier und da ein Mula aus Buchara nach Teheran komme, ſetze er alle Schriftgelehrten Perſiens in Verlegenheit, da er ſie, obgleich ein Suni, in Kenntniß der arabiſchen Sprache und in den humaniſtiſchen Zweigen der Bildung weit übertreffe.

Zu erwähnen wäre noch, daß faſt alle im Lande lebenden Armenier ihre kleinen winkeligen, und ebenſo die Chaldäer ihre großen quadratiſchen, den hebräiſchen ähnlichen Lettern ſehr elegant zu ſchreiben verſtehen. Die Kinder der erſtern werden in den Schulen der Keſchiſchs (Geiſtliche) unterrichtet, die der letztern von den Miſſionaren der amerikaniſchen Methodiſten in Selmas und der katholiſchen Lazariſten in Urumieh. Die in Perſien lebenden Juden ſchreiben das Perſiſche mit hebräiſchen Buchſtaben.

Die Perſer haben Talent zum Zeichnen und Malen; viele würden bei gutem Unterricht Erkleckliches darin leiſten.

Porträtähnlichkeit treffen ſie leicht, doch mangelt ihnen alles Verſtändniß der Perſpective, ſodaß ſie nicht im Stande ſind, beſonders im Gebiet des Landſchaftlichen, ein perſpectiviſch richtiges Gemälde von einem ſchlechten Machwerk zu unterſcheiden. Der Schah ſelbſt zeichnet recht gut, wenigſtens richtiger als die meiſten andern einheimiſchen Künſtler. Er beſoldet einen eigenen Hofmaler (nækäsch bäschi), von dem er öfter ſein Porträt malen läßt. Da es ihm jedoch an Zeit zu langen Sitzungen gebricht, ſo wartet er gewöhnlich nur bis der Künſtler den Schnurrbart vollendet hat, die Aufgabe, das Geſicht daranzuhängen, ihm allein überlaſſend; als Büſte wird ſtets die von Kaiſer Nikolaus I. copirt, welche dem Schah beſonders wohlgefällt. In gleicher Weiſe beſchäftigt er auch einen ruſſiſchen Maler aus dem Kaukaſus. Es darf daher nicht befremden, wenn die Formen etwas koloſſaler gerathen, als ſie in Wirklichkeit ſind.

Während meines dortigen Aufenthalts befahl der Schah, eine Bildergalerie nach europäiſchem Muſter einzurichten; es wurde ein großer Saal ausgeräumt und die vorzüglichen Porträts der Königin Victoria und ihres Gemahls, des Kaiſers Nikolaus, Ludwig Philipp's, Napoleon's u. ſ. w., welche ſich als Geſchenke von den betreffenden Höfen im Schloſſe vorfanden, darin aufgehangen. Da ſie aber zur Bedeckung aller vier Wände nicht hinreichten, wurden aus dem Bazar berliner farbige Lithographien: „Badende Mädchen“ und dergleichen, angekauft und die Lücken damit ausgefüllt. Ein Prinz verkaufte dem Schah das von Swoboda in Oel gemalte Porträt einer pariſer Soubrette, indem er es für ein Werk Rafael's (kär-e-Rafaïl) ausgab, und auf die Klage, daß der Preis von 200 Dukaten zu hoch ſei, erwiderte er: „Rafael's Gemälde werden in Europa mit 5000 Dukaten bezahlt.“

Andere ſchöne Künſte werden faſt gar nicht getrieben.

Der Perſer liebt zwar über die maßen Geſang, Muſik und Tanz, hält es aber nicht für ſchicklich, als freier Mann dieſe Künſte ſelbſt zu üben, ſondern will ſie nur für Entgelt von andern ſehen und hören. Bei öffentlichen Feſten, Wettrennen, Hochzeiten u. ſ. w. werden Künſtler gemiethet, welche durch ihre Productionen das Publikum oder die Gäſte unterhalten müſſen. Sie ſingen meiſt einige Lieder von Hafis oder Strophen aus Ferdauſi, mit dem oft wiederholten Refrain: „Dād bi dād, amān amān amān.“ Gute Sänger ſind ſehr geſchätzt und werden hoch honorirt. Man rühmte mir beſonders einen Sänger mit den Worten: „Wenn er ſingt, läßt ſich ein Bulbul auf ſeine Schultern nieder.“ An Inſtrumenten dienen zur Begleitung eine Art Guitarre (tār) und eine Zither (kentār). Der beſte Tarſpieler in Teheran heißt Ali-ekber. Europäiſche Muſik iſt dem Orientalen völlig unverſtändlich, ja ein Greuel, und die Anekdote, daß ein Orientale das Stimmen des Orcheſters für die Ouverture hielt, iſt gewiß buchſtäblich zu nehmen. Sah ich doch ſelbſt eine hochgeſtellte Perſon, weil die Taſten, welche ſie anſchlug, tönten, in Entzücken darüber ausbrechen, daß ſie das Piano ſpielen könne. Weder die Zeit noch ein längerer Aufenthalt in Europa kann hierin eine Aenderung hervorbringen. Wie beſtimmt er es auch in Abrede ſtellen mag, jede Oper wird den Perſer langweilen; und doch rühren ihn heimiſche Weiſen bis zu Thränen.

Tänze (raks) werden in den Harems von gemietheten Frauen und Sklavinnen ausgeführt; in öffentlichen Cirkeln der Männer ſind es unbärtige Jünglinge, welche, als Frauen gekleidet, durch ihre obſcönen Stellungen und wirbelnden Bewegungen das Publikum ergötzen. Die Tänze mit Caſtagnetten gleichen der italieniſchen Tarantella. Sänger und Tänzer gelten für Leute, die es mit den Vorſchriften der Religion und Sittlichkeit nicht genau nehmen, namentlich

das Verbot von Wein und andern Spirituoſen als nicht für ſie vorhanden anſehen, in welchem Betracht man ſie mit den Lutis in eine Kategorie zu ſtellen pflegt. Die meiſten Tänzerinnen ſind vom Stamme der Susmani und kommen aus der Umgegend von Kirmanſchah in Kurdiſtan. Die Honorare für dergleichen Productionen überſteigen oft alle Vorſtellung; außer mit bedeutenden Geldſummen belohnt man die Künſtlerinnen auch noch mit koſtbaren indiſchen Shawls. Eine Sängerin in Kairo erntete bei jedesmaligem Auftreten 100 Pfd. St. In Sachen der Liebe und in der Belohnung von Sang und Tanz kennt der Orientale keine Sparſamkeit.

IX.

Verſuche zur Einführung der europäiſchen Civiliſation.

Inſtructoren der Armee. Engländer und Franzoſen. Reformbeſtrebungen des Emir Nizam. Berufung der Oeſterreicher. Unſere Reiſe. Ankunft in Teheran und ungünſtige Auſpicien. Sturz und Tod des Emir. Gründung der Militärſchule und der Lehranſtalt für Medicin. Meine Lehrthätigkeit. Die Polyklinik. Meine Lehrbücher der Anatomie und der Chirurgie. Operationen. Mein Plan zu einem Spital. Die Ausführung. Meine Sanitätsinſtruction für Offiziere. Perſiſche Studirende der Medicin in Paris. Leproſenhäuſer. Der Geniehauptmann Zatti. Der Mineur Czarnotta. Baron Gumoëns. Colonel Matrazzo. Der Artilleriehauptmann Krziz. Der Cavalerieoffizier Nemirò. Unſer Abſchied. Geſpräch mit dem Schah. Franzöſiſche Miſſion unter Commandant Brognart.

Während des engliſch-perſiſchen Kriegs rief der Schah einmal voll tiefen Unmuths aus: „O hätte doch nie ein Europäer ſeinen Fuß in mein Land geſetzt, dann wären uns alle die Quälereien erſpart worden; da die Fremdlinge aber nun leider eingedrungen ſind, will ich ſie wenigſtens ſo viel und ſo gut als möglich benutzen!“ In dieſen Worten liegt der Schlüſſel aller Maßregeln, welche er zur Verbreitung europäiſcher Bildung ergriffen hat; er fühlt den Druck der Großmächte auf ſich laſten und ſtrebt danach, ſie mit ihren

eigenen Waffen zu bekämpfen. Das erſte, was in dieſer Richtung geſchah, war, daß man durch europäiſche Inſtructoren die Armee bilden und die Kriegswerkzeuge verbeſſern ließ. Erſt in der neueſten Zeit wurde die Nothwendigkeit erkannt, auch einiges von den Künſten des Friedens einzuführen, und zwar weil die inländiſche Induſtrie in höchſter Gefahr ſtand, durch die wachſende Concurrenz fremder Erzeugniſſe gänzlich vom Markt verdrängt zu werden. Bei der ſchnellen Auffaſſungsgabe des Perſers und ſeinem praktiſchen Sinn konnte es, trotz der in religiöſen Vorurtheilen wurzelnden Abneigung gegen die Ideen des Auslands, nicht fehlen, daß europäiſche Bildung ſich einigen Eingang verſchaffte; ja man kann behaupten, wenn Perſien, wie die Türkei, an Europa grenzte, wäre es ſchon faſt im vollen Beſitz der abendländiſchen Civiliſation.

Einen Umſtand darf man freilich nie aus dem Auge verlieren, daß nämlich Künſte und Wiſſenſchaften in Perſien keinen jungfräulichen Boden finden. Das Land trägt bereits einen ganz beſtimmten Charakter, welchen ihm ſeine nationalen Dichter des Mittelalters, deren Einfluß noch mächtig fortwirkt, aufgeprägt haben. So ſchwer es dieſen ihrerzeit geworden, ſich an die Stelle der Griechen: eines Plato, Ariſtoteles, Ptolemäus, Euklides, Hippokrates, Galenus zu ſetzen, ebenſo ſchwierig iſt es, die Bildung des heutigen Perſien in andere Bahnen zu leiten; denn man glaubt die menſchliche Erkenntniß zum Abſchluß gebracht und keines Fortſchritts mehr bedürfend. Irrthümlich dagegen iſt die Annahme, daß der bekannte Satz: „Alles Wiſſenswerthe iſt im Koran enthalten“, in Perſien den Stein des Anſtoßes bilde. Der Koran ward hier nur der Form nach angenommen, er drang nie in Mark und Blut des Volks und war daher der Bildung weder förderlich noch hinderlich; die Gelehrten und Dichter wußten immer davon Umgang zu nehmen, ſie legten

höchſtens eine formelle Verwahrung ein, wo ihre Ideen mit jenen „des göttlichen Worts“ nicht übereinſtimmten.

Der als Reformator berühmte Abbas Mirza, Sohn des Feth Ali Schah, nahm mit Bewilligung der engliſchen Regierung einige engliſche Offiziere als Inſtructoren der Armee in ſeinen Dienſt. Daß es meiſt tüchtige und ihrer Aufgabe vollkommen gewachſene Männer waren, dafür ſprechen die Namen eines Colonel Shiel und eines Rowlinſon, welche beide ſpäter als Botſchafter ihr Land am perſiſchen Hofe vertraten. In der That iſt das wenige von Disciplin, was ſich noch in einigen perſiſchen Regimentern beſonders in der Artillerie erhalten hat, auf ihre Bemühungen zurückzuführen. Gleichzeitig wurden mehrere junge Perſer nach England geſchickt, um dort ihre Studien zu machen. Einer derſelben, Mirza Baba, ward nach der Rückkehr Leibarzt Mehmed Schahs; ein anderer, Mirza Dſchafer Chan, ſchrieb ein gutes Lehrbuch der Arithmetik und Algebra und bekleidete zweimal den perſiſchen Geſandtſchaftspoſten in London. Allein als unter der Regierung Mehmed Schahs und ſeines den Ruſſen ergebenen Veziers Hadſchi Mirza Agaſſi die Verwickelungen mit Herat eintraten, quittirten die engliſchen Offiziere den Dienſt. Statt ihrer berief man mehrere Franzoſen ins Land, worunter auch der Sartip (General) Ferrier, der ſich ſpäter durch ſein Buch über Afghaniſtan bekannt gemacht hat. Bei der Planloſigkeit der damaligen Regierung dienten die Europäer jedoch nur zur Schau, etwa wie Elefanten und Giraffen; ſie bezogen zwar anſehnliche Gehalte, ihre Dienſte aber wurden nie in Anſpruch genommen, und ſo iſt, einige Anekdoten abgerechnet, kein Andenken an ſie zurückgeblieben. Eine Ausnahme machte nur Dr. Erneſt Cloquet, der ſich ſtets durch Biederkeit des Charakters und beſonders in den erſten Jahren durch ſein wiſſenſchaftliches Streben auszeichnete. Als tüchtiger Operateur ward er vom

Schah zum Leibarzt ernannt, und ſelbſt als mit dem Tode Mehmed Schah's ſämmtliche Europäer, weil man ſie für nutzloſe Broteſſer anſah, die überdies aus Mangel an Beſchäftigung allerlei Händel und Proceſſe mit der Regierung ſuchten, aus dem Dienſt entlaſſen wurden, beſtätigte man ihn, wenn auch erſt nach mannichfachen Schwierigkeiten, in ſeinem Amt. Mehrere perſiſche Jünglinge, die um dieſe Zeit zu ihrer Ausbildung nach Paris gingen, brachten nichts als dürftige Kenntniß der franzöſiſchen Sprache von dort heim.

So lagen die Verhältniſſe, als im Jahre 1850 der damalige Großvezier Mirza Taghi Chan Attabek, genannt Emir Nizam, den Entſchluß faßte, in Teheran eine Militärſchule nach europäiſchem Muſter zu errichten und damit eine Lehranſtalt für Medicin zu verbinden, an der ſowol Militär- als Civilärzte gebildet werden ſollten. Ungeachtet bitterer Erfahrungen und der entſchiedenſten Abneigung gegen jeden fremdländiſchen Einfluß hatte er ſich doch überzeugt, daß ohne Heranziehung europäiſcher Lehrkräfte das Ziel nicht zu erreichen ſein würde. Er war ein ſeltener Mann, der das in Perſien ſonſt unbekannte Beiſpiel eines Patrioten darbot, da der Fortbeſtand und die Entwickelung des perſiſchen Staats ihm aufrichtig am Herzen lag. Wirklich gelang es ihm während ſeiner kurz zugemeſſenen Verwaltung die verwickelten Verhältniſſe und die zerrütteten Finanzen zu regeln, den Nepotismus mit ſeinen vielen Penſionen und unnützen Beſoldungen zu beſchränken, die Armee zu reorganiſiren und zu bewaffnen, die Erpreſſungen in den Provinzen und die Willkür der Gouverneure zu mäßigen, die Sicherheit der Wege und des Eigenthums herzuſtellen, endlich die Prätendenten zu Paaren zu treiben und die in mehrern Provinzen ausgebrochene Revolution daniederzuſchlagen. Für Hebung der Population beſorgt, führte er, um den Verheerungen der Blattern Schranken zu ſetzen, im ganzen Lande die Impfung

ein; er ließ eine Inſtruction aus dem Engliſchen überſetzen, lithographiren und vertheilen; er ſchickte Impfärzte mit guter Bezahlung in die verſchiedenen Provinzen.

Seiner Abſicht nach ſollten die zu berufenden Lehrer den politiſchen Verhältniſſen des Landes möglichſt fernſtehen, damit ſie ſich mit ungetheiltem Intereſſe ihrer Lehrthätigkeit widmeten. Deshalb nahm er von den Ruſſen und Engländern wie von den Franzoſen Umgang, und ſchickte einen ihm ganz ergebenen, ſehr achtbaren Mann, Mirza Däwud Chan, einen Armenier, nach Wien, um dort die geeigneten Kräfte anzuwerben. Binnen kurzem gewann derſelbe die öſterreichiſchen Offiziere: Hauptmann Zatti für das Genieweſen, Hauptmann Gumoëns für die Infanterie, Oberlieutenant Krziz, jetzt penſionirter k. k. Major, für die Artillerie, Oberlieutenant Nemiro für die Cavalerie. Für das Montaniſticum wurde Hr. Carnotta engagirt, und durch gütige Verwendung der wiener Profeſſoren von Dumreicher und Dietl fiel auf mich die Wahl als Lehrer der Arzneiwiſſenſchaft. Da die kaiſerliche Militärbehörde bei dem Mangel einer directen diplomatiſchen Vertretung Oeſterreichs in Perſien unliebſame Verwickelungen beſorgen mochte, wurde den Herren Offizieren vor ihrer Abreiſe eröffnet, daß man ihre Unternehmung als reine Privatangelegenheit anſehe; es bleibe ihnen zwar vorbehalten, nach der Zurückkunft in ihre reſpectiven Chargen wieder einzutreten, bis dahin jedoch hörten ſie auf, zur kaiſerlichen Armee zu zählen.

Dieſer Zwitterzuſtand war, wie jede halbe Maßregel, für die ganze Expedition — der Name Miſſion würde nicht paſſen, weil jeder auf eigene Hand zu wirken hatte — unheilbringend, indem er die Offiziere des nöthigen Stützpunkts beraubte. Die öſterreichiſche Regierung brauchte ſich nicht im geringſten weiter um ſie zu kümmern, und hat auch in der That nicht ein einziges mal weder direct noch indirect

über das Befinden ihrer Landeskinder in Perſien Erkundigung eingezogen, was äußerſt ſchädlich auf unſere Verhältniſſe und Stellungen einwirkte; denn man iſt gewohnt, daß z. B. die franzöſiſche Regierung von Zeit zu Zeit Anfragen über ihre dort bedienſteten Angehörigen ergehen läßt und dieſelben durch Ordensverleihungen oder andere officielle Auszeichnungen in den Augen des fremden Hofs zu heben ſucht. Dieſe Vernachläſſigung ſtempelte uns von vornherein zu Parias, welche nur des Brotverdienſtes wegen in die Fremde gingen. Außerdem ſchadete es unſern Offizieren, daß ſie zu beſcheiden waren, ſich einen höhern militäriſchen Rang beizulegen, da in Perſien jeder junge Mann von gutem Hauſe wenigſtens als Major oder Obriſt in die Armee tritt.

Wir begaben uns im Auguſt 1851 nach Konſtantinopel; dort raſteten wir einige Tage und ſetzten dann unſern Weg von Trapezunt aus mittels Karavane über Armenien fort. Mit den vielen Ungemächlichkeiten einer ſolchen Reiſe nicht vertraut, litten wir ungemein, zumal wir verſäumt hatten, einen Dolmetſcher mitzunehmen und daher, ohne Kenntniß der Sprache, auf Zeichen und die wenigen einſtudirten Worte angewieſen waren. Ferner begingen wir den Fehler, uns nicht mit gehörigem Schutz weder gegen die intenſiven Sonnenſtrahlen des Tags noch gegen die empfindliche Kälte der Nacht zu verſehen; wir badeten nach europäiſchem Gebrauch in jedem Bergſtrom, an dem wir vorbeikamen, was in dieſen Klimaten unvermeidlich ſchwere Krankheiten nach ſich zieht und bekanntlich Alexander dem Großen faſt das Leben koſtete. Infolge deſſen erkrankten mehrere unſerer Expedition, worunter auch ich, am Wechſelfieber. Meine Leidensgenoſſen behandelte ich mit Chinin und ſiſtirte oder milderte wenigſtens dadurch ihre Leiden; an mir ſelbſt aber war ich nicht im Stande eine Diagnoſe zu machen, denn

viele in den mediciniſchen Lehrbüchern angeführte Symptome des Fiebers fehlten; ich hatte nur hier und da bald Hitze, bald einen flüchtigen unregelmäßigen Schauer, doch keinen Schweiß, dagegen nahmen Mattigkeit und Mangel an Appetit in einem Grade zu, daß ich apathiſch dem nahen Tod entgegenſah. In dieſem Zuſtand mußte ich gleichwol reitend Tag für Tag dem Zuge folgen, denn zurückzubleiben war unmöglich. Endlich, vier Stationen vor Teheran, übermannte mich die Schwäche vollſtändig; ich ſank vom Pferde und ſchlief auf dem Felde ein. Der Führer hielt in einiger Entfernung mit den Thieren. Etwa nach einer Stunde erwachte ich und ließ mich wieder auf das Pferd heben. Abends an der Station angekommen, ward ich erſt gewahr, daß mir 40 Imperiales, die ich bei mir getragen, fehlten; ſie mußten mir während der Lethargie entwendet worden ſein. Meine Gefährten drangen in mich, ich möge ſtrenge Durchſuchung anſtellen; allein ich gab ihnen, wie ich mich erinnere, zur Antwort: „Ich zweifele, daß ich lebend in Teheran ankommen werde, brauche alſo kein Geld; ſollte aber meine Vermuthung ſich nicht beſtätigen, ſo werde ich dort verdienen, ſoviel ich bedarf.“

Am 24. November 1851 langten wir in Teheran an. Der Empfang war kalt; niemand kam uns zur Begrüßung entgegen, und bald erfuhren wir, daß die Scene ſich inzwiſchen ſehr zu unſerm Nachtheil verändert hatte. Einige Tage vor unſerer Ankunft war nämlich der Emir infolge von Palaſtintriguen, beſonders von ſeiten der Königin-Mutter, einer erbitterten Gegnerin ſeines energiſchen Strebens nach Fortſchritt, in Ungnade gefallen. Der unzeitige Schutz, den ihm eine europäiſche Geſandtſchaft aufdrang, gab ſeinen Feinden, obgleich er ihn conſequent zurückwies, weitere Waffen in die Hand, um ihn vollends ins Verderben zu ſtürzen; er wurde im Schloſſe Fin, nahe bei Kaſchan, gefangen gehalten

und zwei Monate ſpäter auf königlichen Befehl hingerichtet.*) Als er unſere Ankunft vernahm — es war am zweiten Tage ſeiner Haft — berief er den inzwiſchen auch aus Europa wieder eingetroffenen Mirza Dâwud Chan zu ſich und ſagte ihm: „Auf meine Veranlaſſung ſind die armen nemse (Deutſchen) hierhergekommen; ich würde zu ihrer Zufriedenheit für ſie geſorgt haben, wäre mir die Macht geblieben. Nun fürchte ich, daß es ihnen ſchlecht gehen werde. Suche du nach Kräften ihr Los zu erleichtern.“ So unglückliche Auſpicien waren es, unter denen die Expedition ihren Einzug hielt! Der Emir ſah richtig voraus, daß wir unſere Aufgabe weder in ſeinem noch unſerm Sinn würden erfüllen können.

Mirza Agha Chan, genannt Sader-Azam, der neue Großvezier, war ein Intriguant ſondergleichen und jedem Fortſchritt, insbeſondere jeder Schöpfung ſeines Vorgängers, principiell feindlich geſinnt. Er wollte die Errichtung einer Schule nach europäiſchem Muſter verhindern, und da man contractlich gewiſſe Verpflichtungen gegen uns eingegangen war, verſuchte er es, uns durch eine Entſchädigung abzufinden, womit er um ſo eher zu reuſſiren glaubte, da auch der damalige engliſche Geſandte, Colonel Juſtin Shiel, der mit mehrern italieniſchen Emigranten wegen der uns zugeſagten Stellen in Unterhandlung ſtand, unſere Miſſion nicht begünſtigte. Dieſen Planen trat jedoch der Schah entgegen, welcher die Anordnungen des Emir, ſeines Wohlthäters und Lehrers, nicht fallen laſſen wollte. Den Befehl zu deſſen

*) Da ihm von ſeinem Henker, einem frühern Schützling, die Wahl der Todesart freigeſtellt worden war, ließ er ſich im Bade die Adern öffnen. Ich beſuchte im Jahre 1859 dieſes Badezimmer und fand noch an den Stellen der Wand, wo ſich die Blutſpuren befunden hatten, den Kalk abgeſchürft; niemand nahm ſich die Mühe, durch einen neuen Anwurf die Lücken auszugleichen.

Hinrichtung legte er als Act der Nothwehr aus, indem das Anſehen des Emir ſo hoch geſtiegen war, daß nur er vom Volk gekannt und gefürchtet wurde, die Autorität des Königs aber ganz in den Schatten trat. Allerdings mochte die Beſorgniß nicht ungegründet ſein, daß trotz der Ergebenheit und Uneigennützigkeit des Emir derſelbe mit der Zeit durch die Verhältniſſe dahin getrieben worden wäre, die Rolle eines Uſurpators zu ſpielen. Dergleichen Beiſpiele finden ſich in der perſiſchen Geſchichte ziemlich häufig, und gerade um dieſelbe Zeit war der Vezier von Herat auf ähnliche Weiſe zum Chanat gelangt.*)

Man beſchloß daher, uns zu dulden. Wir wurden in einer öffentlichen Audienz vom König gnädigſt empfangen, beſonders zeigte er großes Intereſſe an den mitgebrachten Inſtrumenten und Apparaten, welche er ſich durch einen Dolmetſcher erklären ließ. Allein der Miniſter wußte es zu verhindern, daß wir die üblichen Ehrenkleider (chalat) erhielten; auch die Wohnung und Koſt, welche uns als Gäſten zukam, war unſerm Range nicht entſprechend.

Auf Befehl des Schah trat eine Commiſſion zuſammen, um über die Statuten der Schule zu berathen. Durch Dolmetſcher verſtändigte man uns über den Gang der Verhandlungen. Dieſelben drehten ſich um die wichtige Frage des Brückenbaus, obwol das Land keinen einzigen namhaften Fluß beſitzt und die Schüler kaum über das Einmaleins

---

*) Als ich ſpäter viel um den König war, konnte ich bemerken, daß er gefliſſentlich jede Erwähnung des Emir vermied. Nur ein mal fragte er mich, ob ich denn nie von dem Emir habe ſprechen hören. Ich antwortete ausweichend, worauf er nur die Worte ſprach: „Adem-e-sæcht bud!“ (Er war ein harter Mann!) und ſogleich das Geſpräch auf einen andern Gegenſtand lenkte. Seinem Sohn war er jedoch ſehr gnädig; er hielt ihn zwar fern vom Hof, übertrug ihm aber Aemter und Würden.

hinaus waren; ferner um die noch wichtigere Frage, welche Decoration man für die Schüler einführen ſollte. Unſere Meinung in Bezug auf den Unterrichtsplan zu hören, fiel niemand ein, denn dies hätte dem Stolz des Perſers widerſtrebt. Endlich kam man überein, jedem Lehrer ſolle eine Anzahl Schüler behufs ihrer völligen Ausbildung übergeben werden; nur den Unterricht in der franzöſiſchen Sprache ſolle ein beſonderer Lehrer, Richard, ein ſehr achtbarer Franzoſe, ertheilen. Zum Director der Schule wurde ein gelehrter Perſer, Mirza Rezy Kuli, ernannt, während dem Kriegsminiſter und erſten Adjutanten des Königs (adjutân bâschi), einem Kurden Nameus Aziz Chan, die Oberinſpection anheimfiel.

Bei dem Mangel an den nöthigſten Vorkenntniſſen hätten die Schüler erſt gemeinſchaftlich in den Elementargegenſtänden unterrichtet werden müſſen. Freilich wären wir dadurch in die unangenehme Lage verſetzt worden, mehrere Jahre unbeſchäftigt zu bleiben und unſern Feinden Anlaß zu der Beſchuldigung zu geben, daß wir gleich andern unſer Brot umſonſt äßen. Da übrigens unſere Schüler aus guten Häuſern waren und meiſt fertig leſen und ſchreiben konnten, auch ſich auf ihre Poeten und etwas arabiſch verſtanden, ſo beſchloſſen wir, die Elementarſtudien überſpringend oder nach Umſtänden ſelbſt nachhelfend ſo gut es gehen werde, mit unſerm Unterricht zu beginnen.

Mir wurde die Aufgabe, meinen Schülern, vierzehn an der Zahl, die geſammte Medicin vorzutragen. Ich verſtand kein Wort perſiſch, meine Schüler ebenſo wenig franzöſiſch. Anfangs verſuchte ich es, mich zu den Vorträgen eines Dolmetſchers zu bedienen; es ſchien zu gelingen, denn er überſetzte, obwol der franzöſiſchen Sprache nur unvollkommen mächtig, ſtets ſehr geläufig; nur befremdete mich, daß er oft, wenn ich einen kurzen Satz geſagt, ziemlich lange ſprach.

Bald kam ich jedoch dahinter, daß er mich gar nicht verſtand, ſondern den Schülern die falſchen Lehren der perſiſchen Bücher beibrachte, die ich ſpäter die größte Mühe hatte, wieder auszurotten. Da warf ich mich denn, trotz der Acclimatiſationskrankheiten, an denen ich in den erſten zwei Jahren litt, der Wechſelfieber und Dysenterien, die mich faſt an den Rand des Grabes brachten, mit allem Eifer auf das Studium der perſiſchen Sprache; ich ſuchte die techniſchen Ausdrücke in verſchiedenen Wörterbüchern auf, und indem ich ſie durch Zwiſchenworte verband, gelangte ich nach ſechs Monaten dahin, mit Hülfe der Finger, Zeichen, Zeichnungen und Präparate einen, wie ich glaube, ziemlich verſtändlichen Curſus zu geben. Wenigſtens ſchließe ich dies aus den Aufzeichnungen meiner Zuhörer, welche ich in ſpätern Jahren berichtigte. Ich hatte mir ein vollſtändiges Skelêt*) ſowie mehrere getrocknete, injicirte und andere in Weingeiſt aufbewahrte Präparate aus der Heimat mitgebracht, und meine Schüler überwanden das Vorurtheil, durch Anfaſſen der Knochen werde man geſetzlich unrein (nædschis), ſo gründlich, daß ſie ſelbſt behufs des Studiums Schädel aus den Gräbern holten. Ueberhaupt machten die meiſten von ihnen, der Mangelhaftigkeit aller Einrichtungen und der ſprachlichen Hinderniſſe ungeachtet, in der erſten Zeit überraſchende Fortſchritte; leider jedoch erkaltete ihr Eifer ebenſo raſch. Das liegt eben im Charakter des Orientalen; er faßt und begreift leicht, wähnt ſich aber ſchon nach den erſten Schritten an der Grenze des Wiſſens angelangt und läßt dann ſchlaff die Arme ſinken. Der anhaltende Fleiß, das nulla dies sine linea ſind ihm unbekannte Dinge. Rechnet

*) Das ſchön zuſammengefügte Skelet war lange ein Gegenſtand der Neugier. Der Schah und die Großen verſäumten nie, wenn ſie die Schule beſuchten, es ſich von mir zeigen zu laſſen, und richteten dabei ſtets eine Menge Fragen an mich.

man hierzu, daß wegen der maßlos vielen Ferien kaum hundert Lehrtage aufs Jahr kamen, daß die Zöglinge von den Obern nicht nach Verdienſt, Fleiß und Fähigkeiten belobt, ſondern nach Familie, Protection und körperlicher Schönheit — begünſtigt wurden, daß einzelne, obgleich kaum den Kindesjahren entwachſen, neben Unterricht, Bücher und Frühſtück noch Stipendien von 50—200 Dukaten jährlich bezogen und bereits ein oder mehrere Weiber hatten: ſo wird man mir glauben, wie meine anfänglichen Erwartungen von den Reſultaten meiner Wirkſamkeit immer tiefer herabgeſtimmt wurden.

Es konnte nicht von mir beabſichtigt ſein, vollkommene Aerzte zu bilden, dazu reichte weder meine Kraft noch das vorhandene Material aus; ich wollte nur meinen Schülern eine gute Grundlage in der Medicin und Naturforſchung geben, ſie mit den unerlaßlichſten chirurgiſchen Hülfsleiſtungen bekannt machen und ſie dadurch befähigen, entweder ſelbſt ihre Studien fortzuſetzen oder weitere Ausbildung in Europa zu ſuchen. Als Lehrmittel dienten mir nebſt den Vorträgen und den Unterweiſungen bei Gelegenheit meiner Praxis 1) die Poliklinik; 2) mehrere theils von mir überſetzte, theils in perſiſcher Sprache verfaßte Bücher; 3) ein auf meine Veranlaſſung errichtetes Spital.

1) Den Vorleſungen waren zwei Stunden täglich gewidmet. Nach Beendigung derſelben kamen viele Patienten zu mir; ich unterwies meine Schüler in deren Aufnahme und in den Handgriffen bei kleinen Operationen. Alsdann begleiteten ſie mich bei meinen Krankenbeſuchen in der Stadt; ſie aſſiſtirten mir in größern Operationen, und wurden ſo mit der Blutſtillung und mit der Behandlung anderer Zufälle bekannt. Später ließ ich ſie kleine Operationen zuerſt in meiner Gegenwart und dann allein ausführen; ſelbſt bei einigen Amputationen konnte ich ſie ſelbſtändig agiren laſſen.

Einer meiner Zöglinge, Mirza Abdul-Ali, jetzt in Täbris anſäſſig, ſteht im Rufe eines guten Operateurs; Steinſchnitt und ſonſtige lebensgefährliche Operationen ſind ihm bereits mehrfach gelungen.

2) Behufs gründlicher Erlernung der perſiſchen Sprache las ich auch die vorhandenen mediciniſchen Werke. Dies ſetzte mich in den Stand, ſelbſt ein Lehrbuch der Anatomie und eins der Chirurgie in der Landesſprache niederzuſchreiben. Das Lehrbuch der Anatomie enthielt nur die Anfangsgründe, meine Sprachkenntniß war, als ich es ſchrieb, noch zu ungenügend; überdies ſchien mir auch ein tieferes Eingehen aus dem Grunde nutzlos, weil das beſtehende religiöſe Vorurtheil mir nicht geſtattete, Sectionen zu machen, ſelbſt nicht an Verbrechern. Nur einmal, während der maſſenhaften Hinrichtungen der Babis, einer Communiſtenſekte, welche ſich eines Attentats auf den Schah ſchuldig gemacht hatten, ſtellte man das Anſuchen an mich, die Cadaver der Hingerichteten zu ſeciren, damit ſie noch nach dem Tode geſchändet würden. Ich hatte jedoch keine Luſt, als Werkzeug der Rache zu dienen und den Haß einer ganzen Sekte auf mich zu laden. So behalf ich mich beim anatomiſchen Unterricht mit Sectionen an Thieren, mit Bildern und Präparaten. Weit gründlicher und ausführlicher verfaßte ich ſpäter das Lehrbuch der Chirurgie in zwei Bänden mit einem Anhang über Augenkrankheiten. Hier ſtand mir außerordentlich reiches, durch Erfahrung gewonnenes Material zu Gebote, denn ich habe allein hundertachtundfunfzigmal den Steinſchnitt gemacht, und es verging kein Tag, wo nicht eine oder mehrere, namentlich Augenoperationen vorkamen. Hauptſächlich der geſunden und friſchen Luft ſchreibe ich es zu — denn ich unternahm alle Operationen unter freiem Himmel und ließ die Operirten nie im Zimmer, ſondern unter Verandas und Bäumen lagern —, daß mir die meiſten Curen glückten und die Zahl

der Unfälle verhältnißmäßig gering war. Bei plaſtiſchen Operationen konnte ich ſicher auf raſches Ankleben der Ränder rechnen. In meinem Lehrbuch der Chirurgie folgte ich im ganzen dem Plane von Chelius, doch machte ich auch viele eigene Zuſätze, ſo über den Aleppo-Knoten, über die Gangraena endemica (schākagulus), den Medinawurm, Lepra u. ſ. w. Den Kapiteln über Beinbrüche und Verrenkungen ſind einige wohlgelungene Zeichnungen beigefügt.*)

3) Im dritten Jahr meines Aufenthalts ſetzte ich es nach großen Mühen endlich durch, daß ein Spital für kranke Soldaten außerhalb der Stadt erbaut werden ſollte. Bis dahin waren die Kranken in den dunkeln, kellerartigen Kaſernen verblieben, ſodaß bei dem im Winter häufig graſſirenden exanthematiſchen Typhen ſtets ganze Regimenter von der Seuche angeſteckt wurden und die Mortalität unter den Truppen eine ſchreckliche war. Ich zeichnete den Plan für die einzelnen Säle, die Küche, Apotheke, die Magazine u. ſ. w. Das Ganze bildete ein Viereck mit einem geräumigen Hof, in deſſen Mitte ein von Pflanzenbeeten umgebenes Baſſin. Rings um das Gebäude ſollte Buſchwerk gepflanzt und das Ganze mit einer hohen Mauer eingefriedigt werden. Die Säle waren etwa $3\frac{1}{2}$ Fuß über dem Boden erhöht. Von dem höchſten Punkt der Wölbung erhob ſich ein ſchornſteinartiger Schlauch, durch deſſen Oeffnung eine mäßige Luftcirculation ſich bewirken ließ. Für die Entleerungen waren niſchenartige Vertiefungen in der Mauer angebracht, von wo kleine nach außen ſich öffnende Thüren den Unrath ſofort entfernten. Dies war mein urſprünglicher Plan, allein es

*) Beide Lehrbücher wurden in Teheran lithographirt; die „Anatomie" (teschrieh bedene insān) erſchien im April 1854, die „Chirurgie" (kitābe dscherāhi-we resuleh kehāli) im Mai 1857, erſtere iſt in der Nās'ch-, die andere in Taalikſchrift geſchrieben.

ging damit wie mit dem Entwurf zum Tempelbau im Buche Esra. Der General-en-Chef, ein Kurde und Anverwandter des Oberfeldarztes, ſah das Unternehmen mit ungünſtigen Augen an. Ich fand daher, als ich nach einigen Monaten vom Landaufenthalt in den Bergen zurückkehrte, meinen Plan gänzlich geändert; ſtatt großer, luftiger Säle hatte man, um an den Koſten der Wölbung zu ſparen, enge, kellerartige Zimmerchen gebaut. Glücklicherweiſe ſetzte ich es durch, daß alles niedergeriſſen und nach meinem Grundriß wieder aufgeführt werden mußte. Die Bäume zur Anpflanzung, die ich aus eigenen Mitteln beſchafft, wurden ohne Wurzeln eingeſetzt oder geſtohlen und als Brennholz verbrannt. Im innern Hof ließ ich Klee anbauen, da auf andere Weiſe im heißen Sommer, ſelbſt bei ſteter Berieſelung, kein Raſen zu erhalten iſt; das lockte die Reconvaleſcenten, ſie konnten der perſiſchen Vorliebe für rohe Vegetabilien, Grünzeug und Klee nicht widerſtehen, ſondern weideten mir buchſtäblich die Pflanzen ab.*)

Die Hauptſchwierigkeit fand ſich aber erſt, als es ſich um die Unterhaltungskoſten handelte: nicht etwa weil ſie zu gering bemeſſen wurden, ſondern weil man von anderer Seite gerade die rechtliche Verwendung der angewieſenen Gelder fürchtete. Bisher hatten nämlich die ſogenannten Militärärzte in den Kaſernen die Rechnungen über Verpflegung und

---

*) Es iſt erſtaunlich, in welchen Maſſen die Perſer rohe Lactuca, Gurken, Lauch, Zwiebeln, Münze, Dracunculus, Scorzonera und die Blätter der Rettichpflanze, deren Wurzeln ſie verſchmähen, conſumiren. Auf den Märſchen erhält ſich der perſiſche Soldat faſt ganz von den Kräutern, die er am Wege findet. Hat er noch überdies eine Hand voll Mehl, Reis oder Bohnen, ſo kocht er ſich damit ſeine beliebte Suppe (äsch). Der perſiſche Miniſter rühmte einſt gegen einen europäiſchen Diplomaten: „Euere Soldaten wollen verpflegt ſein, die unſern können von Gras (œlaf) leben und doch gut marſchiren!“

Medicamente geführt und dabei ſtets einen größern Krankenſtand als den wirklichen angegeben, die armen Patienten aber aus Mangel an Pflege verkommen laſſen; ſelbſt das allernothwendigſte Medicament, das Chinin, wurde nicht angeſchafft. In dem neuerrichteten Spital erblickten ſie deshalb Beeinträchtigung ihres Gewinns, den ſie mit den Offizieren zu theilen pflegten. Auf ihren Betrieb wurde mir, zum Lohn für meine viele Mühe und Arbeit, der größte Theil der Säle abgenommen und einem perſiſch-kurdiſchen Medicus übergeben. So ſcheiterten leider, obgleich ich über hinreichende Geldmittel zu verfügen hatte und nöthigenfalls das Fehlende aus eigenen Mitteln zuſchoß, alle meine Beſtrebungen, eine vernünftige Norm und Ordnung einzuführen. Die zur Spitalwache commandirten Soldaten verließen eigenmächtig ihre Poſten, indem ſie meinten, ſie ſeien nur zum Kriegsdienſt, nicht zur Wache in den Spitälern da, und wurden dafür noch ihres Muthes wegen belobt. Meine Schüler, die ich der Reihe nach mit der Oekonomie des Hauſes betraute, aßen*) das Geld, Köche und Wärter die Lebensmittel, Wäſche, Geräthſchaften und Medicamente, welche für die Kranken beſtimmt waren. Kurz, der Hauptzweck des Spitals, als eine Muſteranſtalt zu dienen, wurde durch die Untauglichkeit und den böſen Willen der daran Beſchäftigten vereitelt!

Demungeachtet blieb meine Arbeit nicht ganz fruchtlos. Ich brachte doch meinen Schülern beſſere Begriffe bei von der Organiſation eines Spitals; ſie beobachteten einige hundert Kranke, verfolgten und notirten den Verlauf der Krankheiten und lernten einſehen, was ſelbſt mit gebundenen Händen für das Wohl der Soldaten geleiſtet werden könne.

*) Ein perſiſcher Idiotismus; man ißt Geld, Kummer, Ruthenſtreiche, Kotb, Reue u. ſ. w.

Von den Verpflegten erhielt ich wohlthuende Beweiſe der Erkenntlichkeit, und während anfangs ein widerwilliges Vorurtheil gegen die Anſtalt herrſchte, baten die Erkrankenden zuletzt ſelbſt um Aufnahme.

Als ſpäter meine Stellung als Leibarzt, weil damit häufige Reiſen verbunden waren, mich hinderte, das Spital ſelbſt zu leiten, wurde es gänzlich den perſiſchen Hekims übergeben. Da ſah ich denn freilich bei gelegentlichen Beſuchen Greuelſcenen, die mich mit Grauſen vor meiner eigenen Schöpfung erfüllten. Typhus- und Dysenteriekranke wälzten ſich auf dem nackten Ziegelboden buchſtäblich in ihrem Koth; das Kleefeld war abgeweidet, jede Anpflanzung, jeder Baum verſchwunden!

Auf ſolche Weiſe von der Unverbeſſerlichkeit dieſer gewiſſenloſen Hekims überzeugt, ſchrieb ich nun eine mehr für Offiziere berechnete Inſtruction bezüglich des Verfahrens bei Erkrankungen der Soldaten. Ich behandelte darin ſpeciell Intermittens, Dysenterie, Typhus und Erkältungskrankheiten: diejenigen Uebel, welche die meiſten Todesfälle in Garniſonen wie auf Märſchen zur Folge haben, und um die Anweiſung verſtändlich zu machen, richtete ich ſie in caſuiſtiſche Paragraphen ein. Zu meiner großen Befriedigung vernahm ich von Offizieren, daß es ihnen mit Hülfe dieſer Inſtruction gelungen ſei, ſelbſt in ſehr berüchtigten Gegenden, wie in Arabiſtan, um Disful und Schuſchter (Schuſchan) u. ſ. w., die Sterblichkeit ihrer Truppen auf ein früher nicht gekanntes Minimum zu reduciren.

Nach vierjährigem Unterricht wurden drei von meinen Schülern, welche die Zeit auch zur Erlernung der franzöſiſchen Sprache benutzt hatten, und einige Jahre ſpäter noch vier andere, behufs ihrer völligen Ausbildung nach Paris geſchickt. Die erſtern erlangten in den Jahren 1860 und 1861 an der pariſer Facultät ihr Doctordiplom; einer von

ihnen, Mirza Houſſein, ſchrieb dort eine mir gewidmete Theſe „Ueber Behandlung des Wechſelfiebers mit arſeniger Säure, nach Erfahrungen am Spital zu Teheran", eine fleißige Arbeit, welche beachtenswerthe Aufſchlüſſe über dieſe Heilmethode gibt und um ſo intereſſanter iſt, da der Verfaſſer an ſich ſelbſt deren Wirkungen beobachtet hat. Auch die beiden andern ſchrieben jeder eine gut compilirte Theſe.*) Ueber Fleiß und Befähigung derſelben ſprachen ſich bei meiner letzten Anweſenheit in Paris die Profeſſoren lobend aus. Und ſo bleibt mir ſtets das frohe Bewußtſein, wenigſtens einige Keime zur Fortbildung in der Medicin, Naturwiſſenſchaft und freien Forſchung bei den Perſern gelegt zu haben, welche hoffentlich mit der Zeit gute Früchte tragen werden.

In frühern Jahrhunderten muß es eine ganze Anzahl Spitäler (dar et schæfa**) und Verſorgungshäuſer im Lande gegeben haben, wie aus den bezüglichen Statuten (tæswuk) und zahlreichen Verordnungen des Teymur leng (Tamerlan) hervorgeht. Das einzige von allem aber, das ſich erhalten hat, iſt das reich fundirte Hospiz in Meſchhed zu Ehren des Imam Reza, „des Protectors der Fremden".***) Sonſt finden ſich nur in Azerbeidſchan, Chämſeh und Chalchal einige Aſyle für die Lepröſen (dschezami). Es ſind elende, in weiter Entfernung von den Städten ſtehende

*) De la Polyurie, par le Dr. Mirza Reza ben Mokim (Paris 1860); Du diagnostique et du traitement des hydropisies enkystées, par le Dr. Mirza Ali Naghi (1861).

**) Dar et schæfa, d. i. Pforte der Geſundheit, iſt der ſchöne Name für Spital; möchte doch die Wirklichkeit dem Namen entſprechen!

***) Mit dem Hospiz iſt eine Speiſeanſtalt verbunden, wo die Reiſenden im Namen des Imams bewirthet werden. Daher hört man oft erzählen: „Wir wurden vom Propheten (hezret) mit Reis, Thee, Kaffee u. ſ. w. bewirthet."

Lehmhütten, die eher den Schlupfwinkeln der Raubthiere, als menſchlichen Behauſungen gleichen. Die Unglücklichen, denen ſie zum Aufenthalt dienen, leben von milden Gaben der Umgegend oder der an ihrer Colonie vorbeiziehenden Fremden. Bisweilen ſpendet ihnen zwar der Schah einige hundert Ladungen Getreide; allein gewöhnlich ißt, wie man mir ſagte, der Gouverneur die ganze Sendung, und den Unglücklichen kommt kein Körnchen davon zu. Betteln können ſie nur von den vorüberziehenden Karavanen; in Städten und Flecken werden ſie nicht eingelaſſen, denn ſie gelten für unrein und ihre Krankheit für erblich. Man kann ſich kaum einen Begriff von dem traurigen Zuſtand dieſer Elenden machen, für welche der Tod die größte Wohlthat iſt. Einmal gelang es mir, einen meiner Schüler zu den Leproſenhäuſern abzuſchicken; er ſollte ſehen, was ſich thun ließe, und wenigſtens das Todte vom Lebenden ſcheiden. Nach ſechs Monaten kehrte er mit glänzenden Zeugniſſen und Berichten von ſeinen glücklichen Curen zurück; doch fürchte ich ſehr, daß alles erlogen war. Auch hier muß man alſo die Hoffnung auf Beſſerwerden in die Zukunft ſetzen, nach dem bibliſchen Spruch: „Es fällt kein Tropfen vom Himmel, der nicht, ehe er verdunſtet, die Erde befruchtet.“

Im Jahre 1858 bewog ich einige angeſehene Chane in Teheran, zu einem Spital für Zugereiſte zuſammenzuſteuern. Ich fand auch ein leerſtehendes, paſſendes Local, der reichſten Prinzeſſin des Landes, der Zieh ſultaneh, gehörig. Sie willigte anfangs in die Ueberlaſſung der Räume zu dem genannten Zweck, fragte mich aber dann, ob niemand in dem Spital ſterben werde, und da ich dieſe Verſicherung nicht geben konnte, zog ſie mit dem Ausruf: „Ihr könnt doch nicht verlangen, daß mein Haus zu einer Leichenkammer (murdeschur chäneh) gemacht werde!“ ihr Wort zurück. Der vielgenannte Emir hatte in ſeinem letzten Willen der

Stadt Teheran eine bedeutende Summe zur Gründung eines Spitals vermacht; nach ſeinem Ableben wurde jedoch das Teſtament umgeſtürzt und das Geld zur Erbauung einer mædræsseh (Prieſterſeminar) verwendet.

Es bleibt mir noch übrig, auch einiges über das Schickſal meiner Gefährten mitzutheilen.

Der Hauptmann Zatti hatte im zweiten Jahr nach unſerer Ankunft das Unglück, an Kohlendunſt zu erſticken. Mir fiel die Obduction zu, die erſte, welche in Perſien ſtattfand. Dem Wirken dieſes tüchtigen, wenn auch etwas exaltirten Mannes war ſomit, nachdem es kaum begonnen, ein Ziel geſetzt. An ſeine Stelle trat ſpäter der k. k. Oberſt Karaczay, der aber, ein hinfälliger Greis von 70 Jahren, trotz ſeiner faſt krankhaften Thätigkeit wenig zu leiſten vermochte.

Bald nach dem Hauptmann Zatti ſtarb auch der Mineur Czarnotta. Düſtern, melancholiſchen Temperaments, glaubte ſich derſelbe überall von Geiſtern und Feinden verfolgt. Er unternahm mehrere geologiſche Erforſchungsexpeditionen, darunter eine auf den Vulkan Dämawend. Bei Beſteigung des Gipfels ließ er ſich aus Furcht vor ſeiner Umgebung von niemand begleiten; er verirrte ſich im Gebirge und brachte die Nacht, um ſich vor Kälte zu ſchützen, in der Höhle einer Solfatara zu. Früh ward er faſt leblos aufgefunden; man trug ihn hinab und erwärmte ſeine erſtarrten Glieder. Er kam wieder zu ſich; doch war ſeit dieſer Zeit ſeine körperliche wie geiſtige Kraft gebrochen. Auf einem neuen Ausflug in die Kupferminen von Karadagh, in der Nähe des Kaſpiſchen Meers, erkrankte er an Intermittens. Er behandelte ſich ſelbſt homöopathiſch, verſäumte deshalb die Anwendung des wirkſamſten Mittels, des Chinin, und ſtarb kurz nach ſeiner Rückkehr nach Teheran an Continuo-Remittens, combinirt mit Leberabſceß. Seine Tagebücher hatte er aus Argwohn

in Chiffren geführt; die hinterlaſſene reiche Mineralienſammlung wurde nach Wien geſchickt, langte jedoch daſelbſt nicht an. Sein Tod und ſchon vorher ſeine verkehrte Geiſtesrichtung waren für den wiſſenſchaftlichen Erfolg unſerer Expedition von unberechenbarem Nachtheil, denn, von der Regierung mit allen Mitteln reichlich ausgerüſtet, hätte er für die Geognoſie Perſiens Großes leiſten können. Durch den Verluſt der Mineralien ging auch die letzte Spur von ſeinem Wirken unter.

Baron Gumoëns, ein geborener Schweizer, widmete ſich dem Dienſt der Infanterie. Als Offizier von geradem, offenem Charakter begann er den Kampf gegen die Unterſchleife, den Nepotismus in Beſetzung der Offizierſtellen und die vielen andern beſtehenden Misbräuche. Allein die Verhältniſſe waren ſtärker als er, zumal er es verſäumte, das Terrain, auf dem er wirken ſollte, und die Leute, mit denen er es zu thun hatte, zu ſtudiren. Hauptſächlich aber wurde ſeine Wirkſamkeit durch den Umſtand gelähmt, daß bald nach uns auf engliſche Verwendung ein Colonel Matrazzo mit noch fünf Offizieren in perſiſche Dienſte trat. Dieſer Matrazzo, gewandt und ſchlau (smart), ein Jonier und als ſolcher ein halber Orientale, wußte ſich gleich in den erſten Tagen zurechtzufinden und die Verhältniſſe zu ſeinem Vortheil auszubeuten. Er errichtete ebenfalls eine Schule für die Infanterie, kleidete ſeine Zöglinge in goldgeſtickte Uniformen und umgab ſich mit einer Leibgarde, die er Generalſtab nannte. Knaben, die es kaum bis zum Einmaleins bringen konnten, gerirten ſich dabei als Generale und empfingen ſogar entſprechenden Gehalt, während fähige und fleißige Schüler überſehen und zurückgeſetzt wurden. Auch Manöver veranſtaltete er, Schlacht von Marengo, Auſterlitz u. ſ. w. getauft; und da er unſere Offiziere zwingen wollte, als Subalterne bei denſelben mitzuwirken, kam es zu

Reibungen, in denen der liſtige Charlatan natürlich immer die Oberhand behielt. Dies beſtimmte Gumoëns, ihm den Platz zu räumen, froh, nach einem Aufenthalt von funfzehn Monaten Perſien wieder verlaſſen zu können.

Bedeutenderes leiſtete der Artillerieoffizier Krziz während ſeiner achtjährigen Thätigkeit. Er bildete ſeine Schüler zu tüchtigen Mathematikern aus und machte ſie mit allen theoretiſchen wie praktiſchen Hülfsmitteln des Fachs bekannt. Für jeden Gegenſtand gab er ein ſelbſtverfaßtes Lehrbuch mit den nöthigen Tafeln in Lithographie heraus, wobei er an ſeinem Dolmetſcher Mirza Zeky Chan, der in Paris ſtudirt hatte, eine ſehr brauchbare Stütze fand. Außerdem führte Krziz die Telegraphie in Perſien ein, indem er das Schloß des Königs mit deſſen Garten vor der Stadt durch eine Telegraphenlinie verband und alle dazu erforderlichen Requiſiten nach ſeinen Angaben und unter ſeiner Leitung in Teheran anfertigen ließ. (Als ſpäter die Telegraphenverbindung zwiſchen Teheran und Sultanieh angelegt wurde, mußte man den ganzen techniſchen Apparat aus Paris kommen laſſen.) Er war auch der erſte, der einen Plan von Teheran aufnahm und durch trigonometriſche Meſſungen die Höhe des Demawend und anderer Gebirgsſpitzen beſtimmte. Sein civiliſatoriſches Wirken erfreute ſich ziemlicher Anerkennung ſeitens der gebildeten Perſer; der König zeichnete ihn durch Verleihung des Titels und der Decoration eines Särtip (General) aus. Von der öſterreichiſchen Regierung erhielt er die große Medaille für Kunſt und Wiſſenſchaft; doch da dieſe Auszeichnung nicht officiell dem Hof zu Teheran angezeigt wurde, blieb ſie ohne Einfluß auf ſeine dortige Stellung.

Beſchränkt und unvollkommen dagegen waren die Reſultate, welche der Cavalerieoffizier Nemiro zu erzielen vermochte. Ihm ſtand die Meinung der Perſer entgegen, daß

ſie die beſten Reiter und Fechter der Welt ſeien und daher keines Reit- und Fechtunterrichts bedürften. Wie kann überhaupt eine reguläre Cavalerie beſtehen, wo der Sold ſo unregelmäßig gezahlt wird, daß der Soldat, um ſein Pferd zu ernähren, oft genöthigt iſt, Waffen und Reitzeug als Pfand zu verſetzen? Auch er wurde übrigens mit dem Särtiptitel und der entſprechenden Decoration beehrt.

Machten unſere Offiziere dem Großvezier Vorſtellungen über das, was zu ihrer gedeihlichen Wirkſamkeit mangele, ſo fragte er ſeinen Secretär, ob die Herren ihren Gehalt richtig erhalten hätten, und wurde dies bejaht, ſo erwiderte er ihnen: „Sähib (Herr), ich begreife die Urſache Ihrer Klagen nicht, da Sie ja pünktlich bezahlt werden.“

Wol blieben bei ſo unüberwindlichen Hinderniſſen unſer aller Leiſtungen im ganzen weit hinter unſern Abſichten zurück; dennoch können wir behaupten, daß die von uns ausgeſtreute Saat nicht ganz auf unfruchtbaren Boden gefallen iſt, daß wir unſerm Mutterland, obgleich es uns beharrlich ignorirte, Ehre gemacht, daß während der ganzen Zeit von keinem Mitglied der Expedition ein Schritt geſchah, der ihm zur Schande gereicht hätte, und daß vor uns noch niemals Inſtructoren in Perſien ſo tüchtig ihre Aufgabe erfüllt haben.

Die perſiſche Regierung hielt die gegen uns übernommenen Verbindlichkeiten dem Wortlaut nach ein, aber freilich war ſie weit entfernt, den Pflichten, welche ſie uns als Lehrern und als von einer befreundeten Regierung anvertrauten Gäſten ſchuldig war, in jeder Hinſicht nachzukommen. Wir ſchieden gegenſeitig sine odio et amore.

Zur Beſtätigung des Geſagten mag das folgende Geſpräch dienen, welches am 25. April 1860 zwiſchen dem König und mir bei Gelegenheit meiner Abſchiedsaudienz ſtattfand.

Schah: „Du haſt wol viel Geld geſammelt?“

Ich: „Ich habe wenig Bedürfniſſe, ich bin ein Derwiſch.“

„Haſt du 20000 Dukaten?“

„Ich will dein Opfer ſein; mache ſelbſt die Rechnung. In den erſten vier Jahren bezog ich 900 Dukaten jährlich als Profeſſor, ſpäter gegen 2000 Dukaten; die Geſchenke waren nicht bedeutend, die Einnahmen aus meiner Praxis ſehr mäßig.“

„Würdeſt du, im Fall dein Land Krieg führte, Militärdienſte nehmen?“

„Allerdings.“

„Wenn aber eine Kugel deine Kullah (Mütze) träfe?“

„Um die Kullah wär's nicht ſchade, aber ein Kopf findet ſich nicht alle Tage wieder.“

„Was macht Karaczay?“

„Er genießt eine gute Penſion; ich glaube etwa 200 Dukaten.“

„Das nennſt du gut? Warum verlangen dann die Frengis ſoviel Geld von mir?“

„Ich ſelbſt habe nie etwas verlangt. Die Europäer wollen in der Fremde Geld zurücklegen, denn den Lebensunterhalt verdienen ſie auch zu Hauſe; und da ihnen im perſiſchen Dienſt keine Penſion in Ausſicht ſteht, ſuchen ſie im Gehalt Entſchädigung.“

„Wenn dich dein Kaiſer zum Miniſter des Aeußern machte?“

„Das würde ich nicht annehmen.“

„Warum nicht?“

„Ich fühle in mir einige Fähigkeit zum Hekim, aber keine zum Vezier.“

„Und doch —“

„Große Miniſter des Aeußern, wie Pitt in England,

Talleyrand in Frankreich und — Mirza Seid Chan*) in Perſien, ſind rar.“

„Was wirſt du in Europa anfangen?“

„Ich werde reiſen, um die Spitäler zu beſichtigen.“

„Komme bald mit deiner Frau zurück.“

„Inſchallah.“

Um dieſelbe Zeit kam auch eine franzöſiſche Miſſion unter Leitung des Commandanten Hrn. Brognart ins Land. Wir Oeſterreicher waren ſchon nicht mehr neu, wir waren abgenutzt; neue Formen und neue Phyſiognomien wurden gewünſcht. Die Franzoſen, meiſt Offiziere der afrikaniſchen Armee, konnten ſich jedoch viel weniger in die Verhältniſſe ſchicken; von Disciplin und Subordination war bei ihnen keine Rede. In Bezug auf den Commandanten Brognart ward das Bonmot in Umlauf geſetzt: „Die öſterreichiſche Miſſion reuſſirte nicht, weil ſie keinen, die franzöſiſche, weil ſie einen Commandanten an der Spitze hatte.“ Faſt alle verließen ſie nach kurzer Zeit wieder ihren Poſten, ohne irgend Nennenswerthes ausgerichtet zu haben, wie überhaupt der Franzoſe nur wo er en masse und in ſteter Verbindung mit ſeinem Vaterland, ſpeciell mit Paris auftritt, ſich nützlich machen kann; iſolirt in einem uncivilisirten Lande, wird er ſich nie, weder geiſtig noch körperlich, acclimatiſiren.

Von dem Erfolg der civiliſatoriſchen Beſtrebungen der Miſſionäre zu Urumieh und Selmas konnte ich nirgends etwas wahrnehmen; ſie ſcheinen ſich auf Verbreitung religiöſer Lehren und einiger Kenntniß der engliſchen und franzöſiſchen Sprache zu beſchränken.

Nachdem ich mich zur Genüge überzeugt, wie wenig unter den obwaltenden Umſtänden von im Lande ſelbſt ge-

---

*) Er wird von den europäiſchen Diplomaten ſtatt ministre aux affaires étrangères ſpottweiſe ministre étranger aux affaires genannt.

gründeten Schulen für die Cultur der Einwohner zu hoffen ſei, daß überhaupt der Unterricht nicht hinreiche, ſondern mehr durch das Beiſpiel civiliſirter Länder gewirkt werden müſſe, bewog ich im Jahre 1858 den damaligen Miniſter Feruch Chan, eine weitere Anzahl von Jünglingen nach Frankreich zu ſchicken, um ſie daſelbſt in Künſten, Gewerben und Wiſſenſchaften ausbilden zu laſſen. Hoffentlich werden dieſe Landeskinder, welchen durch vorherigen Unterricht in der franzöſiſchen Sprache ihre Aufgabe erleichtert wurde, bei ihrer Rückkehr in die Heimat das Erlernte mittheilen und in weitere Kreiſe verbreiten. Allzu viel darf man ſich jedoch auch hiervon nicht verſprechen; denn der Orientale hat einen ſcharfen Blick für die Schäden und Mängel unſerer modernen ſocialen Zuſtände, vermag aber nicht den ſittlichen Kern, der bei alledem den Grundcharakter der europäiſchen Geſellſchaft bildet, zu entdecken; daher man ihn häufig von den Europäern ſagen hört: „Sie ſind ärger als wir.“ Und es iſt eine in der Türkei und in Aegypten allbekannte Thatſache, daß ſolche Eingeborene, welche in Europa erzogen wurden, bei ihrer Rückkehr das europäiſche Element in weit höherm Grad haſſen und verachten als diejenigen, welche niemals ihr Land verließen. Möchten meine Zöglinge von dieſer Erfahrung eine erfreuliche Ausnahme machen! Nach den neueſten unparteiiſchen Berichten aus Paris berechtigen mehrere derſelben, ſowol in der polytechniſchen und Militär-Schule als auch in den gewerblichen Etabliſſements, zu den beſten Hoffnungen, daß ſie ihrem Vaterlande als Träger künftiger Bildung und Geſittung dienen werden.

X.

Religion und Geſetz.

Sunniten und Schiiten. Die Prieſterſchaft. Die Mulas als Richter. Ihre Verderbniß. Die Scheriet und das Urf. Strafen. Tortur. Gebet. Der Muezzin. Wallfahrten. Almoſen und Bettler. Faſten. Feſte und Feiertage. Die Paſſionsſpiele. Verbote. Hazardſpiel. Schachſpiel. Wucher. Aberglaube. Sekten (die Scheichi; die Ali Allah; die Babis).

Der Perſer iſt bekanntlich Schiite. Als ſolcher rühmt er ſich: „Musulman em!“ (Ich bin Mohammedaner!), welchen Namen er den Sunniten nicht zugeſteht. Man vergleicht oft den Schiismus des Islam, weil er die Sunna, die Interpretation des Korans, nicht anerkennt, mit dem Proteſtantismus des Chriſtenthums. Der Vergleich paßt aber nicht; denn die Schiehlehre iſt im Gegentheil die complicirtere, ſich mehr vom Monotheismus entfernende und von den widerſinnigſten Sagen (hædîs) entſtellte, während die Sunna den urſprünglichen Islam nur inſoweit umgeſtaltet hat, als es nothwendig war, um das für Nomaden gegebene Geſetz den Verhältniſſen einer ſeßhaften Geſellſchaft anzupaſſen.

Der Sunnite betet: „Lā ilah il allah muhammed rasul allah!“ (Es gibt kein göttliches Weſen außer Allah, und

Mohammed iſt ſein Apoſtel!) Er braucht nicht an die Wunder Mohammed's zu glauben, weil ſeine einfache und klare Lehre aller Wunder leicht entbehren kann. Der Schiite aber ſetzt zu obiger Formel noch hinzu: „Ali wali allah!“ Das Wort wali hat, wie viele andere arabiſche Worte, die verſchiedenſten Bedeutungen: Sklave, Diener, Vertrauter, Stellvertreter u. ſ. w., und in den verſchiedenen Bedeutungen dieſes Worts liegen auch die mannichfachen Nuancen der Schiehlehre. Die meiſten nehmen es in dem Sinn des locum tenens; andere aber betrachten Ali als Incarnation Gottes, ſie ſchreiben ihm zahlreiche Mirakel zu und ſtellen ihn hoch über Mohammed. Der Perſer ruft daher nie den Namen Mohammed an; ſein gewöhnlicher Ruf, den er faſt bei jedem Schritt und jeder Bewegung wiederholt, den man an alle Wände geſchrieben, in die Rinde der Bäume eingeſchnitten findet, iſt: „Jā Ali!“ Nur ſelten vernimmt man daneben: „Ai chudā!“ (O Gott!) Dem Ali zunächſt genießt ſein Sohn Huſſein die größte Verehrung, derſelbe, welcher in der Schlacht zu Kerbelah ums Leben kam.

Das Dogma der Schiiten beſteht eigentlich nur in Negationen. Sie leugnen das Succeſſionsrecht Omer's, die Legitimität der drei erſten Chalifen Abubekr, Osman und Omer, indem das Chalifat rechtmäßig dem Ali gehört habe, und die Ehrbarkeit Ayſcha's, der Frau Mohammed's. In Betreff Omer's ſtützen ſie ſich auf die Sage: „Ein gottesfürchtiger Mann ſah einſt im Traum einen verſtorbenen Miſſethäter hoch im Himmel ſitzen und erhielt auf die Frage, wie ſich das ſchicke, zur Antwort, derſelbe habe noch in der Sterbeſtunde die Formel «Fluch dem Omer» ausgeſprochen.“ Deshalb unterlaſſen ſie nie, dem Namen Omer „Laanet ber!“ (Fluch dem Omer!) beizufügen. Sie dichteten dieſem Helden von hiſtoriſcher Sittenreinheit allerhand obſcöne Geſchichten an und behaupten, ſein Mörder Abu Lulu ſei

nach gelungener That mittels einer nächtlichen Himmelfahrt nach Kaſchan verſetzt worden. Dort wurde letzterm ein Mauſoleum erbaut, welches bis auf den heutigen Tag viele fromme Gläubigen anzieht; als ich ſelbſt im Juni 1859 daran vorbeizog, zeigte mir mein Führer voll Andacht den geweihten Ort. Ein Mittwoch im Jahre wird als Gedenktag der Ermordung Omer's im ganzen Land durch Freudenfeuer, Feuerwerk und Flintenſchüſſe gefeiert (aide omerkuschi, Feſt der Omertödtung); in manchen Gegenden wird eine Omer vorſtellende Puppe auf einem Eſel unter Muſikbegleitung von Lutis durch die Straßen geführt und mishandelt, was an Orten, wo ſich Sunniten befinden, häufig Anlaß zu Zank, Streit und ernſtlichen Thätlichkeiten gibt. Die Regierung verbot zwar zur Vermeidung dieſes Unfugs mehrmals dergleichen Proceſſionen, allein nie mit dem nothwendigen Ernſt, weil ſie nicht wagte, gegen eine im religiöſen Dogma begründete Ceremonie mit Strenge einzuſchreiten.

Der Sunnite verrichtet nicht gern in einem Zimmer ſein Gebet, wo unverzerrte Abbildungen von Menſchen oder Thieren ſich befinden; ſoweit geht ſeine Scheu vor dem Bilderdienſt. Ich ſah häufig, daß Afghanen, welche während der Verwickelungen mit Herat in Teheran lebten, z. B. der feingebildete Mir Alem Chan, ein Neffe des Fürſten von Kandehar Kohendil Chan, alle Bilder verdecken oder aus dem Zimmer ſchaffen ließen, ehe ſie ihr Gebet ſprachen. Anders die Schiiten: ſie lieben die Bilder, und faſt in jedem Hauſe des Volks iſt ein ſchlechter Holzſchnitt, den Propheten Ali vorſtellend, zu finden. Da man jedoch ſagt, ſein Geſicht ſei von ſo vollkommener Schönheit geweſen, daß kein Maler ſich daran wagen könne, wird er immer verſchleiert dargeſtellt. Der König glaubt ſich im Beſitz des wahrhaften Conterfeis Ali's. Es ſoll ihm aus Indien zugekommen ſein

und wird in einem goldenen Käſtchen mit feiner Emaillirung aufbewahrt; wenn daſſelbe durchs Zimmer getragen wird, verneigen ſich alle Höflinge, auch der Schah macht eine tiefe Verbeugung gegen den heiligen Schrein. Vor einigen Jahren ſtiftete er ſogar einen Orden des heiligen Ali und machte ſich zu deſſen Großmeiſter. Die Ceremonie wurde mit der größten Feierlichkeit vollzogen, und um ihr eine religiöſe Weihe zu geben, wurden ſelbſt Prieſter dazu entboten; dieſe fanden ſich jedoch nur mit Widerwillen ein, weil ſie mit Recht in dem Act einen wirklichen Bilderdienſt erblickten, von dem der Koran ſo eindringlich abmahnt. Naſſer-eddin Schah erhob den Geburtstag Ali's zu einem Feiertag, was er bis dahin nicht geweſen war. Aus dem allen geht hervor, daß die Schiehlehre vom reinen Monotheismus abweicht, und gewiß würde der Chalif Ali, wenn er noch lebte, ſie deshalb als Götzendienſt verdammen, wie er es mit einer Sekte that, welche ihn ſchon bei Lebzeiten als göttliches Weſen verehrte.

Nach einem beglaubigten Hädis iſt es dem Perſer erlaubt, in Fällen, wo ihm durch deren Bekennung ein Nachtheil erwachſen könnte, ſeine Religion zu verleugnen (tækkieh din). Häufig geben ſich daher Perſer in türkiſchen Ländern für Sunniten aus und verrichten nach Art der letztern ihr Gebet. Dieſe für erlaubt gehaltene Heuchelei herrſcht auch im Verkehr der Perſer untereinander; man überbietet ſich in Betheuerungen ſeines Glaubens und Anpreiſungen der „gereinigten Religion" (mæzhæb-e-mutähereh), ſo ſehr man auch gegenſeitig von der Täuſchung überzeugt iſt. Daſſelbe gilt von den Prieſtern. Gleich den römiſchen Auguren innerlich über ſich lachend, jammern zwei Mulas einander die Misgeſchicke Huſſein's und Haſſan's vor. Die Religion iſt zur leeren Formel herabgeſunken. Unter den Gebildeten glaubt niemand an den Koran; die einen ſetzen gar nichts

an deſſen Stelle, die andern bilden ſich eigene individuelle Anſichten, oder adoptiren das philoſophiſche Syſtem von Derwiſchen, die ſie dann als ihre Leiter (murschid) verehren. Aus den letztern beſtehen die zahlreichen Sekten der Sufis; doch gelten alle äußerlich für Schiiten. Nach dem Grundſatz des Täkkieh glaubt ſich jeder Perſer zur Scheinheiligkeit berechtigt; überdies gebietet ihm ſchon ſeine bekannte Vorſicht, mit der wahren Meinung zurückzuhalten, bevor er das Terrain genau ſondirt hat, und ſelbſt dann verclauſulirt er ſich noch in einer Weiſe, daß man ihm nicht leicht beikommen kann.

So darf behauptet werden, daß der Schiismus, obgleich die in Perſien herrſchende und verbreitetſte Religion, die wenigſten Anhänger aus Ueberzeugung zähle.

Man könnte demnach zu der Annahme verſucht ſein, das Land müſſe einen günſtigen Boden zur Verbreitung des Chriſtenthums bieten, allein man würde ſich hierin täuſchen. Faſt noch nie hat ſich ein Muſelman aufrichtig zum Chriſtenthum bekehrt; das Dogma der Trinität iſt ihm unfaßlich, ebenſo der Begriff chriſtlicher Tugend und Entſagung. Man leſe die ehrlichen Berichte der Miſſionare, und man wird in die Wahrheit des Vorſtehenden keinen Zweifel ſetzen. Die mit ſo bedeutenden Koſten gedruckten, eingebundenen und gratis vertheilten Bibeln werden von den Empfängern ſofort aus den Deckeln geriſſen und im Bazar als Maculatur verbraucht. Der einfache Bibelſtil iſt dem Orientalen zuwider; er liebt pomphafte Worte, eine blumige, bilderreiche Sprache, der er gern Gedanken und Inhalt aufopfert. Zuweilen ließ ſich der Schah zur Beluſtigung einige Kapitel aus der Bibel vorleſen, und jedesmal brachen er und die Höflinge ſehr bald in lärmendes Gelächter aus, ſodaß an ein Fortſetzen der Lektüre nicht zu denken war. Damit dem Koran nicht trotz ſeiner Heiligkeit ein ähnliches Schickſal zutheil werde,

iſt es bekanntlich verboten, ihn ins Perſiſche zu überſetzen.

Die Religion Mohammed's kennt keinen Prieſterſtand im eigentlichen Sinn, ebenſo keinen Tempel; jedermann iſt befugt mit lauter Stimme das Gebet (azān) vorzutragen, und jeder Ort kann dazu gewählt werden. Noch heute geſchieht es, daß irgendein mit guter Stimme begabter Mann auf den Giebel des Hauſes oder auf die Plattform (musællā) des Bazars tritt und die Nachbarſchaft zum Gebet einladet. Wenn ſich trotzdem eine Prieſterſchaft ausbilden konnte, ſo geſchah es, weil der Koran, welcher das Geſetz enthält, in arabiſcher Sprache geſchrieben, alſo nur den Gelehrten zugänglich iſt, und weil nach dem ſtrengen Ritus Gebete und Trauungsformeln mit reinem arabiſchen Accent ausgeſprochen werden ſollen, was der perſiſchen Kehle nur nach jahrelanger Uebung oder vielmehr nie ganz gelingt. So entſtanden die Scheich ul islam, die Imam-dſchumeh, die Mutſchtehid und der Troß der Mulas; die drei erſtgenannten müſſen aus dem Stamm des Propheten, letztere können auch aus dem Volk hervorgehen. Anfangs waren es durch Frömmigkeit und Kenntniſſe ausgezeichnete Männer, deren viele ſich in der Literatur berühmt gemacht haben. Nach und nach aber misbrauchten ſie ihre bevorzugte Stellung; ſie verdrängten die Kazis (weltliche Richter) und maßten ſich ausſchließlich die Befugniß Recht zu ſprechen und Proceſſe (mærafeh) zu ſchlichten an; ſie verfälſchten Teſtamente, verdrehten das Recht, ließen ſich beſtechen, beraubten Witwen und Waiſen, borgten unter der Hand Geld auf hohe Zinſen und ergaben ſich in geſchlechtlicher Beziehung den gröbſten Ausſchweifungen. Sie verſtanden es, die niedern Volksklaſſen an ſich zu feſſeln, indem ſie Verbrechern ein ſchützendes Aſyl gewährten und, ſelbſt ungläubig, die Menge fanatiſirten. Es iſt ſoweit gekommen, daß kein Teſtament vor ihren Praktiken ſicher iſt, und daß

notoriſch das Gut der Witwen und Waiſen von ihnen „verſpeiſt“ (churde) wird. Während ſie vor der Welt Armuth und Demuth heucheln, ſammeln ſie für ſich, ihre Familie und die Moſcheen Reichthümer an; denn auch die Erträgniſſe des Moſcheenguts (mākufāt) fallen ihnen zu. Sie ſuchen glänzende Verbindungen, ſelbſt mit Prinzeſſinnen einzugehen. Die ärgſten Rabuliſten und mit allen Spitzfindigkeiten des Geſetzes vertraut, beugen ſie das Recht, zumal oft beide Parteien durch denſelben Prieſter-Richter vertreten ſind, nach der Seite derjenigen Partei, welche ihnen am meiſten zahlt.

Da es in Perſien keine Grundbücher gibt und der Beſitz nirgends regiſtrirt, ſondern einfach in einem Contract (ḳæbāleh) von einzelnen Mulas beſtätigt wird, kann ſich leicht jemand durch Beſtechung eines Mula ein falſches Document frühern Datums verſchaffen, auf Grund deſſelben den Beſitz eines längſt in andere Hände übergegangenen Grundſtücks in Anſpruch (idéā) nehmen und, falls es ihm nicht gelingt, ſeine fingirten Anſprüche durchzuſetzen, doch eine hohe Abfindungsſumme erpreſſen. Denn das muſelmaniſche Geſetz kennt kein Verjährungsrecht; vor ſechs Jahren wurde zwar ein ſolches, auf 20 Jahre lautend, vom König gegeben und durch das officielle Organ promulgirt, es erlangte jedoch, wie viele andere Geſetze, keine Rechtskraft. Manche Häuſer in der Stadt Teheran, ja ganze Dörfer finden deshalb keine Käufer und verfallen, weil man die Geltendmachung veralteter Anſprüche ſeitens irgendeines frühern Beſitzers fürchtet. Kaum verbreitet ſich die Kunde, daß dieſer oder jener Chan der Gunſt des Hofs verluſtig gegangen ſei, als auch ſchon von allen Seiten Rechte auf ſeine Beſitzthümer angemeldet werden. Mein Nachbar in Teheran kaufte eine Ruine; er baute ſich an deren Stelle ein ſchönes Haus und hatte es bereits zehn Jahre lang inne, da kam

ein Derwiſch zugereiſt, der einen alten Contract präſentirte, und der Beſitzer mußte froh ſein, daß ſich der unerwartete Prätendent mit einem Pferd und 15 Dukaten abfinden ließ.

Haben die Mulas im Pöbel und unter den Lutis mächtigen Anhang, ſo ſind ſie dagegen vom Bürgerſtand gehaßt und verachtet, weil ſie häufige Beiſpiele geben, daß die Vollſtrecker des Geſetzes ſelbſt gegen daſſelbe freveln, von der Regierung aber als Anſtifter von Meuterei und Aufruhr gefürchtet. Es iſt allerdings nicht zu leugnen, daß die Furcht vor ihnen den Despotismus der Machthaber einigermaßen in Schranken hält; allein es fragt ſich ſehr, was verabſcheuungswürdiger ſei: das Werkzeug, oder das dadurch bekämpfte Uebel. In der öffentlichen Meinung iſt der Stand der Mulas ſehr geſunken; man ſpricht allgemein von mulä-bäzi (Mularänken); ſie werden häufig in obſcönen Bildern als handelnde Perſonen dargeſtellt und in den beliebten Farcen (zaynet) ihrer ſpitzfindigen Geſetzinterpretationen wegen verſpottet.

Schon Nadir-Schah begünſtigte die Prieſterſchaft nicht; er zog einen großen Theil ihrer kirchlichen Fundationen ein, beſonders ſolche, die für Kerbelah (türkiſches Gebiet) beſtimmt waren; doch erſt unter Mehmed Schah (ſtarb 1848) begann eine eigentliche Controle der Mulas durch Aufhebung des Aſylrechts für Verbrecher. Der Großvezier Emir nizam (ſtarb 1851) verſetzte ihnen ſodann den herbſten Schlag. Er citirte den Scheich ul islam von Tabris nach Teheran zur königlichen Audienz. Der Scheich, Böſes ahnend, ließ ſich von mehrern tauſend Lutis aus Tabris begleiten, wurde aber vom Emir bedeutet, der Schah wünſche ihn „allein" in einer Privataudienz zu empfangen, und ſo ſah er ſich in der Alternative, entweder offen als Rebell aufzutreten oder Gehorſam zu leiſten; er wählte das letztere und wurde mit Penſion ins Exil geſchickt. Der Emir ſetzte ferner die

Richter-Prieſter (mutschtehid) auf feſten Gehalt und vindicirte der Krone das Recht der Inveſtitur. Mit dem Amtsantritt ſeines Nachfolgers, des Sader Aazam, athmeten die Prieſter wieder freier auf; von neuem wurden die Aſyle reſpectirt, und das Anſehen des Imam-dſchumeh von Iſpahan ſtieg zu bedrohlicher Höhe. Dieſen günſtigen Umſchwung ihrer Lage verdankten ſie dem Umſtand, daß von den Babis ein Attentat auf den König verübt worden war und er nun zu ſeiner Sicherheit die Religion oder vielmehr das Anſehen der Prieſter ſtärken zu müſſen glaubte; es entſtand ein förmlicher Ali-Fanatismus. Doch bald erntete der Schah die bittern Früchte dieſes Beginnens. Die Provinz Reſcht wurde durch den Mutſchtehid Hadſchi Mula Rafi zum Aufruhr gereizt, deſſen Dämpfung viel Menſchenblut koſtete. Nun ſtrebte man, die Prieſtermacht wieder einzuſchränken. Da drohten die Mutſchtehids das Land zu verlaſſen; viele waren bereits nach Schah abdulazim ausgewandert, ſie wurden aber unter Verſprechungen zurückgerufen. Im Jahre 1856 war es endlich beiden Theilen klar, daß weder die Regierung ſich auf die Prieſter ſtützen könne, noch dieſe der Regierung vertrauen dürften.

Neben der prieſterlichen Rechtspflege (scheriet) wurde eine weltliche (urf) eingeführt, welche von dem König, den Gouverneuren und dem hohen Gerichtshof (dīwān-chāneh) gehandhabt wird. Man kann das Urf nicht eigentlich Geſetz nennen, weil es ſich weder auf Antecedenzien noch feſte Normen gründet, ſondern nur auf augenblicklichem Bedürfniß, Staatsrückſichten und auf Willkür beruht. Welche Angelegenheiten der Scheriet, welche dem Urf zufallen ſollen, darüber gibt es keine Regeln. Die Mulas erkennen natürlich die Competenz des Urf nicht an; ſie erklären deſſen Decrete für ungeſetzlich; allein der König übt die Gerichtsbarkeit de facto aus. Ja ſelbſt als von drei Sektirern ein Attentat auf den

Schah verübt worden, beſtritten einige Mulas das Recht, dieſelben zu tödten, indem ſie geltend zu machen ſuchten, daß die Mörder, drei an Zahl, nach der Satzung des Koran ſich durch eine beſtimmte Geldſumme loskaufen könnten.

Dem Urf verfallen meiſt politiſche Verbrechen: Auflehnung gegen die Macht des Schahs oder Gouverneurs, Verbreitung falſcher Gerüchte gegen die Regierung, Unterſchlagung öffentlicher Gelder; polizeiliche Uebertretungen, wie Skandal in den Straßen, Rauſch, Kartenſpiel u. ſ. w.; aber auch Diebſtähle, Mordthaten und Straßenraub.

In Perſien gilt die Strafe nicht als Nothwehr zur Selbſterhaltung der Geſellſchaft gegen diejenigen, welche die Bedingungen ihrer Exiſtenz bedrohen und antaſten, ſondern ſie iſt ein Act der Rache; daher die Grauſamkeit und das Raffinement in den Strafarten. Dem König und den Gouverneuren ſind mir-kæsab (Nachrichter) in großer Anzahl zugetheilt, welche ſie auch auf allen Reiſen und Expeditionen begleiten. Die Strafe erfolgt meiſt augenblicklich auf ein gegebenes Zeichen, hier und da auch in perſönlicher Gegenwart des Königs.

Die Todesſtrafe wird entweder durch den Strang oder durch Köpfen oder mittels Schleifen des Opfers durch die Straßen vollſtreckt. Nach der Execution wird der Körper des Hingerichteten geviertheilt, ein Theil auf dem Pranger, die andern auf den Stadtthoren ausgeſtellt. Mit Ausnahme der grauſamen Hinrichtung der Babis findet in neuerer Zeit eine raffinirte Verlängerung der Todesqualen nicht mehr ſtatt, während früher z. B. die Verbrecher lebendig mit freibleibendem Kopf eingemauert wurden. Ebenſo hat der jetzige Schah die Strafe des Blendens abgeſchafft; er ſagte mir eines Tags: „Ich ließ noch niemand blenden, und werde es auch nie thun; ich ziehe es vor, den Frevler zu tödten!“ Als Strafe für geringere Vergehen: wiederholten Diebſtahl,

Fälſchen des Siegels u. ſ. w., werden oft die Finger der rechten Hand abgehauen. Auf ſolche Weiſe beſtrafte Individuen ſieht man ziemlich häufig als Bettler in den Straßen. Kleinere Diebe werden aus dem Rayon ihres Wirkungskreiſes exilirt, zuvor jedoch mit einem Strick durch den Naſenknorpel durch die Stadt geführt (mæhär).

Das Ohrenabſchneiden (gusch-buriden), eine uralte perſiſche Sitte (smerdis), iſt die Strafe für Verleumdung und Verbreitung falſcher Nachrichten. Es wird jedoch nicht die ganze Ohrmuſchel auf einmal weggeſchnitten, ſondern gewöhnlich nur ein ſehr kleiner Theil, ſodaß die Strafe an einem und demſelben Individuum wol zehnmal vollzogen werden kann. Das Mehr oder Weniger ſteht im Belieben des Mirkäzab, er bemißt es nach der größern oder geringern Summe, die der Delinquent ihm anbietet. Bei der Gewohnheit der Perſer, die Mütze tief über die Ohren zu ziehen, iſt der Defect wenig bemerkbar (Smerdis). Ein witziger Chan, welchem Mehmed-Schah wiederholt die Ohren abſchneiden ließ, bis endlich nichts mehr übrigblieb, entblößte, als ein neuer Befehl zu dieſer Strafe erfolgte, vor dem Schah ſein Haupt und ſagte: „Glauben denn Ew. Majeſtät, daß mein Ohr eine Wieſe ſei, welche mit jedem Frühling friſche Keime treibt?“

Auch das Naſenabſchneiden ſcheint jetzt gänzlich außer Gebrauch zu ſein, doch kamen mir noch mehrere Beludſchen mit abgeſchnittenen Naſen zu Geſicht; an einem übte ich mit Glück die Rhinoplaſtik.

Wegen Schmähgedichten (hædschw) ließ der Schah mehrern Prinzen die Locken glatt wegſchneiden und ihnen in den Bart ſpeien (zulf buriden u berisch tuf kerdon). Zur Applicirung der Baſtonnade (tschub-churden) gibt es einen eigenen Apparat (tschube felek). Die Füße des Sträflings werden oben an einen horizontalen Balken gebunden,

darunter liegt er mit dem Rücken auf der Erde. Während der Streiche unterhandelt er mit dem Mirkäzab, von deſſen Willen die Gewalt oder Milde der Schläge abhängt. Wenige mit aller Heftigkeit geführte Streiche können den Tod oder wenigſtens langwierige Eiterung der Fußſohlen und Zehen herbeiführen, hingegen laſſen mehrere hundert ſchonend ertheilte Schläge kaum merkliche Spuren zurück. Oft wird nur auf die halbe Strafe erkannt; dann bindet man zwei Individuen zugleich, den einen mit dem rechten, den andern mit dem linken Fuß an den Balken.

Misliebig gewordene Würdenträger werden oft mehrere Jahre in ihr Haus oder in eine Stadt internirt und daſelbſt durch aufgeſtellte Polizeileute bewacht (chäneh næschin).

Für politiſche Verbrecher hat der Großvezier Emir nizam in Teheran ein unterirdiſches Gefängniß (ambär) eingerichtet, wo ſie mit Händen und Füßen an Balken angeſchloſſen ſind. Die Verpflegung der Gefangenen geſchieht auf deren eigene Koſten oder durch Mildthätigkeit von Privaten. Die Unglücklichen verbleiben daſelbſt jahrelang ohne alle Unterſuchung, bis Typhus, Cholera oder ſonſt eine Epidemie das Local aufräumt. Nur zuweilen erſcheint der Mirkäzab in ihrer Mitte, um auf Befehl ein Opfer zur Hinrichtung herauszuholen. Bei Krankheitsfällen oder einem glücklichen Ereigniß in der königlichen Familie pflegt allerdings eine Anzahl Sträflinge entlaſſen zu werden, wobei es aber nicht auf die Schwere oder Geringfügigkeit des Vergehens, ſondern auf die Summen ankommt, welche der einzelne dem Vorſteher des Gefängniſſes für ſeine Befreiung zu bieten vermag. Als ſolcher fungirte lange Zeit der berüchtigte Hadſchi Ali Chan, von welchem ſpäter berichtet werden ſoll. Ein Gefängniß dieſer Art kann natürlich kein Fortſchritt zur Humanität genannt werden.

Der Tortur (sekentsche) werden noch hier und da

Angeklagte zur Erpreſſung eines Geſtändniſſes, vorzüglich aber gefallene Würdenträger unterworfen, um ſie zur Geldherausgabe und zum Verrathen des Orts, wo ihre Schätze vergraben liegen, zu nöthigen.

Als Torturmittel wendet man an: die Daumenſchrauben, das Binden der Hände an einen Baum, ſodaß der Körper in der Luft ſchwebt, das Brennen in der Achſelhöhle, das Setzen des nackten Körpers auf Eisſtücke, das Unterbinden des Glieds zur Hinderung des Urinirens u. ſ. w. Da es jedoch nicht in der Abſicht der Regierung liegt, durch die Tortur zu tödten, ſo wird die Marter nur ſo lange fortgeſetzt, bis der Gepeinigte eine gewiſſe Summe zugeſteht. In einigen Tagen beginnt dann eine ähnliche Procedur, worauf ein abermaliges Zugeſtändniß erfolgt. Es iſt weder Gewohnheit der Regierung, den ganzen Betrag auf einmal zu fordern, noch die des Opfers, ihn auf einmal zu leiſten; daher die Sitte, das Geld in Parcellen an verſchiedenen Orten zu vergraben, um bei jeder Tortur eine theilweiſe Enthüllung machen zu können; denn würde der Gefolterte bei der erſten Tortur alles herausgeben, ſo bliebe ihm kein Mittel der Beſtechung und des Ausgleichs, er müßte dann bei dem nächſten Experiment ſicher unterliegen. Vorſicht iſt die Mutter der Weisheit!

Die wichtigſten religiöſen Acte des Perſers beſtehen in: Gebet, Wallfahrten, Almoſengeben, Faſten und Feier der heiligen Feſte.

Dem Gebet (næmāz) muß die Waſchung des Geſichts, der Füße und Hände vorhergehen (wuzu). Die Hände werden vom Elnbogen gegen die Fingerſpitzen zu gewaſchen; man verſpottet die Türken, die es umgekehrt machen, weil ſie damit die Unreinlichkeit von der Peripherie dem Centrum zuführen. Aller Schmuck wird abgelegt, vorzüglich Ringe, ebenſo die ſeidenen Kleider, denn ſie ſind nicht „gebetfähig“

(næmaz nedārend). Der Körper muß ſich im Zuſtand der Reinheit befinden, andernfalls erſt durch ein Vollbad von der Verunreinigung befreit werden. Mit beſonderer Vorſicht wählt man den Ort des Gebets; es darf kein unrechtmäßig erworbener ſein, weshalb man vermeidet, in einem Hauſe, das confiscirt oder dem Eigner durch Gewalt oder Betrug genommen worden, das Gebet zu verrichten. Bekanntlich wendet ſich der Perſer beim Beten gen Mekkeh (ḳæbleh); er trägt, um in zweifelhaften Fällen die Richtung zu finden, einen kleinen Kompaß (kæbleh-næmāh, Mekkehzeiger) bei ſich.

In der Moſchee zu beten, iſt nicht vorgeſchrieben; es kann jemand ein ſehr frommer Muſelman ſein, ohne je in ſeinem Leben die Moſchee beſucht zu haben. Uebrigens wird das Gebet häufig benutzt, um ſich aus einer Verlegenheit zu ziehen oder eine Unterhaltung abzubrechen. Ich war oft Zeuge, wie der Großvezier mitten im Geſpräch mit dem Agenten einer fremden Macht plötzlich ſagte: „Wæḳt-e-næmāz est!“ (Es iſt die Gebetzeit!), womit die Verhandlungen zu Ende waren. Der Betende braucht vor niemand, wer es auch ſei, aus ſeiner Stellung ſich zu erheben; und geht der Schah ſelbſt an einem betenden Diener vorbei, ſo läßt ſich dieſer nicht im mindeſten ſtören. Das Gebet, welches fünfmal des Tags zu beſtimmten Stunden verkündet wird, heißt Azan. Der Verkünder (muezzin) ſingt es mit kräftiger, ſonorer Stimme und verſtärkt durch Vorhalten der Hand die Schallwelle nach einer Seite hin, ſodaß die Stimme oft eine Viertelmeile weit zu hören iſt. Text wie Melodie haben in ihrer Einfachheit etwas Ergreifendes auch für den Europäer. Jeder Reiſende wird ſich mit Wohlgefallen des Eindrucks erinnern, wenn bei ruhiger, ſternklarer Nacht die liebliche Stimme des Muezzins von der Wüſte herübertönt und unwillkürlich zur Andacht ſtimmt. Der Perſer behaup-

tet, geborener Muezzin zu ſein, ſodaß weder Türke, Araber noch Aegypter ihm darin nahe komme. Muezzins mit ſtarker und wohlklingender Stimme werden ſehr gut bezahlt.

Die Wallfahrt (ziäret) nach Mekkeh unternehmen, der bedeutenden Koſten, Unbequemlichkeiten und Gefahren wegen, nur wenige ältere Perſonen, meiſt Aerzte, um durch den Titel Hadſchi Ruf zu erlangen, hohe Prieſter und reiche Kaufleute, vorzüglich aus Gilan am Kaſpiſchen Meer. Bei weitem die Mehrzahl der Pilger kommt unterwegs um; oft ſieht kaum der zehnte Theil der Ausgezogenen die Heimat wieder. Man nennt daher den Geſang des tschausch (Zugführer) das Todtenlied (marsieh). Um die Gefahren der Wüſte, namentlich die räuberiſchen Anfälle der Beduinen zu meiden, nehmen die Pilger den Weg über Tabris und Scham (Damaskus) oder über Konſtantinopel und Kairo. Doch noch ſchlimmere Feinde bedrohen dieſelben unter der Form von Krankheiten, welche der Wechſel des Klimas erzeugt; bricht z. B. die Cholera in einer Karavane aus, ſo entrinnen wenige dem Tod. Auf dem Landweg dauert die Hin- und Rückreiſe ſammt Aufenthalt neun Monate; zur See, welchen Weg die Bewohner der Südprovinzen zu wählen pflegen, nimmt ſie viel kürzere Zeit in Anſpruch.

Am häufigſten ſind die Wallfahrten nach Kerbelah bei Bagdad. Dieſer Ort ſteht bei den Schiiten faſt in gleichem Ruf der Heiligkeit wie Mekkeh, und wird von Pilgern ſelbſt aus Indien, dem Kaukaſus und aus Aegypten beſucht. Man findet ſelten einen Perſer von Stand, der nicht ein- oder mehreremal im Leben, ſei es aus wirklicher oder erheuchelter Frömmigkeit, einer Wallfahrt nach Kerbelah ſich angeſchloſſen hätte.

Nächſt Kerbelah genießt der Wallfahrtsort Meſchhed, an der nordöſtlichen Grenze des Reichs gelegen, das größte Anſehen. Die Reiſe dorthin hat ebenfalls ihre Beſchwerlich-

keiten und Gefahren, indem viele Pilger von den Turkomanen geraubt und nach Chiwa oder Buchara in die Sklaverei verkauft werden, aus der ſie ſich durch ſchweres Löſegeld befreien müſſen oder auch nie zurückkehren.

Der Titel eines Hadſchi wird jedoch nur durch die Fahrt nach Mekkeh erlangt; Kerbelah und Meſchhed berechtigen zur Benennung Kerbelai und Meſchhedi.

Als kleinere Wallfahrtsorte ſind noch Kum und Schah abdul Azim zu nennen.

Die von Mekkeh Heimkehrenden bringen ihren Bekannten arabiſche Fächer, Datteln, Kaffee u. ſ. w. als Angebinde mit und werden von ihnen mit dem Glückwunſch: „Ziäret kæbul!“ (Die Pilgerfahrt möge genehm ſein!) empfangen. Die Pilger ſollen ſich während der Reiſe eines gottgefälligen Wandels befleißigen, keinen Wein trinken, auch ſich in geſchlechtlicher Beziehung zurückhalten; doch finden häufig Uebertretungen dieſer Gebote ſtatt.

Auf Reiſen begegnet man nicht ſelten einem Karavanenzug von Pilgern. An der Spitze reitet beim Zug durch die Städte der Tſchauſch; er trägt eine rothe Fahne und ſingt mit gellender Stimme das Lob des zu beſuchenden Patrons. Ihm folgt ein langer Troß von Männern und Frauen, auch Kinder, einzeln oder paarweiſe in Körben (kædschäweh) auf Pferde und Eſel gebunden. Im Karavanſerai angekommen, richtet jeder ſeine kleine Wirthſchaft ein, verſorgt die Thiere und bereitet ſich den Mundvorrath. So geht es Tag um Tag langſam weiter. Pilger, welche von Indien aus zu Fuß den Weg nach Mekkeh und Kerbelah zurücklegen, brauchen mehrere Jahre, bis ſie wieder in der Heimat anlangen.

Die jetzigen Könige von Perſien wallfahrten höchſtens nach Kum, da Meſchhed an der äußerſten Grenze des Reichs liegt und ein Schachzug in jene Gegend ſchlimm ablaufen

könnte, die andern heiligen Orte aber, als außer Landes gelegen, begreiflicherweiſe gar nicht in Betracht kommen. Kum hat außerdem noch den Vorzug, daß mehrere Fürſten der Kadſcharendynaſtie daſelbſt beigeſetzt ſind.

Ueber das Almoſengeben (zækut) enthält das Religionsgeſetz beſtimmte Vorſchriften, in denen auch das Minimum normirt iſt. Obwol der gewöhnliche Mann an dieſe Norm ſich nicht hält, weil ſeine Mittel dazu kaum ausreichen würden, gibt er doch viel Almoſen an Thiere wie Menſchen; er folgt ohne Heuchelei dem Zuge ſeines Herzens und ſteht in dieſem Punkt dem Europäer voran. Auch den Gelübden (næzær besten), die er in ſchwierigen Lebenslagen thut, bleibt er die Erfüllung nicht ſchuldig. Soll das Almoſen gottgefällig ſein, ſo muß es von rechtmäßig erworbenem Geld gegeben werden, und da der Perſer dieſe Eigenſchaft ſeinem Geld nicht immer zutraut, ſo verpfändet er häufig ein koſtbares Geräth oder einen Shawl, verſchenkt das dafür erhaltene Geld und löſt ſpäter ſein Pfand wieder ein. Vor dem Opferfeſt wurde ich häufig von Würdenträgern um ein Darlehn von 5—20 Dukaten angegangen; ich glaubte anfangs, es geſchehe aus wirklichem Geldmangel, überzeugte mich aber dann, daß es keinen andern Grund hatte, als weil ſie meinen Erwerb für ehrlich und deshalb mein Geld zum Almoſen geeignet hielten. Ich konnte bei Gelegenheit die Bemerkung nicht unterdrücken, daß man am Europäer alles für unrein halte, nur nicht, wie es ſcheine, ſein Geld. Bei Krankheiten geliebter Angehörigen ſchlachtet man Schafe und vertheilt das Fleiſch an die Armen.

Infolge der Bereitwilligkeit zum Almoſengeben iſt auch die Zahl der Bettler ſehr groß. Die Blinden werden vorzugsweiſe reichlich bedacht, ſodaß manche von dem Erlös ihres Bettels mehrere Weiber anſtändig erhalten, andere nicht unbedeutende Summen vergraben haben ſollen. Es herrſcht unter den Blinden

ein Geiſt der Aſſociation; ſie betteln gewöhnlich zu vieren, und rufen dem Vorübergehenden zu: „Vier Blinde für einen Kreuzer!“ In der Zwiſchenzeit treiben ſie allerhand Späße und Schwänke. Häufig begegnet man Bettlern mit verſtümmelten Händen; dies ſind beſtrafte Diebe, doch ſchwächt der Umſtand das Mitleid nicht, ſie erhalten gleichen Antheil wie die übrigen. Auch den Europäer verſchmähen die Bettler nicht in Contribution zu ſetzen; ſie machen ihm das Compliment, das Mitleid des Frengi ſei größer als das des Muſelman, obgleich das Gegentheil wahr iſt.

Aeußerſt beläſtigend ſind die Faſten (rüzeh, siām) im Monat Ramazan; ſie unterbrechen Handel und Verkehr und erfordern eine vollſtändige Umwandlung der Lebensweiſe. Man wacht und ißt des Nachts, und ſchläft den ganzen Tag bis zum Sichtbarwerden der Sterne. Die Sunniten nehmen ſchon gleich nach Sonnenuntergang den Imbiß (iftār) und werden deshalb von den Schiiten beſchuldigt, die Faſten nicht zu halten, obwol ſie ſich im Durchſchnitt ſtrenger als die Schiiten kaſteien; denn abgeſehen von der großen Zahl der Sektirer finden ſich auch viele der Sufis keineswegs geneigt, die gebotenen Entbehrungen zu tragen. Müſſen ſie auch zum Schein an der Nachtmahlzeit theilnehmen, ſo laſſen ſie es ſich doch im geheimen auch am Tage ſchmecken. Wenn zwei ſolche Sünder, die einander recht gut kennen, ſich begegnen, ſo macht dennoch einer dem andern in vollem Ernſt Complimente über das magere Ausſehen, und man tröſtet ſich gegenſeitig, daß bereits ſo viele Faſttage abgelaufen, mithin nur noch wenige zu überſtehen ſeien. Abends ſtellen ſie ſich matt vor Hunger und betrachten mit ſcheinbarer Sehnſucht die Speiſen.

Während der Nacht wird im Koran geleſen; bei nahender Morgenröthe verkündet in den Städten ein Kanonenſchuß, daß man ſich von nun an der Speiſe und des Tranks

zu enthalten habe; darauf wird das Morgengebet verrichtet und man legt ſich zu Bett. Nachmittags füllen ſich die Moſcheen mit Andächtigen; andere verweilen bis Sonnenuntergang auf dem großen Platz, wo eine Art Markt oder Ausſtellung europäiſcher Waaren ſtattfindet.

Der Ramazan iſt unbedingt für nicht arabiſche Klimate eine höchſt widerſinnige Einrichtung. In einem Staat, deſſen meiſte Bewohner vom Ertrag der Arbeit leben, wo alſo die Geſchäfte ihren regelmäßigen Gang haben müſſen, erfordert er die größten Opfer an Zeit und Arbeitskräften. Er ruinirt ſowol die Geſundheit als das Hausweſen, denn die Erſparniß an Koſt iſt nur eine ſcheinbare, die Conſumtion iſt im Gegentheil größer und koſtſpieliger als in der gewöhnlichen Zeit, und viele Familien ſtecken ſich in Schulden, um dem Aufwand für Nahrung und Beleuchtung zu genügen. Leute, denen nothwendige ſchwere Geſchäfte obliegen, dispenſirt zwar das Geſetz vom Faſten; allein gerade dieſe verſchmähen in der Regel den Dispens, während Müßiggänger ſich ſelbſt dispenſiren oder durch vorgeſchützte Krankheit Mittel finden, von den gebotenen Entbehrungen Umgang zu nehmen.

Außer dem Freitag jeder Woche gelten als große Feſte: der Neujahrstag (ayde nawruz), das Opferfeſt (ayde ḳurbān), das Ramazanfeſt (ayde bairam); als kleine: der Geburtstag Mohammed's (ayde maulude peigæmber) und die vom jetzigen König beigefügten: der Geburtstag Ali's und das Feſt des Imam der Auferſtehung (imāme āchere zæmān), des Imam Mehdi. Im ſtrengen Sinn werden die Feſte jedoch nur von den zum Hofe Gehörigen, den Regierungsbeamten, Offizieren u. ſ. w. gefeiert; das Volk kennt mit Ausnahme des Neujahrsfeſtes keinen Feiertag. Am Freitag ſind alle Bazare geöffnet, die Gewerbs- und Handelsleute gehen ihren Geſchäften nach, der Landmann bearbeitet ſein Feld wie an den übrigen Wochentagen. Der König und

die Gouverneure aber ertheilen Freitags und an ſonſtigen Feſttagen feierliche Audienz (salam), die Miniſter und Würdenträger laſſen ſich Glückwünſche darbringen; die gebräuchliche Formel lautet: „Ayde schumā mæbārek bād.“ Allgemein, von hoch und niedrig, wird nur der Nauruz nebſt den darauffolgenden Tagen feſtlich begangen.

Das Opferfeſt fällt auf den 10. des Mondmonats Zilkadeh und trifft daher nach einem Cyklus von Jahren mit dem Verſöhnungstag der Juden zuſammen. Beiden liegt dieſelbe Tradition, das Opfer Abraham's zu Grunde, nur daß die Moslims Ismael für Iſaak ſubſtituiren. Während bei den heutigen Juden das ſymboliſche Opfer ſich auf das Schlachten einiger Hähnchen am Vorabend des Feſtes beſchränkt, wird es von den Muſelmanen im großartigen Maßſtab ausgeführt. Ganze Heerden von Opferſchafen werden in die Städte getrieben; in manchen Häuſern ſchlachtet man deren zehn, und es gibt kaum eine Familie, welche nicht wenigſtens ein Schaf opfert. Fleiſch iſt daher um dieſe Zeit ſo häufig, daß, obgleich jeder Arme nach Belieben davon holen kann, doch noch vieles verdirbt und auf die Straße geworfen wird. Hier bleibt es ſammt den Reſten und Eingeweiden mehrere Tage liegen, denn die Hunde und Schakale vermögen die großen Maſſen nicht ſo raſch zu conſumiren, und es entſtehen infolge deſſen faſt immer Dyſenterien und andere Krankheiten. Wird das Opferfeſt im Sommerlager des Schah gefeiert, ſo muß der Platz am folgenden Tag geräumt werden, da die verpeſtete Luft und das von hineingeworfenen Eingeweiden verunreinigte Waſſer längern Aufenthalt daſelbſt unmöglich machen. In Jahren, wo die Cholera herrſcht, kann man ſtets nach dem Feſt eine geſteigerte Heftigkeit der Epidemie wahrnehmen. Gleich dem Faſtnachtsochſen in Paris, wird in Teheran ein Kamel mit Muſik und unter großem Gepränge durch die Straßen

geführt. Früher wurde es von dem König ſelbſt geſchlachtet, jetzt iſt dieſes Amt einem nahen Anverwandten aus der königlichen Familie übertragen; eigenhändig ſchlachtet der Schah nur einige Schafe, die ihm zu dem Zweck vorgeführt werden.

Zu den Feſten ſind ferner die Paſſionstage (jaum äschureh) in den erſten zehn Tagen des Monats Muharrem zu rechnen, an welchen die Paſſionsvorträge (taazieh) und Paſſionsſpiele (taazieh-schæbih) zum Andenken an die Niederlage und das Märtyrerthum der Aliden bei Kerbelah abgehalten werden. Sie gleichen einer allgemeinen Landestrauer, jedermann legt ſchwarze Gewänder an, Proceſſionen durchziehen die Stadt und beſingen in düſtern Weiſen mit dem ſtets ſich wiederholenden Refrain: „Ai Hussein, ai Hassan!“ die Leiden der verehrten Opfer. Bei dem Refrain ſchlagen die Kinder aufhüpfend zwei hölzerne Rollen taktförmig aneinander, während die Erwachſenen ſich mit der flachen Hand ſo feſt an die Bruſt ſchlagen, daß der Schall weithin gehört wird und die getroffenen Stellen noch lange mit Blut unterlaufen ſind. Die Berber aus Kabuliſtan und Kaſchmir, von denen eine beträchtliche Zahl das Berberviertel in Teheran bewohnt, und andere Wallfahrer aus fernen Gegenden, die an den Umzügen theilnehmen, geiſeln ſich ſogar die Bruſt mit Ketten. Der eintönige Geſang, die dumpfen Schläge an die Bruſt, das Zuſammenſchlagen der Holzcylinder und das Raſſeln der Ketten ertönen oft ſchaurig bis ſpät nach Mitternacht in den Straßen.

An vielen öffentlichen Plätzen der Städte ſieht man Circus (tækkieh), welche durch fromme Stiftungen gebaut und erhalten werden. In der Mitte des umſchloſſenen Raums erhebt ſich eine Plattform, die Bühne zur Aufführung der Paſſionsſpiele. Zu den Feſttagen werden die innern Wände des Circus mit geblümtem Kattun und

mit Shawls decorirt; als Dach wird eine große Zeltdecke (tschäder-pusch) darüber ausgeſpannt. Auf breiten Geſtellen prangen chineſiſche Schüſſeln und Vaſen von hohem Werth, europäiſche Kryſtallgläſer, Kandelaber u. ſ. w., die aus den Nachbarhäuſern zur Verherrlichung der Imams entlehnt werden. Auch ich wie andere Europäer wurden oft angegangen, unſer Scherflein zur Ausſchmückung beizutragen. Mit beſonderm Luxus ſind die Tekkiehs des Miniſters und des Königs decorirt; der Staat ſchießt bedeutende Summen zu, die koſtbarſten Gefäße und Kryſtalle aus der königlichen Schatzkammer bedecken die Geſtelle, und den Acteurs, welche die Pagen Jezid's, des Beſiegers der Aliden, vorſtellen, werden die Kronjuwelen unter Bewachung anvertraut. Sänger (ruzichân) kommen aus allen Theilen des Reichs herbei; berühmt ſind die von Kaſchan, ſie erhalten für jede Vorſtellung ein bedeutendes Entgelt. Da ihre Mitwirkung nur in einigen Scenen nöthig iſt, ſo finden die Vorſtellungen in den verſchiedenen Stadttheilen zu verſchiedenen Stunden ſtatt; die Ruzichans reiten im Galop von einem Ort zum andern und treten oft an einem Tage in funfzehn verſchiedenen Tekkiehs auf.

Der Cyklus der Aufführungen nimmt eigentlich neun Tage hintereinander in Anſpruch, an deren jedem eine andere Reihe von Begebenheiten zur Darſtellung kommt. Weil aber die Zahl der Acteurs nicht ausreicht, ſo dauern ſie die vollen zwei Monate Muharrem und Sefer hindurch. Die Perſonen des Stücks — auch die weiblichen werden von verſchleierten Männern dargeſtellt — erſcheinen meiſt zu Pferde mit Panzerhemd und Helm; auch ganze beladene Karavanen ziehen über die Bühne. Manche Scenen ſind von ergreifender Wahrheit und machen einen wirklich tragiſchen Effect, nur wird das Ganze zu ſehr in die Länge gezogen. Die Zuhörer ſchluchzen und weinen; ſie folgen der Handlung mit

ſo lebhafter Theilnahme, daß ſie die Perſon, welche den Jezid vorſtellt, zerfleiſchen möchten. In den uncivilisirten Gegenden von Luriſtan ſoll es wirklich vorgekommen ſein, daß ein Acteur ſein allzu täuſchendes Spiel mit dem Leben büßte; der Böſewicht pflegt daher, um die Illuſion abzuſchwächen, bei den ergreifendſten Scenen ſelbſt mitzuweinen.

Nach der Tradition ſoll ein europäiſcher chriſtlicher Geſandter im Lager des Jezid erſchienen ſein, um für die unglücklichen Opfer Fürſprache einzulegen, und da ſeine Bitten kein Gehör gefunden, er ſich zum Islam bekannt und ebenfalls den Märtyrertod erlitten haben. Auf dieſe Scenenreihe, welche am ſiebenten Tage aufgeführt wird, verwenden die Darſteller allen Witz und alle Erfindungsgabe. Der erſte europäiſche Geſandte, der an den perſiſchen Hof kam, trug ein Fernrohr bei ſich: darum hält man es für die Wahrheit der Darſtellung erforderlich, daß der Geſandte ſtets mit einem Fernrohr unter dem Arm auf der Bühne erſcheine. Zu ſeiner Coſtumirung werden Kleider von den Europäern entlehnt, wodurch nicht ſelten die lächerlichſten Caricaturen entſtehen. So ſah ich, wie der Geſandte (iltschi), mit ſeiner Tochter, einem Knaben in Crinoline und Damenkleidern, in einem Cabriolet ſitzend, vorfuhr; er ſtieg aus, das unvermeidliche Fernrohr unter dem Arm, ſang mehrere Arien und Duette und ſtarb endlich ſammt Fräulein Tochter den Märtyrertod. Einmal erſuchte auch mich der Kriegsminiſter, einige Kleidungsſtücke aus meiner Garderobe für den Iltſchi zu leihen; ich gab Frack und Hoſe, doch der Hut fehlte, da ich die perſiſche Mütze trug. Man behalf ſich mit einem vorräthigen öſterreichiſchen Dragonerhelm, und ſo erſchien der Geſandte in Frack und Helm.

Auch unter den Zuſchauern fehlt es nicht an komiſchen Auftritten; die armen Frauen, welche viele Stunden lang eingepfercht auf den Teppichen knien, gerathen bisweilen zur

Beluſtigung des ganzen Publikums in Streit; ſie fahren einander ins Geſicht, reißen ſich die Schleier herunter und laſſen nicht eher ab, bis ſie durch königliche Diener getrennt werden. Man ſagt, der Schah unterhalte eigene agens provocateurs, welche die Frauen zum Streit reizen müſſen.

Am achten Tage wird die Taazieh des Emir Teimur (Tamerlan) aufgeführt, vermiſcht mit luſtigen Schwänken und Farcen. Endlich am zehnten Tage findet auf einem großen öffentlichen Platz die Apotheoſe der Märtyrer ſtatt. An einem Seil fährt eine den Erzengel Gabriel vorſtellende Puppe herab und empfängt die Seelen der Imams, um ſie in die Gefilde des Paradieſes zu geleiten. Vorher laſſen die Großen ihre reichgezäumten und mit köſtlichen Shawls geſchmückten Galapferde auf dem Platze herumführen. Der Europäer hat hier Gelegenheit, manches edle Thier zu bewundern, das ihm ſonſt nie zu Geſicht gekommen wäre.

Die Sitte der Taaziehſpiele iſt ſo allgemein, daß ſich kein Großer ihr entziehen kann, obgleich ſie ſehr bedeutenden Koſtenaufwand verurſachen; denn abgeſehen von dem Entgelt für die Acteure, müſſen die Gäſte während der Vorſtellung mit Sorbets und nach derſelben mit einem ſplendiden Souper bewirthet werden. Da außerdem während der langen Zeit von zwei Monaten alle Geſchäfte ſtocken und die Arbeit zurückbleibt, ſo iſt es klar, daß auch dieſe Feſte viel zum Ruin des Hauſes und zur Verſchuldung der Familien beitragen.

Von Strenggläubigen werden übrigens die ſceniſchen Darſtellungen für unerlaubt, für eine Entheiligung der Imams und für Götzendienſt erklärt; ſie beſchränken die Feier der Paſſionstage auf die Vorträge (taazieh), welche darin beſtehen, daß ein Sänger vom Podium herab in Form von Recitativen die Paſſionsgeſchichte der Aliden abſingt. Die vortreffliche Modulation der Stimme nach dem Alter und Geſchlecht der handelnden Perſonen beweiſt, daß der Perſer

zum Schauſpieler geboren iſt. Dieſe Taaziehs beſuchen auch die Mullas, während ſie die Spiele zwar dulden, doch misbilligen. Nicht ſelten werden ſogar noch in andern Monaten des Jahrs infolge von Gelübden Taaziehſpiele aufgeführt. Man muß Augenzeuge geweſen ſein, um ſich von dem Enthuſiasmus des Publikums, beſonders des weiblichen Theils, für dieſe theatraliſchen Aufführungen einen Begriff zu machen.

Haben wir bisher von den mancherlei Uebertretungen der poſitiven Gebote (amer) berichtet, ſo geht aus dem Nachfolgenden hervor, daß ebenſo wenig die Verbote (nahf) ſtreng befolgt werden.

Ueber den häufigen Genuß berauſchender Getränke wird an einer andern Stelle unſers Buchs Ausführliches mitgetheilt werden.

Ein hazardiöſes Kartenſpiel iſt unter den höhern Ständen und deren Bedienſteten ſehr im Schwung; es heißt Kändſchefeh, auch Asbazi, und hat Aehnlichkeit mit dem ſogenannten Landsknecht. An den königlichen Hof werden bei Feſtlichkeiten oder Jagden einige Prinzen und Würdenträger zum Spiel geladen; es ſoll dabei manchmal ein Weib auf eine Karte gewonnen und verloren worden ſein. Leute aus den niedern Klaſſen ziehen ſich in die Ruinen (chærābāt) zurück, um dort der Leidenſchaft des Spiels zu fröhnen. Werden ſie von der Wache dabei ertappt, ſo droht ihnen die Strafe der Baſtonnade. Erlaubte Spiele ſind: das Trictrac (tæchte nard) und das Schachſpiel (schātrendsch). Die Schachfiguren heißen: König schāh, Königin vizir (der Name Vezier iſt ganz dem orientaliſchen Begriff angemeſſen, eine Königin kann nie in die Oeffentlichkeit treten und beſonders keine weiten Ausflüge machen), Thurm fil (Elefant), Ritter asp (Pferd), Läufer farsin, Bauer piādeh (Fußgänger); Schachmatt heißt schāh māt (nicht von dem arabiſchen Wort

mat, todt, ſondern von dem perſiſchen, welches, ähnlich dem deutſchen „matt“, abgeſpannt, zerrütteten Geiſtes bedeutet). Das Schachſpiel iſt in den beſſern Klaſſen ſehr beliebt, wird aber mit weniger Studium und Nachdenken geſpielt als in Europa, obwol die Regeln ganz dieſelben ſind. Junge Leute aus den niedern Klaſſen ſieht man ziemlich häufig beim Moraſpiel. Ein auf Kenntniß der klaſſiſchen Epigramme beruhendes Spiel beſteht darin, daß von dem einen ein kurzes Sinngedicht citirt wird, worauf der andere raſch ein ſolches herſagen muß, das mit demſelben Anfangsbuchſtaben beginnt, mit welchem das erſte endigte. Ich wohnte einem derartigen Wettkampf bei, der über eine Stunde dauerte, bis endlich kein paſſender Satz mehr aufgefunden wurde.

Das Verbot, Wucherzinſen zu nehmen, läßt ſich wol bei einem Nomaden-, nicht aber bei einem Handelsvolk, welches die Perſer ſind, aufrecht erhalten. Es wird daher gänzlich umgangen. Der geſetzliche Zinsfuß (tænzil) beträgt 12 Procent; bei den ungeregelten Ausgaben aber, durch koſtſpielige Heirathen, Feſte, Faſten, der Prunkſucht in den höhern Ständen und den alles Maß überſchreitenden Luxus der Frauen verurſacht, ſowie bei dem augenblicklichen Bedarf großer Summen, um durch Beſtechung eine Anklage niederzuſchlagen oder ein Amt zu erkaufen, darf es nicht befremden, daß Gelder zu weit höhern Zinſen, bis zu 80 Procent, und zwar mit monatlichem Zuſchlag der Zinſen zum Kapital, aufgenommen werden, und daß es kaum jemand in Perſien gibt, der nicht entweder Schuldner (gharsdār) oder Gläubiger (talabdar) wäre. Selbſt Prieſter leihen durch Vermittelung von Agenten Gelder auf hohe Zinſen aus. Der glückliche Zuſtand des Derwiſchthums, d. h. der Unabhängigkeit, wird mit den Worten bezeichnet: „Ne ghars dārem ne talab!“ (Ich bin weder Schuldner noch Gläubiger!) Die Zahl dieſer Glücklichen mag jedoch eine äußerſt geringe ſein.

Der Glaube an Zauberei, Hexenweſen (sæ'hr u dschādu) und Wahrſagerei (fāl) iſt nicht ſo allgemein, wie er etwa bei uns im Mittelalter geweſen. Ich hörte wol von Individuen ſagen, daß ſie im Verdacht ſtänden, mit Diws und Dſchins (böſen und guten Geiſtern) zu verkehren, doch nie, daß man ſie deshalb verfolgt oder beſtraft hätte. Wie allerwärts, ſind es auch hier die Frauen, welche zumeiſt dem Aberglauben huldigen, beſonders in Sachen der Liebe und Fruchtbarkeit, ſowie in Bezug auf Krankheit und die Sterblichkeit der Kinder; ſie glauben an den böſen Blick (bæd næzer), an die Möglichkeit, durch Bezauberung die Liebe des Mannes zu- oder abzuwenden; ſie behängen ſich und ihre Kinder mit ſchützenden Amuleten und Talismanen (taawiz, teles'm) oder ſuchen verderbenbringende an die Kleider ihrer Nebenbuhlerinnen und Feindinnen zu heften. Dieſe Amulete, allen drei Naturreichen entnommen, ſtehen zwar in unbeſtrittenem Anſehen, doch ſagt der gebildete Perſer lächelnd von ihnen: „Kāre zenāne est!" (Sie ſind Sache der Frauen!) Anders verhält es ſich mit dem Befragen des Orakels (istechāre und fāl); denn wenige Perſer gehen an ein Unternehmen ſelbſt von geringer Wichtigkeit, ohne vorher das Schickſal um Rath zu fragen. Man bedient ſich dazu des Roſenkranzes oder des Koran und des Hafis, indem durch Einſtechen in das Buch eine Stelle aufgeſchlagen wird, oder einer Art Würfel (ræm'l); für letztere Procedur gibt es eigene Deuter, ræmmāl genannt. Nicht nur die Annahme einer Expedition, eines Commandos, des Gouvernements einer Provinz, ſondern auch das Eſſen eines Apfels, das Trinken einer Tiſane wird oft von der Iſtechare abhängig gemacht.

Ebenſo betrachtet man die Träume (chāb diden) als Hinweiſung auf kommende Dinge. Am feſteſten wurzelt jedoch der Aberglaube, daß gute und böſe Vorbedeutungen

(chusch und bæd ḳadam) an drei Dingen ſich kundgeben: an der Frau, dem Pferde und dem Hauſe. Begegnet dem Perſer bei Erwerbung eines derſelben etwas Günſtiges, ſo entledigt er ſich ihrer um keinen Preis; ſtößt ihm hingegen etwas Uebles zu, ſo ſucht er ſie ſo raſch als möglich wieder los zu werden. Manche Frau des Schah mußte blos deshalb den Harem verlaſſen, weil ſie „bæd ḳadam" war. Rappen und Pferde mit einem weißen Hinterfuß bringen Unglück. Die Zahl 13 iſt beſonders ſchlecht angeſchrieben, der Kaufmann vermeidet ſogar ſie beim Zählen zu nennen, auf 12 läßt er ziādeh, d. i. plus, und ſodann gleich 14 folgen. Jeder Tribus hat ſeine eigenen glücklichen und unglücklichen Wochentage. Doch nirgends findet ſich der Glaube an Geſpenſter, für welche auch die Sprache kein Wort beſitzt. Oft hört man Märchen von menſchenfreſſenden, in Wüſten hauſenden Ghuls, den Werwölfen in europäiſchen Sagen entſprechend.

Ein im ganzen Orient üblicher Brauch iſt es, an gewiſſen Moſcheen, Bäumen, Steinhaufen oder auf hohen Bergen kleine Fetzen der Kleidung als Vota anzuheften (vota suspendere).*) In Teheran ſteht nahe dem Schemiranthor eine Kapelle, deren Gitter mit Tauſenden von Lumpen behangen iſt, und auf dem Wege nach Abegerm am Demawend ſah ich eine einzelnſtehende mächtige Juniperus excelsa, an der kein Vorüberziehender ein Stück aus ſeiner Kleidung hängen zu laſſen verſäumt. Der ihm zugeſchriebenen Heiligkeit verdankt der Baum ſeine Erhaltung. In Ermangelung eines Baums trägt auch an gewiſſen Stellen jeder Reiſende einen Stein herzu; mit der Zeit entſteht eine Pyramide, und in ihrem Schutz wächſt bald ein Rhamnus auf, an welchem dann die Vota befeſtigt werden.

Für beſonders vertraut mit den Diws und Dſchins

*) Vgl. Kremer, Aegypten (Leipzig 1863), S. 151.

gelten die Schlangenbeſchwörer: Derwiſche, welche allerlei giftige Schlangen, Skorpione und Warnechſen auf öffentlichen Plätzen produciren. Sie reizen die Thiere, ſchlingen ſie ſich um den Hals, ſtecken die Hand in ihren Rachen, und theilen, unter Anrufen der Dſchins und Afrit (Kobold), auch andern Perſonen für ein Entgelt die Unverletzlichkeit (afsun) vom Biß giftiger Thiere mit. Manche behaupten, das Affun nur in der rechten oder linken Hand zu beſitzen, ſodaß ſie nur mit dieſer giftige Thiere berühren und fangen könnten.

All dergleichen Beſchwörungen und Zauberkünſte ſind vom Geſetz verpönt; allein ſie finden in der Praxis mehr Anerkennung als die Religion, welche ſie verbietet.

Allgemein reſpectirt wird nur das Verbot, Schweinefleiſch und das Fleiſch von erſticktem Vieh zu genießen. Der Orientale, auch der im Orient lebende Chriſt, hat eine ausgeſprochene Antipathie dagegen. Jedes Thier, von dem er genießen ſoll, muß ſo geſchlachtet ſein, daß dem Blut gehöriger Abfluß geſtattet wurde. Er weicht hiervon nur im äußerſten Nothfall ab, denn die Macht der Gewohnheit und der Ekel, der ihm von Kindheit auf gegen dieſe Speiſen eingeflößt wird, unterſtützen das religiöſe Verbot.

Von den Schiiten wenig unterſchieden iſt die Sekte der Scheichi. Sie hat ihren urſprünglichen Sitz in Kirmanſchah, wo viele ſchlagfertige Männer mit den Waffen für ihre Lehre einſtehen; doch leben auch Anhänger derſelben in verſchiedenen Städten zerſtreut, ſelbſt in der Reſidenz. Trotz der Anfeindungen von ſeiten der Mulas wußten die Scheichi ihre Gleichberechtigung zu behaupten; ſie beſitzen eine Moſchee in Teheran und Prieſter, welche Predigten halten. Eine vorgeſchlagene Disputation mit den Schiehprieſtern wurde von dieſen nicht angenommen. Ihre Lehre beſchäftigt ſich vornehmlich mit ſubtilen Unterſuchungen über die Form der Exiſtenz des Imam Meihdi, welcher am Tage der

Auferſtehung erſcheinen ſoll, und erinnert dadurch an die Sophismen der byzantiniſchen Kirche. Wie jede neue Sekte zeichnen ſich die Scheichi durch Fanatismus und Starrſinn aus; daher die Civiliſation nichts von ihnen zu hoffen hat.

Unter dem Namen Ali Allah verſteht der Perſer alle die verſchiedenen Sekten, welche an die Incarnation Ali's glauben: ſowol diejenigen, welche ihn als die unmittelbare Incarnation Gottes, als die, welche nur die mittelbare durch Abraham, Moſes, David und Jeſus Chriſtus annehmen. Obgleich ſie ſich zu den Moslems rechnen, leugnen ſie doch die Gültigkeit des Korans, verrichten nicht das Gebet und halten ſich weder an die Speiſe- noch an die Reinigungsgeſetze. Des letztern Umſtandes wegen können die Europäer leichter mit ihnen verkehren und wählen deshalb meiſt Ali Allahs zu Dienern. Ihr Hauptſitz iſt in und um Kirmanſchah, wo ſie öffentlich auftreten und ihr geiſtliches Oberhaupt reſidirt, dem ſie übermenſchliche Verehrung zollen. Ich ſah dieſen Hierarchen einſt in einer Audienz des Königs. Der Schah empfing ihn zwar nur im Garten, zeigte ſich aber ſehr gnädig und ertheilte ihm beim Abſchied die Ehre des Chalaats. Man erzählt ſich in Perſien die abenteuerlichſten Geſchichten von dieſen Sektirern. Sie ſollen unbeſchädigt durch das Feuer paſſiren und ihre Kinder ohne Nachtheil von hohen Stockwerken herabſtürzen können: Märchen, welche wol, da ſie ſo oft unter Garantie des Augenſcheins wiederholt werden, in bei ihnen eigenthümlichen Ceremonien ihren Urſprung haben mögen. Ali Allahs ſind über das ganze Land zerſtreut, beſonders viele wohnen in der Stadt Demawend. Der Zweig, welcher ſich den Namen Däwudi beilegt, hat die Gegend um Kaswin inne und die Dörfer, welche gegen Reſcht zu liegen.

Sunniten befinden ſich auch in beträchtlicher Anzahl

in Kurdiſtan, in Azerbeidſchan, am Perſiſchen Golf, in Taliſch und am Kaspiſchen See.

Viel Aufſehen erregte in neueſter Zeit die Sekte der Babis. Ihr Stifter, ein gelehrter Seïde (Propheten-Abkömmling), nannte ſich bäb eddin (Pforte des Glaubens). Er ſchrieb einen Kanon in arabiſcher Sprache, leugnete den Koran, führte den Communismus der Güter und die volle Emancipation der Frauen ein, und lehrte, daß, wer für die Vertheidigung und die Ausbreitung des von ihm verkündeten Glaubens falle, unſterblich ſei und im Moment des Todes an einem andern Ort wieder auflebe.

Dieſe Lehre, eine Erneuerung und Fortſetzung der in der Saſſanidenzeit von Mäzdak aufgeſtellten Dogmen, gewann bald zahlreiche Anhänger in Schiraz, Maſanderan, Ardiſtan, Sendſchan und in andern Städten, vornehmlich unter den Seïden, den Gelehrten des Reichs. Auch viele durch Geiſt und Wiſſen ausgezeichnete Frauen ſchloſſen ſich ihr an; unter ihnen ward beſonders die gelehrteſte Frau Perſiens, Gurret el ayn (Augenweide), als eifrige Bekennerin genannt. Die einen traten aus Ueberzeugung zu der Sekte über, andere ließen ſich im Rauſch, vom Genuß des Haſchiſch in einen Zuſtand der Seligkeit verſetzt, dazu werben. Demnach wurde dieſes Narkotikum von den Babis zu gleichem Zweck wie von den Aſſaſinen benutzt.

Im Anfang der Regierung des Naſſereddin Schah beging der Großvezier Emir nizam den Fehler, daß er den Babeddin, weil er ſeine Lehren nicht widerrufen wollte, anſtatt ihn als Schwärmer und Narren durch Einſperrung unſchädlich zu machen, zum Tode des Erſchießens verurtheilte. Bei der Execution, welche in Tabris ſtattfand, wurde der Delinquent gegen eine Mauer geſtellt, und eine kleine Abtheilung Soldaten hatte auf Commando zu ſchießen. Da aber die Soldaten wahrſcheinlich ſehr ungern dem Befehl

gehorchten, drückten ſie ohne zu zielen ihre Gewehre ab. Babeddin benutzte den entſtandenen Pulverdampf, um durch das Loch einer Waſſerleitung zu ſchlüpfen. Zu ſeinem Unglück und zum Glück des Landes wurde er jedoch auf der andern Seite der Mauer entdeckt und nun wirklich erſchoſſen. Wäre er nicht aufgefunden worden, ſo hätte das Volk unbedingt an ſeine Himmelfahrt geglaubt, und dieſes Wunder hätte hingereicht, den größten Theil der Bevölkerung zu ſeiner deſtructiven Lehre zu bekehren, da man ohnehin, von der herrſchenden Religion unbefriedigt, ſich nach etwas Neuem ſehnt.

Bald nach dem Tode Babeddin's erhoben ſeine Anhänger die Fahne der Empörung. Sie nahmen mehrere feſte Orte in Maſanderan und kämpften mit Löwenmuth, ſodaß ſie nur durch die ungeheuere Uebermacht und erſt nach langen Kämpfen erdrückt werden konnten. Einzelne, obgleich ſchlecht befeſtigte Orte, wie Sendſchan, hielten ſie viele Monate gegen die Kanonen der königlichen Truppen; allein ſie wurden endlich völlig beſiegt, und damit ſchien die Sekte erloſchen.

Als im Spätſommer 1852 der Schah in Begleitung von etwa 500 Mann Garde von ſeinem Luſtſchloß Niaveran aus einen Spazierritt unternahm, kamen drei Männer auf ihn zu, wovon der eine à bout portant eine Piſtole auf ihn abfeuerte. An das parthiſche Reiterkunſtſtück gewöhnt, glitt der Schah im Nu unter den Bauch ſeines Pferdes; die Garde, wie Ein Mann zurückweichend, überließ ihn ſeinem Schickſal, denn alle waren der Meinung, er ſei todt herabgeſunken und auf Anſtiften eines Prätendenten ermordet worden; wegen einer Leiche aber es mit den Lebenden zu verderben, hielt man für überflüſſig. Nur ein fremder Diener bemerkte, daß der Schah ſich regte; er trat beherzt hinzu und ergriff einen der Mörder. Es entſtand ein Kampf,

in welchem der Diener einen Dolchſtich in den Bauch erhielt; unterdeſſen traten aber andere hinzu, packten die Mörder — und der König war gerettet. Wie ſich ergab, hatten ihn nur einige kleine Schrotkörner in der Gegend der Geſäßmuskeln getroffen. In den Attentätern erkannte man fanatiſche Babis, welche den Tod ihres Propheten rächen wollten. Die Piſtolen und die Munition, deren ſie ſich bedient, waren aber ſo ſchlecht, daß ſie nur durch ein Wunder ihr Ziel hätten erreichen können. Der Schah zeigte ſich ſogleich dem Volk, um allen böswilligen Gerüchten zuvorzukommen. Einem Prinzen, der ihm Glück wünſchte, daß Gott ihn gerettet habe, erwiderte er: „Allerdings hat Gott mich gerettet, denn ihr habt mich ſämmtlich im Stich gelaſſen.“

Nun begannen die Verfolgungen. Man beſtärkte den Schah in dem Glauben an ein weitverzweigtes Complot der Babis; man hinterbrachte ihm, unter den Regimentern, Staatsbeamten, Leibdienern, Prieſtern, Lehrern, Garden, in jedem Hauſe befänden ſich Sektirer und er ſei keinen Augenblick mehr ſeines Lebens ſicher. Sogar die Frau des Großveziers, die aus Maſanderan gebürtig war, beſchuldigte man, zu der Sekte zu gehören; mit mehr Grund wurde der Oberſte der Läufer, Schatir baſchi, und ſeine Familie der Ketzerei angeklagt. Von allen Seiten in Angſt und Schrecken geſetzt, verfiel der Schah auf ein macchiavelliſtiſches Mittel zur Ausrottung der Verſchwörer. In Teheran lebte der Oberſte der königlichen Faraſche (færasch bäschi), Hadſchi Ali Chan, ein Mann ohne Herz und auf Commando zu jeder Grauſamkeit bereit; ihm gab er den Befehl, alle Babis auszuforſchen und ins Gefängniß zu werfen. Dann verordnete er, jedem Corps, jeder Branche des Civil- und Militärſtandes ſolle wenigſtens ein Babi zur Hinrichtung übergeben werden, damit, falls in einem oder dem andern Corps noch heimliche Anhänger der Sekte wären, ſie ſich

durch die Theilnahme an der Execution für immer bei ihren Glaubensgenoſſen compromittirten. Dieſer Plan wurde auch ausgeführt. Hadſchi Ali, ein erfinderiſcher Kopf, erſann die gräßlichſten, qualvollſten Todesarten. Das Wegblaſen vor der Kanonenmündung wurde als zu gelind nur einmal angewandt; man amputirte ſtückweiſe, räderte, brannte, trieb Hufeiſen in die Sohlen und zwang den Gemarterten damit zu tanzen, bohrte Löcher in den Leib und ſteckte brennende Kerzchen hinein u. ſ. w., und mit aller Strenge wurde darauf gehalten, daß jeder einzelne im ganzen Corps ſich bei Verübung der Martern betheiligte. Die Märtyrer bewieſen den Muth und die Standhaftigkeit des Fanatismus; keiner widerrief, keinem entſchlüpfte ein Schmerzensſchrei. Ich war Zeuge von der Hinrichtung der Kurret el ayn, die vom Kriegsminiſter und ſeinen Adjutanten vollzogen wurde; die ſchöne Frau erduldete den langſamen Tod mit übermenſchlicher Stärke.

Viele andere wurden unter der Anklage des Babismus von Hadſchi Ali ihres Vermögens beraubt, und auch in den Provinzen vollſtreckten die Gouverneure maſſenhafte Executionen. Dennoch dürfte die Gefahr für das Land wie für den König keineswegs beſeitigt ſein. Die Anhänger Bab-eddin's beſitzen das von ihm verfaßte Geſetzbuch*), ſie haben einen Propheten und viele Märtyrer, alſo den vollſtändigen Apparat zu einer feſtgegründeten Religion. Sie zogen ſich in die entfernten Provinzen zurück und verbergen nach dem ſchiitiſchen Grundſatz (takkieh) ihren wahren Glauben; andere flüchteten nach Kerbelah, wo ſie vielleicht auf eine neue Schilderhebung ſinnen.

*) Ein Exemplar dieſes Kanons befindet ſich in der königlichen Bibliothek zu Teheran; eine Abſchrift davon ſoll für die kaiſerliche Bibliothek in Petersburg genommen worden ſein.

Von den andern Religionsgenoſſen: den Armeniern, Juden und Gebern, war ſchon im Anfangskapitel die Rede. Es wäre nur noch zu erwähnen, daß am Urumieſee die Lazariſten und die Methodiſten ſich das Seelenheil einiger armer fleißiger Chaldäer-Neſtorianer ſtreitig machen, und daß es ihnen bereits gelungen iſt, unter dieſer kleinen Heerde viel Zwietracht und Bruderkampf zu ſtiften — ad majorem Dei gloriam!

XI.

Bäder und Begräbnißſtätten.

Oeffentliche Bäder. Der Dalak (Badediener). Das Färben der Haare. Badeproceduren. Die Frauenbäder. Vorzüge und Nachtheile des perſiſchen Bades. Tod und Beerdigung. Friedhöfe. Transport der Leichen nach den heiligen Orten.

A. Bäder.

Im engen Zuſammenhang mit dem religiöſen Leben der Perſer ſtehen die Bäder (hammām, gærm-ābe, warmes Waſſer); denn ſowol durch die geſchlechtliche Vermiſchung, die Menſtruation, das Gebären, überhaupt durch jede Krankheit, als auch durch das Berühren für unrein geltender Gegenſtände, wie Blut, Eiter, Cadavertheile, Hunde u. ſ. w., wird der Körper geſetzlich unrein (nedschis), und in allen dieſen Fällen muß er der Reinigung durch das Bad unterzogen werden. Aber auch abgeſehen von den rituellen Beſtimmungen ſind Bäder dem Orientalen ein unentbehrliches Bedürfniß; ohne ſie kann er ſich keinen Comfort für möglich denken, und er verwendet daher auf den Bau und die Erhaltung derſelben große Sorgfalt. Es gibt öffentliche und private Badeanſtalten. Erſtere verdanken ihr Daſein und ihre Unterhaltung frommen Stiftungen; letztere dienen zwar

mehr zum eigenen Gebrauch des Beſitzers, ſtehen aber zu gewiſſen Stunden für Entgelt auch dem Publikum offen.

Die Heizung geſchieht mit getrocknetem Pferdemiſt; ein mit Rohr geſchichteter Düngerhaufen läßt immer auf die Nähe eines Bades ſchließen. Den Eingang des Gebäudes ſchmücken Abbildungen, gewöhnlich die Heldenkämpfe Ruſtan's mit den Diws darſtellend, wobei die beliebteſte Figur ein vom Sieger mittendurch geſpaltener Reiter zu ſein ſcheint, deſſen eine Hälfte bereits vom Pferde ſinkt, während die andere ſich noch aufrecht hält. Die Bäder ſelbſt befinden ſich in gewölbten Souterrains, welche das Licht von oben durch zahlreiche gläſerne Halbkugeln empfangen. Das erſte Zimmer heißt das Kühlzimmer (ser-e-hamam). Um einen in deſſen Mitte ſprudelnden Springbrunnen zieht ſich rings an den Wänden eine mit Teppichen bedeckte Baluſtrade hin. Hier entkleidet man ſich und ſchürzt ein Tuch (lung) um die Lenden. Dann tritt man in das zweite Zimmer. Es enthält ein großes, mit Waſſer gefülltes Baſſin, unter deſſen aus einer mächtigen Bronzeplatte (tun) beſtehendem Boden ein gelindes Feuer brennt. Für die geſetzliche Reinigung (wuzu) genügt mehrmaliges Untertauchen in dieſem Baſſin. Das zu einer beſtimmten Quantität darin befindliche Waſſer wird nicht erneuert, ob auch hundert Perſonen nacheinander baden, denn es kann der mohammedaniſchen Satzung gemäß, trotz der Ueberfüllung mit animaliſchen Subſtanzen, nie unrein werden.

Gilt es jedoch, der Geſundheit oder Annehmlichkeit wegen ein Bad zu nehmen, ſo begibt man ſich in das dritte Zimmer. Der Fußboden deſſelben beſteht aus Ziegel- oder Marmorſteinen, welche mittels unterirdiſcher Röhren durch Waſſerdampf erhitzt werden. Man wird ſogleich von dem Dalak (Bader und Kneter) in Empfang genommen und verbleibt ihm wenigſtens zwei volle Stunden zur unbeſchränkten

Dispoſition. Der Dalak gießt Waſſer auf die heißen Ziegel, um etwas Dampf zu erzeugen; doch iſt die Dampfmaſſe keineswegs ſo groß wie in dem gewöhnlichen ruſſiſchen Bad. Hierauf breitet er ein Tuch (lung) auf dem Boden aus, rollt ein anderes als Kopfkiſſen zuſammen und heißt den Badenden ſich niederlegen. Nun beginnt die Haarfärbung. Jeder Perſer färbt ſowol Haupt- und Barthaar wie die Augenbrauen bis ins höchſte Alter, theils zur Verſchönerung, theils weil er der Meinung iſt, das Haar dadurch zu ſtärken und zu conſerviren. Jedenfalls können die dort gebräuchlichen Färbemittel dem Haarwuchs nicht ſchädlich ſein, denn Kahlköpfigkeit findet man äußerſt ſelten, nur infolge des überſtandenen Erbgrindes; hingegen iſt der ſtarke und volle Bartwuchs der Perſer als eine nationale Eigenthümlichkeit berühmt. Das ſchwarzgefärbte Haar gibt den Männern ein jugendliches Ausſehen, welches einen Fremden in Betreff des Alters leicht irreführt. Auch die dort lebenden Europäer färben ſich das Haar, um der Sitte und den Schönheitsanſprüchen des Landes zu genügen.

Zum Zweck der Färbung werden die Haare mittels dreimaliger Waſchung mit Seife vom Fett gereinigt und dann mit der Paſte von Henna eingerieben. Henna iſt ein mit lauem Waſſer angerührtes Pulver der Lawsonia inermis, welche von vorzüglicher Güte in der Nähe der Stadt Yezd gedeiht, in Iſpahan ſortirt und gemahlen wird und von da aus in den Handel kommt. Die Paſte muß wenigſtens eine Stunde liegen bleiben; Frauen, die nicht von Geſchäften gedrängt ſind, laſſen ſie oft 4—6 Stunden einwirken. Danach wird ſie mit lauem Waſſer abgeſpült. Dunkele Haare nehmen davon eine cochenillenartige Nuance an, während helle ſich brennend hochroth färben. Diejenigen, welche dieſe Hennafarben lieben, ſtehen von jeder fernern Operation ab. Die meiſten jedoch wollen ein glänzendes

Rabenſchwarz erzielen und bedienen ſich dazu der Paſte von Reng, des Pulvers einer Indigofera, welche in Arabiſtan in der Nähe von Schuſchter und Disful cultivirt wird. Das gemahlene Pulver iſt ſehr hygroſkopiſch, bäckt leicht zuſammen und verliert dann mit der erbsgrünen Farbe auch ſeine Kraft. Gutes Reng muß, mit lauem Waſſer angemacht, in kurzer Zeit tiefblau werden und an der Oberfläche pfauenſchwanzfarbig anlaufen. Die Reng-Paſta bleibt ebenfalls eine Stunde lang auf den Haaren liegen; mehrere Stunden nach der Abſpülung entſteht Oxydation, welche die tiefſte und ſo feſthaftende Schwärze erzeugt, daß ſie durch keine Säuren und Alkalien wieder entfernt werden kann. Nur wegen des Nachwuchſes bedarf es von Zeit zu Zeit einer Wiederholung der Procedur. Um den eigenthümlichen Glanz, welchen die Henna hervorbringt, zu erhalten, wird von manchen nach der Anwendung des Reng das Haar wieder noch eine Viertelſtunde mit Henna behandelt.

Frauen und hier und da auch Männer laſſen ſich außer den Haaren die Handteller und Fußſohlen, beſonders aber die Nägel im Bade mit Henna färben, wodurch dieſen Theilen ein orangegelbes Ausſehen gegeben wird, das im Orient ſehr beliebt iſt. Die Farbe dringt dabei nur in die dicken Epidermis- und Hornſchichten dauernd ein, von den dünnen, z. B. an den Grenzen der Stirn, läßt ſie ſich mittels eines eingeſeiften Wollbeutels leicht wieder abwaſchen.

Eine tiefblaue Färbung der Augenbrauen wird dadurch erzeugt, daß man dieſelben tagelang mit einer Maſſe aus grobgemahlenen Indigoblättern (wasmeh) belegt.

Mittels Henna werden auch die Schweife der königlichen Pferde gefärbt und Schimmel zu Goldfüchſen umgewandelt, oder durch auf den Leib gelegte Schablonen mit Figuren von Quaſten und Troddeln bemalt.

Endlich wendet man die Henna bei erfrorenen Gliedern,

Contuſionen, Abſchürfungen und leichten Gelenkentzündungen als vermeintliches Hautſtärkungsmittel an.

Während der Zeit, welche die Färbung erfordert, beſchäftigt ſich der Dalak mit den übrigen Manipulationen. Er entfernt mit einem Meſſer die überflüſſigen Haare an den Extremitäten und am Kopf. Prieſter, überhaupt Leute, welche noch den Turban tragen, laſſen ſich das Haupt eigentlich ganz kahl raſiren. Nach der neuern Mode bleiben jedoch die Partien um die Schläfe und am Wirbel unberührt; erſtere werden in zwei Locken vor und hinter dem Ohr, letztere zu einem Schopf oder einer Art chineſiſchem Zöpfchen vereinigt. Die Frauen behalten ihr volles Haupthaar. Auch von den Genitalien und aus den Achſelhöhlen müſſen nach dem Ritualgeſetz die Haare entfernt werden, damit kein Schmuz oder excrementeller Stoff an dieſen Theilen hafte. Dies geſchieht mittels einer Paſte von Auripigment und Kalk (nureh). Hierauf reibt der Dalak mit einem polirten Lavaſtein (senge pā, Fußſtein) die Fußſohlen, um ſie von überflüſſigen Epidermislagern zu befreien. Der ganze Leib aber wird mit den Händen tüchtig durchgeknetet, alsdann mit einem rauhen Wollbeutel abgerieben, endlich ganz mit Seifenſchaum bedeckt, welcher der Haut eine weiche, ſammtartige Oberfläche verleiht. Zuletzt werden die einzelnen Gelenke, beſonders die Wirbelſäule, nochmals durchwalkt und ausgeſtreckt. In dem Orientalen erzeugt die Procedur, welche ihn in einen Zuſtand von Ermattung (langueur) verſetzt, angenehm wollüſtige Empfindungen. Nachdem der Körper wiederholt mit lauem Waſſer abgeſpült worden, taucht der Gebadete zum Ueberfluß noch einmal ins Baſſin des zweiten Zimmers. Im erſten Zimmer wieder angelangt, wird er mit Tüchern bedeckt und von den Dienern einer abermaligen ſanften Knetung (muschte māl) unterzogen, um den Körper zu trocknen und die Hautthätigkeit zu beleben, wonach er

die Kleider anlegt und die Anſtalt verläßt. Beim Heraustreten ſpürt man in den erſten Momenten eine ziemliche Mattigkeit, die jedoch bald dem Gefühl allgemeinen Wohlbehagens Platz macht. Iſt man recht angegriffen von einem ſtarken Ritt, ſo genügt ein ſolches Bad, um dem Körper ſeine frühere Spannkraft zurückzugeben.

Von vielen Frauen werden die Bäder als Verſammlungsorte zur Unterhaltung und zum Austauſch von Stadtneuigkeiten benutzt; ſie bringen oft halbe Tage darin zu, Scherbets ſchlürfend oder mit Muſik und Geſang die Zeit vertändelnd. Die Sitte, ſich in den Bädern zu tätowiren (chāl), d. h. an Kinn, Hals, Bruſt und um den Nabel Figuren und Blumenſtöcke einzuätzen, iſt bei den Frauen heutiger Zeit immer mehr im Abnehmen.

In gemeinſchaftlichen Bädern bleiben die Morgenſtunden ausſchließlich für Frauen reſervirt. Die Eröffnungszeit wird in jedem Stadtviertel durch ein Trompetenſignal verkündet. Da die öffentlichen Badeanſtalten, wie erwähnt, durch Fundationen erhalten werden, iſt der Preis eines Bades ſehr gering. Wegen des religiöſen Charakters, den der Perſer den Bädern beilegt, verbietet er Nichtmohammedanern deren Benutzung, ſelbſt der Eintritt wird von Fanatikern ungern geſehen. In der Türkei dagegen ſteht ihr Gebrauch jedermann, auch den Chriſten, frei.

Ein perſiſches Bad reinigt allerdings den Körper am gründlichſten; es leiſtet auch bei Ermüdung durch Strapazen ſowie in manchen rheumatiſchen Leiden gute Dienſte; unleugbar aber erſchlafft und verweichlicht es bei häufigem Gebrauch, und es kann deshalb ſeine Einführung in Europa zu andern als mediciniſchen Zwecken nicht empfohlen werden. Nachahmungswerth iſt nur die Billigkeit der öffentlichen Bäder und ihre gleichmäßige Vertheilung in den verſchiedenen Stadtbezirken, ferner das Abreiben des Körpers mit einem

rauhen, härenen Beutel; denn es wird dadurch eine ſo durchgreifende Reinigung der Haut bewirkt, wie ſie durch gewöhnliche Wannenbäder nie zu erreichen iſt.

Dem Orientalen gilt jedoch ſein Bad als unerlaßliches Erforderniß zu einem behaglichen Daſein. Spricht er von den Annehmlichkeiten eines Aufenthaltsorts, ſo hebt er zuerſt hervor, daß dort gute Bäder zu haben ſeien. Ebenſo beurtheilt er die Größe und Mächtigkeit einer Stadt nach der Zahl von ſchönen, mit Marmorplatten ausgelegten Bädern, welche ſie beſitzt.

Unter den Badedienern findet man viele Neger; ſie widerſtehen dem ſchädlichen Einfluß der lauwarmen Dämpfe beſſer als die Weißen, von denen die meiſten an Gelenkkrankheiten und an gefährlichen Dyſenterien erkranken. Von dem Misbrauch der Bäder zur Befriedigung der niedrigſten thieriſchen Leidenſchaft, der bekanntlich in der Türkei ſehr verbreitet iſt, halten ſich die Perſer frei.

B. Begräbnißſtätten.

Der Perſer erwartet den Tod mit bewundernswerther Faſſung und Ruhe. Nie ſah ich dort jene qualvolle Todesangſt, wie ſie dem Arzt in Europa ſo häufig am Krankenbett entgegentritt. Seine Ruhe gründet ſich jedoch nicht auf das Bewußtſein eines gottgefälligen Lebenswandels und die Zuverſicht in eine beſſere Welt verſetzt zu werden, denn ich beobachtete ſie nicht minder bei Verbrechern, denen ihr Todesurtheil verkündet war, ſondern ſie wurzelt in dem Glauben an ein unabänderliches Fatum, das erfüllt werden muß, ohne deſſen Zuſtimmung, wie Saadi ſich ausdrückt, ſelbſt der Fiſch auf dem Trockenen nicht ſterben kann. Auch die Sorge um das Los der Zurückbleibenden ſtört nicht die Ruhe des ſterbenden Perſers, ſo ſehr er auch im Leben an der Familie hängt; iſt er doch ſicher, daß nach ſeinem Tode ein

anderer Familienchef den leergewordenen Platz ausfüllen wird, daß ſeine Kinder von den Verwandten aufgenommen und verſorgt, daß ſeine Frauen durch Wiederverheirathung ihren Lebensbedarf decken werden. Er macht zwar in Gegenwart eines Mula ſein Teſtament (wassiet), doch betrifft daſſelbe mehr Legate zur Anlage von Brücken, Karavanſerais, Moſcheen, Madraſſes u. ſ. w., als die Vertheilung ſeiner Güter unter die Erben, da das Erbrecht durch feſte geſetzliche Beſtimmungen geregelt iſt. Wenige unterlaſſen es, eine Summe für den Transport ihrer Leiche an eine der heiligen Grabſtätten feſtzuſetzen. In den letzten Augenblicken umgeben die Koranleſer (ḳāri) das Lager des Sterbenden, mit lauter Stimme die wohltönenden Verſe des heiligen Buchs vorleſend.

Sowie der letzte Lebenshauch (ræmæḳ) entflohen, beginnt das officielle Geheul der Frauen, welche Wüthenden gleich umherfahren, ſich die Haare ausraufen und die Fäuſte ins Geſicht ſchlagen oder dermaßen mit dem Kopf gegen die Wand rennen, daß nicht ſelten die Bildung des Staars daraus erfolgt. Bei den armen Klaſſen wird ſofort zur Beerdigung (dæf'n) geſchritten, zumal wenn der Todesfall am Donnerstag nachmittags eintrat, denn man hält es für unheilbringend, am Freitag eine Leiche im Hauſe zu haben; bei den Wohlhabenden wartet man wenigſtens einige Stunden, um den nöthigen Pomp herzurichten und die Freunde des Verſtorbenen zum Leichenzug einzuladen. Nur die Beerdigung eines Ermordeten ſuchen die Angehörigen ſo lange zu verhindern, bis der Mörder ausgemittelt und der Blutrache übergeben worden.

Die Leiche wird auf einer Bahre, gewöhnlich mit einem Shawltuch bedeckt, unter Begleitung der Freunde und dem ununterbrochenen eintönigen Klagegeſang: „La ihla il Allah!“ auf den nächſten Imamzadeh (Friedhof) getragen. Hier

nehmen ſie die Murdeſchuren (Todtenwäſcher) in Empfang, denen es obliegt, den Körper, ähnlich wie bei den Juden, zu waſchen und, falls ſie eine Wunde an demſelben entdecken, dem Kalamter (Polizeimeiſter) davon Anzeige zu machen. Dieſer ſoll die Beerdigung nicht eher, als bis die Todesurſache conſtatirt worden, geſtatten. Einigemal wurde die Beerdigung von Todten, welche an einer von mir ausgeführten Operation geſtorben waren, beanſtandet, und ich mußte erſt die Todesurſache beſcheinigen. Nach beendeter Waſchung legt man dem Leichnam etwas Kampher (käfur) in den Mund, hüllt ihn in ein weißes, mit heiligen Sprüchen bedrucktes Bahrtuch und ſenkt ihn, mit dem Geſicht gegen Kerbelah gewendet, ins Grab.

Einige Tage nach der Beerdigung eines Staatsbeamten ſchickt der Schah einen Würdenträger zur Condolenz (aazādāri) an die Familie mit dem Geheiß, die Trauer aufzulaſſen (aaza werdäschten). Die Söhne werden dem König vorgeſtellt und erhalten als Zeichen ſeiner Gnade ein Ehrenkleid (chalāt). In der Regel wird auch das Amt und die Würde des Vaters auf ſie übertragen, ſodaß nicht ſelten einem ſechsjährigen Kinde die Generalswürde verliehen wird. Dies hindert jedoch den Schah nicht, unter dem Vorwand, daß die Rechnungen des Verſtorbenen defect ſeien, einen großen Theil des Nachlaſſes für ſich in Anſpruch zu nehmen und wirklich einzuziehen.

Die Begräbnißſtätten (ḳaberistān), neben den Imamzadehs inmitten der Stadt ſich befindend, haben keine Einfriedigung und ſind von Verkehrswegen, häufig auch von offenen, nicht ausgemauerten Waſſerleitungen durchkreuzt. In der Regenzeit verſinkt oft der Fuß des Pferdes in ein gähnendes Grab. Die geringe Tiefe der Gräber macht ſie Schakalen und Hyänen leicht zugänglich. Man pflegt deshalb in den Dörfern ſchwere Steine auf das Grab zu wälzen,

um den Leichnam vor Ausgrabung durch Hyänen zu ſchützen. Die Grabſteine ſind meiſt unanſehnlich, gewöhnlich bezeichnet nur ein ſenkrechter Schieferſtein das Vorhandenſein eines Grabes. Nur über den Grabſtätten einiger weniger vornehmer Perſonen erheben ſich maſſiv aus gemeißelten Steinen errichtete, mit Inſchriften verſehene Denkmäler (dæchmeh).*) Dergleichen Dächmehs ſtehen z. B. auf den Gräbern von Saadi und Hafis in der Nähe von Schiraz und auf dem Grabe Avicena's in Hamadan, welches die Inſchrift trägt: „Hekimel hukemā afsel el fazela scheich ib'n Ali Sina." (Dem Doctor der Doctoren, dem Vorzüglichſten der Vorzüglichen, dem Avicena.)

Bei der beſchriebenen Lage und mangelhaften Einrichtung der Friedhöfe darf es nicht wundernehmen, daß die benachbarten Stadtviertel beſtändig von Dysenterien heimgeſucht ſind und durch Cholera- oder Typhus-Epidemien beſonders hart mitgenommen werden. Es gibt zwar auch Friedhöfe außerhalb der Stadt — ſehr ausgedehnt und berühmt iſt der von Iſpahan, auf welchem, wie es heißt, hundertvierundzwanzig Propheten begraben liegen —, am meiſten benutzt aber werden die in der Stadt gelegenen, weil es für die Hinterlaſſenen bequemer iſt, dort die vorgeſchriebenen Gebete am Grabe zu verrichten.

Die Ueberreſte wohlhabender und angeſehener Perſonen werden entweder ſogleich oder nach erfolgter Wiederausgrabung zum Imamzadeh eines der geheiligten Orte Kerbelah, Meſchhed, Kum oder Schah abdul aazim abgeführt. Auf dieſen geweihten Imamzadehs kommt eine Grabſtätte ſehr hoch zu ſtehen. Der Preis wechſelt je nach dem Grad der Heiligkeit des Orts und der größern oder geringern Ent-

*) Ganz ähnliche Grabmonumente ſieht man auf dem alten Friedhof in Prag.

fernung vom Heiligen Grabe (saneh) zwiſchen 5—2000 Dukaten. Da ferner auch der Stand des Verſtorbenen auf die Beſtimmung des Preiſes von Einfluß iſt, ſo laſſen manchmal die Angehörigen eines Würdenträgers, um einer zu hohen Forderung zu entgehen, die Leiche incognito nach Kerbelah bringen und dort beerdigen; es war dies z. B. mit den Ueberreſten Suliman Chan's, eines Onkels des Königs, der Fall.

Behufs des Transports werden die Leichen mit Filz umwickelt, an zwei ſeitliche Stangen befeſtigt und quer über den Rücken eines Maulthiers gelegt. Gewöhnlich überläßt man dem Mauleſeltreiber allein den Conduct, zuweilen aber wird eine Schar Diener und Knechte zur Begleitung mitgegeben.

Auf Reiſen begegnet man oft einer Todtenkaravane; ihre Annäherung macht ſich im Sommer ſchon aus weiter Ferne dem Geruch bemerkbar. So offenkundig indeß die Nachtheile ſolcher Leichentransporte für die Geſundheit der Lebenden ſind, ſcheint es doch unmöglich, das tief eingewurzelte Vorurtheil auszurotten. Als Dr. Cloquet und ich während einer herrſchenden Cholera-Epidemie es bei der Regierung durchgeſetzt hatten, daß nur nach beſonderer von uns und dem Kalamter einzuholenden Erlaubniß Leichen ausgegraben und transportirt werden ſollten, erhob ſich ein ſolcher Sturm des Unwillens in der Bevölkerung, daß wir bald inne wurden, etwas Unausführbares und unſere Perſon aufs äußerſte Gefährdendes angeſtrebt zu haben. Schon nach einigen Tagen blieb die königliche Verordnung unbeachtet.

Wer die chriſtlichen Gottesacker zu Tabris, Teheran, Ispahan und Schiraz beſucht, wird dort die Namen mancher verdienten europäiſchen Reiſenden leſen, welche in dem ungewohnten

Klima ein frühzeitiges Grab fanden. Fern von den Ihrigen gebettet, ſind doch ihre Namen nicht vergeſſen, denn dankbar haben die Annalen der Wiſſenſchaft verzeichnet, was der einzelne zur Erweiterung menſchlicher Erkenntniß beigetragen. Friede ihrer Aſche!

XII.

Der Nauruz (Das Neujahrsfeſt).

Zeitrechnung. Vorbereitungen zum Feſte. Inveſtitur der Gouverneure. Derwiſche. Salam für die Prieſter und Würdenträger. Aelteſte Gebräuche. Neujahrscour beim Großvezier. Gratulationscour der Geſandten. Oeffentliche Audienz. Das Volksfeſt. Der Frauenſalam. Beſuche. Pferderennen. Der letzte Feſttag.

Bei den Mohammedanern aller Sekten gilt bekanntlich das Mondjahr als Norm der Zeitrechnung, namentlich zur Beſtimmung der religiöſen Feſte und Feiertage. Da nun in das Mondjahr keine Schalttage eingefügt werden, ſo fallen die Feſte wechſelnd in verſchiedene Jahreszeiten und kehren erſt nach einem Turnus von über dreißig Jahren zu derſelben Periode zurück. Beſonders auffallend tritt dieſer Wechſel an dem Faſtenmonat (ramazan) hervor, denn er bewirkt, daß ſelbſt in den perſiſchen Breitegraden die tägliche Faſtenzeit zwiſchen neun und ſechzehn Stunden variirt.

In der vormuſelmaniſchen Epoche lag ſeit dem graueſten Alterthum das Sonnenjahr der Zeitrechnung zu Grunde, deſſen Einſetzung dem fabelhaften Kaianidenkönig Dſchem oder Dſchemſid zugeſchrieben wurde. Immerhin bleibt es bemerkenswerth, daß man demſelben König auch die Erfin-

dung oder Verbeſſerung des Pflugs zuſchrieb, da allerdings ein fortgeſetzter Landbau ohne regelmäßig wiederkehrende Jahresperioden nicht wohl möglich iſt. Der Islam ſchaffte natürlich alle heidniſchen Feſte ab, und man darf annehmen, daß der kluge Mohammed hauptſächlich deshalb ſtatt des bis dahin geltenden Sonnenjahrs das Mondjahr einführte, um in die Daten der alten, zum Theil noch zäh im Volk haftenden Feſttage Verwirrung zu bringen; die agrariſchen Verhältniſſe lagen ihm als Nomaden zu fern, als daß er auf dieſelben hätte Rückſicht nehmen ſollen. Nur die Feier des Neujahrsfeſtes (nauruz), die zu tief mit dem iraniſchen Stamm verwachſen war, wagten die ſpätern Geſetzgeber und Eroberer nicht anzutaſten. Man fand eine plauſible Form für deren Fortbeſtand, indem man ſie dem Andenken der Siege des vierten Chalifen, des in Perſien beſonders hochverehrten Ali, weihte. Der Nauruz iſt daher auch der einzige Feiertag, welchen die Schiiten mit den im Lande lebenden Gebern (Parſen) gemein haben.

Erſt unter der Regierung des Seldſchukidenfürſten Melik Schah Dſchelal-eddin ſtellte der gelehrte Aſtronom Chadſche Näſſir genaue Beobachtungen an, welche eine Wiederannäherung an das alte Sonnenjahr zur Folge hatten. Doch kennt auch das perſiſche Sonnenjahr keine Schalttage; es beginnt mit der Secunde, wo die Sonne in das Zeichen des Widders tritt; ſein Anfang fällt alſo in die verſchiedenen Tag- und Nachtſtunden der Frühlingsäquinoctien.

Das Neujahrsfeſt iſt epochemachend im öffentlichen und Familienleben des Perſers und kann in mancher Beziehung mit der in einigen Ländern Europas üblichen Weihnachtsfeier verglichen werden. Schon zwei bis drei Monate vorher beginnen die Vorbereitungen dazu. Fabelhafte Maſſen von Süßigkeiten (schirini) werden in den Städten Ispahan und Yezd fabricirt und von dort mit Karavanen durchs

ganze Land verſchickt. Der Verbrauch in dieſem Artikel überſteigt alle Vorſtellungen. Ohnehin ſind die Perſer jeden Alters und Geſchlechts große Freunde von Süßigkeiten; am Nauruz aber muß auch der ärmſte ſowol einen Vorrath davon im Hauſe haben, als auch ſeinen Freunden und Verwandten dergleichen zuſchicken. Nirgends fehlen, in beſſerer oder ſchlechterer Qualität, die Fladen aus Gez-Manna; nächſt dieſen ſind Candis, Zeltchen, überzuckerte Mandeln, verſchiedene candirte Samen und Früchte, mit Butter und Fettſchwanz verſetzte Paſten u. ſ. w. allgemein beliebt. Die ärmſten Klaſſen behelfen ſich mit Traubenſirup (schire) ſtatt des Zuckers zur Bereitung ihrer Schirini. Aber was es auch koſte, das Jahr muß ſüß beginnen.

Neben den Süßigkeiten werden Früchte, die man ſehr künſtlich aufzubewahren und bis zum Nauruz friſch zu erhalten verſteht — Melonen von Iſpahan und Kum, Trauben, Granatäpfel von Saweh, Birnen von Nätäns, Aepfel von Demawend —, in rieſigen Ladungen verſchickt. Einer alten Sitte gemäß läßt man auf Tellern Gerſte, Weizen, Linſen und Kreſſe keimen, ſodaß eine liebliche kleine Raſenfläche entſteht, welche demſelben Gebrauch zufolge am dreizehnten Tage, dem letzten des Feſtes, auf die Gaſſe geworfen wird.

Wer es irgend zu erſchwingen vermag, beſonders aber jede Frau, legt am Nauruz ein neues Gewand an. Die Fabrikation und der Verkauf von Stoffen gehen daher um dieſe Zeit am ſtärkſten, und manches Haupt einer zahlreichen Familie muß alle Mittel aufbieten, ſelbſt Schulden machen, um dem unumgänglichen Bedarf zu genügen. Vorzüglich ſind die ſeidenen Pluderhoſen, worauf ſich die Wünſche der Frauen concentriren, die Klage und Verzweiflung der Männer.

Der Schah empfängt aus allen Theilen des Landes Geſchenke (pischkisch) an Shawl-, Seiden-, Woll-,

Kamelot- und Baumwollſtoffen, während er ſeinerſeits das ganze Perſonal ſeines Harems ſammt der zahlloſen Dienerſchaft zu beſchenken, ſowie den Staatsbeamten und Gouverneuren Ehrenkleider (chalat) zu überſchicken hat. Bis vor etwa zehn Jahren erhielten ſogar noch der uralten Sitte des Dſchemſchid gemäß faſt alle Diener und die Offiziere der Armee jeder einen Shawl im Preiſe von 8—100 Dukaten, die hohen Würdenträger und Gouverneure aber fertige, bis 400 Dukaten koſtende Tunicas (dschubbe) aus Shawl, mit Perlenquaſten und Goldtreſſen beſetzt, vom König verehrt. Die hierzu erforderlichen Ausgaben waren ebenſo belaſtend für den Staatsſchatz als erträgnißlos für den Empfänger; denn ſchon beim Einkauf wurden die angewieſenen Summen faſt zur Hälfte unterſchlagen; alsdann ſchnitt ſich der Ueberbringer ein Stück von dem Shawl ab, um es zu verkaufen; endlich mußte der Beſchenkte für die Ehre der königlichen Spende wenigſtens den vollen Werth des Erhaltenen in Geld entrichten. Seit dem Jahre 1854 wurden deshalb die officiellen Gaben auf die Miniſter, die höchſten Würdenträger, die Gouverneure und die anweſenden europäiſchen Geſandtſchaften beſchränkt mit Ausnahme der engliſchen, welche von jeher das Geſchenk ablehnte.

Für die Gouverneure der Provinzen hat übrigens das königliche Ehrenkleid die Bedeutung einer wirklichen Inveſtitur; das Ausbleiben deſſelben gilt als Zeichen für die bevorſtehende Amtsentſetzung, denn am Nauruz muß der Gouverneur entweder in ſeiner Würde beſtätigt oder ihm ein Nachfolger deſignirt werden. Vor ſieben Jahren wurde eine Verordnung erlaſſen, wonach die ſämmtlichen Gouverneure ſich zum Nauruz in der Reſidenz einfinden ſollten; natürlich war es dabei auf die von ihnen mitzubringenden Geſchenke für den König und die Miniſter (haddieh) abgeſehen. Allein der Befehl kam nie zur Ausführung, ſondern es blieb wie

früher beim Chalat. Man ſieht daher um dieſe Zeit königliche Kämmerlinge als Ueberbringer der Ehrenkleider nach allen Richtungen des Landes abgehen. Der pomphaften Miſſion entſprechend, reiſen ſie mit großem Gefolge von Dienern, Handpferden (jedek) und Laſtthieren. Der Gouverneur, begleitet von ſeinen Secretären und Dienern, zieht dem königlichen Sendboten einige Meilen entgegen; vor einem reichlich mit Süßigkeiten und Früchten verſehenen Zelt ſteigt er vom Roß und empfängt mit derſelben Ehrerbietung, als ſtände er vor dem Schah ſelbſt, das Ehrenkleid, welches ihm von dem Kämmerling über die Schulter geworfen wird. Die ganze Ceremonie heißt davon Chalat puſchan. Nachdem man im Zelte Süßigkeiten, Thee, Kaffee und Nargileh genoſſen, kehrt der Inveſtirte unter ſteten Glückwünſchen in ſeine Behauſung zurück. Nun muß er für namhafte Geſchenke an den Schah ſowie für nicht minder reiche Gaben an den Premierminiſter und andere dem Thron naheſtehende Perſonen Sorge tragen, damit ſie im Geſpräch mit dem König ſeiner in Gutem gedenken, wenigſtens nichts Nachtheiliges von ihm ſagen. Oft iſt die Summe, für welche ihm das Chalat geſchickt wird, ſchon im voraus feſtgeſetzt. Selbſtverſtändlich liegt ihm die glänzende Verpflegung des Kämmerlings und ſeines zahlreichen Troſſes ob; er hat demſelben aber auch noch ein baares Geſchenk von 800—2000 Dukaten einzuhändigen, damit er bei ſeiner Zurückkunft an den Hof viel von der Tugend und Gerechtigkeitsliebe des Gouverneurs ſpreche, und von dem überglücklichen Zuſtand, in welchem ſich ſeine Provinz befinde. Der Schah verſäumt nie, ſich bei den Zurückkehrenden nach dem Ertrag ihrer Miſſion zu erkundigen; er ſchickt ſeine Lieblinge dahin, wo das meiſte für ſie zu gewinnen iſt, und Wehe dem Gouverneur, der bei ſolcher Gelegenheit ſich knickerig zeigen wollte! Da der Ueberbringer des Chalat in der Regel auch noch Pferde,

Teppiche, Eunuchen und andere Sklaven zum Geſchenk erhält, ſo vermag die Sendung in eine gute Provinz den zerrütteten Vermögensverhältniſſen eines Mannes gründlich wieder aufzuhelfen.

Sowie der König im großen, muß jeder in ſeinem kleinern Kreis den Dienern und Clienten Geſchenke zukommen laſſen, die jedoch zumeiſt nur in Kleidern von Tuch und Nanking beſtehen.

Einige Tage vor dem Feſte ſchreitet man zum Scheuern der Wohnungen und zum Ausklopfen der Teppiche (farschtekun), und zwar geſchieht letzteres nur dies eine mal im Jahr, obgleich von den Dienern häufig der zuſammengekehrte Staub unter die Teppiche verborgen wird. Um das Farſchtekun in der königlichen Wohnung vornehmen zu laſſen, begibt ſich der Schah nach einem ſeiner Luſtſchlöſſer und verweilt daſelbſt, bis das Geſchäft vorüber iſt.

Zwei bis drei Wochen vor dem Nauruz ſtrömen die Derwiſche aus den verſchiedenen Theilen des Landes in die Städte. Sie ſtellen ſich ihrem Chef, dem Derwiſch-Baſchi, vor und erhalten von ihm Anweiſung auf Unterkunft bei den wohlhabenden Einwohnern. Vor dem ihm zugewieſenen Hauſe angekommen, ſchlägt der Derwiſch ſeinen mit eiſerner Spitze verſehenen Stock in die Erde und ruft mit gellender Stimme ſein Loſungswort: „Ja hakk!“ (Göttliche Wahrhaftigkeit!) Hierauf lehnt er ein Halbzelt neben die Hausthür, gräbt rings umher den Boden auf, ſäet Gerſte und einige Frühlingsblumen, und richtet ſich völlig heimiſch ein. Der Wirth hat die Pflicht, für ſeinen Unterhalt zu ſorgen und nach dem Feſt ihm ein hübſches Sümmchen als Viaticum zu ſchenken. Unterläßt er es, ſo ſetzt ſich der Derwiſch mehrere Monate an ſeiner Hausthür feſt, während welcher Zeit derſelbe verpflegt werden muß und überdies die Aus- und Eingehenden mit ſeinem unaufhörlichen Ruf: „Ja hakk!“

und durch den gellenden Ton einer aus Steinbockshorn gefertigten Posaune beläſtigt. Einen Derwiſch barſch abzuweiſen, wagt niemand; man ſcheut das allgemeine Vorurtheil ſowie den Fluch und die Rache ſeiner ſämmtlichen Genoſſen.

An dem letzten dem Feſt vorhergehenden Tage begibt ſich alles in die Bäder, wo die Haare ſchwarz und die Nägel gelb gefärbt werden. Die Parſen beſtreichen ſogar den ganzen Körper, das Geſicht ausgenommen, mit Henna, um ſich einen gelben Teint zu verſchaffen.

Bei Hofe wird der Eintritt des Nauruz, fände er auch erſt um Mitternacht oder noch ſpäter ſtatt, durch einen Salam (öffentliche Audienz) gefeiert, zu welchem nur Prieſter, Seïde, hohe Staatsbeamte von der Kategorie der Mukareb el Chakan, d. i. die zum König freien Zutritt Habenden, und einige Stabsoffiziere geladen werden. Man verſammelt ſich in einem inmitten des königlichen Gartens (diwänchäne) gelegenen Kiosk, der einen geräumigen achteckigen Saal mit Baſſin und Springbrunnen bildet. Der untere Theil der Wände, aus weißem Marmor beſtehend, iſt mit Reliefſculpturen und zierlich in Gold und Blau ausgelegten Arabesken reich und geſchmackvoll decorirt; der obere Theil und der Plafond ſind ganz mit Spiegelglas belegt. Den Boden bedeckt ein koſtbarer perſiſcher Teppich von zartem Muſter und lebhaften Farben. In einer tiefen Fenſterniſche liegt, etwa um eine Spanne erhöht, ein mit Perlen geſtickter Seidenteppich und darauf ein rundes Polſterkiſſen von Brocat, mit Perlenquaſten verziert. Es iſt der für den Schah beſtimmte Sitz.

Nach und nach füllt ſich der Saal mit den Mukareb el Chakans; an ihrer Spitze der Premierminiſter, mit Chalat bekleidet und in der Rechten einen hohen mit Diamanten beſetzten Stab haltend, während draußen vor den Fenſtern die Offi-

ziere der Armee, in Reih und Glied poſtirt, des entſcheidenden Moments harren.

Etwa zwanzig Minuten vor dem Jahreswechſel erſcheint der Schah. Er trägt ein ſo ſchwer mit Perlen, Smaragden und Rubinen beſetztes Staatskleid, daß er nur mit Mühe unter deſſen Wucht ſich fortbewegen kann. Auf ſeinem Haupt ſitzt die ſchwarze Lammfellmütze, ebenfalls von Diamanten ſtrotzend und überragt von dem mächtigen Reiherbuſch (dschiggeh), der oben in einen breiten Bart von buntfarbigen, geſponnenen Glasfäden endet. Vor und hinter den Ohren wallt, der herrſchenden Mode gemäß, eine Haarlocke hervor. Um jeden Arm ſchlingt ſich eine goldene Spange; die eine enthält den großen Krondiamanten daria ennur (das Meer des Lichts), eine große, flache Tafel von reinſtem Waſſer, die andere den in Delhi erbeuteten größten Rubin der Erde, auf deſſen Baſis die Namen ſämmtlicher Mogolenherrſcher eingravirt ſind. Der Gürtel von Goldtreſſen, vorn durch eine reich mit koſtbaren Steinen beſetzte Platte geſchloſſen, Epauletten aus Demantſchnüren und ein Hindusäbel mit ebenfalls reich incruſtirtem Griff ergänzen den pompöſen Anzug.

Beim Eintritt in den Saal iſt der König von einem Eunuchen und einigen Kämmerlingen begleitet. Er ſchreitet auf ſeinen Platz in der Fenſterniſche zu, ſetzt ſich mit unterſchlagenen Beinen auf den ſeidenen Teppich und lehnt ſich gemächlich an das Polſterkiſſen. Unmittelbar nach ihm treten einige Mutſchtehiden-Seïden (Prieſter höhern Rangs) ein und nehmen, einer alten Prärogative zufolge, ohne deſſen Erlaubniß abzuwarten, neben dem König Platz. Dieſer richtet einige Worte an ſie, gewöhnlich das Wachsthum der Macht und der Heilighaltung des Islam betreffend, worauf ſie ſtets etwa Folgendes erwidern: „Unter dem Schatten Euerer Majeſtät, dem Aſyl des Glaubens, blüht die Religion

immer tiefere Wurzel und verringert ſich täglich die Zahl der Ungläubigen" (kafir). Hierauf hält der Schah die officielle Anſprache an den Premierminiſter, worin er ihn nach den neueſten Berichten aus den Provinzen fragt. Der Miniſter antwortet in langer, wohlgeſetzter Rede: „Der Regen und die Barmherzigkeit Allahs ſtiegen auf die Gefilde und Fluren herab, alles gedeiht unter der geſegneten Hand, überall herrſcht Fülle und Ueberfluß" — obwol notoriſch in einigen fernen Provinzen die Bewohner vom Mangel aufgerieben werden —; er berichtet ferner über den Fortſchritt der Gewerbe, der Künſte und der Civiliſation überhaupt — welches europäiſche Wort er ſtets im Munde führt, ohne den Umfang ſeiner Bedeutung zu ahnen —, über die Siege der ruhmreichen Armee, über die Bauten von Brücken, Karavanſerais und Straßen — welche meiſt nicht exiſtiren —, und ſchließt damit, daß unter einem ſolchen Hort der Segen von Tag zu Tag nothwendig ſich mehren müſſe.

Indeſſen naht der entſcheidende Moment, nur wenige Minuten fehlen noch. Der nizam el ulema (der Chef der Gottesgelahrten) ſchreibt mit Goldlöſung auf eine weiße Porzellanſchale die neue Jahreszahl und darunter einen Segenswunſch. Jetzt geben die Sternkundigen das Zeichen, eine Kanone wird abgefeuert und der Hofaſtronom kündigt dem König feierlich an, das neue Jahr habe begonnen. Sofort rufen die anweſenden Prieſter und Würdenträger ihr „Mæbārek bād!" (Es ſei geſegnet!) Vom Finanzminiſter werden dem Schah mehrere Säcke voll neugeprägter kleiner Gold- und Silbermünzen gereicht. Der Schah ſchüttet den Inhalt auf ein großes Silberplateau, miſcht ihn durcheinander und vertheilt an jeden der Eingeladenen einige Stücke davon; denn es gilt als gutes Omen (maymenet), in der Stunde des Jahrswechſels neue Münzen zu empfangen. Der Reihe nach treten die Prieſter, die Miniſter und dann

die übrigen im Saal befindlichen Perſonen einzeln vor, und jeder fängt in den zuſammengehaltenen Hohlhänden die Spende auf, welche er zum Zeichen des Dankes an Herz und Stirn drückt. Zuweilen richtet der Schah einige verbindliche Worte an den Empfänger. In derſelben Reihe verlaſſen die Beſchenkten den Saal. Der Schah jedoch bleibt, von den Hofcharzen umgeben, auf ſeinem Platz und vertheilt nun in gleicher Weiſe auch an die Draußenſtehenden durch das offene Fenſter die königliche Gabe. Die Ceremonie (ayde-tahwil, das Feſt der Austheilung) dauert an zwei Stunden. Nach Beendigung derſelben zieht ſich der König ermüdet in die innern Gemächer zurück.

Die Gebräuche beim Eintritt des Nauruz, wie ſie in den älteſten Zeiten ſtattfanden, beſchreibt der gelehrte Richardſon folgender Art: „Kurz vor dem Eintritt des Jahreswechſels wurde ein wohlgeſtalteter Jüngling, allegoriſch das neue Jahr darſtellend, an die Thür des königlichen Schlafgemachs poſtirt. Im Augenblick, wo die Sonne über dem Horizont erſchien, trat er unangemeldet ein. Der König fragte ihn: «Wer biſt du? Woher kommſt du? Wohin gehſt du? Wie heißt du? Was bringſt du?» Worauf der Jüngling erwiderte: „Ich bin beglückt und geſegnet; ich bin von Gott zu dir geſchickt; ich bringe das neue Jahr.» Ein anderer brachte eine Schüſſel voll Weizen, Bohnen, Linſen, Seſam und Reis, ferner einen Klumpen Zucker und zwei neugeprägte Münzen. Dann überreichten die Miniſter und Würdenträger des Reichs einen Laib Brot. Der Schah koſtete davon und vertheilte das übrige unter die Anweſenden, wobei er die Worte ſprach: «Das iſt der neue Tag des neuen Jahres der neuen Zeit, wo alles Beſtehende ſich erneuert.» Zuletzt beſchenkte er die Großen mit neuen Gewändern und andern Gaben.“ Man erſieht aus dieſer Schilderung, daß die Gebräuche, wenn auch nicht ganz, doch

im weſentlichen bis auf den heutigen Tag dieſelben geblieben ſind.

Das Feſt, welches mit dem Nauruz beginnt, dauert dreizehn Tage. Während dieſer Zeit ruhen faſt alle Geſchäfte; man widmet ſich ausſchließlich der Erholung, den Freuden des Familienlebens ſowie gegenſeitigen Beſuchen und Gratulationen. Fällt jedoch das Nauruzfeſt in den Faſtenmonat Ramazan, ſo wird nur die Nacht zu Beluſtigungen benutzt, den Tag über hingegen gefaſtet; denn welche Conceſſionen auch in Betreff der Feier gemacht worden ſind, die Faſten, auf welche ſich das Fundamentaldogma des Islam gründet, blieben davon unberührt.

Nur der erſte Tag trägt eigentlich ein religiöſes Gepräge. Der zweite iſt ein großes, allgemeines Volksfeſt. Schon am frühen Morgen wimmelt es auf allen Straßen und öffentlichen Plätzen. Jedermann trägt ein neues Kleid, und da die hellen Farben am beliebteſten ſind, ſieht man grün-, gelb-, blau-, rothgekleidete Scharen bunt durcheinanderwogen; die Frauen freilich müſſen ihre neuen Gewänder unter dem dunkelfarbigen Domino verbergen. Bekannte, welche ſich begegnen, drücken einer die gefalteten Hände des andern und umarmen ſich unter dem Ruf: „Ayd mebarek!“ (Geſegnetes Feſt!) Ein Untergebener ſpricht und empfängt den Glückwunſch, indem er mit beiden Händen die eine Hand ſeines Herrn oder Gönners umfaßt.

In den Prunkſälen ſitzen der Großvezier und der Kriegsminiſter, mit dem Chalat bekleidet, und um ſie herum die Prinzen und Würdenträger in ihren Staatskleidern. Beim Einnehmen der Sitze wird ſehr ſtreng auf Rang und Anciennetät gehalten; man preßt ſich in die unbequemſte Lage, blos um ſein Recht zu behaupten. Jeder Eintretende begrüßt den Vezier mit dem Wunſch „Ayd mebarek“, welchen dieſer mit derſelben Formel erwidert. Zuerſt werden Süßig-

keiten und Scherbets herumgereicht; dann ertönt der Ruf: „Khaliān biār!“ (Bringt das Nargileh!) und ſofort ſtürzen an funfzig Diener in den Saal, jeder eine reich mit Silber, Gold, Edelſteinen und Email verzierte Pfeife in der Hand tragend. Sie ſuchen einander in der Bedienung ihres Herrn zuvorzukommen, um hierdurch deſſen Vorrang anzudeuten. Bald hört man nichts als ein allgemeines Brodeln, wie wenn einige hundert pneumatiſche Wannen in einem chemiſchen Laboratorium in Thätigkeit wären; der Saal füllt ſich mit dichtem Qualm, der jedoch durch die geöffneten Fenſter in Strömen wieder entweicht. Auch alle übrigen Stände bringen dem Großvezier ihren Glückwunſch dar, doch ziehen ſie nur von außen an dem Fenſter, an welchem er ſeinen Sitz hat, vorüber. Den Schluß bilden die Poeten (schaèrā), welche das Lob des Veziers in Ghaſelen beſingen. Er wird von ihnen mit dem ſalomoniſchen mythiſchen Miniſter Waſſaf und andern großen Divangelehrten verglichen, ſein Stamm wird verherrlicht, die Weisheit, womit er Segen über das Land verbreitet, geprieſen, u. ſ. w. Jeder Poet recitirt laut das Product ſeiner Muſe, und es gehört ein nicht geringer Grad von Geduld dazu, um alle die ſinnloſen Hyperbeln, welche nur der ſchönen Reime und des zu erwartenden Geſchenks halber erfunden ſind, mit anzuhören. Dennoch unterbricht häufiges barik-allah, āferin (Bravo) die Declamation. Nach Anhörung eines beſonders ſchlechten Gedichts wandte ſich der Miniſter lächelnd mit der Frage an mich, ob ich die perſiſche Poeſie bereits gut verſtünde. Ich konnte mich der ironiſchen Antwort nicht enthalten: „Wie ſollte ich das, da Ihr ſelbſt dieſe Poeſie nicht verſteht!“

Unterdeſſen hat der Schah gebadet, das Frühſtück eingenommen, feſtliche Toilette gemacht und von den Kronjuwelen die koſtbarſten ausgewählt, um ſich damit zu

ſchmücken. Nun gibt er den verſchiedenen europäiſchen Geſandtſchaften in dem mittlern Spiegelſaal, der Pfauenſaal genannt, weil ſich darin der Pfauenthron aus Delhi befindet, eine feierliche Audienz zur Empfangnahme ihrer Glückwünſche. Die Geſandten erſcheinen in großem Galaanzug und begleitet von ihren ſämmtlichen Hausofficianten. Nach geſchehener ceremonieller Anmeldung betreten ſie, durch den Hofceremonienmeiſter (isik agassi baschi) eingeführt, den Saal. In früherer Zeit mußten ſie ſich vor der Thür ihrer Fußbekleidung entledigen und der Audienz ſtehend beiwohnen. Aber 1829 im Frieden von Turkoman-tſchai wurde von Rußland die Aufhebung dieſes demüthigenden Zwangs ausdrücklich zur Bedingung gemacht; um nun den Ruſſen keinen beſondern Vorzug einzuräumen, entſchloß man ſich, auch den andern Geſandtſchaften gegenüber von dem bisherigen Brauch Abſtand zu nehmen. Noch heute jedoch empfindet der Schah die abgedrungene Conceſſion ſehr ſchmerzlich; denn erſtens werden durch das Betreten mit Schuhen aus unreinem Leder, an denen außerdem vielleicht auch Gaſſenſtaub haftet, die Teppiche geſetzlich verunreinigt und müßten eigentlich unmittelbar danach gewaſchen werden; zweitens verletzt das Niederſitzen in Gegenwart des Schah, das nicht einmal einem Prinzen, nicht dem eigenen Kind, ſondern nur den Seïden-Prieſtern erlaubt iſt, ſeine Autorität. Er ſucht daher in gewöhnlichen Audienzen dem Dilemma zu entgehen, indem er, hinter einem Vorhang hervortretend, die Geſandten ſelbſt ſtehend anredet, oder die Bedeutung der unangenehmen Licenz dadurch abzuſchwächen, daß er ſeinem Großvezier ebenfalls einen Sitz anbietet. Bei der Neujahrscour indeß werden ſeitdem einige Minuten vor der Ankunft der Geſandten Seſſel für ſie hingeſtellt. Während der Audienz ſoll zwar niemand in der Nähe des Saals ſich aufhalten, theils damit die Fremden nicht ſitzend vor dem Schah geſehen werden,

theils damit die gepflogenen Verhandlungen nicht in die Oeffentlichkeit gelangen. Allein es ſcheint, daß die Wände Ohren haben, denn ſelten bleiben die vom Schah geſprochenen Worte verſchwiegen. Sobald die Geſandtſchaft eines Staats ſich verabſchiedet hat, tritt auf ein gegebenes Zeichen das Perſonal einer andern ein. Vom Schah begeben ſich die Geſandten in derſelben Ordnung zum Großvezier, wo ſie mit Scherbet, Süßigkeiten und Pfeifen bewirthet werden.

Gegen Mittag ertönt das Signal zu der großen öffentlichen Audienz (salam e aam), welche an dieſem Tag im Saal des Sulimanthrons (tälär-e-tacht-e-Suleyman) abgehalten wird. Der geräumige, erſte Hof füllt ſich mit Offizieren und Civilbeamten. Letztere werden vom Ceremonienmeiſter nach ihrem Rang in zwei Reihen geordnet. Vor und zwiſchen ihnen ſtehen die reich mit Teppichen und Shawls geſchmückten, ihre buntgefärbten Rüſſel emporhebenden Elefanten und eine Giraffe, welche weſentlich zum Pomp des Salams gehören. Ein Strauß, der ebenfalls viele Jahre zur Verherrlichung des Salams diente, ſtarb leider an Indigeſtion. Am Ausgang des Hofs führen einige Stufen zu einer erhöhten Plattform empor. Die Geländer derſelben ſind mit Blumen, Früchten und Schirini beſetzt. Im Vordergrund enthält ſie ein weites Baſſin mit Springbrunnen; der hintere Raum aber endet in einen großen, prächtigen Spiegelſaal, welcher den ſogenannten Thron des Suliman umſchließt. Zwei ſchöne Marmorſäulen tragen die Façade des Saals; ſie wurden zur Zeit des erſten Kadſcharenſchahs Agha Muhamed Chan mit unſaglicher Mühe auf ungebahnten Wegen, über Berg, Fluß und Thal, meiſt durch Menſchenhände von Schiraz nach Teheran transportirt. Vor dem Baſſin erwartet der Großvezier den Schah, an ſeiner Seite ſtehen die königlichen Prinzen, einige Chane aus der Kadſcharenfamilie und eine Anzahl rothgekleideter Scharf-

richter mit Ruthen und Beilen. Königliche Garden, mit langen Stäben bewaffnet, halten die Ordnung aufrecht; außerdem liegt in der Nähe ein Bündel Ruthen, damit auf ertheilten Wink augenblicklich die Strafe der Baſtonnade vollzogen werden kann.

Ein Kanonenſchuß verkündigt das Erſcheinen des Schah. Derſelbe beſteigt den Sulimanthron und läßt ſich langſam mit unterſchlagenen Beinen darauf nieder. Sein Gewand iſt dermaßen mit Juwelen überladen, daß vom Reflex der Sonnenſtrahlen das Auge geblendet wird. Zur Seite des Throns ſtellen ſich der Reichsſchildträger (speherdār) und der Scepterträger (tāpuzdār) auf. Alsbald beginnt ein wahrhaft betäubendes und oft ohrzerreißendes Getöſe; es wird nämlich eine Salve von hunderteinundzwanzig Kanonenſchüſſen gegeben, und gleichzeitig ſtimmt am Eingang des großen Platzes (maydan) die königliche Hauskapelle (næghārechāneh), aus etwa vierzig Spielleuten beſtehend, auf Hörnern, Zinken, Trompeten, Keſſelpauken, Schalmeien, eine barbariſche Muſik an. Die Näkare Chaneh iſt eine, wie es heißt, von Dſchemſchid eingeführte Prärogative des Königs. Sie producirt ſich jeden Tag bei Sonnen-Aufgang und -Untergang, ſpielt ferner zur Feier großer Feſte und Siege, und begleitet den König überall auf ſeinen Reiſen. Nur Prätendenten wagen es, ſich ebenfalls eine eigene Kapelle zu halten, und legen eben dadurch ihre Prätentionen an den Tag. Man kann ſich in der That von dieſen Mistönen keinen Begriff machen; dennoch gewöhnen ſich die Menſchen daran, nur Pferde, welche zufällig in die Nähe kommen, werden ſcheu und gehen mit ihrem Reiter durch. Außerdem bemühen ſich auch noch verſchiedene Militärmuſikbanden, die einen europäiſche, die andern perſiſche Weiſen ſpielend, die Kanonen, die Näkare-Chaneh und das Plätſchern der Springbrunnen zu übertönen.

Sobald der Schah auf dem Thron Platz genommen, verneigen ſich alle Umſtehenden tief mit Einſchluß der Elefanten, welche theils hierzu dreſſirt ſind, theils durch die Stachel der Treiber gezwungen werden. Der erſte Kammerdiener des Salam, mit Tiara und Hermelin bekleidet, reicht dem Schah ein Täßchen Kaffee und entfernt ſich, rückwärts ſchreitend, um das mit Edelſteinen geſchmückte Narghile zu holen. Der König ſchlürft den Kaffee vor allem Volk und thut einige Züge aus dem Nargileh. Nun beginnt er einen Dialog mit dem Großvezier, eine Art Thronrede in Form von Fragen und Antworten, obgleich bei dem anhaltenden Lärm und der Diſtanz von etwa 60 Fuß unmöglich einer den andern verſtehen kann. Fragt z. B. der Schah, ob die Wege ſicher und von den Karavanen ohne Gefahr zu paſſiren ſeien, ſo antwortet der Vezier: „Das Wetter iſt günſtig und ladet Ew. Majeſtät zu Jagdausflügen ein.“ Der König ſpricht dabei über ſeine Plane für den kommenden Sommer, über die projectirten Reiſen und Expeditionen, doch iſt dieſen Vorſätzen kein großer Werth beizulegen, da ſie durch den Einfluß ſeiner Umgebungen gewöhnlich ſtarke Modificationen erleiden.

Während dieſer Converſation läßt ſich der Schah noch drei Täßchen Kaffee und drei Nargileh ſerviren. Nach Beendigung derſelben bringt der älteſte Oheim, dem Thron näher tretend, ſeine Glückwünſche dar, welche der Schah mit einigen verbindlichen Worten beantwortet. Sodann ſpricht der Chatib baſchi (der für das Wohl des Königs Betende) mit gellender Stimme die Chutbeh (Gebet für die Dynaſtie). Bei der Stelle „der Sultan, Sohn des Sultans, Nachkomme der Sultane, der Chagan, Sohn des Chagans, Nachkömmling der Chagane — Naſſereddin — Schah der Khadſcharen“ beugt ſich wieder alles Volk ſammt den Elefanten

tief zur Erde, und nur die Giraffe überragt mächtig die ganze Verſammlung.

Iſt der Chatib mit dem Gebet zu Ende, ſo zieht der Hofpoet (schæms esch-schahera, die Sonne der Sänger) ein Manuſcript aus dem neuen Shawl-Ehrenkleid und lieſt ein von ihm gedichtetes Ghaſel zum Preiſe des mächtigen Herrſchers, des Königs der Könige, vor. Mit den Reizen des Frühlings, der milden Luft und der nie fehlenden Gul und Bulbul (Roſe und Nachtigall) beginnend, kommt er mit einem kühnen Uebergang auf die Körperſchönheit, Stärke und Tapferkeit des Königs und auf deſſen Kämpfe mit Löwen und Tigern. Kein Glied, ſelbſt nicht das geheimſte, bleibt von ſeiner Phantaſie verſchont. Dann beſingt er die königlichen Kriegsthaten und ermahnt den Welteroberer, da er mit Rum (Konſtantinopel) bereits fertig geworden, noch den kleinen Brocken China nicht zu verſchmähen. Beſonders die letzten Endreime betont er nach perſiſcher Sitte mit Stentorſtimme, die noch lange nachher in den Ohren klingt.

In manchen Jahren wird noch ein Kurier vorgeführt, im Reitanzug, ganz mit Staub bedeckt, als ſei er ſoeben vom Pferde geſtiegen, der von neuen Siegen über die Turkomanen Bericht erſtattet. Oder zufällig anweſende Deputirte aus den tributpflichtigen Reichen Afghaniſtan, Siſtan, Beludſchiſtan bringen ihre Huldigung dar; ſo ſah ich deren aus dem Stamme der Hezare aus Afghaniſtan. Zum Schluß vertheilt der Finanzminiſter an die Umſtehenden neue Silbermünzen. Der Schah erhebt ſich und kehrt in gemeſſenem Schritt in den Harem zurück. Hiermit iſt der Salame aam beendigt.

Eine halbe Stunde danach beginnen die öffentlichen Spiele auf dem großen Meydan (maydan-e-tubchäneh). Der König ſieht von einem Balkonfenſter dem Treiben zu;

in zwei Seitenlogen iſt das Perſonal der europäiſchen Geſandtſchaften placirt. Auf den platten Dächern der das Meydan umgebenden Gebäude ſtehen Kopf an Kopf gedrängt verſchleierte Frauen und buntgekleidete Kinder. Unten auf dem Platze führen Pahlewans (Athleten), welche ſich das ganze Jahr hindurch in den Turnhallen (zurchâneh) geübt haben, ihre Ringkämpfe auf. Es ſind nackte, kräftige Geſtalten; nur eine ſteife Hoſe bedeckt die Lenden, Geſicht und Kopf ſind glatt raſirt bis auf den Schnurrbart und einen vom Wirbel herabhängenden Zopf. Lauernd beobachtet jeder die Bewegungen ſeines Gegners; jetzt glaubt er den günſtigen Augenblick gekommen, ihn um den Leib zu faſſen; durch einen raſchen, unvermutheten Kunſtgriff ſtreckt er ihn zu Boden, ſetzt ſeinen Fuß auf den Beſiegten und wirft ihn dann zur Beluſtigung der Zuſchauer in das nahe Baſſin. Gaukler auf Pfählen und Stelzen, Seiltänzer, Harlekine, als Bären oder Löwen verkleidete Clowns tummeln ſich durcheinander. Von Zeit zu Zeit wirft der Schah kleine Gold- und Silbermünzen in das dichte Gewühl herab, die man zu erhaſchen und ſich abzujagen ſucht. Löwen und Tiger aus den Wäldern Maſanderans, Leoparden aus Arabiſtan, nur loſe an Stricken gehalten, promeniren dazwiſchen umher. Affenhüter aus Schiraz produciren die Schwänke ihrer abgerichteten Thiere. Im Vordergrund ſtehen die Elefanten und die Giraffe als ſtumme Zuſchauer. Hier wird ein Kampf zwiſchen zwei Argaliwiddern veranſtaltet; die Thiere rennen wüthend gegeneinander und müſſen ſchließlich, damit ſie ſich nicht tödlich verletzen, mit Gewalt getrennt werden. Dort geben Afghanen intereſſante Scheinkämpfe mit Schild und Säbel zum beſten. Sie ſind als ebenſo kühne wie gewandte Streiter (schemschiri, Säbelkundige) bekannt, und ihr Schwert iſt im ganzen Orient gefürchtet. Früher fand auch die öffentliche Aufführung obſcöner Farcen ſtatt; unter

der gegenwärtigen Regierung aber wurde dieſer Skandal abgeſchafft. Zur Vervollſtändigung des wüſten Lärms läßt die Näkare-chaneh ununterbrochen ihr Charivari erſchallen.

An einem der folgenden Tage gibt die Königin-Mutter (Valideh) in ihren Gemächern einen Frauen-Salam für die Prinzeſſinnen und deren Gefolge, zu dem auch die Damen der europäiſchen Botſchafter geladen werden; man nennt dieſen Salam ſpottweiſe dschumeh-häzär (Ausverkauf). Obwol das theo-demokratiſche Geſetz des Propheten in dieſer Beziehung keinen Unterſchied kennt zwiſchen Fürſt und Volk, maßt ſich doch der Schah das Recht an, ebenfalls zu erſcheinen und die anweſenden Frauen unverſchleiert zu ſehen. Ja er zeichnet Caricaturen von den dabei vorkommenden Scenen, die oft noch lange nachher dem Hofe zur Beluſtigung dienen. Auch den Damen werden nämlich neue Münzen nicht nur ausgetheilt, ſondern auch zum Erhaſchen hingeworfen, und es ſollen dabei hitzige Kämpfe geführt werden, in denen man gegenſeitig nicht eben ſchonend mit den koſtbaren Toiletten umgeht. Die Valideh macht die Honneurs des Hauſes; ſie fragt auch die europäiſchen Frauen nach ihrem Befinden. Letztere bilden überhaupt den Gegenſtand der allgemeinen Aufmerkſamkeit und Neugier. Ihre Phyſiognomie wird angeſtaunt, ihr Anzug mit bewundernden Blicken gemuſtert.

Die übrige Zeit des dreizehntägigen Feſtes iſt Beſuchen und Gratulationen gewidmet. In der Reihenfolge der Viſiten herrſcht eine ſtrenge Etikette. Ueberall werden Süßigkeiten gereicht und genoſſen. Der König beſucht in pomphaftem Aufzug die vornehmſten Prieſter der Stadt, die ihn ihrerſeits mit affectirter Einfachheit empfangen, um ſich in den Ruf der Armuth und Entſagung zu ſetzen. Die Veziere ſtatten den europäiſchen Geſandten ihre Gegenviſite ab und

benutzen die Zuſammenkunft zur Beſprechung von Staats- und Privatangelegenheiten, zur Ausgleichung perſönlicher Mishelligkeiten und zu Betheuerungen ihrer Loyalität gegen die betreffenden Cabinete.

In den Häuſern ergötzen Spaßmacher und Gaukler durch ihre Künſte und Farcen; Affentreiber aus Schiraz laſſen die drolligen Schwänke ihrer Thiere ſehen oder ſingen unter Begleitung von Tamburinen und Zimbaln, denn ſie ſind die berühmteſten Lutis des Landes. In Ungnade gefallene Größen werden von ihnen verſpottet, indem ſie einen Affen denſelben ähnlich kleiden und ihn mit Streichen tractiren. So ſah ich den Sohn des exilirten Großveziers durch einen Affen darſtellen, der eine Shawl-Tunika trug und einen Kameh (Tſcherkeſſendolch) im Gürtel ſtecken hatte. Gezähmte Elefanten, Löwen, Tiger und Leoparden werden in die Höfe geführt, wo die Kinder ohne Scheu ſich ihnen nahen, ohne daß man von einem Unglück hört. Nur das Pferd kann ihren Anblick nicht ertragen, es bäumt ſich und iſt nicht von der Stelle zu bringen. Auch Hofnarren (luti bäschi) gibt es, meiſt armſelige Creaturen ohne Geiſt und Witz; doch erzählt man von ſolchen aus frühern Zeiten, die, ohne Furcht vor dem Kopfabſchlagen, der Majeſtät manche Wahrheit geſagt haben ſollen.

Am neunten oder zehnten Tage findet das Pferderennen (æsp-dæwäni) ſtatt. Es werden dazu einige Pferde aus dem königlichen Marſtall beſtimmt; die übrigen müſſen die Prinzen, die hohen Beamten und Gouverneure ſtellen, ſo gern ſich mancher dieſer Pflicht entziehen möchte, da viele edle Thiere dabei zu Grunde gehen. Einen Monat lang werden die Rennpferde trainirt (sähun kerden), indem man ſie täglich in der Bahn laufen läßt und ihnen, um ſie mager zu machen, auch des Nachts nur kurzen Schlaf gönnt.

Die Länge der Rennbahn beträgt einen halben Pharſach; ſie bildet einen weiten, durch Meilenſteine in vier Stationen getheilten Kreis. Gegen Nordoſt ſteht ein kleines, unanſehnliches Häuschen (imärete-æsp-dewäni, der Rennpalaſt), worin der König und die Würdenträger dem Schauſpiel beiwohnen. Zu beiden Seiten deſſelben ſind Zelte für die europäiſchen Geſandten aufgeſchlagen. Auf einer Plattform gegenüber nehmen die königlichen Spielleute und Tänzer Platz. Ein dröhnender Kanonenſchuß gibt das Zeichen, daß der Schah ſein Schloß verlaſſen habe. Er kommt in einem großen Galawagen angefahren. Voranſchreitet der große Elefant, mit rothem Tuch behangen und nach indiſcher Weiſe ein Zelthäuschen auf dem Rücken tragend. Eine zahlreiche Kamelartillerie, die decorirten Hofchargen und der Oberſchatzmeiſter mit dem kleinen Kronſchild verherrlichen den Zug. Dichte Scharen von Stadtbewohnern, zu Fuß oder auf Pferden und Eſeln reitend, füllen den äußern Raum. Sobald der Schah ausgeſtiegen, was durch eine Artillerieſalve verkündigt wird, und ſich auf den reichen Teppich niedergelaſſen hat, werden die Pferde einzeln vorgeführt, wobei der Ceremonienmeiſter die Kennzeichen, die Raſſe und den Beſitzer eines jeden ausruft. Die Rennen ſind in drei Abtheilungen getheilt: in der erſten muß der Umkreis der Bahn ſechsmal, in der zweiten viermal, in der dritten nur zweimal durchlaufen werden. Bei dem ſechsmaligen Umlauf ermatten die meiſten Pferde lange vor Erreichung des Ziels, andere werden dadurch zurückgehalten, daß man ihnen auf Anſtiften von Mitbewerbern Sand in die Augen ſtreut. Naht ſich das vorderſte dem Ziel, ſo ſpringt der Jockey des Eigners hinzu, faſt es mit einem raſchen Griff am Zügel und langt gleichzeitig mit ihm an, um den ausgeſetzten Preis in Empfang zu nehmen, welchen er in einem Beutel auf dem Kopf davonträgt. Natürlich wird ſtets dafür geſorgt,

daß nicht eine misliebige Perſönlichkeit den Preis erlangt und daß vor allen die Pferde des Schah als Sieger hervorgehen.

Die Turkomanenroſſe bewähren ſich zwar in ihren heimatlichen Steppen und auf Raubzügen als die wildeſten Renner, an Ausdauer und Intelligenz aber ſtehen ſie den Pferden arabiſcher Raſſe nach, welchen letztern daher faſt immer der Preis zufällt.

Während der Pauſen verkürzen die Spielleute durch Muſik und die Tänzer durch ihre lasciven Sprünge und Pantomimen der harrenden Menge die Zeit.

Auch die königlichen Läufer haben eine Tour um die Rennbahn zu machen. Dieſer Wettlauf von einer halben Meile ſieht übrigens anſtrengender aus, als er in der That iſt, denn nachdem die erſten einen Theil der Bahn durchlaufen, werden ſie, ohne daß es das Publikum merkt, von andern abgelöſt, dieſe wieder von andern, bis die letzten ſcheinbar athemlos das Ziel gewinnen. Den empfangenen Preis theilen die Sieger laut vorherigem Uebereinkommen mit ihren Kameraden. Der Schah nimmt unterdeß ein Frühſtück ein und kehrt dann, ſehr befriedigt von der Vortrefflichkeit der perſiſchen Pferde, in ſeine Reſidenz zurück.

Endlich erſcheint der dreizehnte, der letzte Tag des Feſtes. Nach einer alten Tradition ſollen an dieſem Tag die Häuſer mit Einſturz bedroht ſein. Es wandert deshalb alles vor die Thore der Stadt den Gärten zu, beſonders die weibliche Bevölkerung, welche neben der Furcht vor Gefahr wol auch noch andere Motive ins Freie locken. Um dieſe weibliche Auswanderung einigermaßen zu beſchränken, wird auf Anordnung des Polizeimeiſters von jeder durch das Thor Paſſirenden eine kleine Acciſe erhoben.

Hiermit endet das fröhliche Nauruzfeſt. Dem Bauer dient es zugleich als Zeitabſchnitt, wonach er die Beſtellung

des Bodens, die Ausſaat und Ernte beſtimmt; er weiß, daß dieſer oder jener Same zwanzig Tage vor oder nach dem Feſt ausgeſtreut, dieſer oder jener Baum ſoviel Tage vorher oder nachher gepfropft werden müſſe. Im allgemeinen iſt der Nauruz unter dem ſchönen Frühlingshimmel Irans ein Feſt der Wonne und des Ergötzens; doch bleiben in vielen Haushaltungen wegen der übermäßigen Koſten, die er verurſacht, allerdings die Nachwehen nicht aus.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Perſien.

Das Land und ſeine Bewohner.

Zweiter Theil.

Der Verfaſſer behält ſich das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen vor.

Inhalt des zweiten Theils.

Seite

I. **Naſſereddin Schah, ſeine Regierung und ſein Hof.** Titel des Schah. Sein Vater Mehmed Schah. Seine Jugend und Erziehung. Seine Thronbeſteigung. Der Großvezier Emire Nizam. Deſſen Nachfolger der Saber-azam. Die Expedition nach Merw. Plünderzug des Chan von Chiwa. Die Einnahme von Bender-Abbas. Anſichten über den Beſitz Herats. Plane auf Kandahar. Die Expedition nach Herat. Tod des Kronprinzen. Ermordung des Prinzen Schahzadeh Juſſuf. Ernennung Kaſem Chans zum Thronfolger. Ausbruch des engliſch-perſiſchen Kriegs. Die Engländer beſetzen Buſchir. Das Treffen bei Burazdſchan. Das Bombardement von Muhammereh. Der Frieden. Tod des Kronprinzen Kaſem Chan. Sturz des Saber-azam. Unglückliche Expedition nach Seraechs. Perſönlichkeit und Charakter des Schah. Despotie und Geſetz. Patriarchalismus. Königliche Prärogative. Der Sonnenlöwenorden. Die Würdenträger. Gouverneure und Gouvernements. Hofbeamte und Hofdienerſchaft. Die Diplomatie. Die europäiſchen Geſandtſchaften in Teheran. Betrachtungen über die Zukunft des Landes 1

II. **Das Reiſen in und nach Perſien.** Beſchaffenheit der Wege. Mangel an gebahnten Straßen. Brücken. Folgen der erſchwerten Communication. Karavanſerais. Verſchiedene Arten des Transports. Kurierpoſt. Die wichtigſten Karavanenwege. Reiſerouten von Deutſchland nach Perſien. Geſundheitsregeln für Reiſende. Sicherheit des Reiſens mit der Karavane. Unſichere Gegenden. Maßregeln zum Schutz der Reiſenden. Zeitweilige Unſicherheit. Raubſucht der Soldaten 49

Seite

III. **Oeffentliche Sicherheit in den Städten. Aſyle.** Waarenniederlagen. Reſpectirung des Siegels. Barate (Schuldſcheine). Hausdiebſtähle und Mittel zur Wiedererlangung des Geſtohlenen. Die Sicherheitspolizei. Beſtrafung der Diebe. Aſyle, beſchränkte und unverletzliche. Aſyle für Bittſteller. Das Aſylrecht der europäiſchen Geſandtſchaften 77

IV. **Viehzucht und Bodencultur.** Das Nomadenthum. Urſachen deſſelben. Sitten und Charakterzüge der Nomaden. Schafe. Ziegen. Rinder. Kamele. Eſel und Maulthiere. Nomadenlager. Weideplätze. Abgaben. Das Pferd (Raſſen. Geſtüte. Geſchlecht. Farbe. Preis. Dreſſur. Fütterung. Stallung. Sattelzeug. Hufbeſchlag. Wartung. Krankheiten und Seuchen). Ackerbau. Künſtliche Bewäſſerung. Dörfer. Beſitzverhältniſſe. Grundſteuer. Methode des Feldbaus. Heuſchrecken und Wanzen. Viehſtand. Körnerfrüchte. Gemüſe. Wein und Obſt. Seidenraupenzucht. Oelfrüchte. Farbepflanzen. Baumwolle. Roſen. Zuckerrohr. Wälder 90

V. **Gewicht, Maß und Münze.** Gewichte. Juwelen- und Medicinalgewicht. Längenmaße. Edle Metalle. Gold- und Silbermünzen. Scheidemünze. Abnahme des Geldes. Gepräge. Verſchlechterung und Fälſchung der Münzen 157

VI. **Induſtrie und Handel.** Baumwolle. Wolle. Shawlfabrikation. Teppiche. Filze. Patu und Abbā. Strümpfe. Einfuhr von Tuchen. Seidenſtoffe. Färberei und Bleiche. Leder. Pelzwerk. Metalle und deren Verarbeitung. Kupfer. Eiſen. Meſſing. Blei. Zink. Kobalt. Mangan. Schwefel. Kochſalz. Salpeter. Steinkohlen. Edelſteine. Glas. Porzellan. Fayence. Thon. Seife. Metallmoſaik. Miniaturmalerei. Mißlungene Verſuche zur Errichtung von Fabriken nach europäiſchem Muſter. Handwerker. Handel. Der perſiſche Kaufmann. Fremde Kaufleute. Handelsplätze. Handelswege. Zölle. Conſulate . . . 165

VII. **Aerzte und Heilkunde.** Mangelhafte Berufsbildung der perſiſchen Aerzte. Juden als Aerzte. Mediciniſche Kenntniſſe der Laien. Die Praxis. Conſultationen. Die Dſcherah (Chirurgen). Die Dallak (Bader). Der Schikeſte-bänd. Das Impfen. Gerichtliche Medicin. Augenärzte. Hebammen. Curſchmiede. Europäiſche Aerzte. Der Hekim baſchi (Leibarzt des Schah). Militärärzte. Quackſalber. Arzneikrämer. Einkommen der Aerzte. Volksmedicin. Klyſtiere. Auflöſende Mittel

Seite

und Purganzen. Frühjahrscuren. Mineralquellen. Medicinische Theorie. Krankheitsurſachen. Heilmittel. Wundercuren. Der Puls. Aderlaß. Blutegel. Schröpfen. Fontanelle und Haarſeil 192

VIII. **Narkotika, Gifte und Gegengifte.** Haſchiſch. Opium. Taback. Stechapfel. Bilſenkraut. Alraunwurzel. Taftwurzel. Brechnuß. Eiſenhut. Bittermandelöl. Thee. Kaffee. Wein. Branntwein. Bier. Kumiß. Arſenik. Erden. Mumiai. Bezoar 243

IX. **Pflanzenexſudate.** Fundorte. Gummi-Reſinapflanzen (Dorema ammoniacum, Ferula galbanum, F. asa dulcis, F. asa foetida, F. sagapenum, F. kurdica, Terebinthaceen, Sarkokalla). Manna (gez-engebin, ter-engebin, schir-chischt, bid-chischt, Tragantgummi). Verpflanzung der perſiſchen Umbelliferen nach Europa 277

X. **Krankheiten und Epidemien.** Epidemien. Allgemeiner Krankheitscharakter. Rötheln. Rothlauf. Blattern. Maſern. Scharlach. Neſſelſucht. Furunkel und Karbunkel. Pemphigus. Krätze. Acne. Aleppoknoten. Ausſatz. Syphilis. Diarrhöe. Kolik. Ruhr. Cholera ablactatorum. Hämorrhoiden. Eingeweidewürmer. Leberleiden. Stein. Harnruhr. Blutharnen. Kindbettfieber. Potenz. Keuchhuſten. Chroniſcher Lungenkatarrh. Lungentuberkuloſe. Herzklopfen. Krampfadern. Geiſteskranke. Skrofel. Krebs. Wechſelfieber. Typhus. Cholera. Augenkrankheiten. Schagugulus. Wunden 290

XI. **Akklimatiſation.** Sterblichkeit der Europäer in Perſien. Akklimatiſation der Landesbewohner und der Neger. Vorſichtsmaßregeln für Reiſende. Verhalten bei Krankheiten und Epidemien. Kleidung. Diät. Behandlung der Diener. Verkehr mit den Großen. Bekämpfung des Mismuths 349

XII. **Geographiſche Nomenclatur** 361

I.

Naſſereddin Schah,

ſeine Regierung und ſein Hof.

Titel des Schah. Sein Vater Mehmed Schah. Seine Jugend und Erziehung. Seine Thronbeſteigung. Der Großvezier Emire Nizam. Deſſen Nachfolger der Sader-azam. Die Expedition nach Merw. Plünderzug des Chan von Chiwa. Die Einnahme von Bender-Abbas. Anſichten über den Beſitz Herats. Plane auf Kandahar. Die Expedition nach Herat. Tod des Kronprinzen. Ermordung des Prinzen Schahzadeh Juſſuf. Ernennung Kaſem Chans zum Thronfolger. Ausbruch des engliſch-perſiſchen Kriegs. Die Engländer beſetzen Buſchir. Das Treffen bei Burazdſchan. Das Bombardement von Muhammereh. Der Frieden. Tod des Kronprinzen Kaſem Chan. Sturz des Sader-azam. Unglückliche Expedition nach Seraechs. Perſönlichkeit und Charakter des Schah. Despotie und Geſetz. Patriarchalismus. Königliche Prärogative. Der Sonnenlöwenorden. Die Würdenträger. Gouverneure und Gouvernements. Hofbeamte und Hofdienerſchaft. Die Diplomatie. Die europäiſchen Geſandtſchaften in Teheran. Betrachtungen über die Zukunft des Landes.

Der jetzt regierende Schah Naſſereddin, aus dem Stamm der Kadſcharen, iſt der Sohn des Mehmed Schah, Enkel des Abbas Mirza, Urenkel des Feth-Ali Schah. Als Herrſcher von Perſien gebühren ihm die Titel: Schāh (König), Pādschāh (König und Beſchützer), Schāhinschāh (König der Könige) und

der moguliſche Titel Chāḳān. Letzterer kommt nur bei beſonders feierlichen Gelegenheiten zur Anwendung; außerdem pflegt man ihn verſtorbenen Königen beizulegen, man ſagt: Chāḳāne mæghfur oder Chāḳāne merhum für Mehmed oder Feth-Ali Schah. In officiellen Actenſtücken, auch in der Staatszeitung ſteht dem Titel Schahinſchah das Wort Alāhæzret (Majeſtät) voraus. Angeredet aber wird der König nicht damit, ſondern mit ḳæbleh ālem (Punkt, gegen den die Welt ſich neigt) oder ḳurban schæwæm (ich will dein Opfer ſein). Im weitern Verlauf der Rede meidet man möglichſt die Fürwörter; wo ſie aber nicht zu umgehen ſind, bedient man ſich des „Du". Natürlich werden nach orientaliſchem Geſchmack dem Titel noch eine Menge Epitheta und arabiſche Gebetformeln beigefügt.

Um den Charakter des jetzigen Königs ſowie ſeine innere und äußere Politik richtig zu würdigen, müſſen wir erſt einen Blick auf ſeine Erziehung, ſeine Antecedenzien vor der Thronbeſteigung und die Ereigniſſe während ſeiner Regierung werfen. Sein Vater Mehmed Schah war ein ſchwacher, kränklicher Mann, der nur einmal, indem er den Großvezier Kaimekam ermorden ließ, die den Kadſcharen ſonſt eigene Wildheit bekundete. Unfähig zu allen Regierungsgeſchäften, überließ er das Regiment ſeinem alten Lehrer Hadſchi Agaſſi, aus Maku am Arrarat gebürtig, einem ſiebzigjährigen Mula. Er erblickte in demſelben ein höheres Weſen, deſſen Willen er unbedingt folgen müſſe; der Miniſter war der Murſchid (der Verehrte), der Schah der Murid (der Verehrer). Hadſchi Agaſſi, ohne alle Kenntniß vom Staatsweſen, aber mit der ganzen Schlauheit und Verſchlagenheit des Prieſters ausgeſtattet, wußte ſich die Schwäche und Bigoterie des Schah trefflich zu Nutze zu machen. Unter ſeiner Verwaltung gerieth die Armee gänzlich in Verfall, während der königliche Schatz und die Provinzen der Plünderung ſeiner von ihm protegirten

Landsleute, der Makuer, preisgegeben waren. Die Makuer standen außer dem Geſetz, ſie drangen mit Gewalt in die Harems und kein Knabe war vor ihren Lüſten ſicher. Man erzählt ſich noch jetzt die haarſträubendſten Geſchichten von den Orgien ſeines Stiefſohnes, des berüchtigten Ilchani, von deſſen maßloſer Verſchwendung, dem Troß unbärtiger Diener und den gewaltſamen Einbrüchen in die Harems.

Prinz Naſſereddin, der älteſte Sohn Mehmed Schahs, war ihm im Jahre 1830 von ſeiner Frau Maehdeh alia, Tochter des Kadſcharenhäuptlings Kaſem Chan, in einem Dorfe bei Tabris geboren worden. Der König liebte die Mutter des Prinzen nicht; er beargwohnte, ſchlimmen Einflüſterungen Gehör gebend, ihre Treue und trug ſich mit dem Gedanken, ſeinen zweiten von ihm ſehr bevorzugten Sohn Abbas Mirza zum Thronfolger zu machen. Hingegen gingen die Makuer mit dem Plane um, den obengenannten Ilchani, welcher mütterlicherſeits von den Kadſcharen abſtammte, auf den Thron zu erheben. Man kann ſich denken, daß unter dieſen Umſtänden der erſtgeborene Prinz Naſſereddin in jeder Hinſicht vernachläſſigt, daß weder auf ſeine körperliche Ausbildung noch auf ſeine Erziehung große Sorgfalt verwendet wurde; höchſt ſelten durfte er in der Gegenwart (hæzur) ſeines Vaters erſcheinen, überall und von allen erfuhr er Zurückſetzung und Kränkungen, ſein Bruder und der Ilchani hatten den Vorſitz vor ihm. Kein Wunder auch, wenn ſolche Behandlung den jungen Prinzen plump und unbeholfen in ſeinen Bewegungen, mürriſch und menſchenſcheu machte. Naſſereddin Schah erinnert ſich noch mit Bitterkeit ſeiner vernachläſſigten Jugend. Eines Tages zeigte er den Höflingen das carikirte Bild eines ſtruppigen, tölpelhaften Knaben mit der Aufforderung, zu errathen, wen es vorſtellen ſolle. Keiner hatte den Müth, ſeine Meinung auszuſprechen. Endlich ſagte der Schah: „So ſah ich als Knabe aus“; und als einer der Anweſenden äußerte:

„Was iſt das für eine Rede! (In tsche hærf est!) Du warſt jederzeit König", entgegnete der Schah: „Ja wol war ich König, aber in der Weiſe wie der Schahzadeh Juſſuf!" — ein unglücklicher Prinz von Herat, der kurz zuvor hingerichtet worden war. — Von ſeinem Vater und ſeinem Murſchid Hadſchi Agaſſi vermeidet er ſorgfältig, zu reden; ich hörte ihn nie ihrer Namen erwähnen.

Als der Knabe herangewachſen, wurde er nominell zum Gouverneur der Provinz Azerbeidſchan gemacht, in deren Hauptſtadt Tabris er ſich mit ſeiner Mutter begab. Dort lebte er, fern vom königlichen Hofe, in völliger Vergeſſenheit. Mit ſeiner Apanage war er auf das Einkommen aus der ſüdlichen Provinz Fars angewieſen *); allein der damalige Gouverneur derſelben, Huſſein Chan Nizam eddaule, verzögerte die Einſendungen, ſodaß ſich der Prinz ſtets in großer Geldnoth befand; er konnte ſeine Diener nicht bezahlen, ihr zerriſſenes Gewand nicht erneuern und mußte die wenigen Freunde, welche ihre Hoffnung an ſeine Zukunft knüpften, in Mangel und Elend laſſen. Kam endlich eine Rate an, ſo beſtand ſie ſelten in Baarem, ſondern in den verſchiedenſten Gegenſtänden. Der König erzählte uns einmal aus jener Zeit: „Wir waren aufs äußerſte reducirt, da erhielten wir die erſehnte Nachricht, unſer Gehalt von Teheran ſei angelangt. Mit Neugier und Erwartung öffneten wir die Kiſten; doch wer malt unſere Enttäuſchung, als wir einige Dutzend Schlafmützen, Lichtſcheren, Porzellan, Tuch und andere dergleichen Sachen darin vorfanden, welche uns für hohen Preis

*) Es beſteht für die Staats-Einnahmen und Ausgaben keine Centralkaſſe, ſondern die Gehalte werden aus den Erträgniſſen einer beſtimmten Provinz gezahlt. So waren wir Oeſterreicher z. B. ebenfalls auf die Provinz Fars angewieſen. Blieben die Gelder von dort aus, ſo blieb auch unſer Gehalt rückſtändig, wenngleich aus den übrigen Provinzen die Steuern längſt eingeliefert waren.

angerechnet wurden; wir mußten froh ſein, von einem Kaufmann eine geringe Summe dafür zu erhalten.“

Am 15. October 1848 um 3 Uhr morgens wurde der Prinz aus dem Schlafe geweckt. Der ruſſiſche Generalconſul Anitſchkoff (ſpäter Geſandter in Teheran) ſtand vor ihm und begrüßte ihn als König. Mehmed Schah war an einem heftigen Gichtanfall verſchieden. Theils religiöſe Scrupel, theils der mit den europäiſchen Mächten beſtehende Vertrag, wonach ſtets der erſtgeborene Prinz die Krone erben ſollte, hatten ihn von der Ausführung ſeines Plans, den zweiten Sohn zum Thronfolger zu ernennen, abgehalten; er ſtarb ohne letztwillige Verfügung. Seine Leiche ließ man unbewacht auf einem alten Teppich, und als dieſer geſtohlen worden, auf dem nackten Boden liegen, bis ſie endlich in die Familiengruft nach Kum übertragen wurde. In der Hauptſtadt brachen Unordnungen aus; die Bazars wurden geſchloſſen, die Häuſer der Makuer geplündert und die Zufuhr zur Stadt abgeſchnitten. Der alte Hadſchi flüchtete ſich ins Aſyl nach Schah-abdulazim, nahm jedoch das Reichsſiegel mit und ſtempelte mit demſelben Anweiſungen auf den Staatsſchatz in enormen Beträgen, die er an ſeine Anhänger vertheilte.

Gleich nach dem Tode des Schah gingen Kuriere nach allen Richtungen ab; der ruſſiſche legte den Weg von Teheran nach Tabris, eine Strecke von 94 Farſach*), in der beiſpiellos kurzen Zeit von 48 Stunden zurück, ſodaß Anitſchkoff der erſte war, welcher dem legitimen Thronfolger die Kunde von dem Ereigniß mittheilen konnte. Dieſer, mehr wie jeder andere Perſer dem Vorurtheil vom guten und böſen Omen ergeben, ſchenkte deshalb dem ruſſiſchen Diplomaten von da an ſeine beſondere Gunſt: ein Umſtand, der nicht ganz ohne Einfluß auf die Politik des künftigen Herrſchers blieb.

*) Farſach und Farſang, beide Ausdrücke ſind richtig und gebräuchlich.

Dem jungen Schah, aller Mittel zur Beſoldung der Truppen entblößt, bot ſich nun die Schwierigkeit dar, nach Teheran zu gelangen; denn ſchon waren mehrere Kronprätendenten aufgetreten. Einer von ihnen, der Prinz Seif eddauleh, erklärte ſich in Kaswin zum König, nahm dem ruſſiſchen Kurier, welcher mit einigen tauſend Dukaten nach Teheran eilte, die Baarſchaft ab und gab ihm dafür eine Anweiſung auf den Staatsſchatz. In Teheran vereinigten ſich die Notablen zu einer Art republikaniſchen Junta (dschumhuriä), um wenigſtens der Plünderung Einhalt zu thun.

Unter den Freunden und Leidensgenoſſen des Prinzen befand ſich ein Mirza Namens Taghi, ein Mann von ausgezeichneten Fähigkeiten. Derſelbe, früher Conſul in Erzerum, hatte daſelbſt viele Kaufleute kennen gelernt und ſich große Gewandtheit in Geſchäften erworben. Er ſchaffte in der ſchwierigen Lage Rath, indem er bedeutende Summen von den Kaufleuten und Conſulaten entlehnte und damit einige Regimenter beſoldete. Unter ihrem Schutz konnte der neue König, welcher ſogleich den Mirza Taghi, Sohn eines königlichen Kochs, unter dem Namen Mirza Taghi Chan Emire nizam zu ſeinem Großvezier ernannte, den Zug nach Teheran antreten. In Kaswin nahmen die Truppen den Prätendenten Seif eddauleh gefangen. Die Thore der Reſidenz öffneten ſich dem König, und Naſſereddin beſtieg den Thron von Dſchemſchid und Käus.

Jetzt galt es, Schwierigkeiten anderer Art zu überwinden. Der achtzehnjährige Herrſcher verſtand nicht im geringſten, die königliche Würde zu repräſentiren; entweder blickte er ſcheu zur Erde, oder er ſchnitt Grimaſſen und brach mitten in wichtigen Geſprächen in lautes Lachen aus. Seine Umgebung hatte ſtets türkiſch mit ihm geredet, daher ſprach er das Perſiſche ſchlecht und vermochte bei den salams (Audienzen) nur ſchwer und fehlerhaft ſich auszudrücken. Im Schatz war

kein Geld, die Steuern gingen nicht ein; dagegen meldeten ſich die Gläubiger mit ihren von Hadſchi Agaſſi ausgeſtellten Anweiſungen; mehrere Provinzen, worunter Meſchhed und Ispahan, befanden ſich in offenem Aufſtand; der Süden war mehr als zweideutig, und Schiraz wartete nur auf die Parole des Hadſchi Kaewam und ſeiner Frau Hadſchi Bibi*), um ebenfalls die Fahne der Empörung aufzupflanzen; die Sekte der Babis fing an ſich zu regen; die Makuer hatten ihre Aemter verlaſſen und waren noch nicht durch neue Gouverneure erſetzt; die Armee war desorganiſirt, in der Hauptſtadt ſelbſt kam es in einigen Regimentern zur Meuterei; die von Tabris mitgebrachten Genoſſen des Schah drängten ſich vor, um raſch zu Würden und Reichthümern zu gelangen; die Prinzen verlangten Apanagen; kurz die ganze Staatsmaſchine ſtockte, und es ſchien faſt unmöglich, ſie wieder in geordneten Gang zu bringen.

Der Emir jedoch zeigte ſich dieſer rieſigen Aufgabe gewachſen. Er unterwies den Schah in den Erforderniſſen einer würdigen äußern Repräſentation und ſtudirte ihm die Reden ein, die er bei den Salams zu halten hatte. Nach ſchweren Kämpfen gelang es, die Revolution niederzuſchlagen; die Zaghaften wurden eingeſchüchtert, die Rädelsführer aber durch Liſt und Vorſpiegelungen feſtgenommen und beſtraft. Es erfolgte die Normirung der Einnahmen und Ausgaben des Staats; bei Vorzeigung von Anweiſungen auf den Schatz mußte die Rechtmäßigkeit der Forderung dargethan werden. Die Armee ward reorganiſirt und neu bewaffnet. Nach außen hin war das Streben des Emir dahin gerichtet, unter Ab-

*) Dieſe merkwürdige Dame iſt im ganzen Lande durch ihre Energie berühmt. Sie war die einzige Frau des Hadſchi und leitete, ganz in deſſen Plane eingeweiht, während ſeiner Abweſenheit alle Geſchäfte. Man will ſie ſogar bei mehrern Aufſtänden verſchleiert geſehen haben, wie ſie Waffen aus ihren Depots an die Leute vertheilte.

weiſung alles fremden Einfluſſes womöglich die alten Grenzen des perſiſchen Reichs wiederherzuſtellen; allein er erkannte ſehr wohl die ſchwachen Seiten der gegenwärtigen Staatsverfaſſung und warnte daher vor jeder ernſtlichen Verwickelung.

Der Schah hat ſich begierig die ehrgeizigen Plane ſeines Lehrers angeeignet, nicht aber zugleich deſſen berechnende Vorſicht in Abwägung der Mittel; unter allen Umſtänden, ſelbſt den gefahrdrohendſten und mislichſten, die Mehrung des Reichs anzuſtreben, darin beſteht der Hauptgrundſatz ſeiner Politik! Das tragiſche Ende des Emir wurde ſchon bei einer frühern Gelegenheit erzählt. Er fiel als Opfer ſeines unbeugſamen männlichen Willens, weil man ihm nicht das Recht zugeſtand, an einem verderbten Hofe beſſer zu ſein als andere und ſich zum Sittenrichter der Königin-Mutter aufzuwerfen.

Im November 1851 ernannte der Schah den Mirza Agha Chan zum Großvezier, mit dem ſtillſchweigenden Vorbehalt, ſelbſt die Zügel der Regierung zu führen und den Miniſter blos als als willenloſes Werkzeug zu gebrauchen. Dieſer fügte ſich ſcheinbar der ihm zugedachten untergeordneten Rolle, beobachtete aber dabei eine ſehr geſchickte Taktik, denn er überhäufte ſeinen Herrn ſofort mit einer Maſſe kleiner Geſchäfte, mit der Durchſicht von Detailrechnungen über Bauten, Gartenanlagen, Reparaturen u. ſ. w. Einige Nächte arbeitete der Schah bis 2 Uhr morgens, bald jedoch begnügte er ſich, die Acten während des Frühſtücks und unter zerſtreuender Converſation ſich vorleſen zu laſſen. Er hatte im Sader abermals ſeinen Meiſter gefunden, der noch dazu das Talent beſaß, ihn in ſeinen kleinen Vergnügungen nicht zu ſtören und jede Idee, welche er ausgeführt haben wollte, in einer Weiſe vorzutragen, daß dem Schah keine andere Schlußfolgerung übrigblieb, während derſelbe glaubte, der Gedanke ſei aus ſeinem eigenen Kopfe hervorgegangen. In kurzer Zeit er-

langten die Nuris, die Stammesgenoſſen des Sader, eine faſt nie dageweſene Herrſchaft und Allgewalt. Sie breiteten ein Netz von Corruption und Nepotismus über das ganze Land, und es gab kein einflußreiches oder gewinnbringendes Amt mehr, das nicht von einem Nuri verwaltet wurde. Die Gouverneurſtellen verblieben zwar den Prinzen des königlichen Hauſes, aber jedem wurde ein Nuri als Vezier zur Seite geſetzt, welcher ſich der Geſchäfte bemächtigte und die Gewinnſte einzog. Die Familie erwarb unermeßliche Reichthümer, ganze Stadttheile wurden von den Nuris angekauft. Der eine Sohn des Sader heirathete die Schweſter des Schah, die Witwe des Emir, welche zu dieſer Ehe förmlich gezwungen werden mußte, und bekam den im Orient ſo begehrten Titel Nizam em mulk; der andere Sohn, ein Knabe von ſechzehn Jahren, wurde Kriegsminiſter. Es entwickelte ſich ein Spionirſyſtem ſondergleichen; jedes von dem König geſprochene Wort wurde durch deſſen Frauen, deren viele im Solde des Sader ſtanden, dieſem hinterbracht. Wer ſich dem Schah ergeben zeigte, wurde verdächtigt, ſeiner Würden entſetzt und exilirt. Alle Politik des Sader ſchien ſich in der Erhebung ſeiner Familie und ſeines Stammes zu concentriren; daß er dahinter noch andere gefährliche Plane verbarg, muß, obgleich keine directen Beweiſe dafür vorhanden ſind, um ſo eher vermuthet werden, da er innerlich den König verachtete, ihm mistraute und mit Haß gegen den Stamm der Kadſcharen erfüllt war.

Um der Leidenſchaft des Königs für die Mehrung ſeines Reichs zu ſchmeicheln, rüſtete der Sader eine Expedition nach Merw aus und ließ dieſe Stadt einnehmen. Nichts iſt leichter im Orient, beſonders in Turkeſtan, als eine Stadt zu erobern. Die Angreifer finden in der Regel wenig Widerſtand, ſie werden von einer überall vorhandenen Partei Unzufriedener mit Freuden begrüßt. Hinterher jedoch folgen

die Feindſeligkeiten der Einwohner gegen die Eroberer; man tritt nicht mit offener Gewalt auf, ſondern conſpirirt im geheimen, indem man die Zufuhr abſchneidet, den Anbau hindert, kurz den Feind auszuhungern ſucht. In ähnlicher Weiſe ſah ſich bald die perſiſche Beſatzung in Merw hart bedrängt. Der Schah beſtimmte zwar bedeutende Summen zum Ankauf und zur Hinſendung von Getreide; allein der größte Theil des Geldes wurde bereits in Meſchhed unterſchlagen, und den für den Reſt angekauften Proviant fingen die Turkomanen auf, ſodaß nichts in die Feſtung gelangte. Die Mannſchaft war von Mangel aufs äußerſte getrieben; trotzdem fütterten die Offiziere noch mit der wenigen übriggebliebenen Gerſte ihre Luxuspferde. Da ſtellte ſich ein Corporal Namens Huſſein, aus dem Stamme der Turſchis in Choraſſan, ein Mann von großer Energie, aus eigener Machtvollkommenheit an die Spitze. Die Offiziere mußten ihm gehorchen, die Luxuspferde wurden vor die Kanonen geſpannt, die Köpfe der Leichen aufgeladen, damit ſie nicht als Trophäen zurückblieben, und ſo führte er unter beſtändigen Kämpfen mit den Turkomanen die Beſatzung glücklich in das damals befreundete Herat und von da unangefochten bis an die perſiſche Grenze nach Meſchhed. Dort angekommen, erkannte Huſſein erſt, welche Gefahr er durch ſeine verdienſtliche That über ſich heraufbeſchworen; denn die degradirten Offiziere murrten wegen der untergeordneten Stellung, die er ſie einzunehmen gezwungen hatte. Er floh nach Turſchis zu ſeinem Stamm, wo er vor jeder Verfolgung ſicher war. Doch die Rachgier der Offiziere ruhte nicht. Der Commandant von Meſchhed, Abbas Kuli Chan von Urumieh, genannt Ḳātir (das Maulthier), welcher ſich unter ihnen befand, überſchickte Huſſein ein königliches Patent der Strafloſigkeit, in welchem ihm ſogar eine glänzende Belohnung verſprochen wurde. Huſſein ging in die Falle und ſtellte ſich in Meſchhed; von dort wurde er in

Ketten nach Teheran geführt und ins Staatsgefängniß geworfen. Der Tod erlöſte ihn bald; er ſtarb angeblich an der Cholera.

Faſt in dieſelbe Zeit fällt ein kriegeriſches Ereigniß, welches von der größten Tragweite hätte werden können, deſſen glücklicher Ausgang aber den Schah in der Ueberzeugung beſtärkte, daß ſein Glücksſtern hoch ſtehe (tāleh Schāh bulænd est). Der Chan von Chiwa unternahm mit mehr denn 30000 Mann einen Raubzug gegen Meſchhed. Die Stadt, deren Tempel mit den Opfergaben frommer Pilger angefüllt ſind, hatte eine ganz unzulängliche Beſatzung und ermangelte aller Vertheidigungsanſtalten. In einer weiten Ebene vor der Stadt lagerte das Heer des Chan; er ſelbſt ließ ſich nach orientaliſcher Sitte auf einem iſolirten Hügel fern vom Lager ſein prächtiges Zelt aufſchlagen. Dieſen Umſtand benutzte ein Chan von Choraſſan; mit hundert Mann irregulärer Cavalerie ritt er in der Nacht gegen den Hügel, erreichte ihn vor beginnender Dämmerung, metzelte die wenigen ſorgloſen Wachen nieder, und drang in das Zelt des Chan, der ſich eben zum Morgengebet anſchickte. Als dieſer die Gefahr erblickte, bot er alle Schätze für ſein Leben, erhielt aber zur Antwort, ſeine Schätze ſeien ohnehin verfallen, es handle ſich jetzt um ſeinen Kopf. Unter den Eingedrungenen, von denen jeder den Preis gewinnen wollte, entſpann ſich nun ein erbitterter Kampf, welcher zwei Menſchenleben koſtete, bis endlich einer das ſtreitige Ziel erreichte. Man ſteckte den abgeſchnittenen Kopf des Chan auf eine Pike und ritt in die Stadt zurück. Als die Chiwaner eine Stunde nachher ihren Führer ohne Kopf fanden, zogen ſie ſich in eiliger Flucht zurück, die ganze Expedition aufgebend. Der Kopf wurde nach Teheran gebracht. Naſſereddin Schah ſtellte ſich erzürnt, daß man das Haupt eines Herrſchers entwürdigt habe; er ließ daſſelbe vor dem Stadtthore feierlich beiſetzen und ein

Mauſoleum darüber errichten. Der Vollſtrecker dieſes ſeltenen Coup erhielt eine unanſehnliche Belohnung, doch wurde er wenigſtens für ſeine That nicht beſtraft!

Eine andere glückliche Epiſode bildete die Einnahme von Bender Abbas. Dieſe Stadt war ſammt dem umliegenden Bezirk vor längerer Zeit dem Imam von Mascat in Pacht gegeben worden. Jetzt verweigerte derſelbe die Zahlung des Pachtſchillings und machte Souveränetätsrechte geltend. Die Perſer nahmen die Stadt mit Sturm, worauf der Imam gezwungen wurde, den Pacht zu erneuern und durch Beifügung einer beträchtlichen Summe in Maria-Thereſienthalern den Schah zu verſöhnen. In Betracht des Mangels einer Flotte ſowie des ungeſunden Klimas jener Gegend, in welchem perſiſche Truppen ſcharenweiſe unterliegen, war die Erneuerung des Contracts und das Ueberlaſſen des Bezirks an die Araber allerdings das Zweckmäßigſte, was die Regierung thun konnte.

Nachſtehender Brief des ſeit einer Reihe von Jahren in Perſien lebenden ſchwediſchen Arztes Fagergreen, eines Augenzeugen der Erſtürmung von Bender Abbas, ſchildert die Details ſo anſchaulich und gibt überhaupt ein ſo charakteriſtiſches Bild von perſiſcher Kriegführung, daß ich für angemeſſen halte, ihn vollſtändig mitzutheilen.

„Bender Abaſſi, den 2. Februar 1855.

„Seit zwei Monaten bin ich hier in dieſer Hölle, dieſem wie ein Krebsſchaden an der Macht und den Finanzen Perſiens nagenden Orte, welchen man Bender Abaſſi nennt.

„Die Expeditionstruppen beſtanden aus beiläufig 5000 Mann aus der Provinz Schiraz, und ungefähr ebenſo viel aus der Provinz Kirman, alle im höchſten Grade undisciplinirt, ſchlecht genährt und faſt die Hälfte fieberkrank.

„Nach ihrer Ankunft in Bender ruhten die Truppen acht Tage aus. Am 9. Rabiul-avval kam man überein, die Stadt

anzugreifen. Die Sache war ſchwierig, weil erſtens alle Befehlshaber aufeinander eiferſüchtig waren, zweitens keiner außer mir das Terrain um die Stadt kannte, und drittens die Araber tüchtige Anſtalten zur Vertheidigung getroffen hatten. Von früh morgens bis 3 Uhr nachmittags discutirte man über die Art des Angriffs, endlich nahm man mein Erbieten an, die Truppen ohne Verluſt an Todten bis 400 Schritt vor die Stadt zu führen; und ſo ward das Signal zum Aufbruch gegeben.

„Da mir vom vorigen Jahr her der ſchwächſte Punkt bekannt war, ſo führte ich die Truppen an dieſe gegen Norden gelegene Stelle und machte dadurch alle Befeſtigungen der Araber auf der öſtlichen Seite für ſie nutzlos. Nach einem halbſtündigen Marſch ſtand die ganze Armee 400 Schritt vor der Stadt. Die Araber thaten vier bis fünf Schüſſe, ohne daß ein Mann verwundet wurde.

„Sie kennen noch nicht die Kriegsweiſe der Perſer; ſie iſt von dem europäiſchen Syſtem wie Tag von Nacht verſchieden. An eine regelmäßige Belagerung mit Paralkelen, Laufgräben, Anlage von Batterien, iſt bei ihnen nie zu denken; führten doch die 8000 Soldaten nicht ein Dutzend Grabſcheite mit ſich. In den Kriegen der Perſer kann ein Zufall, eine Bagatelle die Schlacht verlieren oder gewinnen machen; ein einziger von einer Kugel getroffener Soldat kann die ganze Armee entweder in Schrecken oder in Wuth verſetzen; gelingt es nur, zwei bis drei vorwärts zu bringen, ſo folgen die andern wie Schafe, wo Gefahr, oder wie Löwen, wo Ausſicht auf Beute vorhanden iſt. Weder Commando noch Gehorſam gibt es am Tage der Schlacht, jeder folgt der eigenen Eingebung.

„Als die Armee an dem beſagten Punkte angelangt war, der genügenden Schutz gegen die feindlichen Kugeln gewährte, begannen wir das Feuer gegen die Stadt; die vier Kanonen

machten viel Lärm, thaten jedoch wenig Schaden, und ſchon nach einer Stunde dachten die Offiziere daran, auszuruhen und ſich für die Nacht zu verſchanzen. Was die Kanonen nicht bewirkt hatten, das bewirkte die Geldgier. Während der Kanonade ſammelte ich nämlich acht bis zehn junge Leute und verſprach jedem fünf Dukaten, wenn ſie ſich auf eine kleine Anhöhe neben der Mauer hinwagten und ſich dort behaupteten. Mit dem halben Betrage als Draufgeld in der Taſche, gingen ſie, ohne meinen Befehl abzuwarten, auf den bezeichneten Punkt los; nicht Einer wurde verwundet. Hierdurch war der Impuls gegeben, denn als die andern Soldaten die zehn Leute vorwärts gehen ſahen, rückten ſie ebenfalls vor, und in weniger denn 10 Minuten ſtanden über 500 Mann auf der Anhöhe, welche nur etwa 50 Leute ſchützen konnte. Dieſer Augenblick entſchied das Los des Tages; die Soldaten, hart bedrängt durch die Geſchoſſe der Belagerten, waren genöthigt, entweder vorwärts gegen die Mauer eines Gartens zu ſtürmen, oder ſich zurückzuziehen. Zum Glück für den Ruhm Perſiens wählten ſie das erſte, und die Araber, welche glaubten, daß die Perſer ſtürmen wollten, verließen den wichtigen Poſten. Hätte jedoch in dieſem kritiſchen Moment nur ein einziger Soldat ſich zur Flucht gewendet, ſo wären ihm unfehlbar alle andern gefolgt.

„Kaum war der etwa 15 Schritt von der Mauer entfernte Garten genommen, als auch ein vollkommen anderer Geiſt unter den Soldaten und Offizieren ſich bemerkbar machte. Die ſämmtlichen Truppen rückten jetzt — nicht wie die Schafe, denn ſie waren des Sieges gewiß, ſondern wie die Löwen vor. Die Haubitzen des Feindes ſchreckten ſie nicht; ohne Sturmleitern, ohne Befehl, viele ohne Waffen, erkletterten ſie die Mauer von 18 Fuß Höhe und reichten ſich von oben die Hände; in wenigen Minuten waren die Wälle erſtürmt und die Stadtthore forcirt. Es war ein ſchöner Anblick; er über-

zeugte mich, daß der perſiſche Soldat ſehr tapfer ſein könne, wenn man ihn gehörig zu benutzen und in Ekſtaſe zu ſetzen verſteht.

„Die Araber wichen nach und nach gegen die Citadelle, an das Meer und auf die Schiffe zurück; die Perſer waren Meiſter der Stadt und zwar mit Verluſt von nur 2 Todten und 25 Verwundeten. (? ?)

„Hiermit war jedoch die Affaire noch nicht zu Ende. Die perſiſchen Soldaten fingen an ſich in der Stadt zu zerſtreuen, jeder ging wohin es ihm beliebte. So kamen die Mannſchaften des Reza Kuli Chan zur Holländiſchen Citadelle am Meere, ſie trafen dort die Araber mit den Vorbereitungen zur Abfahrt beſchäftigt. In der Hoffnung, Beute zu machen, greifen ſie die Fliehenden an, dieſe ſtürzen ſich ins Waſſer, viele ertrinken, andere retten ſich durch Schwimmen in die Citadelle. Eine halbe Stunde nachher wollten die Soldaten von Hamadan, in der Meinung, daß kein Araber mehr in der Stadt ſei, in die Citadelle einziehen. An das Meer gelangt, ſahen ſie viele Araber darin ſchwimmen. Es wurde Befehl gegeben, ein 12pfündiges Feldſtück mit Haubitzen zu laden und auf die Unglücklichen zu ſchießen. Das Geſchütz war zum Abfeuern fertig, da krachte plötzlich aus der Citadelle eine Salve, welche einen Hauptmann, einen Lieutenant, 28 Mann und 4 Pferde tödtete. Es entſtand ein paniſcher Schrecken, denn es ergab ſich, daß die Citadelle noch von Arabern beſetzt, folglich der Krieg noch nicht beendet ſei.

„Drei Tage dauerte der Kampf um die Citadelle, endlich wurde ſie mit Sturm genommen. Die darin gefangene Mannſchaft ließ man größtentheils über die Klinge ſpringen, der Prinz zahlte für jeden Kopf einen Dukaten. Das war das Ende des Krieges.

„Nach der angeſtellten Schätzung beträgt der Verluſt der

Araber zwiſchen 800 und 1000 Mann. Zwei Häuptlinge, ein Sohn des Imam von Mascat und der berüchtigte Scheich Seid, retteten ſich wie durch ein Wunder, indem ſie unter dichtem Kugelregen ſchwimmend das Schiff erreichten. Ihr Begleiter, Scheich Abdul-Rahman, war nicht ſo glücklich, er wurde von einer Kugel getroffen und ſein Leichnam, welchen das Meer auswarf, ebenfalls enthauptet. Der Beludſche Mulla Seid, Commandant der Citadelle, war bei der Erſtürmung gefangen und getödtet worden. Der Verluſt der Perſer beläuft ſich auf 50 Todte und 150 Verwundete."

Zu den beiden den Schah beherrſchenden Ideen, ein Mehrer des Reichs zu werden und von einem ſteigenden Glücksſtern begleitet zu ſein, kommt noch hinzu, daß er ſich in den Kopf geſetzt hat, den Kriegsruhm eines Peter des Großen, Karl XII., Nadir Schah und Napoleon, deren Geſchichte er eifrig geleſen, auf ſein Haupt zu ſammeln. In Bezug darauf, daß er nicht perſönlich die militäriſchen Operationen leitet, pflegt er zu ſagen, dieſe Helden hätten ſelber ihre Thaten verrichten müſſen, er aber brauche nur ſeine ſiegreiche Armee unter Anführung erprobter Generale auf den Kampfplatz (maydāne dawā) zu ſchicken. Sein Ehrgeiz iſt, angeſtachelt durch die Traditionen ſeiner Vorfahren, des Najibeh-ſultaneh und des Mehmed Schah, vornehmlich auf die Eroberung von Herat und Kandahar gerichtet; und auch Rußland ſucht dieſe Eroberungsplane gefliſſentlich in ihm zu nähren, wohl wiſſend, daß jede kriegeriſche Diverſion der Perſer, ſo wenig Ausſicht auf Erfolg ſie haben mag, doch ganz Centralaſien in eine Aufregung verſetzt, deren letzte Wellenſchläge ſich bis nach Indien fortpflanzen. Daß Perſien ſich dadurch immer mehr ſchwächt und noch der geringen ihm übriggebliebenen Hülfsmittel beraubt, das kümmert Rußland wenig, denn die bundesgenoſſenſchaftliche Hülfe Perſiens iſt gewiß der letzte Factor

einer politiſchen Combination von ſeiten Rußlands ſowol wie Englands!

Es gab allerdings eine Zeit, wo England Perſien als Vormauer gegen Indien zu benutzen gedachte, wo es alle Mittel anwandte, um das Reich zu kräftigen und deſſen Armee zu organiſiren. Allein die Engländer überzeugten ſich bald, daß dieſe koſtſpielige Freundſchaft im Grunde doch ſehr unzuverläſſig und daß unter der Kadſcharen-Dynaſtie eine wünſchenswerthe Organiſation des Landes nie zu erwarten ſei; daher ließen ſie die Idee wieder fallen, womit natürlich auch die Zahlung von Subſidien aufhörte. Auch könnte ihnen eine Beſetzung Herats durch die Perſer ziemlich gleichgültig ſein, da dieſelben ſicher bei der erſten Gelegenheit von den Afghanen wieder verdrängt werden würden, wenn nicht, wie geſagt, die Rückwirkungen des von Perſien ausgehenden Stoßes ſich immer weithin auf unliebſame Weiſe fühlbar machten.

Was die Anſicht betrifft, Herat ſei der Schlüſſel Indiens und die Einnahme dieſer Feſtung durch die Perſer werde den Ruſſen mit Leichtigkeit den Weg dorthin bahnen, ſo iſt der erſte Theil geographiſch richtig, der zweite Theil aber läßt eine Menge wichtiger Umſtände außer Acht, durch welche die geographiſche Begünſtigung vollſtändig illuſoriſch wird.

Herat im Beſitze der Perſer könnte einer ruſſiſchen Invaſions-Armee nur dann zum Stützpunkt dienen, wenn die Afghanen ſowol mit der perſiſchen Occupation wie mit der ruſſiſchen Invaſion einverſtanden wären: zwei Vorausſetzungen, welche bei dem gegenſeitigen Haß der Afghanen und Perſer, bei dem kriegeriſchen Geiſt und Unabhängigkeitsſinn der erſtern nicht denkbar ſind. Wol rufen die Afghanen bei ihren innern Parteikämpfen oft die Perſer zu Hülfe; doch kaum ſtehen dieſe im Lande, als ſich auch die Parteien untereinander vertragen, um gemeinſchaftlich den Nationalfeind herauszutreiben. Gelänge es alſo den Perſern, Herat mit Gewalt zu behaupten,

ſo hätten die Ruſſen ſchon deshalb alle Eingeborenen gegen ſich; und böten umgekehrt die Afghanen der Invaſionsarmee die Hände, dann wäre die perſiſche Beſatzung Herats nur den Engländern von Nutzen. Tractate mit den Orientalen gewähren nicht die mindeſte Sicherheit; man muß immer darauf gefaßt ſein, daß ſich die Bundesgenoſſen plötzlich in feindliche Guerrillas verwandeln. Nun denke man an die Möglichkeit, die ruſſiſche Armee würde durch Unfälle zu einem Rückzuge gezwungen. Wie wäre bei dem gänzlichen Mangel an Communicationsmitteln, bei der Gefahr, daß jeder Nachzügler ermordet, jeder Brunnen verſtopft und der Proviant abgeſchnitten würde, auf deſſen glückliche Ausführung zu hoffen? Das unbeſieglichſte Hinderniß aber bilden die klimatiſchen Verhältniſſe. Mag eine nordiſche Armee noch ſo viel Energie und Widerſtandsfähigkeit mitbringen, die Soldaten müſſen in dem dortigen Klima während eines dreimonatlichen Zuges erſchlaffen; kaum der zehnte Mann erreichte thatkräftig den Ort der Beſtimmung. Krankheiten, namentlich Fieber und Ruhr, würden ſchlimmer als gezogene Kanonen ihre Reihen lichten. Kurz, ich halte den Gedanken, daß eine europäiſche Armee zu Lande nach Indien vordringe, für eine Chimäre, welcher nur derjenige nachhängen kann, der weder die Bevölkerungszuſtände der dazwiſchenliegenden Gebiete, noch die Verderblichkeit des Klimas in Rechnung zieht.

Der erſte Anlaß zur Einmiſchung in die afghaniſchen Händel bot ſich dem jetzigen Schah im Jahre 1854 dar. Kuhendil Chan, der Beherrſcher von Kandahar, in Furcht geſetzt durch die übergreifende Macht ſeines Bruders, des alten Duſt Mohammed Chan von Kabul, ſchickte einen Geſandten an den Hof von Teheran, um dort Rath und Hülfe zu erbitten. Der Schah ergriff die Gelegenheit mit Freuden; er ſandte ihm 2000 Gewehre und einen jungen Kurden, Mirza Reza, behufs Ausbildung der Truppen, ſtellte jedoch die Bedingung,

daß zwei der einexercirten Regimenter nach Perſien verſetzt würden, womit eine Art Suzeränetät über Kandahar anerkannt worden wäre. Der Chan nahm zwar vorläufig die Bedingung an, erklärte aber ſpäter das Abſenden der zwei Regimenter für eine Unmöglichkeit, weil die Maßregel ihm unfehlbar Thron und Leben koſten würde. Uebrigens ſtarb er kurz darauf. Sofort fiel Duſt Mohammed in Kandahar ein und vereinigte das Gebiet mit ſeinem Reiche Kabul. Die Söhne des Kuhendil Chan und die ſeines andern Bruders Rahimdil Chan, auf dieſe Weiſe ihres Erbes beraubt, flüchteten ſich nach Perſien. In Teheran wurden ſie von der Regierung bereitwillig aufgenommen und ſubventionirt. Einer von den Flüchtlingen, ein Sohn Rahemdil Chans, der Sardar Mir Alim Chan, ein Mann von auffallender Schönheit und guter Bildung, der geläufig engliſch ſprach und ſchrieb, auch in der engliſchen Literatur ziemlich bewandert war, wußte den Schah zu überreden, die Einnahme Herats ſei bei der im Innern herrſchenden Verwirrung ebenſo leicht wie der drohend anwachſenden Macht Duſt Mohammed's gegenüber nothwendig im Intereſſe der perſiſchen Politik. Die Expedition wurde beſchloſſen und ein bedeutendes Armeecorps abgeſchickt. Mit demſelben bezwang raſch General Paſcha Chan die Grenzfeſtung Kurian. Nicht ſo ſchnell wollte die Einnahme Herats gelingen. Man vermochte die Stadt nicht vollſtändig einzuſchließen, und die Afghanen brachten durch nächtliche Ausfälle (schæb-chun), in denen ſie Meiſter ſind, den Belagerern empfindliche Verluſte bei. Erſt nach Verlauf mehrerer Monate nöthigte Krankheit, Verrath, Beſtechung und innere Meuterei die Beſatzung zur Capitulation. Die Feſtung ergab ſich dem Prinzen Sultan Murad Mirza, einem Onkel des Schah, unter Bedingungen, die jedoch von dieſem nicht gehalten wurden. Er brandſchatzte die Stadt, ſammelte unermeßliche Reichthümer und ließ eine Münze ſchlagen mit der

Legende Naſſereddin Schah, auf der Rückſeite: „Geprägt in der beſiegten Stadt (där en nussret) Herat.“ Der Chan von Herat, welcher ſich zur Begrüßung des Prinzen vor die Thore begeben hatte, wurde beim Austritt aus deſſen Zelt meuchlings ermordet. Auch der obengenannte Sardar Mir Alim Chan, welchem Verſprechungen bezüglich der Herrſchaft von Herat gemacht worden waren, kam auf gewaltſame Weiſe auf der Rückreiſe von Herat ums Leben.

In derſelben Stunde, in welcher die Kanonen den Bewohnern von Teheran die glorreiche Waffenthat der Einnahme Herats verkündeten, ſtarb der Kronprinz an der Cholera. Es war dies bereits der zweite deſignirte Thronfolger, welcher mit Tode abging. Da aber der Schah dieſen Prinzen nicht geliebt hatte, ſondern ſich ſchon damals mit der Idee trug, ſeinen von mütterlicher Seite unebenbürtigen Sohn Kaſſim Chan zum Thronfolger zu ernennen, ſo galt ihm das ſeltſame Zuſammentreffen eher für ein glückliches Omen, und es wurden zur Feier des Sieges Illuminationen, Feuerwerke und Volksfeſte veranſtaltet. Tags darauf hielt der Schah einen großen Salam ab, wobei er ſich rühmte, daß er nun endlich zu ſeinem ihm rechtmäßig gebührenden Erbe gelangt und eine Eroberung durch ihn vollbracht worden ſei, an welcher Abbas Mirza und Mehmed Schah umſonſt ihre Kräfte verſchwendet hätten.

Allein der Siegesrauſch ſollte nicht lange währen. Die Engländer verlangten kategoriſch den Abzug der Perſer aus Herat, und mit ſchwerem Herzen ſah man ſich genöthigt nachzugeben. Der Schah ſuchte zwar Troſt in dem Gedanken, der Name eines Muzzafer und Kāzi (Sieger und Triumphator), den er ſich erworben, biete hinlängliche Entſchädigung für die Opfer an Gut und Menſchenleben; auch gründete er neue Hoffnungen auf den Umſtand, daß der jüngſt erwählte Gouverneur von Herat, Sultan Ahmed Chan, für die Perſer Partei

zu nehmen ſchien, wenigſtens eine engliſche Botſchaft unter Leitung des Colonel Taylor ſehr ſchnöde behandelt hatte. Dennoch empfand er wegen der erlittenen Demüthigung tiefen Groll, der ſich auf irgendein Haupt entladen mußte. Prinz Schahzadeh Juſſuf, der Sohn des frühern Regenten von Herat, war das dazu auserſehene Opfer. Derſelbe hatte ſich, von ſeinem Miniſter Kamran Chan des Thrones entſetzt, auf perſiſchen Boden nach Meſchhed geflüchtet, benutzte ſodann ausgebrochene Unruhen in Herat, um dahin zurückzukehren, ward aber nach kurzer Zeit wieder vertrieben und flüchtete abermals nach Perſien. Jetzt genoß er ſeit mehrern Monaten die königliche Gaſtfreundſchaft am Hofe zu Teheran. Der Schah wohnte zu dieſer Zeit in ſeinem Luſtſchloſſe Kaſſer-Kadſchar bei Teheran. Eines Morgens begleiteten wir ihn zur Jagd, er war eben beim Frühſtück, als ſein Feraschbaschi (Leibhenker) eintrat und mit Wohlgefallen berichtete, Prinz Juſſuf ſei im Garten des königlichen Schloſſes, wohin er ſich zur Aufwartung begeben wollte, von vier Afghanen, welche ihm Blutrache geſchworen, überfallen und niedergehauen worden. Lächelnd ſagte der Schah: „Dem Prinzen mag bei dieſem Handel nicht beſonders wohl zu Muthe geweſen ſein.“ Es bedarf kaum der Bemerkung, daß ein Mord im königlichen Garten nicht anders als auf ausdrücklichen höhern Befehl verübt werden kann. Somit haftet die meuchleriſche Ermordung des Prinzen, der unter dem Schutze des Gaſtrechts ſtand, als einer der ſchwärzeſten Flecken an der Perſon des Monarchen, es ſei denn, daß man dem Großvezier, weil von ihm der unmittelbare Befehl ausging, allein die Schuld zuwälzen will.

Nach anderer Seite ſich Befriedigung ſchaffend, ſetzte nun der Schah ſeinen Lieblingsplan, den ihm von einer ehemaligen Tänzerin geborenen Sohn Kaſſim Chan zum Kronprinzen zu erheben, ins Werk. Die Hofheraldiker mußten

beweiſen, daß die Tänzerin aus der Familie der Saſſaniden-könige ſtamme, und dem Sader-azam ward die Aufgabe, die Zuſtimmung der europäiſchen Mächte zu dieſem Staatsact zu erwirken. In der That fügten ſich dieſelben, im Widerſpruch mit dem von ihnen garantirten Hausgeſetz, kraft deſſen Naſſereddin ſelbſt zum Throne gelangt war, dem dringenden Wunſche des Königs, und bei den feſtlichen Gaſtmählern, welche aus Anlaß der Ernennung am Hofe ſtattfanden, tranken ihre Repräſentanten auf das Wohl des illegitimen Thronerben.

Die wegen der Räumung Herats zwiſchen dem perſiſchen und engliſchen Cabinet eingetretene Spannung ſteigerte ſich unterdeß immer mehr. Verſchiedene an ſich unbedeutende und kleinliche Reibereien verſchärften den Conflict. Namentlich war es das Schutzrecht der Engländer, was dem perſiſchen Hofe beſtändigen Vorwand zu erbitterten Noten gab. Ein unter engliſchem Schutz ſtehender ſehr reicher Kaufmann, Namens Hadſchi Abdul Kerim, deſſen Schätze ſchon längſt die begehrlichen Blicke des Schah auf ſich gezogen, pfändete auf Grund einer Geldforderung das Haus des königlichen Schwiegervaters, wobei engliſche Farasche (Diener) mit Gewalt in den Harem drangen. Ein von dem Großvezier wegen Widerſpenſtigkeit entlaſſener Mirza aus dem Stamme der Nuri, Haſchim Chan, fand im Bureau der engliſchen Geſandtſchaft Aufnahme und gute Bedienſtung. Ein Bruder des engliſchen Conſuls Stevens weigerte ſich, einige Tauſend Dukaten, die er angeblich der Familie des Großveziers ſchuldig war, zu bezahlen, und reizte dadurch den Zorn des geizigen Miniſters aufs höchſte. Dieſer und der ebengenannte Conſul Stevens, ein äußerſt ſchlauer Diplomat, wurden deshalb geſchworene Feinde, und ihren beiderſeitigen Bemühungen, die Flamme der Zwietracht zu ſchüren, iſt hauptſächlich der Ausbruch des engliſch-perſiſchen Krieges zuzuſchreiben.

Nachdem die Engländer ſchon mehrmals mit Einziehen

ihrer Flagge gedroht hatten, gab eine in beſonders unziemlichem Ton abgefaßte Note den Ausſchlag.

Im Herbſt 1856 verließ die britiſche Geſandtſchaft Teheran und begab ſich über Kurdiſtan nach Bagdad. Mit der politiſchen Vertretung der Intereſſen engliſcher Unterthanen wurde die franzöſiſche Geſandtſchaft beauftragt; zur Ausübung der Conſularfunctionen aber blieb Herr Stevens zurück, deſſen Anweſenheit natürlich nicht zur Beilegung der Mißhelligkeiten dienen konnte. Erſt als ihm die Nachricht zuging, daß engliſche Schiffe gegen Bender Buſchir abgeſchickt ſeien, entfernte er ſich heimlich, die Rache des Sader-azam fürchtend, aus der Stadt und erreichte glücklich die ruſſiſche Grenze. Kaum war ſeine Abreiſe bekannt geworden, als eine officielle Proclamation der perſiſchen Regierung erſchien, worin alle Beſchwerden gegen die Engländer Punkt für Punkt aufgezählt, ſie unter anderm beſchuldigt wurden, die Heiligkeit des Hauſes und des Harem verletzt zu haben, und ſodann der Flucht des Conſuls Stevens Erwähnung geſchah mit dem Hinzufügen, dieſelbe ſei durchaus überflüſſig geweſen, da man die Gebote des Völkerrechts genugſam achte, um den Vertreter einer auswärtigen Macht, ſelbſt wenn man ſich mit ihr im Kriege befinde, unbeläſtigt abreiſen zu laſſen, es wären ihm ſogar Pferde zur Verfügung geſtellt worden. Trotz dieſer nachträglichen Verſicherungen dürfte es indeß Herrn Stevens auf offenem Wege ſchwerlich gelungen ſein, mit heiler Haut aus Perſien zu entkommen.

Kurz darauf gelangte die Kunde von der Landung engliſch-oſtindiſcher Truppen auf der Rhede von Bender Buſchir nach Teheran. Man erfuhr, daß der Nomadenhäuptling Bagher Chan Deſchti nur ſchwachen Widerſtand geleiſtet habe, daß deſſen Sohn im Kampfe geblieben, die befeſtigte Stadt Buſchir ohne Schwertſtreich genommen, die Beſatzung, aus zwei Regimentern beſtehend, entwaffnet und entlaſſen, dagegen der

Dariabeghi (Admiral in partibus) gefangen nach Bombay geſchickt worden ſei. Dieſe Nachrichten verbreiteten Schrecken in der Hauptſtadt. Erſt jetzt fing man an ernſtlich an den Krieg zu glauben; man fürchtete, daß die Engländer ſich der Stadt Schiraz bemächtigen würden, denn der Süden war faſt ganz von Truppen entblößt und man wußte, wie ſehr der Ilchani, der Anführer des mächtigen Nomadenſtammes der Kaſchgai, den Engländern zugeneigt und wie wenig auf die Treue der übrigen Bevölkerung jener Gegenden zu rechnen war. Allerdings wäre dies der vernünftigſte Plan geweſen, den die Engländer hätten verfolgen können. Die Einnahme von Schiraz hätte den Krieg mit Einem Schlage ohne Blutvergießen beendigt; von dort aus konnten ſie den Perſern ihre Bedingungen dictiren, namentlich die Entlaſſung des Saderazam peremtoriſch verlangen, ihr Anſehen in Aſien wäre nicht geſunken, und es iſt mit höchſter Wahrſcheinlichkeit anzunehmen, daß die Meuterei in Indien nicht zum Ausbruch gekommen wäre. Allein die Sachen nahmen einen ganz andern unerwarteten Gang, und es dürfte ſchwer zu entſcheiden ſein, ob die Engländer oder die Perſer den Krieg planloſer angefangen und geführt haben. Erſtere glaubten, mit der Einnahme Buſchirs ſei der Feind hinlänglich eingeſchüchtert, wie überhaupt nicht ein Krieg ſondern nur eine Demonſtration in ihrer Abſicht lag. Sie blieben daher in Buſchir ſtehen und begnügten ſich, einige Verſchanzungen daſelbſt aufzuwerfen. Von den Aſiaten wurde aber ihre Unthätigkeit als Schwäche ausgelegt; es hieß, die Engländer wagen nicht, ſich vom Meere zu entfernen, und der Schah ſagte von ihnen: „Sie ſind Enten, die wohl im Waſſer Muth haben, ſich aber nicht getrauen, zu Lande einem iraniſchen Kriegsheer gegenüberzutreten.“ Befangen in dieſer Meinung, ließ er die Rüſtungen eifrig betreiben, ſodaß endlich Truppen gegen den Süden entſandt werden konnten. Die im Lande zurückgebliebenen

Schützlinge der Engländer wurden bedroht und gezwungen, dem engliſchen Schutze zu entſagen. Von einem Armener ward der Gedanke angeregt, den Krieg als einen heiligen, einen Religionskrieg (dschenge dschæhāt) zu proclamiren, worauf der Schah und ſein Vezier um ſo bereitwilliger eingingen, als ſie darin ein treffliches Mittel erblickten, unter dem Vorwande, der Islam ſei in Gefahr, von den Unterthanen Geld zu erpreſſen. Die Mulas ſuchten in den Moſcheen durch Verſammlungen und Predigten den Fanatismus anzufeuern, doch ohne die gewünſchte Wirkung, denn ſehr bald merkte das Volk, daß es nur auf ſeinen Beutel abgeſehen ſei. Immerhin kamen im Anfang nicht unbedeutende Summen ein, die ſämmtlich in den Seckel des Großveziers floſſen.

Die perſiſchen Truppen, auf die Unthätigkeit der Engländer bauend, lagerten ſich einige Meilen von Buſchir bei Burazdſchan, wurden aber ſofort von den ausrückenden Engländern, unter Zurücklaſſung des ganzen Lagers, aus ihrer Poſition vertrieben. Auch ein Ueberfall (schæb-chun), den ſie in der folgenden Nacht ausführten, mislang. In derſelben Nacht bezogen die Engländer, weil ſie glaubten, daß eine große Anzahl der irregulären Truppen ihres Freundes, des Ilchani, zu dem perſiſchen Heer geſtoßen ſei, ein verſchanztes Lager bei Dalaki. Als der Morgen anbrach, ſahen die Perſer das engliſche Lager nur 1000 Meter von ſich entfernt. Sie wagten einen Angriff und wurden, obwol die Truppen ſich mit mehr als gewöhnlichem Muthe benahmen, beſonders durch die engliſche Cavalerie gründlich geſchlagen. Uebrigens vermochten die Engländer den errungenen Vortheil nicht zu benutzen. Herabſtrömender Regen, welcher den Boden völlig aufweichte, eine beſonders ihren indiſchen Truppen empfindliche Kälte, der Mangel an Zelten oder anderm Obdach, alle dieſe mislichen Umſtände nöthigten ſie, ſich ſchleunigſt nach

Buſchir zurückzuziehen. Ihr Rückzug glich ſo ſehr einer Flucht, daß die Perſer infolge deſſelben ſich den Sieg zuſchrieben. Der commandirende Obergeneral Sudſchah emmulk, ein Kuri, Neffe des Großveziers, berichtete ſogar an den Schah: „Hätten wir hinlängliche Cavalerie zur Verfolgung gehabt, kein Mann von den Feinden wäre uns entronnen.“ War dies allerdings eine arge Uebertreibung, ſo ſteht doch feſt, daß die Engländer bei weitem nicht mit der Energie auftraten, welche allein den Orientalen Reſpect einzuflößen vermag. Darum legte man auch den Selbſtmord zweier höhern engliſchen Offiziere, die an dem Treffen theilgenommen, als Zeichen einreißender Muthloſigkeit aus. In welchem Lichte den Perſern vom militäriſchen Standpunkt aus die ganze Affaire erſchien, zeigt folgender Schlachtbericht eines perſiſchen Offiziers:

„Schlachtfeld von Chuſchkab, den 27. Redſcheb 1857.

„Den 7. Dſchemädrel ſäni l. J. erfuhren die Perſer in ihrem Lager, daß die Engländer aus Buſchir ausgerückt ſeien und raſch gegen Burazdſchan marſchirten. Sogleich faßte der Obergeneral Sudſchah emmulk den Entſchluß, ihnen entgegenzuziehen und ſie noch in der Nacht anzugreifen. Gegen Abend ſetzte ſich das ganze Lager in Bewegung. Kaum aber befanden wir uns auf dem Marſche, als ein fürchterlicher Regen herabſtürzte, der nicht nur unſere Kleider und Munition gänzlich durchnäßte, ſondern auch den Weg nach Tſchaekuta unpaſſirbar machte, ſodaß wir zur Umkehr gezwungen waren. Im Lager wieder angelangt, erhielten wir durch einen Kurier des Bagher Chan Deſchti die Meldung, daß die Hauptmacht der Engländer, aus 13,000 Mann Infanterie, 1000 Mann Cavalerie und 28 Stücken beſtehend, im Anzuge ſei und uns am nächſten Tage eine Schlacht zu liefern beabſichtige. Infolge dieſer für wahr und verbürgt gehaltenen Nachricht änderte unſer General ſeinen ſtrategiſchen Plan; der ver-

ſammelte Kriegsrath erklärte es für thöricht, mit 3000 Mann und 15 Stücken einen viermal überlegenen Feind erwarten zu wollen, und beſchloß, ſich auf die Engpäſſe von Naniſek und Dalaki zurückzuziehen.

„Gegen Mittag marſchirte Sudſchah emmulk mit den regulären Truppen gegen Dalaki, der Ilchani von Schiraz mit ſeiner Reiterei und den Füſilieren gegen Naniſek. Eine Stunde ſpäter zogen die Engländer, ohne einen Schuß gethan zu haben, in unſer Lager ein, wo ſie nichts weiter vorfanden als einige Zelte und einige Kiſten Munition, die wir zurücklaſſen mußten, weil zwei Tage vorher eine große Zahl Laſtthiere nach Dalaki geſchickt worden war, um Mundvorrath von dort zu holen.

„Für dieſe Affaire, welche die Engländer und ſelbſt einige Perſer als eine Art Sieg verkünden, verdient nach meiner Meinung unſer Commandant nur großes Lob. Denn im Lager von Burazdſchan wären wir ſchutzlos dem Feuer der engliſchen Artillerie ausgeſetzt, unſer Verluſt wäre ein enormer, ja wahrſcheinlich wäre alles verloren geweſen; hingegen ward durch das Verlaſſen des Lagers faſt alles gerettet, indem wir dem Feinde den Paß nach Schiraz verlegten und ihn zwangen, ſich in zweckloſen Strapazen zu ermüden.

„Abends erreichten wir in guter Ordnung Dalaki. Schon am zweiten Tage ging uns von allen Seiten die ſichere Kunde zu, daß die Macht der Engländer bei weitem überſchätzt worden, daß ſie höchſtens 5000 Mann Infanterie und 700 Mann Cavalerie nebſt 7 Stücken von kleinem Kaliber betrage. Hierdurch wieder mit Hoffnung erfüllt, den Feind zu ſchlagen, beſchloß Tags darauf unſer Obergeneral einen nächtlichen Ueberfall. Er ſchickte einen Kurier an den Ilchani mit der Ordre, ſich gegen 3 Uhr morgens zum Angriff bereit zu halten; ein Kanonenſchuß vom Gebirge ſolle ihm als Signal dienen, daß er ſeinerſeits die Attake beginne.

„Die Vorbereitungen wurden ſo geheim als möglich betrieben, und gegen 6 Uhr abends ſetzten ſich 2400 Mann mit 8 Feldſtücken in Marſch gegen Burazdſchan. Dennoch war durch irgendeinen Böswilligen, dergleichen es leider ſehr viele in hieſiger Gegend gibt, unſer Angriffsplan den Engländern verrathen worden, ſodaß ſie, wie wir ſpäter erfuhren, ſchon acht Stunden vor unſerm Auszug von allem unterrichtet waren. Nach zweiſtündigem Marſch ließ Sudſchah emmulk auf dem Berge, welcher die Ebenen von Dalaki und Burazdſchan trennt, das verabredete Kanonenſignal geben. Unmittelbar darauf überzeugte er ſich, daß ſein Plan, den Feind zu überraſchen, vereitelt war. Damit jedoch nicht der Ilchani, durch das Signal zum Angriff verführt, etwa allein dem Feuer des Feindes ausgeſetzt ſei, ward der Befehl erlaſſen, zwar vorſichtig, aber mit größtmöglicher Eile vorwärts zu gehen.

„Als wir etwa 3000 Meter vom engliſchen Heere entfernt waren, hörten wir den Ruf: „Jā Ali!“: ein Zeichen, daß die Truppen des Ilchani heranſtürmten, und um ſie von unſerer Nähe zu benachrichtigen, feuerten wir unſererſeits drei Kanonenſchüſſe ab. Der Schlachtruf von der einen und unſer Signal von der andern Seite machte die Engländer ſtutzig. Sie ſcheuten die Gefahr, zwiſchen das Feuer zweier Feinde zu gerathen, deren Kräfte ſie nicht kannten, und hielten es daher für gerathen, ſtatt eine Schlacht zu wagen, den Rückzug gegen Tſchakuta anzutreten.

„Von dieſem Momente an begann eine glänzende Verfolgung des Feindes, welche 3½ Stunde dauerte und der Unerſchrockenheit und Tapferkeit unſerer Truppen alle Ehre macht. Die Engländer wurden unausgeſetzt beunruhigt, von dem Wege nach Tſchakuta abgeſchnitten und gezwungen, ſich gegen Schiſ zu wenden. Wäre es möglich geweſen, alle unſere Truppen auf einem Punkt zu vereinigen, ſo wären meines Erachtens wenige Engländer in dieſer Nacht entkommen. Ich

habe nie in meinem Leben Soldaten mit ſo unermüdlicher Ausdauer die Strapazen eines forcirten Marſches ertragen und von ſo unwiderſtehlicher Kampfbegier erfüllt geſehen. Sechs Stunden Wegs hatten ſie im Laufe zurückgelegt und doch wollten ſie von Ruhe nichts hören. „Führt uns gegen den Feind!“ war ihre einzige Antwort, und die Offiziere, von demſelben Geiſt beſeelt, ließen ſie immer weiter vordringen.

„Nur durch unſere Unbekanntſchaft mit den Wegen auf der weitgeſtreckten Ebene und unterſtützt von der Dunkelheit der Nacht, konnte es den Engländern zuletzt gelingen, uns mittels einer Kriegsliſt über ihre Bewegung zu täuſchen. Dieſelben feuerten nämlich plötzlich alle ihre Geſchütze ab und begannen gleichzeitig ein wohlgenährtes Gewehrfeuer auf unſere leichten Truppen. Während dieſe nun ein wenig zurückwichen, änderten ſie, unbemerkt von uns, die Richtung ihres Marſches. Um ſie wieder aufzufinden, dechargirten wir ein Dutzend Kanonen. Die Geſchoſſe richteten in der That, wie ich ſpäter erfuhr, in ihren Colonnen großen Schaden an; aber aus Furcht, ihre Poſition zu verrathen, erwiderten ſie das Feuer nicht, ſodaß unſer General glaubte, die Kugeln hätten den Feind nicht erreicht, und den Tag zu erwarten befahl.

„Beim Anbruch des Morgens gewahrten wir zu unſerm Erſtaunen, daß der Feind nur 2000 Schritt von uns entfernt war. Hinter drei Hügeln in der Tiefe der Ebene lag die engliſche Infanterie, ihr zur Rechten in einem Dattelwald hatten 1200 Mann Cavalerie Poſto gefaßt, die Zwiſchenräume zwiſchen den Hügeln waren durch 18 Kanonen ſchweren Kalibers vertheidigt. Die ganze Poſition war ſehr gut gewählt, während wir in der Ebene ganz ſchutzlos daſtanden. Trotzdem erweckte der Anblick des Feindes neue Kampfluſt in unſern Soldaten. Etwa 500 Mann Schirazer, Kaſchkai und Araber ſtürmten, ohne Befehl von

ihrem Chef abzuwarten, auf den nächſten Hügel los und eröffneten dort die Schlacht durch ein lebhaftes Feuer gegen die engliſche Infanterie. Dieſe erſte Attake, obwol mit großer Bravour ausgeführt, verdarb jedoch den Schlachtplan unſers Generals, da er ſich hierdurch gezwungen ſah, augenblicklich die Schlacht gegen einen weit ſtärkern und überdies wohlverſchanzten Feind aufzunehmen. Denn um die Anſtürmenden am Fuße des Hügels nicht im Stich zu laſſen, mußte er auch die andern Truppen, welche aus 500 Mann vom Regiment Chaſſeh und 500 Mann vom vierten Regiment beſtanden, dorthin entſenden. Das Regiment Karaguslu von Hamadan erhielt den Befehl, ſich mehr nach links aufzuſtellen, um als Reſerve zu dienen und zugleich nöthigenfalls die Flanke zu decken.

„Unſere zuerſt anſtürmenden Truppen wurden von den Engländern mit einem fürchterlichen Feuer empfangen, das große Verheerung unter ihnen anrichtete; dennoch gingen ſie unaufhaltſam vorwärts. Schon waren die Schirazer faſt am Fuße des Hügels angelangt, als zwei mit Kartätſchen geladene Kanonen in ihrem Rücken zu ſpielen begannen und gleichzeitig auch die engliſche Cavalerie im Carrière rechts und links ſich entfaltete, ihnen jeden Succurs abſchnitt und ſie mit dem Säbel in Stücke hieb. Nun richteten ſich die Geſchoſſe auf dem Hügel mit voller Heftigkeit gegen das Regiment Chaſſeh und gegen das vierte Regiment. Es war unmöglich für die Unſerigen vorzudringen; doch wichen ſie nicht zurück, ſondern harrten einige Minuten in dieſer verzweifelten Lage aus, die tödlichen Wunden erwartend, bis der Befehl zum Rückzug kam. Anfangs verſuchte die Cavalerie uns zu verfolgen, ſie kehrte jedoch bald wieder um und ſchwenkte links ab mit der Abſicht, uns zu umgehen und alle zu Gefangenen zu machen. Allein hier traf ſie auf das Regiment Hamadan, welches ihren Angriff mit dem Bajonnet zurückſchlug und ihr

bedeutende Verluſte beibrachte. Erſt als der Feind zwei Feldſtücke in der Nähe aufpflanzte, ward auch dieſes brave Regiment genöthigt, den Widerſtand aufzugeben und ſeine Stellung zu verlaſſen. So hatte weder die Artillerie noch die Cavalerie unſere Truppen in Unordnung zu bringen vermocht; die Angriffe der Cavalerie koſteten ihr ſelbſt viele Leute, und nur vier Gefangene fielen in ihre Hände. Wir kamen gegen Mittag in Burazdſchan an, der Feind verſchanzte ſich wieder hinter den Wällen von Bender Buſchir.

„Das iſt der wahre Hergang der Schlacht von Chuſchkab, wie ich ihn vom Anfang bis zu Ende beobachtete. Dem Anſcheine nach haben wir die Schlacht verloren, denn wir wurden gezwungen uns zurückzuziehen; doch iſt nicht immer der Rückzug das entſcheidende Merkmal. Auch die Engländer haben ſich zurückgezogen, und ſo ſind wir in dieſer Hinſicht quitt. Nach meiner Meinung iſt es der Verluſt an Todten und Verwundeten, welcher den Ausſchlag gibt. Daß die Engländer nicht Sieger waren, beweiſt ihr plötzlicher Abmarſch nach Buſchir, das Aufgeben von Burazdſchan, der Selbſtmord ihres Generals und die kleine Anzahl Gefangener, die ſie machten. Im ganzen kann die Schlacht nur als ein zufälliges Treffen betrachtet werden, nach welchem alle Vortheile auf unſerer Seite blieben, und ich bin überzeugt, daß die Engländer ſelbſt ſich nie wieder einen ſo zweifelhaften Sieg wünſchen werden. Unſer Verluſt an Todten betrug beiläufig 300, an Verwundeten 200 Mann; die Verluſte der Engländer ſollen nicht geringer ſein.“

Das engliſche Volk, müde die Koſten eines Krieges zu tragen, deſſen Urſache ihm, wie aller Welt, unverſtändlich war, drang auf Frieden, und ſo wurden unter Fürſprache des Kaiſers Napoleon vom Cabinet Unterhandlungen mit dem damals in Paris reſidirenden perſiſchen Geſandten Ferruch Chan eingeleitet, die einen

um ſo beſſern Fortgang nahmen, als beide Parteien nichts Weſentliches voneinander verlangten. Damit aber Englands Name in Aſien nicht allzu ſehr an Gewicht verliere, mußte vorher noch irgendeine ſiegreiche Waffenthat ausgeführt werden. Zu dem Zweck erſchien die engliſche Flotte vor Muhammereh, wo der Oheim des Schah Chanler Mirza, Gouverneur von Arabiſtan, an der Spitze von 10,000 Mann ein Lager innehatte. Von den Schiffen aus wurde das Lager bombardirt; die Kugeln trafen Schlag auf Schlag, und alsbald lief das ganze Heer unter Zurücklaſſung einer großen Anzahl von Todten und Verwundeten in wilder Flucht auseinander. Mag das Bombardement von Muhammereh als ein Act politiſcher Klugheit betrachtet werden, vom Standpunkt der Humanität bleibt es, da der Commandant der engliſchen Flotte bereits die ſichere Nachricht vom Abſchluß des Friedens hatte, eine nicht zu entſchuldigende Barbarei.

Wenige Tage ſpäter überbrachte ein Kurier dem Hofe von Teheran den Friedenstractat. Als der Schah den Artikel las, in welchem England auf jede Entſchädigung für Kriegskoſten Verzicht leiſtete, brach er in die Worte aus: „Al hamdu lilah!“ (Gott lob) ſo billig glaubte ich nicht davon zu kommen!“ Wie mit dem Beginn und der Führung des Krieges begingen die Engländer auch bei Stipulation der Friedensbedingungen politiſche Fehler, welche grobe Unkenntniß der aſiatiſchen Zuſtände bekundeten und ſicher ſehr viel zum Ausbruch des indiſchen Aufſtandes beigetragen haben. Es lag von Anfang an kein Grund zum Kriege vor. Durch diplomatiſche Gewandtheit und einige wohlangebrachte Geſchenke hätte daſſelbe, ja mehr erreicht werden können, als in den Friedensartikeln gewährt wurde. Mit Recht ſagt der Araber: „Die letzte der Liſten iſt das Schwert.“ Was die ſtrategiſchen Operationen betrifft, ſo mußte bei der Langſamkeit und Unvollkommenheit, womit Nachrichten im Orient ſich weiterverbreiten, die

Demonſtration auf einen ſo fernen Punkt wie Buſchir ohne alle Wirkung bleiben; hingegen wäre durch die Einnahme von Schiraz, einer in ganz Aſien bekannten Stadt, der Krieg mit Einem Schlage beendigt worden, der Schah hätte ſich jeder Bedingung, ſelbſt der Forderung, ſeinen Großvezier zu entlaſſen, gefügt, und man wäre nicht in den Fall gekommen, die bons offices des Tuilerienhofs anſprechen zu müſſen, durch welche überdies der Schah mit Recht ſich gegen Frankreich zu Dank verpflichtet fühlte. Bei den Friedensbedingungen endlich mußten die Engländer vor allem auf die Abſetzung des Sader azam beſtehen, welcher, einſt ihr Schützling, jetzt am feindſeligſten gegen ſie agitirte. Daß man keine Entſchädigung für Kriegskoſten verlangte, war großmüthig, aber im höchſten Grade unpraktiſch; denn der Orientale hält ſich nur dann für überwunden, wenn er Geld oder Land an den Sieger herausgeben muß. In einem Artikel des Friedensvertrages entſagte England ſeines Schutzrechts, wodurch es ſeiner Autorität in den Augen der Chane wie des Volks viel vergeben hat. Die errungenen Vortheile dagegen ſind ſchon um deswillen precär, weil Verträge von den Orientalen nur ſo lange gehalten werden, als man nicht die Macht beſitzt, ſie zu brechen. In der That wurde gleich nach Schluß des Friedens von neuem gegen die Engländer intriguirt, denn eine Geſandtſchaft, beſtehend aus zwei Offizieren und einem Arzte unter Führung des Colonel Taylor, welche ſie in Abſicht einer Demonſtration gegen Perſien nach Herat ſchickten, fand dort ſehr ſchlechte Aufnahme und mußte unverrichteter Sache nach Teheran zurückkehren. Auf der Durchreiſe wurde ihr die einer Geſandtſchaft gebührende Achtung, ſogar die Gewährung eines Mehmendars und der Gulams verſagt.

Kurze Zeit nach Beendigung des Krieges, am 29. Juni 1858, ſtarb infolge plötzlich eingetretenen Siechthums der neuernannte Kronprinz Kaſem Chan. Der Schah war untröſtlich,

er ſtieß den Kopf gegen die Mauer und nahm mehrere Tage faſt gar keine Nahrung zu ſich. Alle ſeine übrigen Kinder vernachläſſigend und mit Abneigung betrachtend, hatte er zu dieſem Sohne eine ſo leidenſchaftliche Liebe gefaßt, daß er kaum einen Augenblick deſſen Gegenwart entbehren mochte. Er war ſogar mit dem Gedanken umgegangen, ſobald Kaſem Chan das ſiebzehnte Jahr erreicht haben würde, zu Gunſten deſſelben vom Throne zu ſteigen. Wenigſtens ſagte er oft zu mir: „Hekim, in einigen Jahren, wenn mein Valieht erwachſen ſein wird, will ich in schallah! eine Reiſe nach Frankiſtan (Europa) unternehmen. Du wirſt mich begleiten.“ Einmal ging ich näher auf ſeine Reiſeprojecte ein. Ich ſetzte ihm auseinander, daß der bequemſte Weg nach Europa der über Tiflis ſei; da verfinſterte ſich aber ſofort ſeine Miene, wahrſcheinlich weil Tiflis einſt zu Iran gehört hatte, und kurz abbrechend ſprach er: „Ich werde einen andern Weg wählen.“

Der damals noch mächtige Großvezier wurde, gewiß mit Unrecht, beſchuldigt, den Tod des Prinzen veranlaßt zu haben; Palaſtintriguen beuteten dieſe Gerüchte aus, und im Herbſte deſſelben Jahres erfolgte ſein Sturz ſowie natürlich der ſeiner ganzen Familie. Der Schah hatte den Saderazam, obgleich er ihn öffentlich ſeinen Wohlthäter, Vater und Vormund nannte, im Herzen doch immer gehaßt; jener wußte ihn aber in der Meinung zu erhalten, daß kein anderer das Land regieren könne und daß ſeiner Abſetzung allgemeine Revolution auf dem Fuße folgen werde. Voll ängſtlicher Beſorgniß begab ſich daher der Schah, nachdem er den Befehl zur Verhaftung gegeben, unter ſtarker Begleitung auf die Jagd. Erſt als ihm die Nachricht von der vollzogenen Feſtnahme überbracht worden war, kehrte er in ſein Luſtſchloß Niaveran zurück. Auch hier ſpähte er noch furchtſam durchs Fenſter, ob nicht die Volkshaufen ſich ſeiner untenſtehenden

Pferde bemächtigen würden, und da nichts dergleichen geſchah, rief er endlich freudig aus: „Ich hätte nie geglaubt, daß der Sturz meines Veziers ſo ruhig ablaufen werde, ſonſt hätte ich ihn ſchon vor mehrern Jahren vom Amte entfernt.“

Aus den bisherigen Erfahrungen belehrt, wie gefährlich es ſei, alle Macht in Einer Hand zu concentriren, faßte Naſſereddin den Entſchluß, das Amt eines Großveziers von nun an gar nicht mehr zu beſetzen. Er ernannte Fachminiſter für die einzelnen Zweige der Verwaltung, für die äußern Angelegenheiten, für das Innere, die Juſtiz, den Handel, den Krieg, und außerdem in der Perſon des Mirza Dzafer Chan, der mehrmals Geſandtſchaftspoſten in Europa bekleidet hatte, einen Miniſter ohne Portefeuille, ſich ſelbſt die Ueberwachung der verſchiedenen Dikaſterien vorbehaltend. Eine Zeit lang conferirte er mit den Secretären und andern untergeordneten Beamten; er bildete ſich ein, auf dieſe Weiſe nicht nur zu herrſchen, ſondern auch zu regieren. Wie ſich bald ergab, hatte er jedoch abermals nur den Herrn gewechſelt. Die Königin Mutter und einige Höflinge gewannen jetzt um ſo unbeſchränktern Einfluß auf ihn, je mehr er das Anſehen der Miniſter untergrub und ſie als nutzloſe Diener behandelte. Unter dieſen Umſtänden war es eine lächerliche Idee, ein Ober- und Unterhaus errichten zu wollen; der Unterſchied zwiſchen den beiden Häuſern ſollte darin beſtehen, daß dem Oberhauſe einige Schüſſeln Reis zum Frühſtück mehr geliefert würden. Was das Land von einer ſolchen Repräſentation zu hoffen hätte, kann man ſich denken.

In der jüngſten Zeit nahmen die Einfälle der Turkomanen wieder ſehr überhand; ganze Gegenden wurden durch ſie entvölkert und die Bewohner als Sklaven nach Chiva und Buchara verkauft. Man rüſtete endlich im Winter 1860 eine Expedition gegen Serächs aus. Die perſiſchen Truppen beſetzten ohne Widerſtand die Stadt und machten ſie zu einem

feſten Waffenplatz. Allein man ſchickte ihnen, wie gewöhnlich, keine Verſtärkung nach, ſondern überließ ſie ihrem Schickſal. Es währte nicht lange, ſo gelang es den Turkomanen, durch Abſchneiden der Zufuhr die Beſatzung auszuhungern. Sie mußte ſich ergeben und ſämmtliche Soldaten wurden in die Sklaverei verkauft. Der Expedition war ein europäiſcher Photograph zugetheilt, damit er die Siege der glorreichen Armee photographiſch aufnehme. Statt deſſen ſah ſich nun der Unglückliche gezwungen, viele Monate Sklavendienſte als Kamelhüter zu thun, bis man ihn durch ein hohes Löſegeld befreite.

In Vorſtehendem gab ich eine flüchtige Skizze der bemerkenswertheſten Ereigniſſe, welche ſich, mit Einſchluß des im erſten Theil erzählten Attentats der Babis, bis zu dem Zeitpunkt, wo ich das Land verließ, unter der Regierung des Naſſereddin Schah zutrugen. Ich ſchließe hieran eine kurze Schilderung ſeiner Perſönlichkeit. Der Schah ſtand damals im 32. Lebensjahre. Er iſt von mittlerer Größe, eher mager als beleibt. Das Geſicht bildet ein gefälliges Oval mit dunkelbraunen Augen, ſtark gewölbten und über der Naſe zuſammengewachſenen Brauen, etwas kurzem Kinn und umrahmt von einem üppigen, nach türkiſcher Weiſe kurz geſchorenen Bart, wogegen der Schnurrbart ſehr lang über den Mund herabhängt. Seine Hände ſind ſchön geformt, dagegen die Unterſchenkel nach einwärts gebogen, welcher Fehler, zwar durch weite Beinkleider verdeckt, ſich doch im Gange bemerkbar macht. Zu Pferde iſt ſeine Haltung kühn und elegant. Abgerechnet eine ſchwache Verdauung und eine erbliche Anlage zu Hämorrhoidalleiden, erfreut er ſich guter Geſundheit. Er ſpricht ſehr raſch, abgebrochen und ſtoßweiſe — eine Eigenthümlichkeit des Kadſcharenſtammes —, weiß aber im Geſpräch nach perſiſcher Manier jedem etwas Verbindliches zu ſagen. Vor ſeiner Thronbeſteigung wortkarg und unbeholfen, drückt er ſich

jetzt geläufig in türkiſcher wie in perſiſcher Sprache aus; auch ſpricht und ſchreibt er ziemlich gut franzöſiſch, worin ihm Dr. Cloquet und ich Unterricht ertheilten. Seines Talents zum Zeichnen und der Sucht, die Lächerlichkeiten oder Gebrechen anderer durch Caricaturen zu verſpotten, ward ſchon früher gedacht, ebenſo ſeiner poetiſchen Verſuche wie ſeiner Kenntniſſe in der Landesgeſchichte und der neuern Geſchichte Europas ſeit Friedrich dem Großen. Wohlwollende herzliche Zuneigung bezeigt der Schah für niemand, weder für ſeine Frauen, die von ihm bis auf die eine, mit welcher er gerade lebt, vernachläſſigt werden, noch für die Stammesgenoſſen, in deren Penſionen er nur eine unnütze Belaſtung der Staatskaſſe erblickt, weshalb er auch die Nachkommen Feth Ali Schahs nicht als legitim anerkennt, noch für die eigenen Kinder, ſeitdem der abgöttiſch geliebte Sohn Kaſem Chan geſtorben iſt. Vielmehr ſind hervorſtechende Züge ſeines Charakters: Geiz und Habſucht; beſonders reizen Edelſteine, der Lieblingsbeſitz jedes Orientalen, ſeine Habgier. Unter allerlei Vorwänden ſucht er das Vermögen reicher Unterthanen an ſich zu bringen, das ſeiner nächſten Blutsverwandten nicht ausgenommen. Er ſammelt jedoch nicht für ſeine Privatchatoulle, ſondern ſpeichert alles Geld im Staatsſchatz (chasineh) auf, den er mit Argusaugen hütet und wozu er die Schlüſſel in perſönlicher Verwahrung hat. Gewiſſenhaft zahlt er die Summen zurück, die er zum eigenen Gebrauch daraus entlehnt. Iſt der Schatz zu einer gewiſſen Höhe angewachſen, ſo wird an die Ausrüſtung einer Expedition zum Zweck der „Mehrung des Reichs“ gedacht; denn der Ehrgeiz des Schah überwiegt faſt noch ſeine Geldgier. Unabläſſig träumt er von Wiederherſtellung der alten Grenzen Irans; er überſchätzt die Kräfte des Landes ſowie die Leiſtungsfähigkeit der Armee und vernachläſſigt über dem Trachten nach äußerer Vergrößerung die innern Intereſſen des Reichs. Sehr hohe

Verehrung zollt er dem verſtorbenen Czaren Nicolas, welcher ihn als Kind, bei einer Zuſammenkunft am Araxes, auf den Schos genommen, und nicht geringere dem Namen Napoleon; es ſchmeichelt ihn, wenn Louis Napoleon den Titel Schah mit „Kaiſer" überſetzen läßt und ihn in Briefen „Bruder" anredet. Nicht grauſam von Natur, ſpart er doch kein Blut, wenn ihm ſeine perſönliche Sicherheit oder das Staatswohl gefährdet ſcheint, wie die Hinrichtung ſeines Lehrers und Wohlthäters des Emir, die Ermordung des Prinzen Juſſuf von Herat, die maſſenhaften Executionen der Babis und zahlreiche andere Fälle beweiſen. Seit dem Attentat der Babis ſchwebt er in beſtändiger Furcht; kein Unbekannter, die Europäer ausgenommen, darf ſich ihm auf Schußweite nähern. Oft war ich auf unſern Reiſen Zeuge, wie Landleute, welche ſich, von Neugier getrieben, etwas zu nahe herangewagt, ſofort auf königlichen Befehl mit Ruthenſtreichen gezüchtigt wurden. Zieht der Schah durch eine Stadt, ſo werden die Dächer aller Gebäude von ſeinen Dienern beſetzt, um jeden Unberufenen fern zu halten.

Infolge der Untreue von Perſonen, die er durch Wohlthaten ſich verbunden zu haben glaubte, namentlich des Verraths ſeitens ſeines ehemaligen Buſenfreundes Paſcha Chan, welcher dem Großvezier von der geheimen Correſpondenz Mittheilung machte, hat er überhaupt das Vertrauen zu den Menſchen eingebüßt. Eigennutz gilt ihm für die alleinige Triebfeder menſchlicher Handlungen. So äußerte er zu mir, als von den in Rußland entdeckten Unterſchleifen während des Krimkrieges die Rede war: „Die Welt iſt überall dieſelbe, man ſtiehlt und ißt das Geld in Europa ebenſo wie in Iran." Auch keinem ſeiner Diener und Beamten traut er Gutes zu. Wenn er ihnen ſchmeichelt, ſie beſchenkt und mit Lob überhäuft, ſo geſchieht es nur aus Beſorgniß, daß ſie ihn ſonſt verrathen oder ihm ſchaden möchten. Darum

bezeigt er ſich am gnädigſten gegen diejenigen, deren Sturz er bereits beſchloſſen hat. Sie ſollen bis zum letzten Augenblick ihr Verderben nicht ahnen, damit ſie nicht etwa nach dem Spruche Saadi's: „Der Verzweifelnde greift nach der Schärfe des feindlichen Schwerts", zu einem Act verzweifelter Rache ſchreiten. In natürlicher Wechſelwirkung traut andererſeits niemand am Hofe dem Schah und ſeinen Worten; jeder iſt bereit ihn zu verrathen, ſobald er ſeinen Vortheil dabei findet. Es iſt klar, daß auf dieſe Weiſe gerade die Gefahren, denen er vorbeugen will, vom Schah ſelbſt heraufbeſchworen werden.

Je autokratiſcher die Regierungsform eines Landes, deſto geringer iſt die Achtung vor dem Geſetz. Ein Despot muß, weil alle Geſetze Ausfluß ſeines perſönlichen Willens ſind, conſequenterweiſe jede kleinſte Uebertretung als Auflehnung gegen ſeine Perſon anſehen und mit der Strafe des Hochverraths ahnden. Da er jedoch nicht durch fortwährende Executionen ſein Land und ſeinen Hof entvölkern kann, ſo leidet ſeine Autorität, und er muß es geſchehen laſſen, daß ſeine Befehle unvollzogen bleiben. So iſt auch Naſſereddin Schah trotz ſeiner zahlloſen Dienerſchar der am ſchlechteſten bediente Herr. Seine Geſetze werden nicht befolgt, ſeine Verfügungen, in der officiellen Zeitung proclamirt, kommen nicht zur Ausführung. Allerdings wird jeder ſeiner Befehle mit der Unterwerfungsformel „Beli kurban schæwæm" („Ja ich will dein Opfer ſein") beantwortet, nichtsdeſtoweniger aber unter irgendeinem Vorwande umgangen oder gänzlich unbeachtet gelaſſen. Er weiß das auch ſehr wohl, und um nicht beſtändig wegen Ungehorſams ſtrafen zu müſſen, fragt er faſt nie nach dem Vollzug der ertheilten Befehle. Abſichtlich gibt er ſich vielmehr, unterſtützt durch den Mangel jedweden offenen Widerſpruchs, dem täuſchenden Wahne hin, als ob er allein und ſelbſtändig regiere, während er in der That ſtets der Spiel-

ball in den Händen anderer iſt, ſei es ſeiner Mutter, ſeiner Frau, ſeiner Miniſter oder irgendeines Höflings, der es verſteht, ihm die Umſtände und Thatſachen in ſolchem Lichte darzuſtellen, daß er nothwendig zu der von jenem gewollten Schlußfolge gelangen muß und doch nach eigenem Antriebe zu handeln glaubt. Uebrigens iſt ſeine Herrſchergewalt an und für ſich keine völlig unumſchränkte. Das theo-demokratiſche Geſetz des Korans, das Anſehen der Prieſter, die öffentliche Meinung, welche auch in Perſien bis zu einem gewiſſen Grade Einfluß übt, endlich die Scheu vor dem Urtheil der europäiſchen Zeitungen, deren Stimmen um ſo mehr beachtet werden, als man ſie für den Meinungsausdruck hochgeſtellter Perſonen hält, ſetzen ſeinem despotiſchen Willen mannichfache Grenzen.

Außerdem mildert das im Orient noch alle Verhältniſſe durchdringende patriarchaliſche Syſtem die Strenge des Despotismus. Der Schah bekümmert ſich theilnehmend um die Familienangelegenheiten ſeiner Diener, um ihre Heirathen, ihr directes und indirectes Einkommen (mædächel). Er ſchlichtet ihre kleinen Streitigkeiten, indem er die Parteien vor ſich kommen läßt, ihre Klagen anhört und zu einem billigen Ausgleich mahnt. Will dann eine Partei ſich nicht dabei beruhigen, ſondern die Verhandlung fortſetzen, ſo beginnt der Schah ein anderes Geſpräch, um anzudeuten, daß die Sache erledigt ſei. Manchmal zeugen ſeine Urtheile von nicht gewöhnlichem Scharfſinn. Einſt klagte ihm einer ſeiner Günſtlinge, daß ein Kaufmann wegen einer unbegründeten Forderung von 400 Dukaten ihn durch die Mulas mit Proceſſen quälen laſſe. Der König erwiderte: „Ich kann unmöglich glauben, daß man es wagen würde, einen Mann, der meine beſondere Gunſt beſitzt, ohne Grund zu quälen; bezahle die 400 Dukaten und du biſt den ärgerlichen Handel los.“ Nicht ſelten überreicht ein Diener der unterſten Kategorien dem Schah ein Lamm, einen Hut Zucker oder eine Schüſſel

Candis; der Schah nimmt das Geſchenk gnädig auf, erkundigt ſich nach dem Anliegen des Gebers und erfährt gewöhnlich, daß derſelbe ſich verheirathen wolle, in welchem Fall er ihm eine angemeſſene Beiſteuer zu den Hochzeitskoſten gewährt.

Die orientaliſche Sitte erheiſcht, daß niemand mit leeren Händen vor dem Antlitz des Königs erſcheine, ſelbſt derjenige nicht, welcher ſich eine Gabe von ihm erbitten will. Hiernach richten ſich auch ſeit jeher die nach Perſien kommenden Geſandtſchaften, ſowol die aſiatiſchen wie die europäiſchen: jene bringen Pferde, Shawls, Reis, Taback, Woll- und Seidenſtoffe, dieſe Orden, europäiſche Waffen, Gemälde, Kryſtalle u. ſ. w. als Ehrengaben mit. Sie empfangen dafür beim Abſchied ein entſprechendes Gegengeſchenk unter dem Namen Chalat. Die mitgebrachten Geſchenke werden dem Schah in feierlicher Audienz auf ſilbernen und goldenen Plateaux überreicht und huldvoll von ihm entgegengenommen. Sobald die Geſandtſchaft ſich entfernt hat, tritt der Schatzmeiſter hinter einem Vorhange (perdeh), wo er bis dahin gewartet, hervor, um jedes Stück, jeden Diamanten in der Faſſung eines Ordens genau nach dem Geldwerth zu taxiren.

Als Symbol für Anerkennung der Souveränetät des Schah über eine Stadt gilt erſtens das Gebet für den Schah (chutbehi benâme schâh) in der Hauptmoſchee, zweitens die Geldprägung in ſeinem Namen (sikkeh). Zu den übrigen königlichen Prärogativen ſind zu rechnen: die Negâreh-châneh (das Muſikchor des Königs); der Diamantreiher auf der ſpitzen Mütze (dschiggeh); zwei Läufer (schâtir), ſowie eine Anzahl Farasche und Mirkæzæbs (Nachrichter) mit Ruthen (fasces), welche ihn auf allen ſeinen Reiſen und Umzügen begleiten; die durch Henna erzeugte goldgelbe Farbe ſeines Leibroſſes und eine goldene Kugel (gu) am Schweife deſſelben; ein rothes Zelt und ein rother Regenſchirm.

Ferner ſteht dem Schah die Verleihung des Sonnen-

und Löwenordens (schire-churschid) zu. Es gibt verſchiedene Grade und Kategorien: mit und ohne Band (hæmāil), für Inländer und für Fremde (letzterer heißt sitarehdār). Die Verleihung iſt ſtets von einem Firman begleitet. Den höchſten Würdenträgern wird die Decoration gewöhnlich mit dem von Diamanten eingefaßten Bildniß des Königs (timsāl) verliehen. Die Farbe des Bandes ſoll zwar je nach dem Ordensgrade verſchieden ſein; allein man nimmt eine Farbe, wie ſie ſich eben im Bazar vorfindet. Ein Löwe mit darüber aufgehender Sonne bildet auch das Wappen des Landes; beſtimmte Landesfarben kennt man nicht.

Die höchſte amtliche Würde iſt die des Großveziers; ſie wird durch verſchiedene Titel bezeichnet: Emir eddauleh, Itemad eddauleh, Sader-azam, Emir, Kaimakam. Ihm ſind nach Umſtänden bei- oder untergeordnet: der Vezier der auswärtigen Angelegenheiten (vezir dāwelet chāredscheh); der Vezier des Innern (mustāfi el memālek); der Vezier der Finanzen (muajir el memālek); der Vezier der Juſtiz (vezir adālet); der Vezier des Handels (vezir tedschāret); der Vezier für die Verwaltung der Fundationen (vezir maukufāt); der Miniſter ohne Portefeuille (muschir eddauleh); der Kriegsminiſter (sepāh sālār); der Miniſter der Wiſſenſchaften (vezir ālum); der Polizeimeiſter der Hauptſtadt (kalanter). In gleichem Range ſtehen noch die beiden Admirale in partibus (dæriābeghi), welche am Kaſpiſchen Meer und am Perſiſchen Meerbuſen ſtationirt ſind, obwol die Regierung nicht eine einzige Schalupe beſitzt.

In den Provinzen gehören zu den Würdenträgern (arkan u æjāneh daulet, die Pfeiler und Stützen des Reichs): die Gouverneure (hākem), welche wieder Veziere für die einzelnen Verwaltungszweige zur Seite haben. Der Gouverneur wird vom Schah ſelbſt auf ein Jahr ernannt, die Subgouverneure können von dem Gouverneur ein- und abgeſetzt werden.

Das Land iſt jetzt in 20 Gouvernements (hākemneschin oder vilājet) getheilt: 1. Azerbeidſchan mit der Hauptſtadt Tabris; 2. Chamſeh mit der Hauptſtadt Saendſchan; 3. Hamadan; 4. Kaswin; 5. Teheran; 6. Kum; 7. Kaſchan; 8. Iſpahan; 9. Schiraz; 10. Yezd; 11. Kirman; 12. Malāir-tuſirkan; 13. Charaſſan mit der Hauptſtadt Meſchhed; 14. Arabiſtan mit der Hauptſtadt Schuſchter; 15. Kirmanſchah; 16. Kurdiſtan mit der Hauptſtadt Senneh; 17. Aſtrabad; 18. Gilan mit der Hauptſtadt Reſcht; 19. Maſanderan mit der Hauptſtadt Sari; 20. Burudſchird.

Jedes Gouvernement zerfällt in Bezirke (bæluk und ḳeschwer), mit Städten (schæhr), Flecken (ḳæsæbeh), kleinen Flecken (ḳæsæbdscheh) und Dörfern (deh). Der Ortsvorſtand einer Stadt heißt der Kalanter, einer kleinern Ortſchaft der Kætchudā.

Die Nomaden ſtehen nicht unter der Jurisdiction des Gouverneurs, ſondern unter der ihres Chef, des Ilchani, welcher eine coordinirte Stellung zum Gouverneur einnimmt und ebenfalls zu den Stützen des Reichs (arkane daulet) gezählt wird.

Bei den Hofbeamten und der Hofdienerſchaft (naukere chās) unterſcheidet man folgende Klaſſen: die Pischchedmets (Kammerdiener und Kammerherren) tragen dem Schah die Speiſen auf, leſen ihm vor, begleiten ihn auf ſeinen Spaziergängen, beſchäftigen ſich, mit einem Wort, um ſeine Perſon; die Gulāms, an ihrer Spitze der Serkeschiktschi bāschi, halten die Wache im Schloſſe und bilden auf Reiſen des Schah in einer Anzahl von 200 — 300, zu Pferde und mit Flinten bewaffnet, unter Führung des Jessāul bāschi den Vortrab, um ihn vor einem etwaigen plötzlichen Ueberfall zu ſchützen, während einer von ihnen mit der königlichen Standarte, einer etwa 15 Fuß hohen mit rothem Tuch überzogenen Lanze, unmittelbar vor dem König herreitet; die

Tufenktschis (Büchſenſpanner), geübte, mit vortrefflichen Gewehren verſehene Schützen, treiben dem Schah das Wild zu und ſpielen die Rolle der Leibjäger; die Færäsche, unter dem Befehl des Færäsch bäschi, ebenen den Lagerplatz, ſchlagen die königlichen Zelte auf und belegen ſie mit Teppichen (farsch); die Farāsch chælvet haben für die Teppiche in den Gemächern des königlichen Schloſſes zu ſorgen; die Abdār führen auf Reiſen Waſſer, Eis, Früchte, Süßigkeiten, überhaupt den Mundvorrath nach; die Aschpæs (Köche), an der Spitze der Aspas bäschi, ſtehen nebſt den Abdars unter der Oberaufſicht des königlichen Intendanten (Nazire chās), welchem der Titel Ayn el mulk (Auge des Reichs) zukommt, und werden wegen der Gefährlichkeit ihres Amts vom Schah mit beſonderer Schonung behandelt; der Kahwedschi bäschi hat den Schah mit Thee, Kaffee und Nargileh zu verſorgen; der Issik agassi baschi (Ceremonienmeiſter) führt die Geſandtſchaften bei den Salams zur Audienz ein; der Gutschi baschi (Großfalconier); die Hekim bäschi (Leibärzte); der Muterdschim baschi (Dragoman); der Melek-esch-schnera (Hofpoet); der Vaḳāieh neḳār (Chroniſt); der Nækkäsch bäschi (Hofmaler); der Nizam el ulemā (Chef der Gelehrten); die Schātir (Läufer) mit der Schellenkappe, unter ihrem Chef Schātir bäschi; die Reitknechte mit ihrem Chef, dem Mirāchur; der Muhrdār (Großſiegelbewahrer), Sandukdār (Garderobier) und Chazinehdār (Schatzmeiſter), meiſt in einer Perſon vereinigt; der Zerger bäschi (Gold- und Juwelenarbeiter), gewöhnlich ein Armener; die Gulām betscheh (Pagen); die Chādscheh (Eunuchen) mit ihrem Chef dem Chadscheh bäschi; der Kaptschi bäschi (Thürſteher); die Mir-kæzæb oder Nasaktschi (Scharfrichter) mit ihrem Chef dem Nasaktschi bäschi; der Munedschim bäschi (Hofaſtronom); der Lessān em mulk (Hofhiſtoriker).

Die diplomatiſchen Vertreter Perſiens an fremden Höfen heißen, je nach ihrem Range, Iltschi, Vezir mukim (Miniſterreſident), oder Vezir muchtär (Bevollmächtigter Miniſter), oder Mæslæhæt-guzär (Botſchafter). Ständige Geſandte reſidiren: in Paris für Frankreich und England, jetzt in der Perſon des Haſſan Chan Kerus; in Konſtantinopel, jetzt Huſſein Chan, der tüchtigſte Diplomat, welchen Perſien beſitzt; und am Hofe zu St.-Petersburg. Ihre Stellung iſt meiſt eine ſehr undankbare und gefahrvolle. Nicht nur daß ſie nach der Rückkehr oft auf empfindliche Weiſe zur Verantwortung gezogen werden, man ſchmiedet auch während ihrer Abweſenheit Kabalen gegen ſie, welche nach dem Sprichwort: „Die Abweſenden haben immer unrecht", ihren Feinden leicht gelingen. Und ſchon die Entfernung von ſeiner Familie fühlt jeder Perſer äußerſt ſchmerzlich; eine Frau ins Ausland mitzunehmen, iſt aber unter keiner Bedingung geſtattet, ſelbſt nicht nach Konſtantinopel.

Von europäiſchen Staaten unterhalten in Teheran Geſandtſchaften: Rußland, England, Frankreich und die Türkei. Kurze Zeit hatte auch Preußen einen Botſchafter daſelbſt, er wurde aber wieder abberufen. Die Unterhaltung einer Geſandtſchaft in Teheran iſt allerdings keine leichte Sache. Erſtens erfordert ſie, wenn ihr Land nach orientaliſchen Begriffen würdig repräſentirt werden ſoll, enorme Ausgaben. Es iſt unerläßlich, eine große Anzahl Diener und Pferde zu halten; die Koſten für Teppiche und Zelte, für Kuriere und Trinkgelder verſchlingen bedeutende Summen, noch bedeutendere die Geſchenke und Beſtechungen, ohne welche ſie ganz iſolirt daſtehen und nichts von den Vorgängen am Hofe erfahren würde. Sodann wird eine Geſandtſchaft im Orient nur dann ſich in achtunggebietender Stellung behaupten, wenn ihr Land im Fall von Inconvenienzen oder Intereſſenverletzung nicht blos zu drohen, ſondern auch zuzuſchlagen

bereit und im Stande iſt. Andernfalls muß ſie Beleidigungen ſtillſchweigend hinnehmen oder ſich an eine befreundete Macht, z. B. an England oder Rußland wenden, um Genugthuung zu erlangen: beides im höchſten Grade erniedrigende Alternativen. Aus dieſen Gründen werden immer nur Geſandtſchaften von den beiden großen Nachbarſtaaten Rußland und der Türkei und nächſtdem die von England, ſolange es ſein Uebergewicht zur See und den Beſitz von Indien behauptet, mit Nutzen in Teheran reſidiren können. Schon die von Frankreich beruht eigentlich blos auf Convention und Duldung wegen der Achtung, die der Schah dem Namen Napoleon zollt. Eine unter Louis Philipp nach Perſien gekommene, vom Grafen Sartiges geleitete franzöſiſche Geſandtſchaft ſah ſich bald wieder zur Rückkehr genöthigt.

Werfen wir zum Schluß einen Blick auf die allgemeine Lage des Landes, ſo finden wir eine Dynaſtie, welche bis jetzt nur ſchwache Wurzel gefaßt hat, einen König, dem zwar nicht guter Wille abgeſprochen werden kann, der aber weder Kraft noch Ausdauer beſitzt, um ſeine Abſichten durchzuführen, und eine entartete Prieſterkaſte, von welcher der Schah nicht als legitimer Herrſcher anerkannt wird, weil er nicht aus der Familie des Propheten ſtammt, die in ihren Augen allein zum Chalifat berechtigt iſt. In den Provinzen, den Bedrückungen der Gouverneure preisgegeben, herrſcht Unzufriedenheit: der Süden war jeher ſchwer zu regieren und ſtets in halber Empörung; der Oſten iſt von Turkomanen und Chiwanern bedrängt und durch Wegführung der Bewohner entvölkert; die reichen und ergiebigen Provinzen am Kaſpiſchen Meere wurden durch lange Misregierung dahin gebracht, daß ſie nichts ſehnlicher als eine ruſſiſche Occupation wünſchen und in der That auch ſchon zweimal darum anhielten; ſelbſt die der Dynaſtie bisher treueſte Provinz Azerbeidſchan haben die Gouverneure durch ſyſtematiſches Ausſaugen zur Verzweiflung

getrieben; kurz nirgends findet ſich eine Spur von Liebe und Anhänglichkeit an König und Thron. Die Induſtrie liegt danieder, weil ſie mit den Fortſchritten der europäiſchen nicht concurriren kann. Aus alledem möchte man ſchließen, daß mit der Zeit das Land eine Beute der europäiſchen Mächte werden, daß namentlich das Gebiet am Kaſpiſchen Meer unvermeidlich an Rußland fallen müſſe. Bei der allgemeinen Unzufriedenheit der Bevölkerung wäre allerdings ein Zug von 10000 Mann, wie zu Zeiten Xenophon's, nichts Unmögliches, ja die Hälfte dürfte vielleicht genügen, um ganze Provinzen zu erobern. Anders ſtellt ſich die Frage, ob und wie das Eroberte auf die Länge zu erhalten ſein würde. In einem alten Culturlande kann man nicht tabula rasa machen. Mag der Sieger die unterjochte Nation mit Güte oder mit Strenge behandeln, ſie wird die Erinnerung an ihre Selbſtändigkeit nicht aufgeben und aus der Gefahr, ihre Nationalität zu verlieren, immer neue Kraft zum Widerſtand ſchöpfen.

Man ſagt, es ſei das Fatum von Großſtaaten, daß ſie, ohne es zu wollen, ihre Grenzen beſtändig erweitern müſſen. Sie können Beleidigungen von kleinen Nachbarſtaaten nicht ungerächt ertragen; es kommt zu Beſchwerden, zu Drohungen, endlich erfolgt die Beſitznahme. So werde auch Rußland über kurz oder lang Peter's des Großen Idee, das Kaſpiſche Meer zum ruſſiſchen Binnenſee zu machen, verwirklichen müſſen. Sei dem wie ihm wolle, es wird Rußland nie gelingen, dieſe Provinzen ſich zu aſſimiliren, auch nicht durch Errichtung einer Secundogenitur im Kaukaſus, die übrigens dem Mutterlande keinesfalls großen Segen bringen könnte.

Betrachte ich die reichen Hülfsquellen, welche Perſien beſitzt, vor allem aber die kräftige und aufgeweckte

Raſſe ſeines Volks, ſo kann ich nicht umhin, an die Wiedererhebung des Landes aus ſeiner gegenwärtigen Lethargie zu glauben. Ein Reich geht unter, wenn die Maſſe ſeiner Bewohner der Depravation verfiel. Dies iſt in Perſien nicht der Fall, und darum ſteht ihm noch eine Zukunft bevor. Dasjenige Volk jedoch, welchem wegen ſeiner Bildungsfähigkeit, ſeines kriegeriſchen Muths, ſeines Selbſtvertrauens und Unabhängigkeitsgefühls mit der Zeit die Herrſchaft über Centralaſien zufallen wird, dürften die Afghanen von rein iraniſcher Abſtammung ſein.

II.

Das Reiſen in und nach Perſien.

Beſchaffenheit der Wege. Mangel an gebahnten Straßen. Brücken. Folgen der erſchwerten Communication. Karavanſerais. Verſchiedene Arten des Transports. Kurierpoſt. Die wichtigſten Karavanenwege. Reiſerouten von Deutſchland nach Perſien. Geſundheitsregeln für Reiſende. Sicherheit des Reiſens mit der Karavane. Unſichere Gegenden. Maßregeln zum Schutz der Reiſenden. Zeitweilige Unſicherheit. Raubſucht der Soldaten.

In wenigen Ländern ſetzt die Natur der Anlage von Straßen und Bahnen ſo geringe Schwierigkeiten entgegen wie in Perſien. Die langgeſtreckten Hochebenen, der feſte Boden, der einen Unterbau faſt entbehrlich macht, die Seltenheit von Regen und ſonſtigem Waſſerniederſchlag, der gänzliche Mangel großer breiter Ströme, die reichhaltigen Kohlen- und Eiſenerzlager, die Vortrefflichkeit der Pferde und Maulthiere, kurz alles würde den Straßenbau in jeder Weiſe begünſtigen und erleichtern.

Und doch gibt es in ganz Perſien keine gebahnte Straße. Man reiſt auf denſelben Karavanenwegen, die ſchon vor Jahrtauſenden beſtanden haben, über Hügel und Berge, an Sturzbächen entlang, durch Schluchten und Waſſerriſſe immer die möglichſt gerade Richtung verfolgend.

Eine einzige kurze Strecke, von der Station Imamzadeh Haſchem am Seſidrud durch den Gilaner Wald bis Reſcht, wurde vor einigen Jahren auf dringende Verwendung des ruſſiſchen Conſuls zu Reſcht, des Herrn Tegoborsky, gebaut. Der Boden des alten Weges war nämlich ſo aufgewühlt und ausgetreten, daß zur Regenzeit ruſſiſche Waaren unmöglich von Enzeli nach Teheran transportirt werden konnten. Man lichtete an dieſer Stelle den Wald, zog Abzugsgräben und machte eine Unterlage aus Holzkohlen, die dann mit Flußkies bedeckt wurden. Von Reſcht aus bis zum Kanal Pirebazar*) führt aber immer noch der Weg eine deutſche Meile weit durch Moraſt und Dickicht. Der Kanal ſelbſt iſt ſo ſchmal und flach, daß zwei mäßig große Kähne nur ſchwer einander ausweichen können, und wird außerdem durch die vom Ufer hineinreichenden Baumäſte verengt; denn es darf bei Strafe des Handabhauens kein Aſt heruntergeſchlagen werden.

Shah Abbas der Große ließ einige Karavanenwege am Kaspiſchen Meer und den Uebergang über den Kaſlankuh auf dem Wege nach Tabris mit großen Steinen pflaſtern (chiābān). Da aber ſeit etwa 200 Jahren nichts für die Ausbeſſerung geſchah, ſind von jenen Arbeiten kaum noch dürftige Spuren zu finden.

Unter den Urſachen der Verabſäumung von Straßenbauten ſteht natürlich obenan die Indolenz der Regierung, welche die reiche Productionsfähigkeit des Landes nicht zu benutzen weiß und von dem Umfang der trotz aller Hemmniſſe beſtehenden Ausfuhr von Roh- und Kunſterzeugniſſen keinen Begriff hat. Der Schah äußerte einmal zu mir: „Perſien beutet den Schatz ſeiner edeln Metalle nicht aus, wir gewinnen unſer Gold und Silber durch Alchemie.“ Die

*) Dieſer Kanal, etwa eine Meile lang, mündet in das Murd-ab (todtes Waſſer), welches durch Haffbildung vom Meere geſchieden iſt.

Kaufleute wiſſen freilich beſſer, woher die edeln Metalle kommen. Ein zweiter Grund liegt in der thörichten Furcht, dem Feinde einen bequemen Zugang ins Land zu bereiten. Ferner bildet der Mangel an Holz und Eiſen ein bedeutendes Hinderniß. Denn das Holz aus den großen Urwäldern am Kaſpiſchen Meer kann auf den jetzigen ungebahnten Wegen nicht von der Stelle geſchafft werden, und ebenſo bleiben die Schätze der reichhaltigen Eiſen- und Kupferminen gleichwie die der mächtigen Steinkohlenlager ungehoben im Schos der Erde liegen. Endlich iſt es der Beſitz ſeiner vortrefflichen Laſtthiere: der Pferde, Mauleſel, Eſel und Kamele, ihre Kraft und Ausdauer, ihre Sicherheit des Ganges, was dem Perſer alle andern Communicationsmittel entbehrlich erſcheinen läßt. Ich ritt einſt im Gefolge des Schah eine Höhe von 12000 Fuß hinauf; oben angekommen, fragte er mich, ob unſere europäiſchen Pferde wol eine ſolche Tour auszuhalten vermöchten? Als ich es verneinte, meinte er: „Hättet ihr unſere Pferde, ſo würdet ihr auch keine Straßen anlegen.“

Die einzige Verkehrserleichterung von Menſchenhand gewähren die an den unvermeidlichſten oder gefährlichſten Punkten befindlichen Brücken (pul). Sie werden lediglich aus dem Ertrag von Legaten und Stiftungen gebaut, und auch nie wieder reparirt oder erneuert, als bis nach vielfältigen Unglücksfällen ein frommer oder reuiger Sterbender das Geld zu ihrer Inſtandſetzung vermacht. Faſt alle befinden ſich daher, zumal ſie der von den Gebirgen herabſtrömenden reißenden Frühlingswaſſer wegen auf hohen Spitzbogen ruhen müſſen, im kläglichſten Zuſtande; die Decken ſind ausgetreten, ja an vielen Stellen ganz durchgebrochen, und man zieht, wo es irgend angeht, das Ueberſetzen mittels einer Fähre vor. Ein Sprichwort ſagt: „Die Brücken ſind Warnungszeichen, daß man ſie nicht paſſiren ſoll.“ An Orten jedoch, wo kein anderer Ueber-

gang möglich iſt, hemmt die Schadhaftigkeit einer Brücke oft für lange Zeit die geſammte Communication.

Im Sommer 1854 kehrte ich von Maſanderan längs des Fluſſes Häras nach Teheran zurück. Da dieſer Fluß zwiſchen ſteilen Felswänden ſich durchwindet, wäre das Thal unzugänglich, wenn nicht Schah Abbas einige Stellen in den Kalkfelſen eingehauen und ſo, bald das rechte bald das linke Flußufer benutzend, eine Art Straße geſchaffen hätte. Allein viele der Brücken und Dämme ſind bereits verfallen, und der Weg iſt nur noch im Sommer bei trockenem Wetter, und auch da nur unter großen Schwierigkeiten und Gefahren zu paſſiren. Eine Stunde vor der Station Aſk überfiel uns ein heftiger Regen, an das Fortſetzen der Reiſe war nicht zu denken, die Karavane blieb in einem elenden Karavanſerai; wir aber mußten wegen Mangel an Platz in einer Höhle, dergleichen zu dieſem Zweck an verſchiedenen Orten künſtlich in den Lehmhügeln eingegraben ſind, Unterkunft ſuchen. In der Nacht wurde die vor uns liegende Brücke weggeſchwemmt, ſodaß nichts übrigblieb als auf improviſirten Wegen an den ſchroffen Felswänden hinzuklimmen. Anfangs verſuchte ich, zu Fuß weiter zu kommen, doch ich bemerkte bald, daß mein Pferd weit ſicherer ging als ich ſelbſt, und überließ mich reitend meinem Schickſal; ja ich gab ſogar, da ich ſchon mehrere Nächte ſchlaflos zugebracht, zeitweiſe der unüberwindlichen Neigung zum Schlafe nach, erſt beim Erwachen gewahr werdend, über welch gefahrvolle Stellen das Thier mich glücklich hinweggetragen hatte. Seit dieſer beſchwerlichen Reiſe fand ich keinen Weg mehr ſchlecht und unprakticabel. Nach zehnſtündigen Kreuz- und Querzügen gelangten wir endlich in das Städtchen Aſk. Von der Karavane, welche ſehr zahlreich war, denn die Thalbewohner bezogen eben, von Amel in Maſanderan kommend, ihr Yeylok (Sommerquartier) in den Bergen von Laridſchan am Demawend, verunglückte aber eine

Mutter mit zwei Kindern und ein mit Orangen beladenes Maulthier; erſtere wurden todt aus dem Abgrunde geholt, letzteres lebte noch einige Stunden.

Sehr ſchön ſind die Brücken bei Jspahan, Schiraz, Amel und die bei Balafruſch in Manſchil über den Sefidrud, welche erſt in jüngſter Zeit von Hadſchi Mula Refi gebaut wurde; ſie zählen jedoch zu den vereinzelten Ausnahmen.

Natürlich hat der Mangel an Communicationswegen die verderblichſten Folgen. Obgleich bei der Ausdehnung und Fruchtbarkeit des Landes niemals die Ernte überall misräth, kommt es doch häufig vor, daß in einer Provinz Hungersnoth herrſcht, während in andern das Getreide faſt gar keinen Werth hat. So verkaufte die fruchtbare Provinz Azerbeidſchan im letzten ruſſiſch-türkiſchen Kriege ihre reichen Vorräthe ſammt allen Laſtthieren um hohen Preis; das nächſte Jahr wurde ſie von anhaltender Dürre heimgeſucht und es entſtand in Tabris eine furchtbare Hungersnoth, trotzdem in Kaswin, 45 Meilen ſüdlicher, und in Hamadan Frucht im Ueberfluß vorhanden war.

Vor einigen Jahren befahl der König, daß eine Baumwollſpinnfabrik angelegt werde. Man erbaute ſie mitten in der Wüſte, wo Waſſer und Brennmaterial fehlen und wegen der großen Hitze vier Monate im Jahre nicht gearbeitet werden kann. Da in Perſien noch der Glaube an die alte Lehre von den vier Elementen beſteht, wies ich von vornherein darauf hin, daß der Fabrik alle vier Elemente abgehen würden. Dennoch entſchied man ſich für den Bau in der Wüſte, und zwar aus keinem andern Grunde, als weil in der Nähe das Jagdrevier des Königs liegt und das Etabliſſement einen bequemen Platz zum tämäschä (Spectakel) bietet. Die Dampfmaſchinen und Apparate mußten vom Kaſpiſchen Meere auf dem kürzeſten, jedoch beſchwerlichſten Wege durch Menſchenhände herbeigeführt werden. Ganze Ortſchaften wurden auf-

geboten, ein ganzer Bezirk zerſtört und entvölkert, und 50 Menſchen kamen dabei ums Leben. Selbſtverſtändlich muß das mit enormen Koſten begründete Unternehmen ohne allen Ertrag und Nutzen bleiben.

Auch beim Transport von Kanonen und Munitionswagen in die fernen Provinzen wird viel Kraft, Zeit und Menſchenleben vergeudet. Steinkohlen, welche in unerſchöpflichen Maſſen ſechs Meilen von der Hauptſtadt zu Tage liegen, werden auf dem Rücken von Eſeln transportirt. Daher iſt der Preis der Kohle in Teheran etwas höher als in Wien; 530 wiener Pfund werden durchſchnittlich mit 1 — 1⅕ holl. Dukaten bezahlt.

Der König und einige Große des Reichs beſitzen des Pompes halber Kutſchen (koliskā), ſo ſchwerfällig dieſelben auch fortzubewegen ſind. Die Diener müſſen den Wagen an abſchüſſigen Stellen zu beiden Seiten mit Stricken halten und über Waſſerriſſe nach echt argonautiſcher Weiſe auf ihren Schultern hinübertragen.

Selbſt von der Hauptſtadt bis in das nächſte Luſtſchloß des Schah, Niaveran am Fuße des Elburz-Gebirges nur 1½ Meile in der Ebene entfernt, wird trotz der bedeutenden Frequenz keine Straße unterhalten; Gerölle, Erdriſſe und offene Waſſerleitungen durchſchneiden an vielen Stellen den Weg.

Um die Felder zu bewäſſern, namentlich die Reisfelder am Kaſpiſchen Meer, leitet man nicht ſelten das Waſſer von einem zum andern quer über den Weg und verwandelt dadurch lange Strecken in einen grundloſen Sumpf. Die Karavanen mögen ſehen, wie ſie ſich weiter helfen. Paßt es dem Landmann, ſo benutzt er den öffentlichen Weg zum Anbau oder zur Vereinigung zweier Grundſtücke, und die Aufgabe der Reiſenden iſt es dann, ſich einen neuen Weg zu ſuchen.

Gaſthäuſer im europäiſchen Sinne des Worts ſind un-

bekannt. Jeder führt die auf der Reiſe unentbehrlichſten Gegenſtände mit ſich: Bettzeug, Teppiche, Eß- und Trinkgeſchirre u. ſ. w. Der Europäer verſäume ja nicht, ein Trinkgefäß bei ſich zu tragen; er erhält nirgends eins geliefert, weil nach dem Glauben der Perſer jedes Gefäß unrein wird, ſobald es ein Nichtgläubiger benutzt.

Im Sommer bei dem heitern Himmel und der trockenen Luft bietet das Uebernachten keine Schwierigkeiten. Man lagert ſich an einer Quelle oder einem Bächlein im Schatten einer Weide, Ulme oder Pappel, ſchlägt das kleine Reiſezelt auf oder breitet wenigſtens einen Teppich aus, fügt dann einige Steine zuſammen und entzündet unter dem Kupfertopfe ein luſtiges Feuer aus den harzigen Reiſern der Wüſte, um von den mitgebrachten Vorräthen an Reis und Butter eine der beiden Lieblingsſpeiſen, Tſchillaw oder Pillaw, zu kochen. Kreſſe und Münze, welche man am Bache findet, würzen das Mahl; ein Trunk friſchen Waſſers und, wenn ein Dorf oder eine Hürde in der Nähe iſt, ſauere Buttermilch ſtillen den Durſt; die Müdigkeit und die friſche kühle Abendluft laden zum Schlafe ein, und bereits um Mitternacht geht die Reiſe weiter.

Im Winter aber, bei Regen und in waſſerloſen Gegenden iſt man auf die Einkehr in eins der öffentlichen Karavanſerais angewieſen, die an den Karavanenwegen in einer Diſtanz von fünf zu fünf Meilen angetroffen werden und entweder der frühern Dynaſtie der Safavieh oder Privatſtiftungen ihr Daſein verdanken. Sie ſind nebſt den Moſcheen faſt die einzigen ſoliden, aus Ziegel- und Quaderſteinen aufgeführten Gebäude, ein regelmäßiges Viereck bildend mit einem gewölbten Portal, über dem ein die Ausſicht auf die umliegende Gegend beherrſchender Erker, schāh-neschin (der Königsſitz) genannt, hervorragt. Durch das Thor gelangt man in einen viereckigen Hof. In deſſen Mitte erhebt

ſich ein würfelförmiger Sockel, welcher den Knechten zur Lagerſtatt dient, oft auch eine Ciſterne bedeckt. Rings um den Hof laufen kleine Logen, durch eine Eſtrade miteinander verbunden und mit Kaminen zur Bereitung der Speiſen verſehen. An der Rückſeite des Gebäudes befinden ſich die Stallungen und Magazine.

In dem ganzen Bauwerk iſt kein Stückchen Holz verwendet, theils um Feuersgefahr zu verhüten, theils damit das Holz nicht ausgebrochen und als Brennmaterial verbraucht werde. Ein Karavanſerai hat daher weder Thüren noch Fenſter.*)

Das Hauptbedürfniß der Reiſenden beſteht in Trinkwaſſer für Menſch und Thier. Die Beſchaffung deſſelben iſt in den Salzwüſten mit außerordentlichen Schwierigkeiten verknüpft; ſo konnte z. B. die Station Hauze-Sultan auf dem Wege nach Kum nur durch eine vier Meilen lange unterirdiſche Leitung ſpärlich mit Waſſer verſorgt werden. Wo aber die Leitung abſolut unausführbar iſt, da wird eine mächtige Ciſterne angelegt, die, im Winter mit Regen- und Schneewaſſer gefüllt, den Bedarf für den Sommer liefern muß. Um ihre Wände waſſerdicht zu machen, werden ſie mit einem aus ungelöſchtem Kalk, feiner Badehausaſche**) und dem Papus von Arundo donax bereiteten Kitt beſtrichen. Dieſer Cement hält ſich an feuchten Orten vortrefflich, bröckelt jedoch, wenn er trocken wird, leicht ab und ſpringt im Froſte. Iſt daher die Ciſterne gut bedeckt, vor Sonnenſtrahlen und Froſt geſchützt, und wird ſie wenigſtens einmal im Jahre gut gereinigt, ſo erhält ſich darin das Waſſer den ganzen Sommer

*) Thüren und Fenſter bilden überhaupt die ſchwache Seite perſiſcher Baulichkeiten. Ein hochgeſtellter Diplomat führte auf Reiſen im Orient womöglich immer Thüren und Fenſter mit ſich.

**) Dieſe Aſche ſtammt von verbranntem Pferdemiſt und Stroh, enthält daher viel Silicium.

hindurch frisch und gut; viele ziehen sogar das ab-e-ambar (Cisternenwasser) jedem andern, besonders dem Brunnenwasser vor. Andernfalls aber wird es brackig, faulig und so dick mit animalischen Substanzen versetzt, daß nur dre heftigste Durst zum Trinken desselben einzuladen vermag. Nach muselmanischer Satzung kann fließendes Wasser oder stehendes Wasser in einer bestimmten Quantität niemals unrein werden. Im Glauben an dieses Dogma trinkt der Perser das schlechteste Wasser, oder kocht seinen Thee und seine Speisen damit. Der Europäer aber, der an Trinkwasser andere als rituelle Ansprüche macht, ist oft seinen Ekel nicht zu überwinden im Stande. Im August 1859 war ich wegen Müdigkeit der Lastthiere gezwungen, in dem Karavanserai Schur-ab, der letzten Station vor Kum, Einkehr zu halten. Zu essen fand sich dort nichts vor als gesalzener Käse. Ohne an den Durst zu denken, sättigte ich mich damit; als ich darauf zu trinken verlangte, brachten mir die Diener ein dickflüssiges, grünliches, animalisirtes Wasser, das ich trotz aller Gewohnheit nicht hinabwürgen konnte. Ich war glücklich, nach zwölf Stunden durch das Salzwasser der Wüste von meinem Durste befreit zu werden!

Ohne Unterschied des Standes und Herkommens hat jeder Ankömmling das Recht, so viel Raum im Karavanserai zu occupiren, als er braucht, und so lange zu weilen, wie ihm gut dünkt; Zahlung ist dafür nicht zu entrichten. Zur Aufrechthaltung der Ordnung ist ein Thorwächter (dāländār) angestellt, der gewöhnlich Futter für die Thiere, auch manchmal Brot, Reis, Butter, Käse, Holz und Melonen zu verkaufen hat. Doch kann der Reisende darauf nicht rechnen; er thut vielmehr jedenfalls gut, von der nächsten Stadt einigen Mundvorrath mitzunehmen.

Im Aeußern zeigen viele Karavanserais verschwenderische Pracht: mit Marmor bekleidete Façaden, geschmückte Portale

und darüber eine Votivtafel mit dem Namen des Stifters und dem Jahr der Erbauung. Doch wie der Orientale überhaupt zwar Sinn für das Bauen, aber nicht für das Erhalten hat, ſo ſind auch die ſchönſten Gebäude dieſer Art Ruinen oder drohen es zu werden, obgleich oft eine geringe Summe hinreichen würde, ſie wieder in Stand zu ſetzen. Z. B. das Karavanſerai Madere-Schah in der Nähe von Ispahan, ein durch Eleganz und Solidität ausgezeichnetes Bauwerk, geht ſeinem Verfall entgegen: die Waſſerleitung iſt verſchüttet, die Marmorplatten löſen ſich ab oder werden von frevleriſcher Hand zerbrochen; „Charāb u wirān est", ſagt der Perſer, d. h. es iſt im Verfall und Ruine.

Reiche und Vornehme, namentlich die Gouverneure und andere hohe Würdenträger reiſen mit eigenen Pferden und in Begleitung einer zahlreichen Dienerſchaft. Den Zug eröffnen zwei bis vier reichgezäumte und mit ſchwerem indiſchen Shawl bedeckte Pferde (jedek), von berittenen Dienern an der Leine geführt. Hierauf folgt eine Anzahl mit charaſſaner Flinten bewaffneter Schützen (tufenktschi). In einigem Abſtande davon reitet der Gouverneur oder Chan, auf einem hohen Turkomanenroſſe ſitzend; der türkiſche Sattel liegt hohl auf dem Rücken des Pferdes und bildet eine Erhöhung von mehrern Zoll, die Bügel ſind kurz geſchnallt, ſodaß der Reiter, zumal wenn er ſich erhebt, mit ſeiner hohen Tatarenmütze die Umgebung weit überragt und einen langen Schatten wirft, ſomit den perſiſchen Wunſch: „Nie möge Euer Schatten (Schutz) ſich mindern!" wörtlich in Erfüllung gehen ſieht. In ſeiner nächſten Umgebung reiten die Schreiber (mirzas), Falconiers (gutschi), Kammerdiener (pischchedemets), der Mundſchenk (ābdār), welcher Speiſen, kleine Leckerbiſſen, Eiswaſſer und Scherbets reicht, und der Kalianträger, deſſen Obhut das Waſſer- und Feuerbecken zur Bereitung des Nargileh anvertraut iſt. Auf den erſten Wink des Herrn iſt das

Nargileh bereit und mit friſchen Kohlen verſehen; dieſer nimmt das flexible Rohr in den Mund, während die Pfeife, ſolange er raucht, von einem neben ihm reitenden Diener gehalten wird. Wieder in einer gewiſſen Entfernung ſchließt der Troß der Maul- und Laſtthiere, welche die Zelte, Koffer, Teppiche u. ſ. w. tragen, den weitgeſtreckten Reiſezug. Zur Unterbringung der Effecten dienen Koffer (jæchdān) oder zu beiden Seiten der Thiere herabhängende Lederſäcke (mæfræsch) von gleichmäßigem Gewicht; letztere ſind zum Transport von Teppichen und Bettzeug beſonders zweckmäßig und deren Anſchaffung daher jedem Reiſenden zu empfehlen. Hinten am Sattel iſt noch ein Biſac (churdschin) befeſtigt, der die momentanen Bedürfniſſe der Reiſe enthält. Alle dieſe Utenſilien werden ſolid und billig im Lande verfertigt.

An jeder Station, wo der Gouverneur halt macht, wird zu ſeinem Empfange von dem Ortsrichter (kätchudā) ein Schaf geſchlachtet (ḳurbān). Wegen des großen Gefolges ſind übrigens die Reiſen der Gouverneure ſo koſtſpielig, daß ſie trotz der Erpreſſungen, welche ſich dieſe Herren auf dem Wege erlauben, ein bedeutendes Vermögen zerrütten können.

Eine Karavane (ḳāfeleh, karawān) beſteht aus etwa 100—200 Laſt-, meiſt Maulthieren. Voran geht das erfahrenſte und deshalb beſonders gut genährte und gepflegte Pferd; es kennt genau den Weg, hält den rechten Schritt ein, und kein anderes Thier macht ihm den Vortritt ſtreitig. Jedes Laſtthier iſt mit einem Gewicht von etwa 240 Pfund beladen, das ſich rechts und links in zwei gleiche Hälften vertheilt. Durch Kamelkaravanen werden in der Regel ſchwere Laſten von Getreide, Früchten, Holz u. ſ. w. transportirt. Ein Kamel vermag auf ſeinem Rücken 3—5 Centner zu tragen, und da dieſe Thiere ſich unterwegs von dürren und ſalzigen Wüſtenkräutern ernähren, iſt der Transport mittels Kamelen der billigſte. Auf ſumpfigem und ſteinigem Boden, für weite

Wege mit wechſelndem Terrain ſind ſie jedoch nicht zu gebrauchen. In der Wüſte von Kirman werden zur Sommerzeit bisweilen Kurierritte auf Dromedaren unternommen, ſo von Siſtan nach Jezd und Ispahan. Man ſoll mit ihnen an 20 Farſach täglich zurücklegen können. Andere Thiere ſind hier des mangelnden Waſſers wegen nicht verwendbar; will man ſich nicht der Dromedare bedienen, ſo muß man auf einem weiten Umwege die Wüſte an ihrem Rande umgehen.

Die Miethpreiſe für Laſtthiere ſind verhältnißmäßig ſehr gering; ſie variiren je nach Billigkeit oder Theuerung des Futters, nach dem geringern oder ſtärkern Verkehr, nach der Befrachtung auf der Hin- und Rückreiſe. Auf dem frequenteſten Wege, von Teheran nach Tauris, 16 Tagereiſen, zahlt man 1 — 2 holländiſche Dukaten für ein Thier, ſodaß mit allen Nebenſpeſen eine einzelne Perſon die Reiſe höchſtens 3 Dukaten koſtet.

Die Karavane geht in der Regel nachts und macht täglich eine Station von 6 Farſach, etwa $5\frac{1}{4}$ deutſche Meilen. Der Karavanenführer (tschährwädär) und die Knechte folgen in kräftigem Schritt zu Fuße nach. Wenigſtens alle zehn Tage hält die Karavane einen Raſttag. Am erſten Tage wird nicht mehr als eine Meile zurückgelegt, damit die Thiere allmählich, nach perſiſchem Ausdruck, aus der Roheit herauskommen.

Das Reiſen im Tächtravan oder, wie er in Indien heißt, Palankin, der von zwei vorn und hinten eingeſpannten Maulthieren getragen wird, iſt bequem, aber, weil es viel Dienerſchaft und Thiere erfordert, ſehr theuer, außerdem auf abſchüſſigen und ſchlechten Wegen gefährlich oder gar nicht practicabel. Es eignet ſich vorzüglich für den Transport von Kranken und Verwundeten.

Für Frauen und Kinder iſt die Kedſchaweh beliebt, zwei zu beiden Seiten eines Maulthiers befeſtigte Körbe, in

welchen je eine Perſon auf perſiſche Weiſe hockt. Europäerinnen würden ſich an dieſe beſchwerliche Art zu ſitzen nicht gewöhnen können; auch bedroht jede Verſchiebung des Gleichgewichts die im Kedſchaweh Sitzenden mit Gefahr.

Von dem ſeinem Lande leider zu früh entriſſenen Emir Nizam ſtammt neben mancher andern wohlthätigen Inſtitution auch die Einrichtung der Poſten in Perſien. In Diſtanzen von einer Tagereiſe befinden ſich Poſthäuſer (tschæpærchâneh), wo Pferde zunächſt für die Kuriere, aber auch ſonſt für jeden mit einer Reiſekarte verſehenen Paſſagier zu beſtimmten Taxen geliefert werden. Man reiſt auf dieſe Weiſe ſehr ſchnell; ich legte mit Poſtpferden gewöhnlich 20 deutſche Meilen des Tags zurück. Kuriere reiten von Teheran bis Trapezunt, etwa 37 Tagereiſen, in 10 Tagen, von Teheran nach Schiraz, 23 Tagereiſen, ſogar in 5 Tagen.

Durch die Poſten und Kuriere verkehrt die Regierung mit den einzelnen Provinzen, die Geſandtſchaften mit ihren Höfen und Conſuln. So expedirt und empfängt die engliſche Geſandtſchaft ein- bis zweimal im Monat Briefe und Packete nach und aus Tabris, Trapezunt, Buſchir, Bagdad und Reſcht, von Zeit zu Zeit auch von Meſchhed; die ruſſiſche faſt alle acht Tage von Tiflis, alle zwei Wochen von Reſcht und Aſtrabad; die franzöſiſche und die osmaniſche Geſandtſchaft ſchicken alle Monat einen Kurier nach Trapezunt; die preußiſche Regierung hat mit der ruſſiſchen eine Uebereinkunft bezüglich der perſiſchen Poſt abgeſchloſſen. Kurz, es vergehen nie acht Tage, ohne daß Nachrichten aus Europa nach Teheran gelangen.

Allein auch die Einrichtung der Poſten, ſo wichtig ſie für das Land iſt, geht von Tag zu Tag mehr zurück. Obgleich die Taxen ziemlich hoch ſind (0,075 holländiſche Dukaten für den Farſach), ſo fehlt es doch ſtets an Pferden, oder die vorhandenen ſind ſo unbrauchbar, daß der Kurier oft einen Theil ſeines Weges zu Fuß zurücklegen muß. Die Diſtanzen

ſollten verringert und die Zahl der Pferde vermehrt werden, denn wenige Pferde halten es lange Zeit aus, täglich 6 — 12 Meilen zu galopiren; es wurden auch der Regierung mehrmals Vorſchläge dieſer Art gemacht, jedoch nie von ihr beachtet, wie ſie überhaupt die ganze Einrichtung fallen ließe, wenn nicht die europäiſchen Geſandten auf deren Fortbeſtand drängten. — In den letzten Jahren wurde eine telegraphiſche Verbindung mit Tiflis hergeſtellt, und die Linien nach Buſchir und Bagdad ſind in Angriff genommen.

Irgendwelchen geſetzlichen Beſchränkungen unterliegt der Reiſende in Perſien nicht. Nur auf dem Wege nach Gilan erhob der Gouverneur, ein Onkel des Schah, eigenmächtig eine Abgabe von den Durchreiſenden. Von Reiſepäſſen (teskere), die der Emir eingeführt hatte, iſt man wieder abgekommen. Auch die Quarantäne, welche beim Uebertritt aus Perſien über die türkiſche Grenze, bei Bajazit und bei Bagdad, zu beſtehen war, wurde auf Verwendung des perſiſchen Geſandten in Konſtantinopel Mirza Huſſein Chan vor einigen Jahren aufgehoben. Und zwar mit vollem Recht; denn niemals ward bisjetzt die Peſt von Perſien nach der Türkei eingeſchleppt, ſondern immer umgekehrt, und es wäre daher weit eher eine Quarantäne für die aus der Türkei nach Perſien eingehenden Perſonen und Waaren am Platze.

Alle Theile des Landes werden von Karavanen durchzogen; die wichtigſten Karavanenwege aber ſind die, auf welchen ſich der Handel mit dem Auslande, mit Konſtantinopel, Bagdad, Rußland und Indien bewegt, ferner diejenigen, welche nach den berühmten Wallfahrtsorten führen. Als ſolche Hauptarterken (schahrāh, Königsſtraße) müſſen die folgenden bezeichnet werden:

1) Von Teheran nach Konſtantinopel, über Kaswin, Sendſchan, Mianeh, Tabris, Choi, Erzerum und Trapezunt — im ganzen 37 Tagereiſen;

2) von Teheran nach Benderbuſchir und Indien, über Kum, Kaſchan, Iſpahan, Kamiſcheh, Schiraz, Benderbuſchir — 30 Tagereiſen;

3) von Teheran nach Bagdad und Kerbelah, über Hamadan und Kirmanſchah — 22 Tagereiſen;

4) von Teheran nach Meſchhed, über Damgan und Sabſawar;

5) von Teheran nach Reſcht und ans Kaſpiſche Meer, über Kaswin und Maenſchil — 7 Tagereiſen;

6) von Teheran nach Maſanderan, über Stadt Demawend, Amel, Balafruſch — 8 Tagereiſen; die beiden letztern vermitteln den Handel mit Rußland, vorzüglich mit Aſtrachan, Baku und Niſchni-Nowgorod;

7) von Iſpahan nach Benderabbas, über Jezd und Kirman, für den Handel mit Maskat und Indien;

8) von Tabris nach Tiflis, wo man in Booten über den Araxes ſetzt.

Die Reiſe von Europa nach Perſien iſt noch immer eine der beſchwerlichſten, koſtſpieligſten und zeitraubendſten, die es geben kann. Nehmen wir Wien als Ausgangspunkt und Teheran als Beſtimmungsort an, ſo können folgende Routen eingeſchlagen werden:

1) Ueber Trieſt oder Galatz nach Konſtantinopel und Trapezunt und von da durch Armenien. Von Trapezunt nach Erzerum rechnet man 7, von Erzerum nach Tabris 14, von Tabris nach Teheran 16, im ganzen 37 Karavanentage. Da jedoch die Karavane öfters Raſttage hält, ſo wird der Weg beinahe nie in weniger als 50—60 Tagen zurückgelegt, beſonders während des Frühjahrs, weil in dieſer Zeit die Thiere von Grünfutter leben und daher nicht übermüdet werden dürfen. Ein Karavanenführer unternimmt ſelten die ganze Reiſe, ſodaß man in der Regel drei verſchiedenen Karavanen: in Trapezunt, Erzerum und Tabris, ſich anſchließen muß.

2) Von Trapezunt über Batum nach dem ruſſiſchen Hafen Poti, von dort mittels Dampfers auf dem Reihan (Phaſis) nach Maran, von Maran mit der ruſſiſchen Poſt oder mit den Omnibuswagen der deutſchen Coloniſten nach Tiflis; von Tiflis entweder a) mit der Karavane, über den Araxes, nach Tabris 9, von Tabris nach Teheran 16, zuſammen 25 Karavanentage; oder b) mit der Poſt nach Baku am Kaspiſee, von Baku auf dem ruſſiſchen Dampfer, der laut Programm alle 15 Tage, in Wirklichkeit aber ziemlich unregelmäßig abgeht, in den perſiſchen Hafen Enzeli, von dort mittels Barke über das Haff (murdab) nach Pirebazar und nach Reſcht; von Reſcht nach Teheran ſind noch 7 Stationen; oder c) von Baku mit der Karavane die Küſte des Kaspiſees entlang über Lenkoran und Aſtara nach Reſcht. Dieſer Weg von 7 — 9 Stationen iſt zwar beſchwerlicher, bietet jedoch Gelegenheit, das ſchöne Taliſchland mit ſeiner üppigen Vegetation, ſeinen Wäldern und Triften zu bewundern.

3) Ueber Moskau nach Twer; von dort mit Dampfer auf der Wolga nach Niſchni-Nowgorod, dann nach Aſtrachan am Kaspiſchen Meere und nach Enzeli (2 b).

4) Ueber Alexandrien und Suez nach Bombay, und, da auf der Hinreiſe die Schiffe im perſiſchen Golf nicht anlegen, von Bombay auf der Rückreiſe nach Buſchir; von Buſchir mit der Karavane nach Schiraz 7, von Schiraz nach Iſpahan 11, von Iſpahan nach Teheran 10 — 12, zuſammen etwa 28 Stationen.

Von dieſen Routen iſt die durch Armenien (Erzerum, Tabris) die relativ billigſte und ſicherſte; die über Tiflis und Reſcht die ſchnellſte und am wenigſten beſchwerliche, aber koſtſpieligere und, wenn man nicht mit einem beſondern Recommandationsſchreiben von der Behörde verſehen iſt, langſamere; die über Buſchir und Schiraz die intereſſanteſte, weil man Perſepolis, Nachſche-Ruſtam, Schiraz, Iſpahan, Kaſchan

und Kum zu beſehen bekommt. Je nachdem die eine oder die andere Tour benutzt wird, kommen die Reiſenden aus Europa bald von Norden, bald von Süden, bald von Weſten her ins Land, welcher Umſtand natürlich viel dazu beiträgt, die Begriffe der Perſer von der geographiſchen Lage Europas zu verwirren, und oft wurde die Frage an mich gerichtet, in welcher Himmelsgegend Frengiſtan eigentlich liege.

Nächſt den Beſchwerden und Ungemächlichkeiten, welche die ſchlechte Beſchaffenheit der Wege mit ſich bringt, ſind es die ſchädlichen Einflüſſe des Klimas, womit der in Perſien reiſende Europäer zu kämpfen hat. Sie bedrohen unfehlbar Geſundheit und Leben, wenn er es an dem erforderlichen diätetiſchen Verhalten fehlen läßt. Leider muß ich hier wiederholen, was ich ſchon im Vorwort ausgeſprochen: der Europäer pflegt im Orient ſein Pferd richtiger zu behandeln als ſeinen eigenen Körper. Er weiß z. B., daß er nach einem ſtarken Ritt dem Thiere nicht ſogleich den Sattel abnehmen und es nicht eher in den Stall führen darf, als bis das erhitzte Blut nach und nach wieder ruhiger geworden; er ſelbſt aber entledigt ſich ſogleich der Kleider und ſucht die kühlſte Stelle auf, um ſich zur Ruhe zu legen: ein Verfahren, dem Fieber, Ruhr und andere Krankheiten faſt immer auf dem Fuße folgen. Am ungeſundeſten iſt die Zeit von Mitte Auguſt bis Ende October; dieſe Monate ſollten nie von einem Europäer, der nicht bereits durch mehrjährigen Aufenthalt im Lande ſich acclimatiſirt hat, zu einer Reiſe ins Innere benutzt werden. Selbſt der Perſer zieht für ſeine Reiſen die Wintermonate, obgleich ſie in anderer Beziehung größeres Ungemach bieten, der ſogenannten ſchönen Jahreszeit vor. Als Hauptregel iſt zu empfehlen, daß der Reiſende, ſobald er die erſten Spuren von Erkrankung an ſich wahrnimmt, ungeſäumt eines der hochgelegenen Gebirgsdörfer zu erreichen ſucht. In einer

Höhe von beiläufig 6000 Fuß verliert das Klima vollſtändig ſeine verderbliche Wirkung.

Weit überſchätzt werden gewöhnlich die Gefahren für die Sicherheit der Perſon und des Eigenthums, denen der Reiſende in Perſien ausgeſetzt iſt. Ich habe das Land in den verſchiedenſten Richtungen durchreiſt, in Karavanen, blos in Begleitung meiner Diener, auf Poſtpferden, oft nachts viele Meilen weit durch Steppen und Einöden, und nie iſt mir etwas Erhebliches auf dem Wege zugeſtoßen. Meines Wiſſens wurde in den letzten zehn Jahren kein Europäer gewaltſam des Lebens oder Vermögens beraubt.

Die meiſte Sicherheit bezüglich der Perſon ſowol wie des Guts gewährt der Anſchluß an eine Karavane. Nur höchſt ſelten kommt es vor, daß eine Karavane mit Gewalt angegriffen wird, und, wenige Fälle ausgenommen, werden dann die Räuber ſehr bald entdeckt und zur Strafe gezogen. Denn da der geſammte Handel des In- und Auslandes durch Karavanen vermittelt wird, muß die Regierung auf deren Schutz bedacht ſein und jede Beraubung derſelben aufs ſtrengſte ahnden. In den weiten Ebenen kann ein Ueberfall nur zu Pferde, und wegen der Stärke der Karavane nur durch eine Schar von 20—30 Berittenen ausgeführt werden. Nun ſind aber faſt alle Dörfer mit hohen Mauern umgeben, aus welchen ein einziges des Nachts verſchloſſen gehaltenes Thor ins Freie führt. Es iſt alſo unmöglich, daß ein Haufen Berittener ohne Wiſſen und Zuſtimmung der ganzen Einwohnerſchaft aus- und einpaſſire. Ebenſo wenig können von weitem herkommende Räuber unentdeckt bleiben, wenn der Gouverneur des Bezirks die erforderlichen Maßregeln ergreift. Aus dieſem Grunde wird man die Einrichtung ganz praktiſch finden, daß wenn eine Karavane geplündert worden, zunächſt der Gouverneur den Schaden erſetzen muß. Beſonders können Europäer, weil die Regierung die Reclamationen der Geſandt-

ſchaften fürchtet, faſt immer darauf rechnen, das geraubte Eigenthum zurückzuerhalten. Wird eine Karavane von Räubern überfallen, ſo thun die Paſſagiere am beſten, da die Angreifer ſich ſtets in bedeutender Uebermacht befinden, auf jede Gegenwehr zu verzichten. Sie werden dann zwar ausgeplündert (lucht kerden, nackt machen, heißt es in der perſiſchen Gaunerſprache); aber die Räuber bedrohen nicht ihr Leben, ſondern laſſen ihnen noch einige Kleidungsſtücke und einen Zehrpfennig. Darum iſt es überflüſſig, daß der Europäer Waffen mit ſich führt, wenigſtens muß er ſie gut im Reiſegepäck verbergen, denn europäiſche Waffen liebt der Orientale dermaßen, daß er ſchwer der Verſuchung, ſie ſich anzueignen, widerſtehen kann. Bevor die Räuber ſich entfernen, durchſchneiden ſie allen Pferden der Karavane die Fußſehnen, damit man ihrer Spur nicht folgen kann.

Der Karavanenführer übernimmt das Gut nach dem Gewicht und kümmert ſich nicht darum, was es enthält; nie wird ein Colli von ihm geöffnet. Man vertraut ihm Ballen Baumwolle, Taback u. ſ. w. an, deren Inneres Geldſummen von 2 — 5000 Dukaten birgt, überzeugt, daß ſie wohlconditionirt an den Ort der Beſtimmung gelangen.

Als wirklich unſicher ſind jedoch folgende Gegenden berüchtigt.

1) Ein Theil des Weges nach Meſchhed. Hier werden häufig die Wallfahrer von Turkomanenhorden überfallen. An den betreffenden Stationen warten daher die Pilger, bis eine Karavane von 3 — 400 Perſonen und Laſtthieren ſich geſammelt hat, welche dann unter militäriſcher Escorte und mit einigen Kanonen verſehen von dort aufbricht. Schon ſeit undenklichen Zeiten wird das öſtliche Grenzland, eins der ſchönſten und fruchtbarſten des Reichs, von den feindlichen Einfällen der Turkomanen heimgeſucht. Antipathie der turaniſchen gegen die iraniſche Raſſe, ſpäter noch durch Sekten-

haß verſtärkt, da die Perſer Schiiten, die Turkomanen Sunniten ſind, vor allem aber Raubſucht iſt der Grund dieſer ewigen Feindſeligkeiten, welche durch die offene Lage des Landes, die an der Grenze ſich weithin dehnenden Steppen, ſowie durch die Schnelligkeit und Dreſſur der turkomaniſchen Pferde begünſtigt werden. Die bei einem ſolchen Raubzug (tschapäul) erbeuteten Gefangenen ſchleppen die Turkomanen in ihre befeſtigten Orte Serachs und Merw, um ſie von da nach Buchara oder Chiwa in die Sklaverei zu verkaufen. Befinden ſich Perſonen aus wohlhabenden Familien oder Europäer darunter, ſo verlangen ſie für deren Freigebung ein hohes Löſegeld, oft mehrere tauſend Dukaten. Alle bisherigen Schritte der Regierung, dieſen das Land entvölkernden Räubereien der wilden Nachbarn ein Ende zu machen, waren fruchtlos, weil man es ſtets an dem gehörigen Nachdruck fehlen ließ. Mehrmals beſetzten zwar perſiſche Truppen Serachs und Merw, aber man ſchickte ihnen keine Verſtärkung nach, und ſo gelang es den Turkomanen, der Beſatzung die Zufuhr abzuſchneiden und ſämmtliche Soldaten gefangen zu nehmen, die ſie dann ebenfalls als Sklaven verkauften.

2) Die Umgegend von Aſtrabad, wohin die Turkomanen auf kleinen Schiffen kommen, um Salz und Erdöl zum Verkauf zu bringen, gelegentlich aber auch Menſchenraub auszuüben. Vor einigen Jahren wurde ein ruſſiſcher Arzt, der in der Dunkelheit aus Verſehen auf eine ihrer Barken gerathen war, in die Gefangenſchaft geführt und nur gegen ein bedeutendes Löſegeld freigegeben, das jedoch ſpäter zurückgezahlt werden mußte.*) Der frühere Gouverneur, der Dſchafer Kuli Chan Buſchnurdi, welcher in ſeiner Jugend, ehe er in perſiſche Dienſte trat, ſelbſt die Raubzüge der Turkomanen

*) Fraſer's „Reiſen in Turkiſtan"; Murawieff's „Reiſe nach Chiwa", ein höchſt intereſſantes Werk.

mitgemacht, verſtand es, durch ſeine Energie dem Unweſen Einhalt zu thun; er wurde aber am Hofe verdächtigt und von der Regierung abſichtlich nicht unterſtützt. Sein Nachfolger, ein Prinz und Onkel des Schah, iſt dieſem wichtigen Poſten in keiner Weiſe gewachſen; unter ihm wagen ſich die Räuber wieder bis dicht an die Thore der Stadt.

3) Die Landſtriche im Südweſten des Reichs, in deren Gebirgen Kurden, Bachtiari und Luren ſich niedergelaſſen haben. In ihren unzugänglichen Bergfeſten ſpotten dieſe Stämme der Autorität des Schah; ſie gehorchen nur ihren Chanen, unter deren Anführung ſie auf Wegelagerei ausziehen. Die Chane, meiſt Leute von ziemlicher Bildung, treiben den Straßenraub ganz nach Art unſerer Raubritter des Mittelalters. Sie ſchämen ſich nicht, von den ausgeführten Tſchapäuls zu erzählen. Einer derſelben lud einſt einen mir bekannten Europäer ein, dem Ueberfall einer Karavane beizuwohnen. Letzterer nahm die Einladung mit dem Beding an, daß den Reiſenden kein Leid zugefügt und das geraubte Gut zurückgeſtellt werde, und in der That ward das Schauſpiel auf die bedungene Weiſe in Scene geſetzt. Früher waren Reiſen durch das Gebiet dieſer Stämme faſt unmöglich; man konnte ſich nicht ohne Gefahr über die nächſte Umgebung von Iſpahan hinauswagen. Erſt in neuerer Zeit hat der kräftige Gouverneur Muhamed-eddaule mehrere Chane getödtet oder gefangen genommen und ihre Raubneſter zerſtört. Andere wurden durch Liſt und Verſprechungen in die Falle gelockt, indem ihnen die Regierung einen verſiegelten Koran zuſchickte, was als Symbol völliger Strafloſigkeit gilt. Obgleich die punica fides der Kadſcharen bekannt iſt und ein ſolcher Koran deshalb ſprichwörtlich der „kadſchariſche“ heißt, ließen ſich doch einzelne dadurch bethören: ſo der gefürchtete Anführer der Solar in Charhaſſan und der Chan der Tſchehar-leng, eines Bachtiariſtammes. Letzterm hatte ein Onkel des Schah,

der Chanler Mirza, den verſiegelten Koran überbracht. Dennoch wurde er, in Ispahan angelangt, ins Gefängniß geworfen, aus dem er ſich jedoch durch Liſt und Geld zweimal wieder befreite. Bei der zweiten Flucht that er das Gelübde, nie im Schatten eines Mauerwerks ruhen zu wollen. Infolge deſſen, ſtatt in ſeinem befeſtigten Hauſe, in einem Zelte ſchlafend, ward er darin überraſcht und abermals gefangen. Seitdem iſt er mit Ketten beladen und aufs ſtrengſte bewacht; unternimmt der Gouverneur eine Reiſe, ſo führt er ihn, an ein Maulthier gefeſſelt, mit ſich. Ich ſah ihn im Winter 1859 in ſeinem Gefängniß zu Ispahan, wo er ſich mit Branntwein betäubt und auf neues Entrinnen ſinnt. Oefters ließ er ſich bei mir theilnehmend nach dem Befinden des kranken Gouverneurs erkundigen, natürlich nur in der Abſicht, die Verwirrung, welche beim Ableben eines Gouverneurs zu entſtehen pflegt, zur Flucht zu benutzen. Sein Stamm, der lange durch die frechſten Räubereien den Weg nach Ispahan unſicher gemacht hatte, verhält ſich jetzt ruhig; denn er weiß, daß der erſte Tſchapäul die Hinrichtung des gefangenen Chans zur Folge haben würde: eine Eventualität, welche der herrſchende patriarchaliſche Geiſt herbeizuführen verbietet.

4) Einige Bezirke Kurdiſtans, beſonders zu Zeiten, wo die einzelnen Stämme miteinander in Fehde begriffen ſind. Die Räuber finden leicht Zuflucht bei ihren Stammes- und Religionsgenoſſen — alle Kurden ſind Sunniten — in Türkiſch-Kurdiſtan; denn dieſes Nomadenvolk hat ſeine Weideplätze abwechſelnd auf perſiſchem und auf türkiſchem Gebiet. Es gibt eine Sekte unter ihnen, bei welcher das Geſetz den Diebſtahl ſtreng verpönt, den Raub an Todten aber ausdrücklich für erlaubt (hälal) erklärt. Leider laſſen ſich die Bekenner derſelben hierdurch zu der unſeligen Conſequenz verleiten, daß ſie den Eigenthümer ermorden, nur um ſich auf eine nach ihren

Begriffen geſetzlich erlaubte Weiſe ſeiner Habe zu bemächtigen. Im übrigen haben die Kurden etwas Ritterliches in ihrem Charakter; ihrer Gaſtfreundſchaft und dem zugeſagten Geleit kann man feſt vertrauen.

Früher unterhielt die Regierung an den bedrohteſten Punkten, z. B. auf dem Wege nach Schiraz, mit Militärpoſten (rāhdār) beſetzte Wachthäuſer zum Schutz der Reiſenden. Jetzt werden nur Rahdar vom Gouverneur ausgeſchickt, wenn in ſeinem Bezirk ein Raubanfall vorkam. Dieſelben erhalten die Aufgabe, den Weg zu ſäubern, und zum Beweis, daß ſie ihre Pflicht gethan, ergreifen ſie immer einige Individuen, gleichviel ob es die Schuldigen ſind oder nicht. Mir drangen ſich bisweilen dergleichen Rahdar zur Begleitung auf, die von fürchterlichen Greuelthaten erzählten, mit dieſen Erdichtungen aber natürlich nur auf meinen Beutel ſpeculirten. Von gutem Nutzen iſt die Empfehlung an einen Chan der Nomadenſtämme. Der Reiſende wird dann durch einen oder mehrere Tufenktſchi (berittene, mit Flinten bewaffnete Leute) mit voller Sicherheit von einem Stamm zum andern geleitet; jeder Tufenktſchi muß eine Beſcheinigung von dem ihm anvertrauten Schützling mit zurückbringen, daß er denſelben richtig an den nächſten Tribus abgeliefert habe. Weniger Schutz gewähren die von der Regierung zu Teheran ausgeſtellten Geleitbriefe, welche der Europäer durch Vermittelung der Conſuln ſich verſchaffen kann; denn da, wo das Anſehen der Regierung reſpectirt wird, iſt ein beſonderer Geleitbrief unnöthig; wo dies nicht der Fall, bleibt er ohne Wirkung. Unter Umſtänden kann er ſogar zum Nachtheil gereichen. Die armen Landleute nämlich, gewohnt von den Beamten und Commiſſaren der Regierung zur unentgeltlichen Lieferung von Nahrungsmitteln und Futter für die Thiere gezwungen zu werden, verſtecken mistrauiſch ihre Vorräthe, während ſie ſonſt dem europäiſchen Reiſenden in der Ausſicht

auf Bezahlung gern das Nothwendige zum Kauf anbieten. Im ganzen genommen thut man gut, einen Geleitbrief der Regierung auf der Reiſe bei ſich zu tragen, ihn aber nur im Nothfall vorzuweiſen. Ich war ſtets mit einem ſolchen verſehen, kam aber nie in den Fall, davon Gebrauch zu machen. Chardin theilt in ſeinem Buche „Reiſen in Perſien“ einige Originalſchreiben der Art mit; ich laſſe hier von den in meinem Beſitz befindlichen das einfachſte und kürzeſte — es wurde mir zur Reiſe von Reſcht nach Teheran ausgeſtellt — in wörtlicher Ueberſetzung folgen:

„Den Herren Hütern und Aufſehern des Weges zur Hauptſtadt wird kundgegeben, daß, da Sr. Wohlgeboren der geehrte hochgeſtellte ꝛc. General Dr. Polak, Leibarzt Sr. geheiligten beglückten Majeſtät des Weltgeiſtes ꝛc. ꝛc., die Abſicht hat, in die Hauptſtadt zurückzukehren, demſelben in jeder Station, wo er hinkommt, die gebührende Achtung und Ehrerbietung gezollt, ihm und ſeiner Dienerſchaft überall eine gute Unterkunft und Herberge bereitet, ihm volle Aufmerkſamkeit und Zuvorkommenheit erwieſen werden ſoll, damit es ihm in jeder Beziehung nach Wunſch ergehe, ihm und ſeinen Thieren nichts mangele und er mit voller Ruhe und ſorgenloſem Gemüth die Reiſe zurücklege.“ (Folgt das Siegel des Gouverneurs.)

Geſandtſchaften und Deputationen gibt die Regierung einen Mehmandar (Quartiermeiſter) mit, gewöhnlich einen hohen Offizier, dem die Sorge obliegt, den Reiſenden Quartier zu ſchaffen und ſie mit allem möglichen Comfort zu verſehen. Die Begleitung eines Mehmandar verbürgt allerdings ausreichenden Schutz, iſt aber wegen der unvermeidlichen Geſchenke und wegen der Unterſchlagungen, die er ſich erlaubt, ſehr koſtſpielig, wegen ſeiner ewigen Betheuerungen von Freundſchaft und Einigkeit läſtig, und wegen der Erpreſſungen, die er unterwegs an den armen Bauern verübt, den Europäern beſon-

ders widerwärtig. Wenn irgend thunlich, ſucht man ſie daher abzulehnen; bei officiellen Reiſen hilft freilich alles Proteſtiren nichts.

Daß Kuriere unter ſtarker Bedeckung reiſen, verbietet ſchon der Mangel an Poſtpferden. Doch iſt die Beraubung eines Kuriers faſt unerhört, weil er der Vorſchrift gemäß nur Briefe und Schriften, aber durchaus keine Werthſachen befördern darf. Nur einmal während meiner Anweſenheit in Perſien wurde ein Kurier ausgeplündert. In ſeiner Begleitung reiſte nämlich der Sohn des franzöſiſchen Geſandten Baron Pichon, und im Vertrauen, durch deſſen Perſon vollkommen geſchützt zu ſein, hatte er wider die Inſtruction 2000 Dukaten an Geld und Geldeswerth mitgenommen. Die Polizei kam den Räubern auf die Spur, und Baron Pichon erhielt vollen Erſatz für alles ihm geſtohlene Gut; dem übrigen Raube jedoch ward nicht weiter nachgeforſcht.

Obwol faſt in allen Provinzen Regierungskuriere hin- und hergehen, welche Briefe an Privatperſonen zur Beförderung übernehmen, iſt doch die Briefexpedition ſo wenig geordnet, daß man es in den meiſten Fällen vorzieht, eigene Boten zu ſchicken, welche den Weg oft mit erſtaunlicher Schnelligkeit zurücklegen. Wichtige Briefe traut man den Regierungskurieren auch aus dem Grunde nicht an, weil man fürchten muß, daß ſie die Behörde öffnet und nach Umſtänden unterſchlägt. Europäer wie Perſer benutzen daher lieber die zuverläſſigern Kuriere, welche von den europäiſchen Geſandtſchaften auf deren Koſten unterhalten und dem Publikum bereitwillig zur Verfügung geſtellt werden.

Auf dem Straßenraub ſteht Todesſtrafe. Die Delinquenten werden entweder geköpft oder vor der Kanone weggeblaſen und ihre zerſtückten Glieder zum abſchreckenden Beiſpiel an die Stadtthore genagelt. Chane und Tribuschefs, die ſich der Wegelagerei ſchuldig gemacht, läßt man in dem Kerker Ambar zu Teheran umkommen.

Faſt jeder Gouverneur pflegt beim Antritt ſeines Poſtens einige des Räuberhandwerks verdächtige Individuen einfangen und hinrichten zu laſſen. Nach perſiſchen Begriffen iſt dieſe barbariſche Sitte eine nothwendige Sicherheitsmaßregel, und von einem Gouverneur, der ſie verabſäumt, ſagt man, er verſtehe nicht, ſich in Reſpect zu ſetzen (bi urze). Als Sultan Murad Mirza, der Sieger von Herat, das Schirazer Gouvernement übernahm, wurden auf ſeinen Befehl gegen 30 Perſonen hingerichtet, was eine nie dageweſene Sicherheit der Wege zur Folge hatte. Den Winter 1859 verbrachte ich in Iſpahan. Der dortige Gouverneur Chanler Mirza, welcher in ſeinem frühern Gouvernement, in Arabiſtan, ſich als einen ſehr energiſchen Beamten gezeigt hatte, war krank und deshalb wol milder geſtimmt; auch gab es gerade keine Veranlaſſung, mit beſonderer Strenge aufzutreten. Da er einige Tage nicht öffentlich erſchienen war, verbreitete ſich in der Stadt das Gerücht von ſeinem Tode. Sogleich waren Diebſtähle und Raufereien an der Tagesordnung. Eines Morgens ſagte er zu mir: „Geben Sie Acht, auf welche Art ich das ſchädliche Gerücht widerlegen werde.“ Hierauf ließ er eine Anzahl Fleiſchhauer und Bäcker vor ſich kommen, ſchalt ſie wegen des Verkaufs theuerer und ſchlechter Lebensmittel und verurtheilte die einen zu hohen Geldſtrafen, die andern zu mehrern hundert Streichen auf die Fußſohlen. Als das Volk die Beſtraften über den öffentlichen Platz führen ſah, rief es aus: „Der Gouverneur lebt, er lebt!“ und die Ruhe war wiederhergeſtellt.

Namentlich während des Interregnums, das bisjetzt bei jedem Thronwechſel eintrat, nimmt die Unſicherheit des Eigenthums in den Städten wie auf dem Lande in erſchreckender Weiſe überhand. In ſolcher Zeit ſind auch die Kuriere nicht vor Beraubungen ſicher; die Reiſenden wagen nicht, die Station zu verlaſſen; Handel und Wandel ſteht ſtill; jeder

ſchließt ſich womöglich in ſein Haus ein, bis die Handhabung von Geſetz und Ordnung wieder befeſtigt iſt. Ja es genügt eine Reiſe des Schah, um Gerüchte auszuſtreuen und dadurch Unordnungen zu erzeugen. Im Jahre 1854 beſuchte der Schah den Großvezier in ſeinem Luſtſchloß Dawudieh, das nur eine Meile von Teheran entfernt iſt. Alsbald hieß es, der König ſei todt. Vergebens ließ der Polizeimeiſter einer Anzahl Unruhſtifter die Ohren abſchneiden und die Baſtonnade ertheilen; die Wahrheit fand keinen Glauben. Da machte der König, von ſeiner Garde begleitet, eine Spazierfahrt in die Nähe der Stadt. Mismuthig wegen der ſtattgefundenen Exceſſe ſaß er zurückgelehnt im Wagen und kehrte bald wieder um. Abends flüſterte mir ein Offizier von der reitenden Garde zu, er habe bisher nicht an das Gerücht geglaubt, nachdem er aber den königlichen Wagen begleitet, ſei er feſt überzeugt, daß ſtatt des Königs eine ausgeſtopfte Puppe darin geſeſſen. Zur Verhütung weiterer Unordnungen ſah ſich der König genöthigt, eher als er beabſichtigt hatte zu Pferde in die Stadt zurückzukehren und ſich in einem öffentlichen Salam dem Volke zu zeigen.

Leider vermehren auch die Soldaten bisweilen die Unſicherheit des Eigenthums in den Dörfern und auf der Landſtraße. Vorzugsweiſe berüchtigt wegen ihrer Gewaltthätigkeiten ſind: ein Regiment der königlichen Leibwache, das Regiment Firuskuh, das Regiment Schagoji und einige Kurdenregimenter. Auf ihren Märſchen fallen ſie nicht nur wie Heuſchrecken über die Früchte der Obſtbäume her, ſie hauen die Bäume ſelbſt um und verbrennen ſie ſammt allem Holzwerk, was in und an den Bauerhäuſern zu finden iſt; kein Fenſter, keine Thür, kein Dachſparren, kein hölzernes Geräth wird von ihnen verſchont. Nahen ſich Truppen einem Dorfe, ſo flüchten daher die Einwohner mit ihren Habſeligkeiten in das Gebirge. Von ſeiten der Offiziere geſchieht nichts, um die

Mannſchaft vom Stehlen abzuhalten. Im Gegentheil ſehen ſie es nicht ungern, wenn der Soldat auf fremde Koſten lebt, weil ſie dann faſt ſeinen ganzen Sold in ihre Taſche ſtecken können. Ja ſie verſchmähen nicht, geraubte Pferde und Maulthiere für ſich ſelbſt als den ihnen zukommenden Antheil an der Beute in Anſpruch zu nehmen. Ein Sultan (Kapitän) erzählte mir einſt ganz unbefangen: „Mit meinem Regiment nach Schiraz marſchirend, begegneten wir unterwegs eine Karavane. Ein mit zwei Kiſten beladenes Maulthier war etwas hinter dem Zuge zurückgeblieben und wurde von den Soldaten als gute Priſe angehalten. Ich ließ ſogleich vom Wege ablenken. Hinter den Ruinen eines verlaſſenen Dorfes raſteten wir. Hier öffnete man die Kiſten und fand ſie mit einem ſtarken Gewürz gefüllt, wovon meine Leute etwas zum Brote aßen. Das Uebrige verkaufte ich in Schiraz für eine Bagatelle, weil ich den Preis der Waare nicht kannte; erſt ſpäter erfuhr ich, daß es eingemachter indiſcher Ingwer geweſen. Das Maulthier blieb in meinem Beſitz.“ Noch ein Beiſpiel von vielen: Ich reiſte in Begleitung mehrerer Soldaten nach Ispahan. Drei Meilen vor der Stadt trafen wir nachts auf einen graſenden Eſel. Im Nu ſetzte ſich einer von meinen militäriſchen Begleitern, nachdem er ihm den Packſattel aufgelegt, auf ſeinen Rücken. Wir waren eine kurze Strecke weiter gekommen, da begegnete uns der Eigenthümer des Eſels, der ſein Thier reclamirte. Der Soldat aber behauptete keck, er ſei ſchon von Schiraz aus auf demſelben geritten, und es blieb dem Bauer nichts übrig, als für eine kleine Geldſumme ſeinen Eſel zurückzukaufen. — Es iſt klar, daß Truppen von ſo laxer Disciplin mehr zum Schrecken der Einwohner als zum Schutze des Landes dienen.

III.

Oeffentliche Sicherheit in den Städten. Asyle.

Waarenniederlagen. Respectirung des Siegels. Barate (Schuldſcheine). Hausdiebſtähle und Mittel zur Wiedererlangung des Geſtohlenen. Die Sicherheitspolizei. Beſtrafung der Diebe. Asyle, beſchränkte und unverletzliche. Asyle für Bittſteller. Das Asylrecht der europäiſchen Geſandtſchaften.

Die Waarenniederlagen in den Städten gleichen in der Bauart den auf den Reiſeſtationen errichteten Karavanſerais, nur daß ſie mit Thüren und Jalouſiefenſtern verſehen ſind. Sie gehören aber Privatperſonen, welche die einzelnen Logen nebſt dahinter befindlichen geräumigen Magazinen gegen einen monatlichen Zins von 1 — 2 Dukaten an Kaufleute und Gewerbtreibende vermiethen. In der Regel umfaßt ein Karavanſerai die Producte und Induſtrieerzeugniſſe einer beſtimmten Gegend, z. B. von Jezd, Kaſchan u. ſ. w. Des Nachts werden die Locale geſchloſſen und von eigens angeſtellten Wächtern gehütet. Ferner ſind an den Straßenecken Nachtwächter (kezmeh) mit großen Hunden ſtationirt; in einzelnen Stadttheilen befinden ſich auch militäriſche Wachthäuſer (karäul chäneh). Wer nach 10 Uhr auf der Straße geht, muß mit einer Laterne

verſehen ſein und auf Befragen über das Ziel ſeines Weges Rechenſchaft geben. Während meines neunjährigen Aufenthalts in Teheran hörte ich nur dreimal, daß mittels Einbruch Waaren entwendet wurden; in allen Fällen gelang es den Nachforſchungen der Polizei, die Diebe ausfindig zu machen.

Verreiſt ein Kaufmann, ſei es auch auf mehrere Monate, ſo ſchließt er einfach ſeinen Laden, legt ein leichtes Vorlegeſchloß an die Thür und befeſtigt an demſelben mit einem Bindfaden ſein in Wachs abgedrucktes Siegel. Er zahlt die Miethe für die Dauer ſeiner Abweſenheit voraus und kann ſicher ſein, bei der Rückkehr alles in unverletztem Zuſtande wieder vorzufinden. Denn die Unverletzlichkeit des Siegels iſt ein Fundamentalſatz orientaliſcher Sitte; Fälſchung oder Verletzung deſſelben wird mit Abhauen der Hand beſtraft. Das Siegel tritt überall an Stelle der Namensunterzeichnung, welche nicht üblich iſt, und wird mittels einer Art Tuſchtinte unter die Documente gedruckt, die hierdurch geſetzliche Gültigkeit erlangen. Kommt jemandem ſein Siegel abhanden, ſo läßt er öffentlich verkünden, daß er ſich von nun an eines andern bedienen werde. Einen Beweis für das hohe Alter des Gebrauchs liefern die zahlreichen gravirten Siegelſteine, welche man unter dem Schutt verfallener Städte, z. B. unter den Ruinen von Ekbatana (Hamadan) und Perſepolis (Iſtachir) begraben findet (1 Moſes, 38, 18: Juda und Thamar). In die älteſten ſind Thierbilder und verſchiedene ſymboliſche Figuren eingravirt; die aus der Parther- und Saſſanidenzeit zeigen die Bruſtbilder der Regenten oder Statthalter mit einer Umſchrift; ſeit Beginn der muſelmaniſchen Epoche vermeidet man ſcrupulös jede bildliche Darſtellung, ſondern beſchränkt ſich darauf, den Namen des Beſitzers oder einen charakteriſtiſchen Spruch aus dem Koran und die Jahreszahl in den Karneol zu graviren, durchzieht aber die Schrift, um Nachahmungen vorzubeugen, mit künſtlich verſchlungenen

Arabesken. Es gibt Steinſchneider in Perſien, welche es in ihrem Fach zu großer Meiſterſchaft gebracht haben.

Der Engros-Verkauf von Waaren geſchieht meiſt gegen geſiegelten Barat (Schuldſchein) auf 6 Monat Ziel mit Zuſchlag von 12 Procent Discont. Im allgemeinen iſt der Kaufmannsſtand ſolid, und die eingegangenen Verbindlichkeiten werden, wenn auch nicht immer zur feſtgeſetzten Zeit, redlich erfüllt. Bankrotte kommen äußerſt ſelten vor, ſodaß es bei Abwickelung kaufmänniſcher Geſchäfte faſt nie der Intervention des Handelsminiſters (gegenwärtig Mahmud Chan Karaghuslu, früher Botſchafter am Hofe zu St.-Petersburg) oder eines europäiſchen Conſuls bedarf. Nicht ſo prompt pflegen die Chane und die Beamten, welche oft Gelder gegen Barat mit enormen Zinſen aufnehmen, ihren Zahlungsverbindlichkeiten nachzukommen. Sie machen zur Verfallzeit Einwendungen, oder verreiſen, oder ſind inzwiſchen infolge von Erpreſſungen ſeitens ihrer Vorgeſetzten verarmt. Von den Gläubigern werden dann langwierige Proceſſe geführt und die europäiſchen Conſuln um Vermittelung angegangen, die ihnen aber, da es ſich meiſt um wucheriſche Darlehne handelt, nicht gewährt werden kann. Daher jene häufige unbegründete Klagen, die Conſuln vernachläſſigten die Intereſſen ihrer Nationalen und Schutzbefohlenen. Früher waren es beſonders Armener, ruſſiſche Unterthanen, welche dergleichen Wuchergeſchäfte betrieben und viele Familien dadurch zu Grunde richteten. Dank den anerkennenswerthen Bemühungen eines ruſſiſchen Diplomaten haben ſich jedoch in den letzten Jahren dieſe Verhältniſſe weſentlich zum Vortheil verändert.

Auch die Regierung ſtellt bei ihren Ankäufen und Beſtellungen von Tuch, Waffen und andern Armeebedürfniſſen einzelnen, gewöhnlich europäiſchen Kaufleuten Barate aus, die auf den Steuerertrag einer beſtimmten Provinz angewieſen und immer honorirt werden. Ebenſo erhalten die in per-

ſiſchen Dienſten ſtehenden Europäer Barate für die ihnen contractlich zugeſicherten Emolumente. Unter der Regierung Mehmet Schahs waren dieſe Verſchreibungen oft nur auf Einſchreiten der fremden Geſandtſchaften zu realiſiren; unter dem jetzigen Schah aber, welcher alles, was den auswärtigen Mächten Anlaß zur Einmiſchung geben könnte, ängſtlich vermeidet, kommen die an Europäer verabfolgten Barate höchſtens mit einer Verſpätung von 3 — 4 Monaten zur Auszahlung. Hingegen müſſen Inländer häufig Jahre lang auf Bezahlung warten, und in vielen Fällen werden die Beträge ihnen ganz vorenthalten oder von Beamten, durch deren Hände ſie gehen, unterſchlagen.

Wenn man ſieht, wie alle höher geſtellte Perſonen nur zu Pferde und nur in Begleitung einer zahlreichen, mit Dolchen und Flinten bewaffneten Dienerſchaft ſich in den Straßen zeigen, ſo möchte man zu dem Schluß gelangen, es ſtehe ſehr übel um die öffentliche Sicherheit der perſiſchen Städte. Dem iſt jedoch nicht ſo. Die zahlreiche Begleitung dient lediglich zum Prunk (teschachus). Ein Attentat auf offener Straße, ſelbſt des Nachts, gehört zu den beiſpielloſeſten Vorkommniſſen. Als einzige Ausnahme, die aber die Fremden nicht berührt, bildet die Straße zuweilen den Schauplatz von Gewaltthaten, wenn zwiſchen zwei Familien „Blut iſt“, d. h. wenn ſie Erbrache aneinander verüben. Desgleichen ſind Einbrüche von Dieben, obgleich durch die Conſtruction der Häuſer, die breiten ebenerdigen Fenſter und ſchwachen Thüren begünſtigt, keineswegs häufig.

Förmlich organiſirt dagegen ſind die kleinen Diebereien der Hausdienerſchaft. Der perſiſche Diener eignet ſich alles zu, was er für ſeinen Herrn entbehrlich hält; ſein Grundſatz heißt nicht „Eigenthum iſt Diebſtahl“, ſondern „Diebſtahl iſt Eigenthum“. Stillſchweigend duldet der Perſer dieſe einmal nicht zu ändernde Entwendung von Hausrath, Brennmaterial

Lebensmitteln und ſonſtigen Gegenſtänden des täglichen Bedarfs; und auch der im Lande lebende Europäer thut am beſten, ſich in das Unvermeidliche zu fügen. Selbſt meine Schüler huldigten der ſüßen Gewohnheit des Stehlens; oft mußte ich eins oder das andere meiner chirurgiſchen Inſtrumente aus dem Bazar zurückkaufen.

Hat in einem Hauſe ein Diebſtahl von Werthſachen ſtattgefunden, ſo wird ſelten die Hülfe der Polizei angerufen. Man will dem Diebe die Schande erſparen, nach dem perſiſchen Axiom „Stehlen iſt keine Schande, nur das Ertapptwerden.“ Demgemäß bedient man ſich eigenthümlicher Hausmittel, um das Geſtohlene wiederzuerlangen. Nachdem alle Diener verſammelt ſind, wird jedem ein Häufchen Erde in den zuſammengefalteten Schos ſeines langen Gewandes geſtreut; hierauf paſſiren ſie einzeln ein leeres Zimmer, auf deſſen Fußboden jeder die Erde niederlegt. In einem der Häufchen findet ſich gewöhnlich der vermißte Gegenſtand, und nun iſt keiner der Schuldige, vielmehr erhalten alle zur Ehrenrettung ein neues Nankingkleid. Dieſe Procedur heißt chāk ændāsi (Erdaufwerfen). Dem Schah kam einmal im Harem ſein koſtbarer Türkiſenring abhanden, als er ihn, um zu beten, von ſich gethan. In dieſem Falle mußten ſich die Frauen dem Chāk-ændāsi unterziehen, wobei auch wirklich das verſchwundene Kleinod wieder zum Vorſchein gebracht wurde. Ein anderes dieſer Hausmittel, kāsseh nechin (Schaffitzen) genannt, beſteht in folgendem Verfahren. Vor einen Mula, der ſich vorher mit allen Umſtänden und dem geſammten Perſonal der Dienerſchaft bekannt gemacht hat, wird ein mit Waſſer gefülltes Schaff (kāsseh oder tescht) auf den Boden geſtellt. In daſſelbe muß ein Knabe, den Blick unverwandt auf einen Punkt gerichtet, hineinſchauen. Währenddem ſpricht der Mula ſeine Beſchwörungsformeln; er wiederholt unzählige mal den Namen Sulīman's, der die Geiſter unter Schloß

und Riegel hält. Durch die monotone Rede des Mula und durch die Intuition verfällt der Knabe, ähnlich den Nabelguckern des Mittelalters, in einen Zuſtand der Verzückung, in welchem ihm die Geiſter erſcheinen und den Dieb verrathen ſollen. Dieſer jedoch pflegt, im Glauben an die Allwiſſenheit der Geiſter, dies nicht abzuwarten, ſondern das Geſtohlene unbemerkt herbeizubringen. Gleichen Erfolg hat die Furcht vor den Schlangenbeſchwörern; denn es herrſcht der Glaube, daß ſie Nattern nach verſchiedenen Richtungen ausſenden können, welche den Thäter ausfindig machen.

Die Polizei in Teheran hat ihre heimlichen, organiſirten Verbindungen unter den Dieben ſelbſt, ſodaß ihr, wenn ſie den ernſten Willen zeigt, die Verüber eines Diebſtahls nicht verborgen bleiben können. Allein häufig ſteckt ſie mit den Dieben unter einer Decke, und in ſolchen Fällen liegt ihr natürlich nichts daran, die gehörigen Nachforſchungen anzuſtellen. So benutzt ſie z. B. die Findertaxe, welche für verlorene und wiedergefundene Gegenſtände entrichtet werden muß, zu einer reichlich fließenden Erwerbsquelle für ſich, indem ſie den Bauern, von denen mancher 10 — 12 mit Producten beladene Eſel zu Markte treibt, im Gedränge einen oder mehrere derſelben entführen läßt und die Thiere dann als verloren geweſen gegen Finderlohn wieder ausliefert.

Bis vor dem letzten engliſch-perſiſchen Kriege war die Polizei verpflichtet, die einem Europäer geſtohlenen Gegenſtände, wenn ſie ſolche nicht in einer beſtimmten Zeit wieder herbeiſchaffen konnte, demſelben nach ihren Werthe zu erſetzen. Solange dieſer Brauch beſtand, erfreuten ſich die Europäer vollkommener Sicherheit vor Dieben. Seitdem er aber, auf Anlaß eines franzöſiſchen Diplomaten, aufgehoben worden, fanden ſchon bedeutende Gelddiebſtähle in europäiſchen Häuſern ſtatt, und niemals entdeckt jetzt die Polizei den Thäter. Bezeichnet man eine beſtimmte Perſon als verdächtig, ſo wird

gefragt, ob man wolle, daß der Angeſchuldigte der Tortur unterworfen werde, um ihn zum Geſtändniß zu bringen, oder ob man beſchwören könne, daß er der Thäter ſei. Falls man beides ablehnt, iſt dem Angeſchuldigten der Reinigungseid geſtattet. Nun gilt aber dem Perſer ein Schwur (kassam) nicht für heilig, jedenfalls nicht den Ungläubigen gegenüber. Er ſchwört wegen der geringfügigſten Kleinigkeit. Auch kennt das Geſetz keine Strafe für den Meineid, und nur der Aberglaube, daß Menſchen, unmittelbar nachdem ſie einen falſchen Schwur auf den Koran geleiſtet, dem Tode verfallen ſeien, bildet eine ſchwache Schranke.

Nach dem perſiſchen Strafrecht geht der Dieb frei aus, wenn ihm der Beſtohlene verzeiht. Andernfalls werden verurtheilten Dieben die Finger oder beide Hände abgehauen. Leichtere Eigenthumsvergehen werden damit beſtraft, daß der Dieb an einem durch den Naſenknorpel gezogenen Strick (mähär kerden) vom Büttel durch die Straßen geführt und dann aus der Stadt gewieſen wird. Vor jedem Laden hält der Büttel an, um ein kleines Geſchenk entgegenzunehmen, auch wol eine Pfeife zu rauchen, wobei gaſtfreundliche Sitte auch dem Delinquenten die Pfeife nicht verſagt. Der Ausgewieſene ſetzt in einer andern Stadt ſeine Gaunereien fort oder tritt, wenn er einige Schriftkenntniſſe beſitzt, als Arzt oder Mula daſelbſt auf.

Ausführliche Erwähnung verdienen die Aſyle (best), in denen ſowol überführte Verbrecher als Angeklagte und Verdächtige vor jeder Verfolgung des Geſetzes zeitweiligen Schutz finden. . .

In Ländern ohne geordnete Rechtspflege, wo der Machtſpruch des Despoten, bevor irgendeine Unterſuchung ſtattgefunden, Strafe verhängen und augenblicklich vollſtrecken laſſen kann, ſind Verbrecheraſyle eine nothwendige Schutzwehr der ſtets bedrohten perſönlichen Sicherheit. Darum hat

auch die moſaiſche Geſetzgebung das Aſylrecht für Todtſchläger ſanctionirt.

Früher wurde in Perſien jede Imamſade (Begräbnißſtätte eines der nächſten Deſcendenten Ali's) ſammt ihrem Umkreiſe als Aſyl geachtet. Ein Traumgeſicht gab gewöhnlich die Veranlaſſung zu Nachgrabungen; natürlich ſtieß man an vielen Stellen auf Knochen. Mochten es nun Thierknochen ſein, die man aus oſteologiſcher Unkenntniß für menſchliche Gebeine nahm, oder hatte frommer Betrug dergleichen untergeſchoben, genug ein neues Prophetengrab war gefunden. Auf dieſe Weiſe vermehrten ſich die Imamſaden ins Unzählige. Das ganze Land iſt damit bedeckt, und manche liegen an ſehr unbequemen, faſt unzugänglichen Orten, ſo z. B. die Imamſade Dawud in der Nähe von Teheran auf einem 8000 Fuß hohen ſteil emporſteigenden Kegel des Elburzgebirges, deſſen Spitze, obgleich der Weg etwas ausgehauen worden, nur während fünf Monaten im Jahre erreichbar iſt, wohin alſo der Prophet zu damaliger Zeit nicht ohne ein Wunder gelangen konnte.

Außer den Imamſaden waren auch die Moſcheen, die Pferdeſtälle und das Zeughaus unverletzliche Aſyle.

Die große Menge der Aſyle erwies ſich jedoch zuletzt äußerſt nachtheilig für die öffentliche Sicherheit. Geſindel aller Art hauſte im Rayon der Moſcheen, um nachts auf Raub auszuziehen und ſich dann wieder unter deren Schutz zu bergen. Aufrühreriſche Prieſter boten mit ſolchen ſtets zu Exceſſen geneigten Banden der Autorität der Regierung Trotz, ja der Scheik-ul-Islam von Tabris ſetzte ſich einſt an der Spitze von nicht weniger als 20000 Lutis in Marſch gegen die Hauptſtadt. Unter der Regierung des vorigen Königs Mehmed Schah erhob der Imam-Dſchumah von Ispahan, ein verſchmitzter und gewaltthätiger Prieſter, ebenfalls geſtützt auf zahlreiche Haufen von Lutis, offen die Fahne der Empö-

rung. Nach blutigen Kämpfen, worin von beiden Seiten Tauſende getödtet wurden, mußte die Regierung ſich zu einem Compromiß verſtehen, und derſelbe Mann behauptet gegenwärtig noch ſein hohes kirchliches Amt, mit ſeinem Anhang von Lutis ſowol der Macht des Hofes imponirend, als die ehrbaren Einwohner von Jspahan einſchüchternd.

Durch dieſe Vorgänge bewogen, unternahm es Hadſchi Mirza Agaſſi, Vezier des verſtorbenen Königs, dem Unweſen zu ſteuern. Infolge ſeiner Anordnungen, die ſpäter von dem Emir-Nizam Mirza Taghi Chan energiſch aufrecht erhalten und durchgeführt wurden, beſtehen jetzt im ganzen Lande nur drei für alle Fälle unverletzliche Aſyle: die Jmamſade zu Schah-Abdul-Azim unweit Teheran, wo die alte Stadt Rages ſtand, die zu Kum, und das Grab des Jmam Reza zu Meſchhed. Die erſten beiden Orte lernte ich aus eigener Anſchauung kennen.

Man erzählt ſich, der Jmam-Dſchahmeh von Teheran habe, als Hadſchi Mirza Agaſſi die Aſyle aufhob, zu dieſem geſagt: „Wenn du die Ställe zerſtörſt, ſo ſiehe zu, daß du wenigſtens für dich eine Krippe behältſt!“ Und in der That entging der Vezier nach dem Tode Mehmed Schahs nur dadurch dem gewiſſen Tode, daß er in die Jmamſade von Schah-Abdul-Azim flüchtete. Von dort aus konnte er mit dem neuen Vezier unterhandeln und ſich die Erlaubniß auswirken, nach Kerbelah bei Bagdad ins Exil zu gehen.

Wegen Diebſtahls, Defraudation, ſelbſt Todtſchlags Verfolgten bietet die ganze Stadt Meſchhed Aſyl. Die Flüchtlinge bilden hier eine Colonie, treiben unbehindert Gewerbe und Handel, und können nicht einmal zur Herausgabe des unrechtmäßigen Beſitzes angehalten werden. Notoriſche Mörder und Hochverräther hingegen, namentlich ſolche, nach deren Schätzen der Schah läſtern iſt, genießen nur in der unmittelbaren Umgebung des Grabes (sahneh) Schutz. An einem

entfernten Punkte innerhalb des Rayons betroffen, dürfen ſie, zwar nicht auf Geheiß der Regierung, aber auf Befehl des Mutewali bäschi (Tempelvorſtand) verhaftet und weggeführt werden. Auf dem Grabe ſelbſt wird niemand angetaſtet; höchſtens kann der Mutewali Baſchi verbieten, daß man einem Verbrecher Lebensmittel zuträgt, ſodaß ihn Hunger zum Verlaſſen der geheiligten Stätte nöthigt. Doch ſtehen die Aſyle in ſo hoher Achtung beim Volke, daß ſich immer fromme Gläubige finden, welche trotz des Verbots ihn heimlich mit Nahrung verſehen. Man rechnet es ſich als ein verdienſtliches Werk an, Flüchtlingen Verzeihung zu erwirken oder durch Geldſummen Strafloſigkeit zu erkaufen.

Unter den außerhalb des Landes befindlichen heiligen Orten wird am häufigſten Kerbelah, in der Nähe Bagdads auf türkiſchem Gebiete liegend, die Grabſtätte des Chalifen Ali, von den perſiſchen Großen als Zufluchtsort benutzt. Eine große Anzahl von Verwandten des Königs und von misliebig gewordenen hohen Beamten lebt hier in vollkommener Sicherheit und Freiheit. Höflinge, die ſich der drohenden Ungnade des Schah entziehen wollen, erbitten die Erlaubniß zu einer Wallfahrt nach Kerbelah, um dann für immer daſelbſt im freiwilligen Exil zu bleiben. Infolge deſſen iſt die Stadt von mehrern tauſend perſiſchen Familien bewohnt. Sie gilt den Schiiten Perſiens, Indiens und des Kaukaſus als die heiligſte Stätte nach Mekka.

Uebrigens gewähren allen, die ſich eines kleinen Vergehens ſchuldig oder verdächtig gemacht, immer noch auch die Moſcheen, die Ställe und das Zeughaus eine Freiſtatt. Es genügt ſogar zum augenblicklichen Schutz, daß der Verfolgte einen Pferdekopf oder eine Kanone mit der Hand berühre.

Eine Art Aſyl ſuchen ferner Leute auf, welche von der Regierung etwas erbitten wollen, indem ſie ſich in den Stall einer einflußreichen Perſon einquartieren und ihn nicht eher

wieder verlaſſen, als bis durch deren Verwendung ihr Anliegen genehmigt worden. Es wäre gegen Anſtand und Sitte, ſie mit Gewalt daraus zu vertreiben; der Beſitzer hat vielmehr die moraliſche Verpflichtung, während der Zeit für ihren Unterhalt zu ſorgen. Am meiſten werden die Ställe der Favorite-Sultanin, des Großveziers und anderer dem König naheſtehender Perſonen in dieſer Weiſe heimgeſucht.

In meinen Stall kam ein Bauer aus der Umgegend von Tabris, dem man wider Fug und Recht das Waſſer von ſeinem Felde abgegraben und dadurch die Möglichkeit der Bebauung entzogen hatte. Bei der Ankunft ſprach er die gebräuchliche Formel „Penäh be-chänet āwurdem“ („Ich ſuche Zuflucht in deinem Hauſe“). Ich verwandte mich beim Premierminiſter für ſeine gerechte Sache, und es gelang mir, alles nach ſeinem Wunſch zu ordnen. Sowie er aber den günſtigen Beſcheid in der Taſche hatte, verſchwand er, ohne Abſchied zu nehmen und für die genoſſene Gaſtfreundſchaft zu danken. Das Gefühl der Dankbarkeit ſcheint überhaupt dem Perſer fremd. Ueber die maßen unterwürfig und kriechend, ſolange er ſich um eine Gunſt bewirbt, iſt ihm das Bewußtſein, von jemand eine Wohlthat oder eine Gefälligkeit empfangen zu haben, unerträglich.

Ein andermal ſtahlen mir die Diener des Nachbarhauſes, das vom Sohn des Miniſters bewohnt war, mein Holz und mishandelten noch obendrein meine Leute. Eine Beſchwerde beim Herrn der Uebelthäter blieb erfolglos. Da begab ich mich zum Miniſter und nahm mit der Formel „Penäh āwurdem“ das Aſyl ſeines Hauſes in Anſpruch. Daß ein Europäer von dieſer perſiſchen Sitte Gebrauch machte, frappirte ihn, doch verſchaffte er mir unverzüglich durch Beſtrafung der Schuldigen die geforderte Genugthuung.

Hochſtehenden Perſonen vom Hofe, namentlich Prinzen des königlichen Hauſes, die ſich entweder wirklich durch Kron-

prätenſionen politiſch compromittirt hatten, oder ohne ihre Schuld von der despotiſchen Laune und Habgier des Herrſchers oder ſeines allmächtigen Großveziers an Leben und Eigenthum bedroht waren, dienten bis vor kurzem die Hotels der europäiſchen Geſandtſchaften als ſchützende Aſyle. Onkel, Tanten, Brüder und andere Anverwandte des Herrſchers ſtellten ſich unter engliſchen oder ruſſiſchen Schutz. So rettete der Bruder des jetzt regierenden Königs, der damals vierzehnjährige Prinz Abbas Mirza, den man der Theilnahme an dem Complot der Babis verdächtigte, nur dadurch ſein Leben, daß er ſich in den Schutz der engliſchen Geſandtſchaft begab. Ebenfalls den Engländern verdankte der Großvezier Mirza Agha Chan die Umwandlung ſeines Todesurtheils in Verbannung nach Kaſchan. Als derſelbe Mann aber nach dem Sturz des Emir wieder zur Macht gelangte, vergalt er den genoſſenen Schutz durch erbitterte Feindſchaft gegen England, ja ſeinen Intriguen iſt unſtreitig die Hauptſchuld am engliſch-perſiſchen Kriege zuzuſchreiben. Kaum hatte der engliſche Geſandte Teheran verlaſſen, ſo wurde das Geſandtſchaftshotel, obgleich noch der Conſul daſelbſt reſidirte, nicht mehr als Aſyl geachtet. Einen Todtſchläger, der darin Schutz geſucht, entführte man mit Gewalt, um ihn zur Hinrichtung zu ſchleppen. Nach Ausbruch des Kriegs gaben ſodann faſt alle Schützlinge Englands von ſelbſt das Schutzverhältniß auf und unterwarfen ſich freiwillig wieder der perſiſchen Botmäßigkeit. Sie nahmen um ſo weniger Anſtand, ihre bisherigen Schutzherren zu verleugnen, da man in Perſien, von wo aus die bereits im geheimen ſich vorbereitende indiſche Empörung eifrig genährt wurde, Englands Sache in Aſien für verloren anſah. Unter den bisherigen Schützlingen der Engländer, welche ſich ſofort in ihre Feinde verwandelten, befand ſich z. B. auch der reiche Kaufmann Abdul Kerim, deſſen Forderungen an die Regierung von der engliſchen Geſandtſchaft ſo warm unterſtützt

worden waren, daß ſie ſeinetwegen einmal die Flagge einzog. Solchen Erfahrungen gegenüber willigten beim Friedensſchluß England und gleichzeitig Rußland ohne Widerſtreben in die vertragsmäßige Beſchränkung ihres Schutz- und Aſylrechts.

Dennoch müſſen wir das Aufhören dieſer Inſtitutionen für beide Theile als eine weſentliche Einbuße erachten. Wenn auch die europäiſchen Mächte weder Dank noch Gegenleiſtungen direct von den durch ſie Beſchützten empfingen, ſo verſchaffte ihnen doch das Schutzrecht Einfluß und Anſehen beim perſiſchen Volke, welches nun in dem Verzicht darauf eine erzwungene Demüthigung der Europäer erblickt. Andererſeits verloren die perſiſchen Unterthanen eine Zuflucht vor Gewaltthätigkeit und Willkür, die in vielen Fällen wirklich Unſchuldigen Schutz gewährte und wieder zu ihrem Rechte verhalf. Die Folgen machten ſich auch ſehr bald bemerkbar. So wurde nach dem Tode des obengenannten Abdul Kerim, weil die Familie nicht mehr des engliſchen Schutzes genoß, ohne Scheu unter den nichtigſten Vorwänden ſein ganzes Vermögen von der Regierung confiscirt, und bei meiner Abreiſe war man im Begriff, die Witwe Baba Chans, des reichſten perſiſchen Unterthans, eine Tante des Königs, welche bis dahin unter ruſſiſchem Schutze geſtanden, aller ihrer Habe zu berauben. Ich kann daher nur wiederholen, daß Aſyle, ſo nachtheilig und verwerflich ſie in Staaten mit unparteiiſcher Handhabung der Geſetze ſind, in einem despotiſch regierten Lande als die oft einzige Rettung vor den Uebergriffen der Tyrannei eine nicht abzuleugnende, größere Uebel verhütende Berechtigung haben.

IV.

Viehzucht und Bodencultur.

Das Nomadenthum. Urſachen deſſelben. Sitten und Charakterzüge der Nomaden. Schafe. Ziegen. Rinder. Kamele. Eſel und Maulthiere. Nomadenlager. Weideplätze. Abgaben. Das Pferd (Raſſen. Geſtüte. Geſchlecht. Farbe. Preis. Dreſſur. Fütterung. Stallung. Sattelzeug. Hufbeſchlag. Wartung. Krankheiten und Seuchen). Ackerbau. Künſtliche Bewäſſerung. Dörfer. Beſitzverhältniſſe. Grundſteuer. Methode des Feldbaus. Heuſchrecken und Wanzen. Viehſtand. Körnerfrüchte. Gemüſe. Wein und Obſt. Seidenraupenzucht. Oelfrüchte. Farbepflanzen. Baumwolle. Roſen. Zuckerrohr. Wälder.

A. Die Nomadenwirthſchaft.

Mehr als ein Drittheil der Bevölkerung Perſiens beſteht gegenwärtig aus Nomaden. Mancherlei Urſachen haben dazu mitgewirkt, daß in dem einſt ganz von ſeßhaften, ackerbautreibenden Völkern bewohnten Lande das Nomadenthum ſich ausbreiten konnte. Die hauptſächlichſte darunter war das Eindringen der Religion Mohammed's, denn der Islam, von Wanderſtämmen ausgegangen, entſpricht vorzugsweiſe den Bedürfniſſen des Nomadenlebens.

Die bis dahin in Perſien herrſchende Lehre Zerduſcht's (Zoroaſter's) leiſtete mit weiſer Abſicht der Bodencultur allen

möglichen Vorſchub. Bei der Trockenheit des perſiſchen Klimas iſt die künſtliche Bewäſſerung das erſte Erforderniß zum Gedeihen der Vegetation. Es kommt darauf an, ſowol das Waſſer aus dem Schos der Erde zu fördern und durch Kanäle auf die Felder zu leiten, als auch den Wuchs des Baumes zu ſchützen, damit er die Feuchtigkeit aus der Luft an ſich ziehe und mit ſeinem Schatten die Ausdörrung des Bodens verhüte. Zerduſcht machte deshalb die Sorge für reines, fließendes Waſſer und die Heilighaltung des Baumes zur religiöſen Pflicht. Als drittes zur Zeitigung der Früchte nothwendiges Element wurde die belebende Wärme, und zwar in ihren Symbolen, der Sonne (sāl) und dem Feuer (ātesch), verehrt. Daß aber das Feuer nach der Lehre Zerduſcht's als Gottheit angebetet worden, iſt eine irrige Meinung; vielmehr proteſtiren deren heutige Bekenner, die Gebern, Dſchaur und Parſi, entſchieden gegen den Namen Feueranbeter (āteschperest). Die Zeitrechnung war genau dem Stande der Geſtirne angepaßt; das Jahr begann mit dem 21. März, und jeder Tag hatte ſeinen Schutzheiligen, woran ſich die Regeln für Ausſaat, Pflanzung, Ernte und ſonſtige Feldarbeit knüpften.

Ganz anders der Islam. Mohammed gebot zwar auch den Gebrauch reinen Waſſers zu den vorgeſchriebenen täglichen Waſchungen des Körpers; allein nach muſelmaniſchen Begriffen iſt jedes fließende Waſſer geſetzlich rein, ſei es noch ſo ſehr verſumpft und durch hineingeworfene faulige Subſtanzen verdorben. Mit dem Monotheismus des Propheten vertrug ſich nicht die pantheiſtiſche Anſchauung von den beſondern Schutzgeiſtern der Quellen und Bäume, der Monate und Tage; wie der Glaube daran ſich verlor, entbehrten fortan das die Felder erfriſchende Waſſer und der Schatten gebende Baum — die Grundbedingungen zum Landbau in Perſien — der frommen Pflege. Die Folge davon war raſche Entwaldung des Landes, Verſtopfung und Verfall der Kanäle, gänz-

liche Austrocknung des culturfähigen Bodens. Einſt dichtbevölkerte Landſtriche wurden zu Wüſteneien, wo kaum noch das Kamel und das Schaf dürftige Nahrung finden. Gegenden, welche durch ihre geſunde Lage zur Erbauung großer Städte beſonders einluden, wie die von Iſtacher (Perſepolis), Rages, Schiraz, Sultanieh, ſind jetzt Sumpflöcher und Herde der gefährlichſten Miasmen. Wo ſind die Zeiten hin, als Dichter die reine Luft von Schiraz in ihren Poeſien beſangen! Jetzt ſterben Regimenter, die aus dem Norden, aus Hamadan oder Tabris, dorthin in Garniſon kommen, zur Hälfte aus; der Reſt muß in die Heimat zurückkehren, um nicht ebenfalls von Wechſelfieber, Ruhr oder Medinawurm (pejuk) weggerafft zu werden. Auf der einſt blühenden Ebene von Merduſcht, der Umgebung des alten Perſepolis, ſah ich ſpärliche Nomadenhorden, dem türkiſchen Stamme der Buleverdi angehörig, ein ſieches Daſein hinſchleppen; namentlich litten faſt alle an granulirter Augenentzündung.

Zugleich mit dem Islam wurde das Nomadenthum auch unmittelbar von außen in das Land hereingetragen. Von den erobernden Arabern blieben viele Stämme in den ſüdlichen, einzelne ſelbſt in den öſtlichen Provinzen des Reichs, z. B. um Meſchhed, zurück, die zum Theil bis heute arabiſche Sprache, Tracht und Sitte beibehielten; desgleichen von den raub- und plünderungsſüchtigen Turkotataren moguliſcher Raſſe, welche unter Dſchengis Chan und Tamerlan in Perſien eingefallen waren, ſo die Karakuslu um Hamadan, die Affſcharen um Sendſchan, die Kaſchkaï aus Turkiſtan um Schiraz, deren Chef gegenwärtig in Schiraz reſidirt und ſich noch ſeiner directen Abſtammung von der Familie des Dſchengis rühmt. Sie alle ſetzten ihr gewohntes Nomadenleben fort. Die ſeßhafte Bevölkerung jener Gegenden, die perſiſchen Urſtämme der Tadſchik und Leg, fiel größtentheils unter dem Schwert der Eindringlinge; die Uebrigbleibenden ſahen ſich,

aus ihren feſten Wohnſitzen verdrängt, ebenfalls zum Nomadenthum gezwungen und bilden heute die Nomadenſtämme altperſiſchen Bluts: die Luren und die Bachtiari. Dazu kommen noch einzelne zerſprengte Wanderſtämme der Zigeuner (kaulis) in ihren ſchwarzen Zelten (karatschäder) und der Zergeri, welche letztere von den Macedoniern abzuſtammen behaupten; eine Behauptung, die allerdings wegen der Aehnlichkeit des Idioms einigermaßen berechtigt ſcheint.

Auch die geologiſche Beſchaffenheit des Landes iſt übrigens dem Nomadenthum günſtig. Einerſeits befinden ſich in Höhen von 7000 — 9000 Fuß ausgebreitete Tafelſtrecken, welche zwar nicht zum Landbau und zu feſten Anſiedelungen geeignet ſind, aber während dreier Monate im Sommer vortreffliche Weideplätze bieten; andererſeits gibt es Niederungen, die im Sommer vollſtändig ausdörren und unbewohnbar werden, hingegen im Winter bis zum Beginn des Frühlings ſich mit friſcher Vegetation bekleiden. Die einen wie die andern können nur Nomaden zum wechſelnden Aufenthalt dienen. So ziehen die Bewohner von Maſanderan, wenn die Reisfelder beſtellt ſind, nach Laridſchan am Fuße des Demawendgebirges, die von Laar nach den über Schiraz gelegenen Hochebenen von Aſepas und Udſchan.

Nicht minder beförderte die Unſicherheit des Landbeſitzes das Nomadenthum. Eroberer und Gründer neuer Dynaſtien zwangen die widerſtrebenden, der geſtürzten Dynaſtie anhängigen Stämme, ihre Wohnſitze nach entfernten Gegenden des Reichs zu verlegen, und räumten die leergewordenen Bezirke den Angehörigen des eigenen Stammes ein. Jene wie dieſe ergaben ſich, weil ſie abermaligen Wechſel hofften oder fürchteten, dem Nomadenleben.

Schließlich trägt der despotiſche Druck, der auf den Unterthanen laſtet und dem ſich der Nomade eher als der Angeſeſſene entziehen kann, viel dazu bei, daß nicht nur die

Nomaden keine Luſt verſpüren, ihrer wandernden Lebensweiſe zu entſagen, ſondern daß immer mehrere die feſten Wohnſitze verlaſſen und ſich dem Nomadenthum zuwenden.

Wir ſehen, ſowol die Religion wie die Regierungsform der Mohammedaner wirken der Baſis der menſchlichen Geſellſchaft, dem Ackerbau, entgegen. Hierin liegt die Schwäche, ja die Gefahr des Untergangs aller muſelmaniſchen Reiche, und es klingt daher der Ausſpruch keineswegs paradox, die Iraner könnten nur dann, wenn ſie wieder Gebern würden, zu einem geordneten Staatsweſen gelangen. Doch die Geſchichte kehrt nicht um! —

Ueber Sitten und Gebräuche der Nomaden enthalten die Werke von Sir John Malcolm, Fraſer und Morrier erſchöpfende Mittheilungen. In Bezug auf die geographiſche Verbreitung der verſchiedenen Stämme gibt das Buch der Lady Shiel*) die genaueſten Daten an die Hand.

Jeder Stamm (il) ſteht unter einem erblichen Chef (il-chāni), deſſen Autorität, und wenn er ein Säugling iſt, alle Glieder unbedingt anerkennen. Sein Befehl gilt ihnen mehr als der des Königs; ſie ſtehen für ihn ein und ſchützen ihn vorkommendenfalls mit Gut und Blut gegen anmaßende Forderungen der Krone. Im Sommer 1859 ritt ich durch die Steppe Udſchan, wo der Stamm der Kaſchgai ſeine Zelte aufgeſchlagen hatte. Gleichzeitig mit mir zog ein perſiſcher Würdenträger mit zahlreicher bewaffneter Dienerſchaft deſſelben Wegs. Von einem Nomaden befragt, was der Zweck des kriegeriſch ausſehenden Zuges ſei, erwiderte der Perſer, um

*) Dieſem Buche, nach oberflächlichen Eindrücken jener hochgeſtellten Dame verfaßt, verleihen die gründlichen Noten ihres Gemahls, des Colonel Shiel, ehemaligen Miniſterreſidenten in Teheran, ſeine Bedeutung. Es wäre zweckmäßiger geweſen, die Noten als Text und den Text als Ballaſt zu geben; freilich aber läßt man Frauen gern den Vortritt!

ihn zu necken: „Es gilt, euern Ilchani nach Teheran abzuführen", worauf jener entgegnete: „Das dürfte in Schiraz keine leichte Sache ſein, und zum Glück leben wir nicht in Irak." — Auf ſeinen Stamm iſt jeder einzelne ſtolz; er rühmt ſich, Il und Taïfe zu beſitzen, d. h. einem Tribus von beſtimmter Abſtammung anzugehören. Selbſt der Schah unterläßt nicht, weil die gegenwärtige Herrſcherfamilie aus dem Il der Kadſcharen hervorging, auf Münzen ſeinem Namen den Beiſatz „der Kadſchare" hinzuzufügen. Die Würde des Ilchani geht nach türkiſchem Brauch immer auf den Aelteſten in der Familie über. Nachträglich erfolgt dann pro forma die königliche Beſtätigung durch Ueberſendung des Ehrenkleids.

Wo Nomaden in größern Maſſen beiſammenleben, ſind ſie kühn und räuberiſch; doch verſchmähen ſie Hinterliſt und Lüge und halten treu das gegebene Wort. Der Nomade ſagt von ſich: „Iliat em!" („Ich bin ein Nomade!" d. h. man kann mir vertrauen.) Sie leben meiſt in Monogamie und heirathen aus dem eigenen Stamm. Erſt Feth Ali Schah, welcher ſehr reichlich mit Töchtern geſegnet war, nöthigte die Häuptlinge, um ſie an die Intereſſen der Krone zu feſſeln, Prinzeſſinnen zu heirathen, was ihrem Anſehen im Stamme bedeutend geſchadet hat. Die Weiber zeigen ſich unverſchleiert, ſind aber keuſch und ſittſam und gehen faſt nie, ſei es auch unter den glänzendſten Verhältniſſen, Ehen mit Stadtbewohnern ein.

Gewöhnlich mit guten Naturanlagen ausgeſtattet, ermangeln die Nomaden auch nicht aller Erziehung und Bildung. Inmitten der Steppe findet man Zelte, wo Schulmeiſter die Jugend im Leſen und Schreiben, im Koran und in Erklärung der Dichter unterrichten. Manche Chefs beſitzen eine bedeutende Gelehrſamkeit in aribicis, und es kommt vor, daß ein Ilchani von der Regierung mit wichtigen diplomatiſchen Miſſionen ins Ausland betraut wird. Ich fand bei berüchtigten Wegelagerern Anſtand, Würde, Feinheit des

Benehmens und Geſetzkenntniß, die mich wahrhaft in Erſtaunen ſetzten.

Eine unglückliche Tradition im Leben der Nomaden iſt die Erbrache, die entweder innerhalb des Stammes wüthet oder blutige Fehden zwiſchen verſchiedenen Stämmen veranlaßt und nicht ſelten mit der Ausrottung weitverzweigter Familien endet. Nicht eher als bis das gegenſeitige Morden ſolche Ausdehnung gewonnen, daß ein ganzer Stamm zu erlöſchen droht, kommt es zum Frieden. Der mächtigere Stamm bietet dann dem ſchwächern die Hand zur Verſöhnung und verſieht ihn mit Weibern, um dem Ausſterben des Stammes vorzubeugen. Schon die Bibel berichtet von einem derartigen Vernichtungskampfe gegen den Tribus Ephraim.

Die rechtliche Erwerbsquelle der Nomaden beſteht in der Viehzucht; ſie verkaufen: Schafe, Pferde, Eſel, Kamele, auch Rinder und Büffel, deren Producte: Butter, Käſe, ſaure Milch, Keſchk, Karagrut, Wolle, Felle, Talg, und einige rohe Fabrikate, wie Filz, Pferdedecken und grobe Teppiche.

Schafe (gusfend) ſind faſt das einzige Schlachtvieh des Perſers. In der That iſt das Fleiſch des einheimiſchen Schafs, ovis tatarica, von vorzüglicher Güte und ohne jenen penetranten Geruch, der das Fleiſch des europäiſchen Schafs faſt ungenießbar macht. Auch blos in Waſſer abgeſotten, hat es ſammt der Brühe einen kräftigen Wohlgeſchmack. Dem tatariſchen Schaf wächſt ein Fettſchwanz in der Schwere von 5 — 10 Pfund, doch ſah ich ihn nie ſo groß, daß er das Thier erheblich beläſtigte oder durch einen Tragkarren unterſtützt werden mußte. Das Fett iſt ſchmackhaft, lipomartig, aber wenig ſtearinhaltig, daher zur Kerzenbereitung nicht tauglich. In dem Maße als der Fettſchwanz zunimmt, nimmt der Talganſatz im Netze ab, und umgekehrt. Die Schafe in den Küſtenländern am Kaſpiſchen Meere ſetzen das Fett nicht am Schwanze an, ſondern im Netze, und bei

Schafen, die aus Irak dahin gebracht werden, wenn ſie nicht an Acclimatiſationskrankheiten zu Grunde gehen, atrophirt der Fettſchwanz und hängt zuletzt ſchlaff wie ein leerer Beutel herab.

Die jungen Lämmer (berre, daher das ſlawiſche beran), im nördlichen Perſien in den Frühjahrsmonaten, im ſüdlichen den ganzen Winter hindurch geworfen, werden mehr noch als des Fleiſches halber des koſtbaren Felles wegen geſchätzt, beſonders die ſchwarzen von Schiraz und Kum, welche die Bucharafelle zweiter Qualität geben (die erſte Qualität kommt aus Buchara und Chiva). Je jünger das Thier, deſto feiner gekräuſelt iſt die Wolle; hiervon ſchreibt ſich die Fabel her, daß man das Mutterſchaf tödte, um das Fell des noch ungeborenen Lammes zu erhalten. Durch Färben mit eſſigſaurem Eiſen und Granatäpfelrinde wird den Fellen jene glänzende intenſive Schwärze verliehen, die der Perſer daran liebt.

Die Schafwolle hat weit geringern Werth als die Lammfelle, denn ſie iſt rauh, von ſchmuzigbrauner Farbe und eignet ſich nur zum Fertigen grober Stoffe und zu Polſtermaterial. Es wird daher weder auf Veredlung der Raſſe noch auf die Schur der Wolle Sorgfalt verwendet. Eine beſtimmte Zeit für die Schafſchur gibt es nicht; jeder ſchert ſeine Thiere, ohne ſie vorher zu waſchen, mit einer gewöhnlichen Schere wann es ihm gutdünkt.

Da der Perſer, wie geſagt, nur ausnahmsweiſe anderes Fleiſch als Schaffleiſch genießt, müſſen zur Deckung des täglichen Bedarfs fortwährend große Maſſen geſchlachtet werden. Auch die jungen Widder dienen als Schlachtvieh, man behält nur die zur Zucht nöthige Anzahl. Trotz des ſtarken inländiſchen Verbrauchs an Fleiſch findet übrigens ein ziemlich bedeutender Exporthandel damit über Kurdiſtan nach der Türkei und in den Kaukaſus ſtatt.

Ziegen (buz) liefern gute Milch und vortreffliche Wolle. Ihr Fleiſch dient, da es purgirend wirkt, ſelten zur Nahrung. Die gröbere Wolle wird zu Stricken und Zeltbezügen, die feinere (kurk) zu weichen Filzen und Geweben verarbeitet. Aus der Flaumwolle der Kaſchmirziege (murgus), die am beſten in den Bezirken Kirman und Meſchhed gedeiht, werden die feinen perſiſchen Shawls gewebt; ein anderer Theil geht als Ausfuhrartikel über Yezd und Bender Abbas nach Indien.

Rinder (gāw) können bei dem dürren, kurzen und ſalzigen Grasfutter, auf das ſie angewieſen ſind, nicht gedeihen. Zudem vernachläſſigt man ihre Pflege und Reinigung. Das Fleiſch iſt zäh und mager und wird nur von den ärmſten Klaſſen genoſſen. Rindvieh züchten daher die Nomaden in geringer Anzahl, lediglich zum Verkauf als Zugthiere. Da von polizeilicher Aufſicht in den Steppen keine Rede iſt, tödtet oft die Rinderpeſt ſämmtliches Hornvieh eines Bezirks, und nur dazwiſchenliegende Wüſtenſtrecken und der mangelnde Verkehr ſetzen ihrer weitern Verbreitung ein Ziel. Am Kaſpiſchen Meere, in der Provinz Maſanderan, findet ſich das Buckelrind ziemlich zahlreich, wogegen es in dem trockenen Klima Iraks nicht auszudauern vermag. Ganze Horden von Büffeln (gāwmisch) bevölkern die Sümpfe Maſanderans. Man ſchätzt die Milch des Büffels, beſonders in geſäuertem Zuſtande; ſein Fleiſch aber hat einen widerlichen Geſchmack, der es faſt ungenießbar macht. Er dient in manchen Gegenden Perſiens als Laſtthier, und ſeine Klauen werden dann wie die Hufen des Pferdes mit Eiſen beſchlagen.

Für das unentbehrlichſte Laſtthier zum Transport ihrer Weiber und Kinder, der Zelte nnd ſonſtigen Habſeligkeiten gilt aber den nomadiſirenden Stämmen das Kamel (schutur), und zwar das baktriſche zweihöckerige; denn es trägt bequem eine Laſt von 3—4 Centnern, in der Brunſtzeit ladet man ihm ſogar 5—6 Centner auf. Gleich nach der Geburt wird

das Thier durch Zuſammenbinden der Füße dahin abgerichtet, daß es auf einen Wink ſich niederkauert, um mit der Laſt bepackt zu werden. Auf der Wanderung koppelt man gewöhnlich 7 Stück aneinander (ḳättār), den Hals des einen an den Schweif des andern. Der Führer ſchreitet entweder voran und animirt die Thiere durch einen monotonen Geſang, bei deſſen Aufhören ſie ſtehen bleiben, oder er ſitzt auf dem Rücken des vorderſten, welchem dann die übrigen willig folgen. Im Frühling verliert das Kamel von ſelbſt ſeine Wolle; ſie wird ſorgfältig geſammelt und zur Anfertigung eigenthümlich fettig anzufühlender, aber weicher und ſchmiegſamer Gewebe benutzt. Selten erreicht das baktriſche Kamel in Perſien ein Alter von 9 Jahren; für die kurze Dienſtzeit entſchädigt jedoch reichlich ſeine Tragfähigkeit und die außerordentliche Billigkeit ſeiner Ernährung. Das Dromedar (dschemāzeh) zeichnet ſich vor dem Kamel, welches ohne Uebermüdung höchſtens 5 Meilen des Tags zurücklegen kann, durch erſtaunliche Raſchheit und Ausdauer im Laufen aus, weshalb man ſich deſſelben in den Sandwüſten der öſtlichen Provinzen zu Kurierritten bedient. Früher wurde die Kamelzucht in Perſien viel ſtärker und ein beträchtlicher Handel ins Ausland, namentlich nach der Türkei, mit den jungen Thieren getrieben. Jetzt liefert Perſien nur noch eine kleine Anzahl in den Kaukaſus und bezieht im Gegentheil von Bagdad einen Theil des eigenen Bedarfs.

Pferde (asb) hält der Nomade weniger um ihrer ſelbſt willen als zum Zweck der Erzeugung von Maulthieren. Da wir den verſchiedenen Pferderaſſen einen beſondern Abſchnitt widmen, möge an dieſer Stelle die Notiz genügen, daß im Viehbeſitz der Nomaden Pferde ſelten einen namhaften Beſtandtheil bilden.

Um ſo größer iſt ihr Reichthum an Eſeln (chær) und Maulthieren (ḳātir), deren Zucht wegen des allgemeinen

Bedarfs im Inlande und der guten Preiſe, die infolge davon gezahlt werden, den ſicherſten Gewinn abwirft. Man unterſcheidet den großen weißen Eſel von Bagdad und den kleinen chamoisfarbenen, auf dem Kreuze ſchwarz gezeichneten von Buſchir. Letzterer trägt auf ſeinem Rücken die Baumaterialien und ſämmtliche Lebensmittel zur Stadt, dient überhaupt für kürzere Strecken faſt ausſchließlich zum Transport von Laſten aller Art. Erſterer ſteht an Muskelkraft, Unermüdlichkeit und feſtem, ſicherm Gang dem Maulthier nicht nach, weshalb er in Berggegenden einem edeln Pferde als Reitthier vorgezogen und oft ebenſo theuer als dieſes bezahlt wird. Von Dummheit und Indolenz, welche in Europa für unzertrennliche Attribute dieſer Thiere gelten, zeigen die Eſel in den trockenen, warmen Klimaten des Orients keine Spur. In feuchten Gegenden dagegen, z. B. in den Marſchländern am Kaſpiſchen Meer, kommen ſie gleich dem Kamel gar nicht fort. In Alexandrien leiſten ſie ſchon weniger als in Kairo, und dort wieder weniger als in Oberägypten. Das Maulthier, wegen ſeiner Mäßigkeit, Ausdauer und Behutſamkeit vorzüglich geſchätzt, macht im Karavanenſchritt, mit einer Laſt von durchſchnittlich 2 — 3 Centnern beladen, $4\frac{1}{2}$ — 5 deutſche Meilen den Tag.

Die Milch (schir) wird von den Perſern nie friſch genoſſen, ſondern zum größten Theil als ſaure Milch (jaürt oder mâst), in welchem Zuſtande man ſie entweder zum Brod ißt, oder als Zuthat zu vielen Speiſen verwendet, oder mit Waſſer emulſionirt als kühlendes Getränk genießt. In ihrer mannichfachen Verwendung iſt ſaure Milch das Lieblingsnahrungsmittel der Bevölkerung, beſonders der nomadiſchen. Als beſte Qualität gilt die aus der Milch von Büffelkühen bereitete. Einſt fragte mich der Schah, ob auch den europäiſchen Monarchen täglich ſaure Büffelmilch vorgeſetzt werde, und da ich es verneinte, rief er bemitleidend aus: „Ein

Monarch und keine ſaure Milch!“ Die Nomaden halten ſie auch für ein wirkſames Mittel gegen Dysenterie.

Aus der Buttermilch knetet man, nachdem ſie geronnen, kleine Kugeln, welche keschk heißen und ebenfalls als beliebte Zuthat zu verſchiedenen Gerichten ausgedehnten Verbrauch finden. Schon Rubriquis erwähnt ihrer bei Beſchreibung ſeiner Reiſe in die Tatarei. Da ſie ſich gut conſerviren und ein vortreffliches antiſcorbutiſches Mittel ſind, verdienen ſie auch in Europa bei der Verproviantirung von Schiffen und Feſtungen Beachtung. — Nochmals eingeſottene und dann getrocknete Molken und Buttermilch heißen karagrut.

Der Käſe (pœnir) wird behufs der Aufbewahrung ſehr ſtark mit Salz verſetzt und widerſteht deshalb dem europäiſchen Geſchmack. Etwas wohlſchmeckender iſt der eingeſtampfte, der in Bockfellen zu Markte gebracht wird.

Die Butter, welche geſchmolzen in Schläuchen zum Verkauf kommt, hat meiſt einen penetranten caprinſauren Geruch, an den ſich der Europäer ſchwer gewöhnen kann. Nach Befriedigung des inländiſchen Conſums bleiben, ebenſo wie von Talg, nur geringe Quantitäten zur Ausfuhr übrig.

Die Wolle der Schafe, Ziegen und Kamele verſtehen die Nomadenweiber zu färben und mit ziemlicher Kunſtfertigkeit zu allerhand dauerhaften, mitunter hübſch gemuſterten Stoffen, zu Zeltbezügen, Filzen, Pferdedecken und Teppichen zu verarbeiten, theils für den eigenen Gebrauch, theils zum Verkauf an die ſeßhafte Bevölkerung. —

Ein Nomadenlager hat ſtets ziemlich genau dieſelbe, nach gewiſſen allgemein gültigen Normen conſtruirte Einrichtung. An dem ſchönſten, gewöhnlich etwas hervorragenden Punkte ſteht das Zelt des Häuptlings, aus ſtarker weißer Leinwand, auf der innern Seite mit gemuſtertem Indienne (kalamkār) ausgefüttert. Es wird von zwei Balken geſtützt und iſt geräumiger als die übrigen. Daneben beſitzt der Chef

noch ein kleines kuppelartiges Zelt (aletschek) aus gebogenen Holzreifen und mit dickem Filz überzogen, welches ihm und ſeiner Familie bei rauhem Wetter zum Aufenthalt dient. Ringsumher, oft weit über die Steppe zerſtreut, gruppiren ſich die Zelte der einzelnen Familien des Stammes. Sie beſtehen aus ſchwarzem Ziegenhaar und enthalten den geringen Hausrath nebſt einigem Geflügel. Ihre vordere offene Seite wird durch einen im Halbkreis aufgeſchichteten Steinwall abgegrenzt. An Verſchluß ſeiner Habe denkt der Nomade nicht; denn Diebſtahl im eigenen Stamm iſt ſelbſt bei den raubſüchtigſten Horden unerhört. Die Männer hüten den Tag über zu Fuß oder zu Roß, von ihren Hunden begleitet, die Heerden, während die Frauen ſich mit der Milchwirthſchaft und dem Hausweſen beſchäftigen.

Iſt ein Lagerplatz abgeweidet, oder nöthigt die rauhe Jahreszeit oder eine ausgebrochene Viehſeuche zum Verlaſſen deſſelben, ſo packen ſämmtliche Familien ihre Zelte zuſammen und paſſiren gruppenweis mit ihren Heerden vor dem Chef die Revue (sän), welche bei zahlreichen Stämmen mehrere Tage dauert. Mit dem Zelt- und Hausgeräth ſind die Kamele beladen; die Weiber und Kinder kauern auf Eſeln, Pferden und Maulthieren; der Mann aber geht, mit einem dicken Stabe bewaffnet und von ſeinem Hunde begleitet, zu Fuß nebenher, denn es gibt ſtets etwas zur Erhaltung des Gleichgewichts an den Laſten zu ordnen, mitunter auch wol einen feindlichen Angriff abzuwehren. Zuletzt bricht der Chef ſelbſt auf, und die bis dahin ſo belebte Gegend wird einſam und öde, ſogar alle Vegetation ſcheint von ihr verſchwunden; doch die zurückgebliebenen animaliſchen Stoffe befruchten den Boden für die nächſtjährige Saiſon zum wiedererwachenden Leben.

Der weitausgedehnte Zug eines auf der Wanderung begriffenen Nomadenſtamms bietet einen höchſt maleriſchen An-

blick dar. Die ſchwerbeladenen, gemeſſenen Schritts hintereinander herſchreitenden Thiere, die bewaffneten Begleiter mit ihren dunkeln, ſonnverbrannten Geſichtern, die hockenden Weiber mit in der Jugend anmuthigen, im Alter aber harten und mumienhaft ausgedörrten Zügen, geben zuſammen ein eigenthümlich intereſſantes Bild. Freilich ſind auch, wie ſchon erwähnt, gerade während ihrer Wanderungen die Nomaden am meiſten zu Raub und Plünderung geneigt, ſodaß zu gewiſſen Zeiten die Gebiete, welche ſie zu durchziehen pflegen, ganz von Reiſenden gemieden werden müſſen.

Jeder Stamm hat ſeine beſtimmten Weideplätze, wo er ſich abwechſelnd in den verſchiedenen Perioden des Jahres niederläßt. Entweder nimmt er ein durch das Alter ſanctionirtes Recht darauf in Anſpruch, oder ſie wurden ihm von der Regierung, ſei es zwangsweiſe, ſei es auf ſein Anſuchen, zugewieſen, oder endlich es ſind Kronländereien (châlesse), die ihm gegen Pacht überlaſſen werden. Nur ausnahmsweiſe, bei anhaltender Dürre oder durch Kriegsnoth verdrängt, bezieht ein Stamm nach vorherigem Uebereinkommen mit einem befreundeten Tribus ein ſonſt von dieſem occupirtes Terrain, und es heißt dann wie in der Bibel: „Ziehſt du zur Rechten, ſo ziehe ich zur Linken; ziehſt du zur Linken, ſo ziehe ich zur Rechten.“

Die Abgaben und Leiſtungen an die Regierung, zu denen die Nomaden verbunden ſind, beſtehen theils in Geld, theils in Naturallieferungen und Stellung von Soldaten. Für das Weiderecht (haḳe-tscherā) iſt zu entrichten: 0,20 bis 0,21 holl. Dukaten für eine Kuh, 0,07 bis 0,1 für ein Pferd; für Schafe und Ziegen wird die Steuer nach der Quantität der Butter und des Käſes bemeſſen. Kamele und Eſel zahlen keine feſte Steuer; dagegen iſt der Ilchani gehalten, alljährlich eine Anzahl dieſer Thiere nach Teheran an den Hof zu liefern, wie überhaupt von Zeit zu Zeit außer

den fixirten Abgaben dem Schah ſowol wie den Miniſtern Geld, Shawls, Pferde u. ſ. w. als unfreiwilliges Geſchenk zu überſenden. Wo die Stückzahl des abgabepflichtigen Viehes von der Regierung nicht ermittelt werden kann, z. B. bei dem großen Stamm der Kaſchgai, zahlt der Ilchani nach eigener Schätzung eine jährliche Abfindungsſumme. Außerdem hat jeder Tribus ein Regiment zu den regulären Truppen zu ſtellen und eine Schwadron irreguläre Cavalerie (säwäre-radif) auszurüſten, welche zeitweilig den Dienſt an den Landesgrenzen verſieht. Ich ſah mehrmals ſolche Reitertrupps auf dem Durchmarſch durch Teheran vor dem Schah die Revue paſſiren und bewunderte ihre prächtigen Pferde, ihre ſilberverzierten Waffen und die langen Flintenläufe aus Damascenerſtahl. Viele Il, darunter die Legs und Bachtiaris in Arabiſtan, ſuchen ſich jedoch der Oberhoheit des Schah zu entziehen und verweigern regelmäßig die Steuern, bis der Gouverneur einen Tſchapaul gegen ſie unternimmt und alles Vieh nebſt ſonſtigem Beſitzthum, deſſen er habhaft werden kann, mit ſich fortführt.

B. Das Pferd.

Das Pferd (asb, in zuſammengeſetzten Namen asp, wie Lorasp, Histasp: Ritter von . .) hat zwar keine unmittelbare praktiſche Bedeutung für den perſiſchen Haushalt, inſofern Kamele, Eſel und Maulthiere zum Transport ſowol von Sachen wie Menſchen dienen und der Pflug ausſchließlich von Rindern gezogen wird; dennoch greift das Pferd tief ins Nationalleben der Perſer ein, die ſich immer noch mit Stolz ein Reitervolk nennen. Pferd und Schwert (asb u schemschir) gelten ihnen für Zeichen des freien Mannes und ſind in den meiſten ihrer Traditionen unzertrennlich miteinander verwebt.

Auf den iraniſchen Hochebenen, in ſeinem urſprünglichen Vaterlande, wo noch jetzt ſein Verwandter der wilde Eſel ſich frei herumtummelt, gedeiht das Roß bei mittlerer Pflege. Schon in den älteſten Zeiten genoß die perſiſche Raſſe weit verbreiteten Rufes, berühmt waren die Geſtüte des Landes. Heutzutage jedoch zählt das einheimiſche Pferd nicht mehr zu den edeln (nedschib) Raſſen, ſondern die geſchätzteſten Luxuspferde ſtammen aus der Fremde oder ſind wenigſtens mit fremdem Blut gemiſcht (du-rek, zweiblütig). Ihrem Werthe nach rangiren die verſchiedenen Raſſen in folgender Reihe:

1) Das arabiſche Vollblutpferd (asbe arabi châlis) bewahrt in Perſien, ſolange der Stamm rein erhalten wird, alle ſeine bekannten vorzüglichen Eigenſchaften, während es in Europa derſelben bald verluſtig geht. Es iſt ſanft, folgſam, gelehrig, erträgt lange Zeit Durſt und ſtürzt ſich auch dann nie mit Gier auf den dargereichten Trunk. Wenig zu Krankheiten geneigt, erreicht es unter normalen Umſtänden ein hohes Lebensalter. In der Ebene ſowol wie bergauf und bergab, überall leiſtet es gleich gute Dienſte. Von Statur oft klein und unſcheinbar, wird an dem intelligenten Kopf von Kennern ſofort ſein Werth erkannt. Der Araber ſagt: feras min feräset, d. h. Pferd ſtammt von edler Phyſiognomie. Die beſten arabiſchen Pferde kommen von Nedſchef über Bagdad nach Perſien.

2) Das turkomaniſche Steppenpferd (asbe turcoman), von Turkiſtan über Choraſſan und Aſterabad ins Land kommend, hat auffallend hohe Beine, plumpe Hufe, eine ſchmale Bruſt, einen ziemlich dicken Kopf, ſehr langen Hals und nackten ſchwieligen Kamm ohne Mähne. Die Mähnenhaare fallen ihm nämlich aus, wenn ſie etwa 1½ Zoll lang geworden, man entfernt ſie aber in der Regel ſchon vorher durch ſorgfältiges Ausrupfen. In ihren heimatlichen Steppen werden dieſe Pferde von den Turkomanen zum Gebrauch bei

deren raſchen Raubzügen, wobei ſie oft 100 geographiſche Meilen in 6 — 8 Tagen zurücklegen müſſen, erzogen. „Das Pferd muß Knochen und Sehne werden" ſagt der Turkomane, und er gewöhnt es daran, daß es ſich unterwegs mit etwas Gerſte und mit Fettſchwanz zur Stillung des Durſtes begnügt, daß es ſich nie von dem Haufen trennt*) oder zurückbleibt, und daß es ſich durch Beißen und Ausſchlagen mit den Hufen am Kampfe betheiligt. Unter der Behandlung der Perſer hingegen degenerirt die Raſſe; ſie wird ſtörrig, dumm, iſt auf unebenem Terrain, beſonders bergab kaum zum Reiten zu brauchen, bedarf um die Hälfte mehr Futter als das arabiſche Roß und leidet häufig an Katarrh und andern Krankheiten. Demungeachtet ſind die Turkomanenpferde bei den perſiſchen Großen zum pomphaften Ritt durch die Straßen der Stadt ſehr beliebt. Bei Feſten und religiöſen Spielen läßt man dieſelben, reich angeſchirrt, als Handpferde (jedek) umherführen, und auf Reiſen der Gouverneure, Prinzen und Geſandten dem Zuge vorausgehen. Gute Reſultate ergibt ihre Kreuzung mit arabiſchem Blute.

3) Das kurdiſche Pferd gilt zwar nicht für edel,

---

*) Dieſe Gewohnheit behält es auch in Perſien bei. Ich ritt einſt auf einem ſchönen Turkomanenroſſe, einem Geſchenk des Schah, durch die Wüſte nach Teheran. Noch etwa zwei Meilen von der Stadt entfernt, löſte ſich durch Zufall der Zügel und in raſender Eile ſprengte das Thier mit mir davon. Ich klammerte mich, ſo gut es ging, mit den Schenkeln feſt, jeden Augenblick fürchtend, in einen offenen Kanal geworfen zu werden. Zu meinem Erſtaunen aber hielt es nach einem Laufe von dreiviertel Meilen plötzlich an und ſtellte ſich ruhig zu einem Rudel dort graſender Pferde, die es aus ſo weiter Ferne gewittert hatte. Aus Verdruß über den Vorfall verkaufte ich es Tags darauf für 65 Dukaten. Einige Zeit nachher fragte mich einmal der Schah, was ich mit meinem Pferde gemacht habe. Ich erzählte das Geſchehene, worauf er, mich belehrend, äußerte: „Du thateſt unrecht, das ſchöne Thier um einen ſo billigen Preis wegzugeben. Es war bei weitem mehr werth und folgte in jenem Falle nur der ihm anerzogenen Gewohnheit."

nähert ſich aber in vielen Stücken dem arabiſchen und ſcheint auch aus der Vermiſchung des arabiſchen und einheimiſchen Stammes entſprungen zu ſein. Es zeichnet ſich durch Leiſtungsfähigkeit vortheilhaft aus.

4) Das karabagher Pferd aus der ruſſiſch-perſiſchen Provinz Karabagh, iſt leicht kenntlich an den gedrungenen Formen, breiten Bruſt und ſoliden Extremitäten, die es zu entſprechender Ausdauer geſchickt machen; es ſteht daher ziemlich hoch im Preiſe.

5) Das eingeborene perſiſche Pferd, jābu (Klepper) genannt, hat allerdings ein unanſehnliches Aeußeres; dagegen iſt es unermüdlich, klettert die ſteilen Bergpfade mit gemſenartiger Behendigkeit hinan und verlangt dabei ſehr geringe Pflege. Die meiſten perſiſchen Pferde ſind vorzügliche Paßgänger (jurgè); ihr Schritt iſt wiegend ſanft, und dennoch ſo raſch, daß andere Thiere ihnen nur im kurzen Galop zu folgen vermögen. Sie bilden einen unentbehrlichen Beſtandtheil der Karavanen, auf ihnen reiten die Knechte, manchmal auch deren zwei auf einem, oder ihr Rücken wird mit allerlei Hausrath und Zeltutenſilien beladen. In der Begleitung, gleichſam im Dienſte jedes edeln Pferdes befindet ſich immer ein Jabu, das ihm die Decken, das Sattelzeug und Stallgeräthe nachträgt. — Eine Abart der eigentlich perſiſchen Raſſe iſt das Pferd am Kaspiſee, das für die dortigen Sumpfländer, in denen kein anderes Laſtthier ausdauern kann, unſchätzbaren Werth beſitzt, denn es arbeitet ſich, obgleich bei jedem Schritte tief in Moraſt einſinkend, wacker durch Buſch und Dickicht hindurch. Die Ueberſiedelung ins Hochland verträgt dieſe Art nicht, wie umgekehrt die Pferde des Plateau in den feuchten Niederungen verkommen.

Geſtüte (ilchi) exiſtiren nur wenige, und zwar meiſt auf königliche Koſten, ſo in Laar und Sultanieh. Die Fohlen (kurre-asb) erhalten zum Schutz eine Decke und werden im

Winter nach wärmern Gegenden gebracht. Uebrigens haben die Geſtüte nicht den Zweck, die Raſſe zu veredeln, ſondern lediglich den, die Artillerie mit Pferden zu verſorgen. Die Pferde für die irreguläre Cavalerie müſſen die Nomadenſtämme liefern; zum Ankauf der Pferde für die reguläre Cavalerie, aus etwa 500 Mann beſtehend, zahlt die Regierung jährlich eine beſtimmte Summe.

Im Gegenſatz zum Araber reitet der Perſer ausſchließlich Hengſte (neriān, ανηρ, Mann). Nur Gouverneure und andere hohe Würdenträger halten ſich zum Luxus einige Stuten (mādiān, Maid), die aber faſt nie den Stall verlaſſen. Wallache, glaubt man, bringen dem Reiter Unglück, weshalb nur die Zugpferde der Artillerie caſtrirt zu werden pflegen. Da dieſe Operation oft erſt im fünften bis ſechsten Lebensjahre vollzogen wird, ſo iſt es, zumal bei dem rohen Schnitt und der ſchlechten Blutſtillung, nicht zu verwundern, daß viele Thiere daran zu Grunde gehen. Zweimal ſah ich Turkomanenpferde wegen ihrer Unbändigkeit caſtriren: das eine erlag der Operation, das andere legte ſeine Wildheit nicht ab.

Bezüglich der Farbe ſind Schimmel (asbe sefid) und Eiſenſchimmel (nili), ferner die Fliegenſchimmel (megessi) vom Nedſchefſtamme am meiſten geſchätzt. Dann folgen die Hellbraunen (keher) und Dunkelbraunen (karakeher). Andere Farben ſieht man ſelten. Von Rappen heißt es, daß ſie leicht ermüden und Unglück ins Haus bringen. Derſelbe Aberglaube herrſcht in Betreff aller Pferde mit *einem* weißen Huf, die kaum zum niedrigſten Preiſe einen Käufer finden.

Der Perſer theilt mit allen orientaliſchen Völkern die eiferſüchtige Paſſion für die in ſeinem Beſitz befindlichen Pferde. Von einem guten, fehlerfreien Thier vermag er ſich äußerſt ſchwer zu trennen. Unter Umſtänden verſchenkt er es wol an den König oder den Gouverneur, aber zum Verkauf entſchließt er ſich nicht. Reiche Leute haben an 20—30 edle

Pferde im Stall ſtehen, die faſt nie geritten werden, auch ſonſt zu keinem Zwecke dienen. Fragt man ſie um den Preis eines ihrer Pferde, ſo verlangen ſie eine fabelhafte Summe, zwiſchen 500 und 1000 Dukaten, und erzählen gelegentlich von zu ſolchen Preiſen ſtattgehabten Verkäufen. Doch ſind dies eitel perſiſche Prahlereien. Nach allem, was ich geſehen, wurde in Wirklichkeit von Inländern kein Pferd höher als mit 200 Dukaten bezahlt; der durchſchnittliche Preis war 60—70 Dukaten. Für 30 Dukaten kauft man ſchon ein ſchönes und brauchbares Halbraſſepferd, inländiſche aber ſind für 6—20 Dukaten zu haben. Mit dem Pferdehandel nach Indien beſchäftigen ſich meiſt Schirazaner. Auch fehlt es nicht an Roßkämmen (namentlich ſind die von Mianeh berüchtigt), welche ſich aufs Feilen und Ausmeißeln der Zähne ſowie aufs Färben der Haare verſtehen; doch gelingt ihnen die Täuſchung in der Regel nur bei Fremden, der geborene Perſer macht ſich mit allen Merkmalen des Alters und ſonſtigen Eigenſchaften des Pferdes von Jugend auf vertraut, denn er betrachtet Pferdekenntniß als einen weſentlichen Beſtandtheil der Bildung. Der Käufer wie der Verkäufer hat das Recht, vor Ablauf von drei Tagen oder, wie es heißt, „vor drei Gerſten", d. h. drei vollen Fütterungen, ohne Angabe der Gründe vom Kauf zurückzutreten.

Von Abrichtung und Dreſſur in unſerm Sinne iſt in Perſien nicht die Rede. Das Fohlen erbt die Vorzüge und Fehler der Aeltern. Man läßt es frei im Hofe umherlaufen, die Kinder und das Geſinde ſpielen mit ihm und geben ihm aus den Händen zu freſſen. So gewöhnt es ſich frühzeitig an den Menſchen. Gegen Ende des zweiten Lebensjahres wird es geſattelt und von einem Knaben geritten, mit drei Jahren dient es bereits vollſtändig als Reitpferd. Dieſes frühe Benutzen des Pferdes hat die gute Folge, daß es gehorchen lernt, ehe es die Kraft des Widerſtandes in ſich fühlt;

darum ſagt ein arabiſcher Spruch: „Der Menſch und das Pferd können nur in früheſter Jugend erzogen werden; beſteige dein Roß zwiſchen dem zweiten und dritten Jahr ſeines Alters, bis es dir ganz untergeben iſt.“ Das Aufwachſen des Pferdes unter Menſchen aber bewirkt, daß es keine Scheu empfindet, nicht ſtößt und beißt, und ſich geduldig mit andern in einem engen Raume unterbringen läßt. Andererſeits erkranken freilich die Pferde in Perſien, weil ſie ſchon angeſtrengt werden, ehe noch ihre Epiphyſen gehörig verknöchert ſind, häufig an chroniſchen Gelenkentzündungen und leiden faſt alle mehr oder weniger am Spath. Mit 8 Jahren beginnen ſie ſchon zu altern, und mit 10 Jahren ſind ſie völlig unbrauchbar und werthlos.

Da das Pferd keine Dreſſur empfängt, ſo geht es ſeinen natürlichen Schritt (ḳadem) oder, wenn es angetrieben wird, im Galop (dau-tächt u tāz). Trab (türkiſch jurtmeh) ſieht man nur von Europäern reiten; dem perſiſchen Reiter erſcheint dieſe Gangart zu ermüdend, er ſchätzt an ſeinem Pferde einen raſchen und gleichmäßigen Schritt. Den Pferden edler Raſſe iſt nie der ſogenannte Paßgang eigen. Ebenſo wenig wie das Pferd zum Reiten abgerichtet wird, lernt der Perſer das Reiten als eine Kunſt. Man ſagt nie von jemand, er ſei ein guter oder ein ſchlechter Reiter, denn man hat beim Reiten keinen andern Zweck als am Beſtimmungsorte anzulangen, und die einzige Geſchicklichkeit, die ſich der Reiter aneignet, beſteht darin, bei einem Sturz vom Pferde ſich ſo wenig wie möglich zu beſchädigen. In der Stadt reitet der Perſer ſtets feierlich langſamen Schritt; wo es aber darauf ankommt, entwickeln Mann und Roß eine erſtaunliche Ausdauer im Galopiren. Berühmt iſt der Ritt des erſten Kadſcharenfürſten, Aga Muhammed Chan, auf ſeiner Flucht von Schiraz nach Mazanderan: eine Strecke von 30 Tagereiſen, die er in 6 Tagen zurücklegte.

Das gewöhnliche Pferdefutter iſt Gerſte und zermalmtes Stroh, und zwar rechnet man für ein mittleres Thier durchſchnittlich 5 Pfund Gerſte und 10 Pfund Stroh, für große Pferde, namentlich bei ſtarker Anſtrengung bis 8 Pfund Gerſte auf den Tag. Gemäß der von den Arabern angenommenen Meinung, die des Abends gefütterte Gerſte verwandle ſich in Fleiſch, die des Morgens genoſſene in Miſt, findet die Hauptfütterung am Abend ſtatt. In Maſanderan beſteht das Futter faſt ausſchließlich aus Reisſtroh und ungeſchältem Reis (scheltuk), in Berggegenden aus einer Art Ferula galbanum (kumā), in Iſpahan und einigen andern Orten gibt man den Pferden im Herbſte Möhren. Bei der Fütterung mit Gerſte erhalten die Pferde im Frühling 40 Tage lang Grünfutter, in den erſten und letzten Tagen mit trockener Gerſte gemiſcht. Sie werden in dieſer Zeit auf die Steppen geſchickt oder ruhig im Stall gelaſſen, ſelbſt auf der Reiſe geſchont, indem man ſie nur 2 — 3 Farſach des Tags machen läßt und ihre Laſt erleichtert. Durch das Purgiren werden ſie anfangs geſchwächt, nehmen aber infolge der Cur an Fett zu; im ganzen ſollen ſie jedoch dadurch an Kraft und Ausdauer verlieren. Waſſer wird etwa eine Stunde vor der Gerſte gereicht. Der Käufer eines Pferdes erkundigt ſich genau, an welche Portionen Gerſte das Thier gewöhnt iſt; er beobachtet, wie es ißt und trinkt, ob es das Futter verwirft, herumſcharrt, und ob es beim Trinken die Knie beugt oder ſich gierig auf das Waſſer ſtürzt.

Faſt in jedem Hauſe der Stadt wird wenigſtens ein Pferd oder ein Eſel gehalten, daher bei jedem ein Stall (tawileh) ſich befindet. In größern Häuſern iſt den Thieren ein eigener Hof eingeräumt. An den Wänden des Stalls ſind rautenförmige Gruben angebracht, in welche das Futter geſchüttet wird. Eine Erhöhung (seku) in der Mitte dient zum Aufhängen des Zeuges und als Schlafſtätte für die

Knechte. Der Miſt wird tagsüber ſorgfältig weggeſcharrt, auf dem flachen Dache ausgebreitet und getrocknet, nachts aber wieder herabgeholt und als Streu untergebreitet. Zur Befeſtigung und Iſolirung der Pferde dienen nicht wie in Europa Scheidewände, ſondern ſie werden mittels Schlingen und Stricken (pābend) um die Feſſel der Hinterfüße an eiſerne in den Boden getriebene Nägel gebunden. Dieſe im ganzen Orient übliche Methode wird ſchon von Xenophon erwähnt; ſie bewährt ſich ſehr gut, denn es kommt ſelten vor, daß ein Pferd ſich losreißt. In der heißen Jahreszeit bleiben die Pferde des Nachts im Hofe, wo ihnen das Futter in thönernen Krippen vorgelegt wird. Auf Reiſen freſſen ſie aus einem vorgebundenen Sack. Die königlichen Stallungen in Teheran (istabel mebāreke) enthalten eine größere Anzahl mittelſchöner Pferde; als Leibroſſe pflegt der Schah nur zwei geprüfte edle Thiere zu reiten.

Edle Pferde werden übermäßig bedeckt, theils um ſie vor Erkältung zu ſchützen, hauptſächlich jedoch damit das Haar kurz und glänzend bleibe. Außer der wamsartigen Leibdecke (jul) erhalten ſie noch nachts große und ſchwere Filzdecken (nemet), welche mit Ausnahme des Kopfs und der Extremitäten den ganzen Körper umhüllen. Sie werden dadurch dermaßen verweichlicht, daß beſonders die Turkomanenpferde alle natürliche Reſiſtenz gegen Temperaturwechſel verlieren.

Das Sattelzeug (jeyrāḳ) beſteht aus einem Rückenpolſter (schireki kurdi), worauf ein kleiner Filz (tuzin) und auf dieſen erſt der Sattel (zin) gelegt wird. Der Sattel ſelbſt iſt ein elaſtiſches Holzgeſtell, mit pergamentartiger Kamelhaut überzogen; gewöhnlich wird noch ein Sammtkiſſen daraufgeſchnallt, denn der Perſer liebt es, ſo weich wie nur möglich auf dem Pferde zu ſitzen. Der ſenkrecht hervorſtehende mächtige Sattelknopf iſt häufig mit Perlmutter ausgelegt.

Die Bügel (rikāb) ſind breit, ſodaß ſie den ganzen Fuß aufnehmen, an den Kanten ſcharf, weil ſie zugleich als Sporen dienen; ſie reichen nur bis zum untern Drittheil des Bauches, daher der Perſer hockend zu Pferde ſitzt mit faſt horizontaler Richtung der Schenkel. Der Zaum (dehene) iſt reich mit Gold, Silber oder Türkiſen beſetzt; die Stange bildet einen kurzen ſehr kräftigen Hebel, an welchen die Kinnkette angeſchweißt iſt. Letztere übt, zumal wenn der Reiter eine ſchwere Hand hat, einen zu ſtarken Druck aus: die Pferde bluten, werden leicht hartmäulig oder überſtürzen ſich bei plötzlichem Anziehen der Stange. Sobald der Reiter abſteigt, wird dem Pferde eine Satteldecke (zinpusch) übergeworfen, eine meiſt in köſtlichen Farben zuſammengeſetzte, mit Seide durchwirkte Tuchmoſaik, dergleichen in Reſcht beſonders künſtliche und prachtvolle angefertigt werden. In den Städten trägt der Stallmeiſter die Satteldecke auf ſeiner Schulter vor dem Pferde her.

Der Hufbeſchlag (naal) hat im ganzen Orient eine von der europäiſchen ſehr abweichende Form. Das Eiſen wird nicht glühend gemacht, ſondern kalt zu einer Platte geſchlagen. In Aegypten iſt die Platte ganz geſchloſſen, in Perſien aber, um ihr Elaſticität zu geben, mit einem elliptiſchen Ausſchnitt verſehen, welcher ſich nach hinten in einen etwa 2 Linien breiten Schlitz fortſetzt. Die in verſchiedener Größe vorräthigen Platten werden an den Huf des Pferdes genagelt, und dann die etwa überragenden Theile des Hufs abgeſchnitten. So unvollkommen dieſe Methode zu ſein ſcheint, ſo überzeugte ich mich doch, daß das Eiſen ſelten ſpringt und ſich ganz gleichmäßig abnutzt, bis es zuletzt nur noch die Dicke einer Blechtafel hat. Auf ebenem Pflaſter und bei Glatteis iſt jedoch das Reiten mit ſo beſchlagenen Pferden ſehr gefährlich, beinahe unmöglich.

Zur Wartung der Pferde ſind Stalljungen (mehter) angeſtellt, gewöhnlich einer zu drei bis vier Pferden. Ihr Vorgeſetzter iſt der Stallmeiſter (dschilandār), der das Amt hat, die Fütterung zu regeln, ſeinem Herrn beim Auf- und Abſteigen behülflich zu ſein, ihm den Bügel zu halten und die Satteldecke vor deſſen Pferde herzutragen. Die Jockeys welche die Pferde beim Wettrennen reiten, erhalten die arabiſche Benennung seis. Das Striegeln (timār) geſchieht meiſt nur einmal des Tags; der Striegel beſteht aus zwei ſenkrechten, durch eine Horizontalplatte verbundenen Sägeplatten. Nach dem Striegeln wird der Körper mit einem rauhen naſſen Wollappen ſo lange gerieben, bis die Haare glänzend anliegen. Die Füße werden mit den Händen geknetet, der Schweif und die Mähne ſorgfältig gewaſchen und mit Henna gefärbt.

Von Krankheiten, denen die Pferde in Perſien am häufigſten unterworfen ſind, habe ich ſchon die Gelenkentzündungen und den Spat genannt. Letzterer iſt ganz allgemein, zum Theil angeboren, ſoll aber, wenn er nicht ſehr entſchieden auftritt, die Thiere nicht ſonderlich beſchweren. Gegen erſtere wird mit großem Nutzen das Glüheiſen angewendet, mit dem freilich auch viel Misbrauch ſtattfindet, indem man ſofort mit dem Brennen bei der Hand iſt, gleichviel an welcher Krankheit das Pferd leidet. Der Rotz (muschmuschek) kommt äußerſt ſelten vor. Die Mauke ſtellt ſich häufig bei Luxuspferden ein, während die Arbeitsthiere meiſt davon verſchont bleiben. Faſt alle Pferdeärzte (beytal, auch Quackſalber, Pfuſcharzt) ſind Turkomanen.

Als ich im Sommer 1859 über die Hochebenen zwiſchen Jezdechaſt und Schiraz zog, hatte ich Gelegenheit eine Seuche zu beobachten, welche beinahe ſämmtliche Pferde, Eſel und Maulthiere jener Gegend dahinraffte, andere Thiere aber nicht befiel. Die Krankheit äußerte ſich folgendermaßen. Wäh-

rend das Thier noch ſcheinbar geſund war und mit Appetit graſte, bekam es eine ödematöſe Anſchwellung an der Regio hypogastrica, die ſich in manchen Fällen bis zum Nabel erſtreckte. Das Oedem vergrößerte ſich, die Haut wurde prall und hart. Beim Einſchnitt entleerte ſich etwas Serum und nur wenig Blut, das ſchwielige Fleiſch knirſchte wie Knorpel unter dem Meſſer. Am dritten Tag ſtellte ſich erſchwertes Athmen ein und der Tod erfolgte. Andere, bei denen ſich die Geſchwulſt am Halſe entwickelte, unterlagen ſchon am zweiten Tage an Oedema glottitis. Die Nomaden ſchrieben das Entſtehen der Seuche dem zu üppigen Futter zu und behaupteten, ſie zeige ſich in beſonders fruchtbaren, grasreichen Jahren. Raſch brachen ſie daher, obgleich die Gegend noch reichliches Futter gewährte, nach andern Weideplätzen auf.

C. Bodencultur.

Man pflegt in Europa den Perſern dieſelbe Indolenz und Trägheit zuzuſchreiben, welche die orientaliſchen Völkerſchaften im allgemeinen charakteriſirt. Wer ſie in der Nähe zu beobachten Gelegenheit hat, wird jedoch bald von dieſem Irrthum zurückkommen und von ihrer Betriebſamkeit, ihrem Sinn für Landbau und induſtrielle Unternehmungen eine beſſere Meinung gewinnen. Die Perſer ſind eins der älteſten Culturvölker, welche die Geſchichte kennt, und ſo ſehr auch Misregierung, Dynaſtienwechſel, Bürger- und Religionskriege, verheerende Invaſionen und Durchzüge ſkythiſch-tatariſcher Stämme ſie im Lauf der Jahrhunderte depotenzirten, ſo verleugneten ſie doch, was die Bearbeitung des Bodens betrifft, niemals ihre uralten Gewohnheiten und Ueberlieferungen. Anführer kriegeriſcher Horden bemächtigten ſich in raſchem

Wechſel der Herrſchaft und bekämpften einander in blutigen Schlachten; die ackerbautreibende Klaſſe aber überlebte alle Stürme, immer wieder der Cultur des Bodens ſich zuwendend. So ſehen wir auch in den jetzt nicht mehr zu Iran gehörenden Ländern, in Segiſtan, Chiwa, Buchara, Afghaniſtan u. ſ. w., die unterjochten Ureinwohner, unter dem Namen der Tadſchik Ackerbau, Gewerbe und Handel treiben.

Seitens der gegenwärtigen Regierung Perſiens erfreut ſich der Landbau nicht der geringſten Förderung; dennoch rafft er ſich ſtets wieder auf, ſobald nur einigermaßen Ruhe und Ordnung im Reiche herrſchen. Die Landwirthe machen keinen Anſpruch auf Unterſtützung durch Rath und That; ſie ſind zufrieden, wenn die Erpreſſungen der Regierung nur nicht einen Grad erreichen, der ihnen die Exiſtenz unmöglich macht.

Culturfähiger Boden iſt im Ueberfluß vorhanden, aber es gilt unter dem regenloſen Himmel Irans vor allen Dingen, ihm die nöthige Feuchtigkeit zuzuführen, ſoll er nicht zu unfruchtbarem Staube verdorren. Das Bedürfniß macht erfinderiſch, und ſo haben die Perſer von jeher ihren Scharfſinn angeſtrengt, um auf mannichfache Weiſe den Mangel an Waſſerniederſchlägen zu erſetzen. Als die gebräuchlichſten Anſtalten zur künſtlichen Bewäſſerung der Felder nennen wir: 1. Unterirdiſche Leitungen (ḳænät), 2. Zertheilen und Ableiten der Flüſſe, 3. Dämme und Schleuſen, 4. Brunnen.

Das Aufſuchen von Quellen und die Anlage von Leitungen und Kanälen bildet ein eigenes Gewerbe, das der Mukanni (Brunnengräber). Aus der Geſtaltung des Terrains wie aus gewiſſen Merkmalen der Vegetation ſchließt der Mukanni mit ziemlicher Sicherheit auf eine in der Tiefe ſprudelnde Quelle. Um jedoch ſeine Wiſſenſchaft mit einem myſtiſchen Schein zu umkleiden, gibt er gewöhnlich vor, ein

bei Sonnenaufgang über dem Orte ſchwebender Nebelſtreifen habe ihm das Geheimniß verrathen. An der bezeichneten Stelle wird nun ein kleines Zelt aufgeſpannt, das einigen Schutz vor den brennenden Sonnenſtrahlen gewährt, und die Arbeiter beginnen, auf der Erde kniend, mit kurzgeſtielten Spaten ein Loch von etwa 4 Fuß Durchmeſſer zu graben. Iſt der Stollen bis zu einer gewiſſen Tiefe gelangt, ſo ſtellt man oben eine Winde auf, vermittels welcher in einem Schlauch von rohen Bocksfellen die ausgegrabene Erde heraufgeſchafft wird. Bei der feſten, ſteinigen Beſchaffenheit des Erdreichs bedarf der Stollen in der Regel keiner Auskleidung; doch ſah ich auch mit gebrannten Thoncylindern ausgekleidete Stollen, z. B. bei Chuſchkek auf dem Wege nach Hamadan. Ruinen ausgemauerter Leitungen finden ſich bei Ray, Sultanieh, Tabris und an vielen andern Orten. Allerdings kommen auch, obwol ſelten, Erdſtürze vor und die Arbeiter ſind dann rettungslos verloren. Wegen dieſer Gefährlichkeit ihrer Beſchäftigung erhalten die Mukanni weſentlich höhern Lohn als andere Tagearbeiter und Handwerker. Die Ausgrabung wird ſo lange fortgeſetzt, mitunter zu 60 Meter Tiefe, bis man auf ein genügendes Waſſerreſervoir ſtößt. Nachdem alsdann die Zuflüſſe erweitert und mit der Mutterquelle vereinigt worden, wird das Waſſer durch abwechſelnd horizontal und aufſteigend in die Erde getriebene Stollen in die Ebene geleitet; denn um eine Quelle an den Tag zu fördern, genügt ſelten ein einziger Schacht, vielmehr iſt man genöthigt, in verſchiedenen Diſtanzen mehrere Schachte zu treiben, bis die Flut das Niveau der Ebene erreicht. So zählt z. B. der Kanal von Gez unweit Ispahan bei einer Länge von nur 3 Meilen an 400 ſolcher Schachte.

Falls die nächſte Umgebung zum Anbau qualificirt erſcheint, entſteht da, wo die Quelle zu Tage tritt, binnen kurzem ein Dorf; andernfalls muß der befruchtende Strom in

offenen Kanälen weiter geführt werden. Hierdurch ſteigen denn die Anlagekoſten oft zu ſehr bedeutender Höhe. Sie werden theils von Privatunternehmern oder Gemeinden, theils, wenn es ſich um Beſchaffung des Waſſerbedarfs größerer Städte handelt, von der Regierung, an heiligen Stätten auch aus dem Vermögen frommer Stiftungen beſtritten.

Die offenen Kanäle verlieren leider fortwährend an Waſſermenge durch Infiltration und Verdunſtung; denn ihre Ränder mit Bäumen zu bepflanzen, wäre, da die jungen Pflanzungen keinen Schutz genießen, vergebliche Mühe. Ferner nehmen ſie häufig Schaden durch Wolkenbrüche und Sturzbäche, ſodaß ſie ſich verſchlemmen, verſtopfen und, falls nicht rechtzeitig Abhülfe geſchieht, die ganze Anlage zu Grunde geht. Es exiſtiren zwar alte Geſetze, welche das Abgraben einer beſtehenden Quelle oder Leitung ſtreng verbieten. Allein die Mächtigen kehren ſich nicht an dieſe weiſen Vorſchriften, ſondern graben in der Nähe einen etwas tiefern Stollen oder entziehen gar durch directe Communication einem Kanal ſein Waſſer. So werden die Felder eines Dorfs plötzlich der Vegetation beraubt, die Einwohner müſſen es verlaſſen, und Ortſchaften, welche frühere Reiſende auf ihren Karten verzeichneten, verſchwinden ſpurlos, höchſtens machen noch einige Ruinen und Kapperſtauden die Stelle, wo ſie geſtanden haben, erkennbar. Die Kanäle, wodurch einſt den 500000 Einwohnern der alten Stadt Rages Waſſer in hinreichender Menge zugeführt wurde, ſind jetzt dermaßen zerſtört, daß ſie den kleinen Bedarf des auf den Trümmern von Rages ſtehenden Fleckens Schah-abdulazim kaum nothdürftig zu liefern vermögen. Zuweilen hat ein Unternehmer das Glück, eine Waſſerleitung, die ſeit Jahrhunderten verſchüttet lag, wieder aufzufinden und ſo mit verhältnißmäßig ganz geringen Koſten einen reichlich fließenden Strom zu erwerben. Als während meiner Anweſenheit zu Teheran der Schah einen verfallenen

Kanal reſtauriren ließ, überſchwemmte das unvermuthet hervorquellende Waſſer einen ganzen Stadttheil.

Der Waſſerreichthum einer Quelle wird nach der Kraft, die zum Drehen eines Mühlſteins erforderlich iſt, ähnlich wie die Leiſtungsfähigkeit einer Dampfmaſchine nach Pferdekraft, gemeſſen; man ſagt: eine Quelle, eine Leitung von ſo und ſo viel Mühlſteinen (seng-e-āb). Wenn mehrere Dorfgemeinden gemeinſchaftlich einen Kanal anlegen, ſo ſetzen ſie durch contractliches Uebereinkommen die Dauer der abwechſelnden Benutzung feſt. Privateigenthümer vermiethen die Benutzung des Waſſers für einen nach Stunden berechneten Preis, und es wäre ſonach die Anlegung von Kanälen ein einträgliches Geſchäft, wenn die Juſtiz dem Unternehmer — was jedoch nicht der Fall iſt — wirkſamen Schutz gegen gewaltthätige Verletzungen ſeines Beſitzrechts gewährte.

Im Zertheilen und Ableiten der Flüſſe leiſten die Perſer ebenfalls, trotz der Unvollkommenheit ihrer theoretiſchen Kenntniſſe und der Mangelhaftigkeit aller Apparate, ſehr Tüchtiges und Anerkennenswerthes. Hunderte von Dorfſchaften wurden dadurch ins Leben gerufen, daß man den Lauf der Flüſſe veränderte und ihren Strom in verſchiedene Arme zerlegte. Glänzende Beiſpiele bieten die Flüſſe Keretſch und Dſchedſche-rud, welche mit ihren künſtlichen Verzweigungen die umfangreichen Bezirke von Schahriar und Veramin bewäſſern, vor allen aber der Zajende-rud, dem die Ebene um Iſpahan ihre blühende Cultur verdankt und der ſeinen Namen Zajende (der Gebärende) von der Eigenſchaft hat, ſein Bett, wenn es auch durch Abgrabung ſchon gänzlich entleert ſcheint, eine Strecke abwärts immer mit friſchen Quellen wieder zu füllen.

An Stellen, wo eine Bergſchlucht in die Ebene mündet, werden ſtarke Dämme (bend) aufgeworfen, um das herabſtrömende Schneewaſſer in geräumigen Baſſins zu ſammeln,

aus denen man im Frühling und Sommer durch geöffnete Schleuſen die Felder tränkt. Ein ſchönes Werk dieſer Art iſt das, welches die Gebirgswäſſer des Engpaſſes Kahrud auffängt und der Kaſchan-Ebene zuführt. Durch den Bau eines ähnlichen Baſſins am Engpaß bei Paskaleh ließe ſich die ganze Umgegend von Teheran fruchtbar machen; allein die jetzige Regierung hat nicht den Willen, für gemeinnützige Zwecke Summen zu verausgaben, obgleich ſie in der Zukunft hundertfältige Zinſen tragen würden. In frühern Jahrhunderten ſtaute man auch durch Wehre die großen Ströme in der Ebene von Perſepolis und in den weſtlichen Theilen des Reichs, wodurch weite Gebiete der Cultur gewonnen wurden, die jetzt vertrocknet und brach liegen.

Außer den bisher genannten Bewäſſerungsanſtalten bedient man ſich noch der Schöpfbrunnen, um das für den Feldbau nöthige Waſſer zu erhalten. Der Eimer wird an einem langen Strick herabgelaſſen; iſt er gefüllt, ſo ziehen ihn Ochſen, welche an die Welle geſpannt ſind, indem ſie einen vor dem Brunnen befindlichen kleinen Abhang hinabgetrieben werden, mit ſeiner Waſſerlaſt herauf. Dergleichen Brunnen ſah ich in den Gärten und Feldern um Ispahan und Schiraz, beſonders viele in dem Flecken Zergān bei Perſepolis.

Uebrigens gibt es auch Gegenden in Perſien, wo der im Frühling fallende Regen den Boden zur Aufnahme der Saat hinlänglich erweicht, ſodaß deimi (Naturbau, im Gegenſatz zum ābi, dem Anbau mittels künſtlicher Bewäſſerung) getrieben werden kann. Das Getreide der Deimſaat iſt natürlich ſchwerer und kerniger, denn keine künſtliche Bewäſſerung vermag den Regen des Himmels vollkommen zu erſetzen. So enthält z. B. der ägyptiſche Weizen, ungeachtet der Bewäſſerung des Bodens mit dem ſehr humusreichen Nilwaſſer, viel weniger Kleber als der in Europa erzeugte.

Dieſe begünſtigten Gegenden ſind Theile von Medien, Kurdiſtan, Chamſe und manche Bergthäler Iraks. In dem Bezirk Kaswin, berühmt wegen ſeiner ſchönen Piſtaziengärten, hängt das Gedeihen der Vegetation von den Gewitterregen ab, die dort mehrmals während des Sommers herabzuſtrömen pflegen. Ziehen die Gewitter vorüber, ohne ſich zu entladen, ſo tritt Dürre und Miswachs ein. Am Litorale des Kaſpiſchen Meers fehlt es zwar nicht an Regen und findet daher keine eigentliche Kanaliſirung ſtatt, aber man zertheilt auch dort Flüſſe, um ihre Arme über die Reisfelder zu leiten.

Im allgemeinen entſcheidet in ganz Perſien die größere oder geringere Menge Frühlingsregen, noch mehr aber der Winterſchnee den Ausfall der Ernte. In Jahren, wo der Winter nicht die Berge mit Schneemaſſen bedeckt, die der Sommer ſchmilzt und in die Ebene herabſendet, bleiben alle Anſtrengungen, dem Boden einen genügenden Ertrag abzuringen, fruchtlos.

Die ackerbauende Klaſſe wohnt in Dörfern (deh), in Flecken und Weilern (ḳasabdsche, ḳasabe), auch in den Vorſtädten von Iſpahan, Yezd, Kaswin, Hamadan und anderer Städte. Zur Sicherheit gegen räuberiſche Ueberfälle, welche in frühern Zeiten allerdings nichts Seltenes waren, iſt faſt jedes Dorf von einer hohen, nur einen einzigen Zugang bietenden Lehmmauer umſchloſſen. Der leichtern Vertheidigung wegen baute man damals auch Dörfer auf eigens zu dem Zweck aufgeworfenen Erdhügeln (tappeh) *) terraſſen-

*) Ganz ähnlich geſtaltete Tappehs, über deren Zweck und Bedeutung man aber keine zuverläſſige Kunde mehr beſitzt, ſah ich in langen Reihen und regelmäßig ¾ Meilen voneinander entfernt auf den weiten Ebenen Mediens, namentlich zwiſchen Rages, Kaswin und Hamadan. Ihr Inneres zeigt nichts als horizontale Schichten von Erde, Gips, Kohlen, Mörtel und Scherben thönerner Krüge oder Vaſen (dschar), deren auch in ihrer nächſten Umgebung viele gefunden werden. Wahr-

förmig übereinander. Als ein Beiſpiel dieſer Bauart hat ſich der Flecken Yezdechaſt erhalten; Ruinen ſolcher Hügeldörfer findet man noch häufig. Unmittelbar um die Ringmauer des Dorfs liegen die Aecker und Gärten, an der äußern Peripherie durch eine zweite dünnere Lehmwand eingehegt. Die Häuſer ſind ebenfalls von geſtampftem Lehm und enthalten einen nach vorn offenen Raum, der zugleich als Küche dient, und zu jeder Seite deſſelben ein Gemach, das Männer- und das Frauengemach. Längs der Fronte läuft eine auf abgeſchälten Pappelſtämmen ruhende Veranda hin, unter deren Schutz in großen, mit Thon und Kuhmiſt verdichteten Weidenkörben das Getreide und anderer Mundvorrath lagert. Auf den flachen Dächern wird Heu und Winterfutter in Schobern aufgehäuft. Ställe und Scheunen umgeben zu beiden Seiten die anſehnlichern Gehöfte.

Unter den Bauern herrſcht faſt durchgängig Monogamie. Die Weiber verrichten ſelten Feldarbeit, ſondern beſchäftigen ſich mehr mit der Küche und Milchwirthſchaft, mit Inſtandhaltung und Ausbeſſerung der Hütte, mit Anfertigung von Filzen, Teppichen oder allerhand groben Geweben aus Wolle und Camelot. Das Getreide zum Brodbacken mahlen ſie in Handmühlen. Zum Buttern bedienen ſie ſich nicht eines Faſſes, ſondern eines Schlauchs. Derſelbe wird, nachdem die Sahne hineingeſchüttet, wie eine Matte zwiſchen zwei Bäumen aufgehangen und ſolange geſchwungen, bis die Butter ſich abgeſondert hat.

Hinſichtlich der Beſitzverhältniſſe zerfällt das bebaute Land in folgende Kategorien: 1) Arbābi; 2) Rayeti; 3) Wakf; 4) Chāleſſe; 5) Tujul; 6) Milkechās.

Arbābi heißen die einem einzelnen Beſitzer (arbāb)

ſcheinlich dienten ſie zu religiöſen Zwecken; auch als Signalſtationen mögen ſie benutzt worden ſein.

gehörigen Ländereien, auf denen ſich Bauern (rayet) unter herkömmlichen Vertragsbedingungen angeſiedelt haben, um den Boden urbar zu machen und zu benutzen. In der Regel gibt der Gutsherr den Boden und das Waſſer, manchmal aber auch Ausſaat und Zugthiere, während der Rayet ſich ſeine Hütte baut und zwei Drittel bis drei Viertel des Ernteertrags dem Arbab abzuliefern hat. Doch ſind die Rayets nicht an die Scholle gebunden; ſie dürfen jederzeit den Ort verlaſſen und mit einem andern vertauſchen, wo ſie beſſere Bedingungen zu finden hoffen. Kein Beſitzer, und ſei er noch ſo mächtig, kann ſie zum Bleiben zwingen, denn Freizügigkeit gilt als unantaſtbares Grundgeſetz des perſiſchen Staats. Es liegt in dieſer Einrichtung ein ſehr wohlthätiger Schutz gegen übermäßige Erpreſſungen und Bedrückungen. Andererſeits freilich wird ſie auch nicht ſelten Urſache, daß ganze Dörfer wieder eingehen, da neue Coloniſten ſich ſchwer entſchließen, die Beſitzung eines Arbab, welche wegen harter Behandlung ſeitens deſſelben von den Bauern verlaſſen worden, zur Anſiedelung zu wählen. Ich kam im Jahre 1852 in ein unweit Kaswin gelegenes, der Königin-Mutter gehöriges Dorf, deſſen Verwalter, Prinz Ali-Kuli, die Bauern dermaßen bedrückt hatte, daß ſie zu dem Entſchluß getrieben wurden, insgeſammt aus ihrer bisherigen Heimat auszuwandern. Sie hieben alle Bäume nieder, die ſie gepflanzt, verbrannten das Holzwerk der Häuſer, bepackten ihr Vieh mit der tragbaren Habe und waren bei meiner Ankunft eben zum Aufbruch bereit. Im letzten Augenblick bot zwar der Prinz einen Vergleich an, der ihren Entſchluß rückgängig machte, das Dorf aber war auf Jahre hinaus ruinirt.

Rayeti ſind kleinere Parcellen, welche von den Beſitzern ſelbſt als freies Eigenthum bebaut werden. Rayet bedeutet nämlich im weitern Sinne überhaupt einen Mann, der von Feldarbeit lebt, zum Unterſchied vom Käſik, Handel- und

Gewerbtreibenden, und vom Derwiſch oder Bende-chudā, der keine beſtimmte Beſchäftigung hat oder im Bettel ſeinen Unterhalt ſucht. Durch Ankauf eines größern Grundbeſitzes tritt der Rayet in die Klaſſe der Arbāb.

Unter Wakf verſteht man die mittels Schenkung in den Beſitz der Moſcheen, Imamzadehs und Madraſſes gekommenen und von dieſen Inſtituten verwalteten Liegenſchaften. Im Laufe der Zeit war das Beſitzthum der todten Hand außerordentlich angewachſen, was um ſo nachtheiligere Folgen hatte, als ein großer Theil der daraus fließenden Revenuen in den Tempel zu Kerbelah, die vermeintliche Grabſtätte Ali's, alſo auf türkiſches Gebiet hinüberwanderte. Nadir-Schah ſah ſich endlich veranlaßt, einen Theil der Wakf-Grundſtücke einzuziehen und die Sendungen nach Kerbelah abzuſchaffen, wogegen den Seïden, den Nachkommen des Propheten, aus den Einnahmen von Iſpahan eine jährliche Summe von 40000 Dukaten zugewieſen wurde. Seitdem vermehren ſich aber die Wakfs wieder von Tag zu Tage, nicht nur durch fromme Stiftungen und Vermächtniſſe, ſondern auch durch Abtretungen aus weltlichen Gründen. Wenn nämlich ein Würdenträger in Ungnade zu fallen und ſeine Güter confiscirt zu ſehen fürchtet, ſo tritt er letztere ſchnell der Geiſtlichkeit ab mit dem geheimen Vorbehalt, daß eine Quote des Ertrags ſeiner Familie verbleibt und alljährlich von der Verwaltung ausgezahlt wird. Obgleich ein eigener Miniſter (vezir-maukufāt) über die Wakfs geſetzt iſt, werden ſie doch von habgierigen Prieſtern nach Willkür ausgebeutet, und es wäre daher im Intereſſe der Landescultur eine abermalige Einſchränkung derſelben dringend zu wünſchen.

Chāleſſe iſt der Name für confiscirte Landgüter, welche die Krone durch ihre Beamten für ſich bewirthſchaften läßt. Von den Beamten werden aber die Rayets am ſchonungsloſeſten mishandelt; kein Wunder alſo, daß die Chāleſſe überall

ſich in kläglich vernachläſſigtem Zuſtande befinden und gewöhnlich nach wenigen Jahren ganz und gar verfallen. Ausnahmsweiſe gab die Krone den großen Güterbeſitz in der Ebene Chär-Veramin, von wo die Stadt Teheran faſt ihren ganzen Bedarf an Lebensmitteln bezieht, zwei Regierungsbeamten in Pacht. Die Pächter ſorgten allerdings aus Eigennutz für beſſere Cultur; allein ſie trieben ſo ſchändlichen Wucher mit den Producten, daß die Preiſe der Nahrungsmittel in Teheran auf das Dreifache ſtiegen. Darüber entſtand ein Aufruhr, bis auf Befehl des Königs das Haupt eines der beiden Pächter zum Opfer fiel.

Tujul iſt ebenfalls Kronland, deſſen Ausnutzung aber einzelnen Perſonen ſtatt des baaren Gehalts überlaſſen wird. Auch mir wurde freigeſtellt, mich auf dieſe Weiſe für meine Dienſte bezahlt zu machen. Man kann ſich denken, daß der Nutznießer auf Erhaltung und Verbeſſerung des Guts nicht im geringſten Bedacht nimmt, vielmehr ſich lediglich bemüht, in kürzeſter Friſt ſoviel wie möglich herauszuſchlagen. Hat er dann ſein Tujul gründlich ausgeſogen, ſo klagt er der Regierung, er könne nicht mehr dabei beſtehen, und es wird ihm entweder ein neues zugewieſen oder der Gehalt fortan baar ausgezahlt. Dieſe verwerfliche Sitte frißt wie ein Krebsſchaden an dem Mark des Landes.

Milkechās (chās, eigen) werden die Privatgüter des Königs genannt. So despotiſch die Regierungsform ſonſt iſt, unterſcheidet man doch ſtreng zwiſchen Kronland und Privateigenthum des Schah. Erſteres geht ungetheilt an den Nachfolger auf dem Throne über, letzteres kann der König nach Belieben unter ſeine Kinder und Frauen verſchenken oder vererben.

Ein in neueſter Zeit gegebenes Geſetz verbietet allen Fremden den dauernden Beſitz von Grund uud Boden im Lande und geſtattet ihnen höchſtens die Erwerbung zum Zweck

baldiger Wiederveräußerung: wie uns dünkt, eine ſehr überflüſſige Maßregel, da unter den beſtehenden Verhältniſſen der Landbeſitz in Perſien für Ausländer ſicherlich nichts Verlockendes hat.

Altperſiſcher Ueberlieferung gemäß iſt jedes Dorf in ſechs gleiche Theile (dung) getheilt, deren jeder einem andern Beſitzer gehören kann. Dies wird von Mächtigen oder von Leuten, die einen Mächtigen zum Freunde haben, als bequeme Handhabe benutzt, um ein Gut „billig" an ſich zu bringen. Man kauft ein Dung und zwingt dann durch allerhand Chicanen die Eigenthümer der übrigen fünf Antheile, dieſelben weit unter dem Werthe herzugeben.

Die Beſteuerung der Grundſtücke (mâliât) kann an und für ſich nicht hoch genannt werden. Die an die Regierung zu leiſtende Abgabe beträgt ein Fünftel des Ertrags und wird vom Beſitzer erhoben, während die auf ſeinem Beſitzthum angeſiedelten Rayets von Steuern befreit ſind. Rayets der andern Kategorie, d. h. ſolche, die ihren eigenen kleinen Acker bebauen, tragen natürlich zur Grundſteuer bei.

Damit man einen Maßſtab für die Beurtheilung gewinne, ſei hier bemerkt, daß die geſammte Soll-Einnahme des Staats an directen und indirecten Steuern einſchließlich des Ertrags aus den Krongütern ſich auf etwa 7 Krur-Tuman = 3,500000 Tuman = 42,000000 Francs beläuft: eine Summe, die jedoch niemals erreicht wird, weil immer bald dieſe bald jene Provinz von einer Calamität heimgeſucht iſt, hier von Mißwachs oder Viehſeuche, dort von Kriegsbedrängniß, Truppendurchzügen, Empörung, räuberiſchen Einfällen der Turkomanen u. ſ. w., welche das Eintreiben der vollen Steuer unmöglich machen. So vergeht kein Jahr, ohne daß nicht mehrere Gouverneure einen Steuernachlaß (tæchfif) beantragen, und obgleich der Schah in den letzten Jahren äußerte, er werde jedem Gouverneur, der nur das Wort tæchfif aus-

ſpreche, die Hand abhauen laſſen, bleibt der Regierung in der Regel doch nichts übrig, als ihre Zuſtimmung zu geben. Was aber das Schlimmſte bei der Sache iſt, der Gouverneur ſteckt den erlangten Tächſik ruhig ein und erzwingt gleichwol von den einzelnen leiſtungsfähigen Grundbeſitzern die Zahlung des vollen Steuerbetrags in ſeinem eigenen Nutzen. Außerdem verſteht es ſich bei dem herrſchenden Syſtem von ſelbſt, daß die Mächtigen, in deren Händen der umfänglichſte Grundbeſitz ruht, ſich der Steuer zu entziehen wiſſen, welcher Ausfall von den kleinern Eigenthümern getragen werden muß und dieſe weit über das normale Maß belaſtet.

Mit den Gouverneurſtellen wird von der Regierung förmlicher Handel getrieben. Von vornherein hat der Ernannte eine Summe von beiläufig 40000 Tuman = 480000 Francs an die Privatkaſſe des Schah zu erlegen und einen gleichen, wenn nicht noch höhern Betrag zu Geſchenken an die Königin-Mutter, die Miniſter, Staatsſecretäre, Kammerherren (pischchedmet) u. ſ. w. zu verwenden. Immenſe Koſten verurſacht die Anſchaffung von Pferden, Zelten, Teppichen und was ſonſt zur Entfaltung des nöthigen Pomps für nothwendig erachtet wird. Das Geld dazu borgt er ſich gegen hohe Zinſen, zwiſchen 18—40 Procent. Da nun ſeine Beſtallung immer nur auf ein Jahr lautet, von Neujahr (21. März) bis zum nächſten Neujahr, ſo trachtet er danach, gleich im erſten Jahre nicht nur alle die ausgelegten Summen wieder einzubringen, ſondern auch ſich ein Vermögen zu machen, zumal er nicht ſicher iſt, daß die Regierung nach Ablauf ſeiner Verwaltungszeit ihn mit Recht oder Unrecht zur Rechenſchaft zieht und er ſeine Strafloſigkeit wiederum durch bedeutende Summen erkaufen muß. Aus dieſem Grunde ziehen es die Steuerpflichtigen vor, wenn der ſchlechteſte Gouverneur längere Zeit im Amte bleibt, als wenn ihn raſch ein beſſerer ablöſt, denn jener iſt, wie man ſich ausdrückt, wenigſtens „ſatt“. Welch

ungeheuere Summen die Gouverneure erpreſſen, mag man daraus abnehmen, daß zwei Onkel des Schah, Iſſā Chan und Amir Aslan Chan, während mehrjähriger Verwaltung ihrer Stellen trotz des großen Aufwandes jeder beinahe eine Million Tuman auf die Seite gebracht haben ſollen. Der Schah weiß das ſehr wohl, glaubt aber es nicht ändern zu können. Er gab in meiner Gegenwart dem Nachfolger Iſſā Chans bei ſeinem Abgange nach der Provinz Chamſe folgende Inſtruction: „Mein Onkel hat die Provinz ziemlich hart mitgenommen; ſieh zu, daß die Leute leben können, denn ſie ſind arm und geduldig (fakir ādem est).“ Dennoch ward kurze Zeit darauf demſelben Iſſā Chan das Gouvernement einer andern Provinz anvertraut, und das in der officiellen Zeitung abgedruckte Diplom lautete: „In Betracht, daß Iſſā Chan durch gute Behandlung der Rayets (rayet-peresti) und durch Pflege der Landescultur ſich beſonders ausgezeichnet, ernennen wir ihn zum Gouverneur von Iſpahan, damit er in gewohnter Weiſe das Wohl dieſer Provinz fördere . . .“

Mittels der unter dem jetzigen Schah ins Leben getretenen Einrichtung, wonach dem Gouverneur ein ad latus (Vezir) beigegeben wird, wollte man der Willkür der Gouverneure eine Schranke ſetzen. Leider iſt aber das Uebel dadurch nur verſchlimmert worden. In der Verwaltung macht ſich ſeitdem ein hemmender Zwieſpalt der Regierungsorgane bemerkbar, während beide in dem Beſtreben, das Land ſoviel als möglich auszubeuten, vollkommen miteinander einverſtanden ſind. Man muß ſich in der That wundern, daß die gequälten Bewohner nicht öfter gegen die furchtbare Misregierung der Gouverneure in offene Empörung ausbrechen. Solange ich mich im Lande aufhielt, geſchah dies nur zweimal in Gilan und einmal in Tabris (Azerbeidſchan). In letzterer Provinz hat der Gouverneur ſtets einen ſchweren Stand, weil hier vor länger als einem halben Jahrhundert

durch Abbas Mirza eine feſte Norm für die Beſteuerung eingeführt wurde, welche die Einwohner heute noch als ihr gutes Recht mit Entſchloſſenheit vertheidigen.

Auf die verſchiedenen Provinzen vertheilen ſich die Steuern durchaus nicht in der richtigen Proportion; denn bei den meiſten Einſchätzungen blieb außer Acht, daß die Verhältniſſe ſich im Laufe der Zeit weſentlich geändert haben. So rührt z. B. die Einſchätzung der Bezirke Iſpahan und Schiraz mit je 400000 Tuman noch von jener Zeit her, als Iſpahan die Haupt- und Reſidenzſtadt des Reichs war, folglich alle landwirthſchaftlichen Producte weit höher verwerthet werden konnten als ſeit Verlegung der Hauptſtadt nach Teheran. Ferner ſind ehemals reiche Provinzen, wie Meſchhed und Aſträbäd, durch Raubzüge der Turkomanen dermaßen verwüſtet und verarmt, daß die Steuererträge nicht einmal zur Verpflegung der dort ſtationirten Truppen hinreichen. Ebenſo vermögen die Provinzen Azerbeidſchan, Maſanderan, Hamadan den Unterhalt für die Truppencontigente, welche ſie jährlich zu ſtellen haben, nicht ganz aus eigenen Mitteln zu beſtreiten. Andere endlich, z. B. Kurdiſtan, beſteuert die Regierung aus Furcht vor Aufſtänden der turbulenten Bevölkerung verhältnißmäßig zu gering. Es ſind ſomit einige wenige Provinzen, auf denen die ganze Wucht der den Staatsbedarf deckenden Steuerlaſt mit erdrückender Schwere ruht.

Die Einſammlung der Grundſteuer geſchieht durch den Dorfſchulzen (katchudā), welcher die Beträge an herumreiſende Gouvernementscommiſſare (muhāsil) abliefert. Zu Klagen wegen Ueberbürdung ſteht dem Landmann kaum irgendein Weg offen. Eine Beſchwerde beim Gouverneur, mit deſſen Wiſſen und Willen die Ausplünderung erfolgt, würde natürlich völlig fruchtlos ſein. Macht er ſich auf den Weg nach der Hauptſtadt, um beim Schah, dem Born der Gerechtigkeit (adālet medār), ſein Recht zu ſuchen, ſo iſt er in Gefahr,

unterwegs von den Spionen des Gouverneurs aufgegriffen und für ſeine Verwegenheit gezüchtigt zu werden. Falls er aber glücklich die Hauptſtadt erreicht, wie ſoll er dem Schah ſeine Klage vorbringen, da kein Unbekannter demſelben auf Schußweite ſich nahen darf und jeder, der etwa aus der Ferne durch Schwingen einer Bittſchrift (arizeh) deſſen Aufmerkſamkeit auf ſich zu lenken ſucht, von der höfiſchen Umgebung als ein Wahnwitziger (diwäneh) bezeichnet und ſofort den Augen des Herrſchers entzogen wird! Die einzig mögliche Ausſicht auf Erfolg bietet das Aſyl bei einer einflußreichen Perſon.

Außer der ungerechten Beſteuerung hat die ackerbautreibende Klaſſe noch eine Menge anderer Plackereien zu erdulden. Von den Schädigungen, welche ſich durchmarſchirende Truppen an Häuſern, Bäumen, Vieh und Feldern der Dorfbewohner ungeſcheut erlauben, iſt ſchon die Rede geweſen. Ich erwähne hier noch, als einer beſonders drückenden Laſt für das Land, die Reiſen des Schah und der Regierungsbeamten. In jedem Dorf, das der Schah auf ſeinem Wege berührt, müſſen ihm Geſchenke überreicht und Lebensmittel für ſein ganzes Gefolge ohne Entgelt geliefert werden. Wohlhabende Gemeinden ſenden daher Geſchenke an die Kammerherren, damit dieſe durch allerhand Vorſpiegelungen den Schah zur Wahl einer andern Route beſtimmen. Es gelingt ihnen in der Regel, und der Zug geht dann gerade durch die ärmern Bezirke, welche die Mittel zur Beſtechung der Höflinge nicht aufbringen konnten. Wenn ein Regierungsbeamter reiſt, ſo läßt er ſich eine Marſch- und Verpflegungskarte (taalike) ausſtellen, auf deren Vorzeigung die Dorfgemeinden gehalten ſind, ihn und ſeine Leute mit allen Reiſebedürfniſſen (sursät) zu verſehen. Oft begnügt er ſich aber nicht mit den nöthigen Lebensmitteln und dem Futter für die Reit- und Laſtthiere, ſondern verlangt auch obendrein Zucker, Thee, Stearinkerzen, kurz Dinge, welche

die armen Bauern kaum dem Namen nach kennen und wofür ſie ſich mit baarem Gelde abfinden müſſen.

Der Reinertrag eines Guts wird bei der Verpachtung oder beim Verkauf durchſchnittlich auf 12 — 15 Procent berechnet. Getreidearten geben zwiſchen 10 und 15 Körner; nicht minder reichlich iſt die Ernte an Obſt und Gemüſen.

Die Methode des Feldbaus iſt im ganzen ziemlich einfach. Man leitet ſo viel Waſſer auf den Acker, bis es etwa 6 Zoll hoch darüber ſteht. In zwei bis drei Tagen hat der Boden die ganze Quantität eingeſaugt und nun beginnt die Bearbeitung deſſelben entweder mit dem Pflug (schuch'm) oder mit dem Spaten (bil). Der perſiſche Pflug beſteht aus einem Balken ohne Räder, der vorn an das Joch eines Ochſengeſpanns befeſtigt wird und an deſſen hinterm Ende ſich ein gekrümmtes Eiſen befindet. Mit einem ſo unvollkommenen Werkzeug, gezogen von meiſt abgemagertem, kraftloſem Vieh, kann ſelbſtverſtändlich nur ein Aufkratzen des Erdreichs, kein eigentliches Umackern bewirkt werden. Für Gemüſe- und Melonenfelder, überhaupt für Grundſtücke, die eine ſorgfältigere Cultur erfordern, zieht man daher die Bearbeitung mit dem Spaten vor. Berühmt wegen ihrer geſchickten Handhabung des Spatens ſind die Jspahaner und noch mehr die Gebern von Yezd, welche faſt überall die Gartenarbeit verrichten. Nach dem Aufackern führt man die Egge über das Feld und endlich eine ſchwere ſteinerne Walze zum Zermalmen und Ebenen der Schollen. Hierauf wird der Acker in kleine viereckige Beete mit erhabenen Kämmen und dazwiſchenliegenden Furchen abgetheilt, damit das Waſſer jeden Punkt berühre, ohne doch den Humus abzuſpülen. Der Reihe nach werden die Kämme auf der einen Seite geöffnet und nach der Tränkung wieder geſchloſſen, bis das ganze Feld bewäſſert iſt. Zum Aufwerfen der Kämme bedient man ſich eines ſchaufelartigen Werkzeugs, das zwei Männer an Stricken

hin- und herziehen. In Niebuhr's „Arabien", S. 158, Taf. XV. H., befindet ſich eine Abbildung dieſes ſehr praktiſchen Apparats.

Im allgemeinen werden die Felder nicht mehr als einmal des Jahres bebaut und bleiben, weil in den meiſten Gegenden die zu beſchaffende Waſſermenge für das cultivirte Land nicht hinreicht, das nächſte Jahr brach (bājir) liegen. Nur in der Umgebung größerer Städte und in den Bezirken Iſpahan und Yezd iſt die Anwendung des Düngers (ḳut) zum Befruchten der Gärten und Felder in Gebrauch. Dort zieht man nach der erſten Ernte noch Melonen, Gurken und Rüben. Man unterſcheidet demgemäß Winterfrucht (schatui) und Sommerfrüchte (seifi). In der Stadt Iſpahan bildet ſogar die Düngerfabrikation einen nicht unbedeutenden Induſtriezweig; es werden nach verſchiedenen Recepten thieriſche Abfälle, faule Blätter, Sand, Gips, Kalk, Aſche u. ſ. w. mannichfach gemiſcht, geformt und nach erfahrungsmäßigen Grundſätzen dieſe oder jene Aecker und Saaten damit gedüngt. Auch Thürme zur Aufhäufung von Taubenmiſt, deren Conſtruction Chardin in ſeinem Reiſewerk geſchildert hat, ſind daſelbſt von der Gemeinde angelegt; der gewonnene Guano wird gleichmäßig unter die Bürger vertheilt, doch bleibt es dem einzelnen unbenommen, für ſich allein ebenfalls einen Taubenthurm zu bauen.

Der Schnitt und das Einheimſen der Frucht erheiſcht in Perſien nicht ſolche Eile wie in europäiſchen Ländern. Anhaltend trockenen Wetters um die Erntezeit ſicher, kann der Landwirth dieſem Geſchäft mit aller Muße nachgehen. Die Zeit der Ernte variirt ſowol zwiſchen weit voneinander entfernten Provinzen — in Arabiſtan bereits im März beginnend, nimmt ſie in Kaſchan erſt im Juni, und in der Umgegend von Teheran im Juli ihren Anfang —, als auch ebenſo ſehr zwiſchen nahen, aber auf verſchiedener Höhenſchicht

liegenden Orten. Man ſchneidet das Getreide mit Sicheln (däs), die faſt bis zur Spitze gerade verlaufen, wegen der kurzen Krümmung alſo weniger Halme auf einmal faſſen können als die von unſern Schnittern geſchwungene Sichel. Ausgenommen einige Gegenden im Norden, wo plumpe Karren mit zwei Holzſcheiben ſtatt der Räder gebräuchlich ſind, werden die getrockneten Garben auf den Rücken der Eſel geladen und auf einem beſtimmten Punkte unter freiem Himmel zuſammengehäuft. Gleich daneben improviſirt man durch Ebenen und Feſtſtampfen des Erdbodens die Tenne. Das Dreſchinſtrument (dschirdschir) hat die Form eines Schlittens, an deſſen beiden Kufen ſich vier bis fünf bewegliche Achſen mit feſtgenieteten eiſernen Scheiben befinden. Es wird von Ochſen im Kreiſe herumgezogen, bis alles Stroh in kleine Stückchen zerſchnitten iſt. Letzteres füllt man in Netze, in denen es auf Laſtthieren zur Aufbewahrung in die Scheunen getragen wird. (Beim Transport vom Felde nach dem Gehöft beſtreut ſich der ganze Weg mit Strohtheilchen, weshalb die Milchſtraße im Perſiſchen und Arabiſchen die „Strohſtraße" heißt.) Die zurückbleibenden Körner werden geweht und geſiebt. Den zum Durchwehen oft mangelnden Wind glaubt der Bauer durch Schütteln gewiſſer Steine erzeugen zu können, wie überhaupt unter den Landleuten viel abergläubiſche Vorſtellungen im Schwange ſind. Kleinere Quantitäten werden, wie oben beſchrieben, in Körben unter der Veranda der Bauerhäuſer aufbewahrt; große Vorräthe kommen in die Ambārs, etwa 3 Meter tiefe mit einem koniſchen Thurm überbaute Gruben, welche in der Weiſe gefüllt werden, daß immer eine Lage Stroh und eine Lage Getreide miteinander abwechſeln. Kuhfladen, vor den Eingang gelegt, ſollen die Inſekten abhalten, doch zeigt ſich trotzdem immer ein erheblicher Verluſt durch Inſektenfraß. In zahlreichen Ambārs ſpeichert die Regierung das Getreide der

Krongüter und die von den Gouverneuren eingehenden Sendungen auf, um es in Theuerungsjahren zu hohen Preiſen an das Volk zu verkaufen. Von den Turkomanen wurde mir erzählt, daß ſie die geraubten Garben mit den Halmen nach unten in Brunnen verſenken, dann Erde darüber ſchütten und feſtſtampfen, damit der Vorrath nicht durch andere aufgefunden werde. Das Getreide ſoll in dieſen Silos viele Jahre unverſehrt bleiben.

Aeußerſt mühſam ringen die Gebirgsbewohner (kuhistāni) dem Boden eine kärgliche Ernte ab. So ſah ich bei dem Bergdorfe Aſk jedes kleine Fleckchen Erde, an den ſteilen Felswänden terraſſenförmig aufſteigend, mit Getreide bebaut und jeden Baum durch Umzäunung gegen Schneelavinen (bahman) geſchützt, während am Fuß des Gebirges in den fruchtbaren Ebenen Maſanderāns der Boden nur des faſt müheloſen Anbaus harrt, um reichen Ertrag zu gewähren. Aber die Söhne des Gebirges lieben ihre rauhe Heimat, wo ſie die Gemſe und den Steinbock jagen und der despotiſchen Regierung gegenüber ihre Unabhängigkeit behaupten können.

Die gefährlichſten Feinde der Saaten ſind die Heuſchrecken, deren man zwei Arten unterſcheidet: die kleine, welche ihre Verwandlung im Lande ſelbſt durchmacht, und die große, welche vom Meere herkommt. Letztere verheert namentlich die ſüdlichen Provinzen (germesir). Zum Glück werden viele Heuſchrecken von einem Vogel aus dem Geſchlecht der Staare, dem Sturdus purpureus (murgsār) getödtet. Nach einem unter den Perſern allgemein verbreiteten Aberglauben lockt das Waſſer von einer Imamzade bei Meſchhed die Murgſars herbei, wogegen die Armener dem Waſſer vom Kloſter Udſch-miazin die gleiche Kraft zuſchreiben. (Niebuhr, „Arabien", S. 174). Faſt ebenſo gefürchtet wie die Heuſchrecken iſt eine Wanze, Graphozoma lineata (sin), welche die grünen Körner verzehrt und manches Jahr ſo maſſenhaft

auftritt, daß in weitem Umkreiſe die geſammte Frucht ihrer Gefräßigkeit zur Beute wird. Vorzugsweiſe iſt die Ebene Verämin, die Kornkammer der Hauptſtadt, von dieſer Plage heimgeſucht. Daher hat ſich die Meinung feſtgeſetzt, das Inſekt verbringe ſeine, wie man beobachtet haben will, ſechs Jahre dauernde Entwickelungsperiode unter der Erde eines in jener Gegend befindlichen Hügels, von wo es in regelmäßigem Turnus alle ſieben Jahre legionenweis hervorbreche. Trotz häufig angeſtellter Nachgrabungen und Umwühlungen des Hügels fand indeß die Annahme bisjetzt keine Beſtätigung.

D. Landwirthſchaftliche Producte.

Im Vergleich zur Viehzucht der Nomaden iſt die der ſeßhaften Bevölkerung unerheblich, was ſich ſchon daraus erklärt, daß der Dünger, ein in andern Ländern ſo werthvolles Nutzungsobject, in der perſiſchen Landwirthſchaft keine Verwendung findet. Einige Schafe und Ziegen, einige Pferde, Maulthiere und Eſel und ein paar verkümmerte magere Ochſen machen den ganzen Viehſtand aus, der meiſt den nothwendigen Haus- und Localbedarf nicht überſteigt. Im Sommer ſuchen ſich die Thiere auf den Brach- und Stoppel-, auch auf den grünen Saatfeldern ihre Nahrung; zur Stallfütterung dient faſt ausſchließlich Strohhäckſel.

Die wenigen Futterkräuter, welche angebaut und theils grün, theils getrocknet verfüttert werden, ſind: Kopfklee (schabdar), der aber nur in den kühlern Gebirgsregionen fortkommt; eine Abart deſſelben, genannt heft-tschin (der ſiebenmal gemähte, weil er bei guter Bewäſſerung im Laufe des Jahres einen ſiebenmaligen Schnitt liefern ſoll); Luzernerklee, Medicago (jundsche); Esparſette, Onobrychis (isperis); Karagrut, eine Wickenart, deren Kraut, von den Schafen gern gefreſſen, auch während nicht zu ſtrenger Winter

perennirt; ſauere Gerſte (dschau-tursch), die zuerſt purgirend wirkt, dann aber das Vieh fett macht, daher man von ihr ſagt: „schikem wā mikuned", d. h. ſie öffnet den Leib und ſtärkt die Verdauung, und zu deren Ausſaat man, wie mir berichtet wurde, Gerſtenkörner nimmt, die mit den Excrementen der Thiere abgingen. Gutes Winterfutter für Schafe geben auch die getrockneten Blätter und Sproſſen verſchiedener Umbelliferen, beſonders der Ferulaceen. F. gummi galbanum, vom Volke kumā genannt, bringt auf die Pferde, wenn friſch genoſſen, eine aufregende Wirkung hervor. In der Gegend zwiſchen Ispahan und Yezdechāſt freſſen die Schafe im Frühling Dorema gummi ammoniacum, zwiſchen Perſepolis und Parſagird ſogar Asa fœtida, wovon Butter und Käſe einen höchſt unangenehmen Geſchmack annehmen.

Von Geflügel zieht man nur Hühner, namentlich viele ſogenannte Kalkuttahühner. Da ſie nie gefüttert werden, ſondern ihre Nahrung im Straßenkoth ſuchen müſſen, iſt das Fleiſch wenig ſchmackhaft. Truthühner (bukalamu), ſchon vor 200 Jahren von den Jeſuiten in Ispahan gepflegt, waren gänzlich verſchwunden und ſind erſt in neueſter Zeit wieder eingeführt worden, daher noch ſehr rar. Gänſe und Enten werden in großer Menge wild geſchoſſen, aber nicht aufgezogen, weil der Perſer ihr Fleiſch verachtet. Tauben hält man ſich in den Städten zum Vergnügen; es gibt paſſionirte Taubenliebhaber (käfterbāz), die ganze Tage auf den Dächern zubringen und ſich mit dem Anlocken und Wegfangen fremder Tauben beſchäftigen. Daß wilde Tauben des Guano wegen herbeigelockt werden, habe ich oben erwähnt.

Culturpflanzen producirt das Land in reicher Mannichfaltigkeit. Nachſtehend ſeien die wichtigſten Arten aufgeführt.

Die Körnerfrüchte (gallèh) gedeihen faſt in allen Theilen des Reichs; doch ſind vorzüglich die Provinzen Azerbeidſchān, Chamſe, Hamadān und Kirmanſchāh als Getreide-

gegenden zu nennen. Weizen, der faſt ausſchließlich das Mehl zur Brodbereitung liefert, wird als Sommer- und als Winterfrucht gebaut. In guten Jahren gehen ziemliche Quantitäten über Buſchir und Bagdad nach Indien, Transkaukaſien und in den Kaukaſus. Die Preiſe variiren in den verſchiedenen Jahren zwiſchen 1,2 — 4½ holl. Dukaten das Charvar (530 wiener Pfund). Am billigſten iſt das Getreide in der Provinz Kirmanſchāh. Das Charvar Stroh koſtet zwiſchen 0,2 — 0,8 Dukaten. Gerſte (dschau) bildet das Körnerfutter für die Pferde; Hafer wird nirgends gebaut. Roggen (tschudder, diwek) gibt nur in wenigen Gebirgsgegenden, auf Höhen von etwa 5 — 6000 Fuß, ſo bei dem Städtchen Aſk und den Dörfern des ſchirazer Plateaus, einen leidlichen Ertrag; in der Ebene ſteht die Hitze und Trockenheit ſeinem Gedeihen entgegen. Eine kleine Sorte Hirſe (arsin) dient an manchen Orten der ärmſten Klaſſe als Brotſtoff.

Der Reis bildet im ganzen Lande das Hauptnahrungsmittel der Wohlhabenden. Von den Arbeitern kann er freilich nur als Leckerbiſſen genoſſen werden, weil er bekanntlich den Muskeln nicht ausreichende Kräfte zuführt. Nur in den Provinzen am Kaspiſchen Meer, in Maſanderan und Gilān, beſteht die Nahrung für alle Klaſſen der Bevölkerung aus Reis und geſalzenen Fiſchen. Man behauptet dort, der Genuß des Brotes ſei der Geſundheit nachtheilig, überdies eigne ſich der ſumpfige Boden nicht zur Getreideerzeugung. Beide Behauptungen beruhen jedoch auf Vorurtheil und Irrthum; denn es iſt im Gegentheil gewiß, daß an der Energieloſigkeit der Einwohner, ihrer ſchlaffen Muskulatur und bleichen Geſichtsfarbe gegenüber dem viel geſündern Ausſehen der Brot und Fleiſch eſſenden Bewohner der Hochebenen, daß ſelbſt an der beſtändigen Fiebercacherie wenigſtens ebenſo ſehr mangelhafte Ernährung wie ungeſunde Sumpfluft die Schuld trägt. Für die Fähigkeit des Bodens aber, Getreide zu erzeugen

und zur Reife zu bringen, haben die gelungenen Verſuche, welche in jüngſter Zeit von einzelnen intelligenten Landwirthen mit dem Anbau gemacht wurden, genügenden Beweis geliefert. Von den verſchiedenen Sorten des Reiſes gilt die unter dem Namen tschampe bekannte als die vorzüglichſte. Sie wird um Schiraz gebaut, ſtammt aber aus Piſchawer, woher auch nach einigen Jahren, ſoll die Pflanze nicht degeneriren, der Same wieder friſch bezogen werden muß. Der Vorzug des Tſchampe-Reiſes beſteht hauptſächlich darin, daß er wenig ſchleimt, folglich die Körner beim Kochen nicht aneinanderkleben. Ihm zunächſt an Güte kommt der amberbu von Maſanderan, der gleichfalls nicht viel Schleim abſondert, aber während des Kochens einen eigenthümlichen, wie von Mäuſen herrührenden Geruch verbreitet. Aus den geringern, mehr Schleim enthaltenden Sorten kocht man die mucilaginöſen Suppen, das Lieblingsgericht der mittlern Volksklaſſen. Um die Reiskörner von den Hülſen zu befreien, werden ſie mit Salz vermiſcht und dann mittels eines Fallbalkens gepocht. Händler miſchen aber auch betrüglicherweiſe Salz unter den Reis, damit er ſchwerer ins Gewicht fallen ſoll. Ein Man ($5^1/_3$ Pfd.) maſanderaner Reis koſtet in Teheran zwiſchen 0,025 — 0,1 Dukaten. Nach Rußland über das Kaſpiſche Meer exportiren die Perſer von dem im Lande gezogenen Reis, doch iſt die Ausfuhr nicht von großer Bedeutung.

Hülſenfrüchte (habubat) werden in allen in Europa bekannten Arten gebaut und kommen gut fort, bis auf die Erbſen (chäller), welche klein bleiben, herb und holzig ſchmecken. Küchererbſen, Bohnen (lubiā), namentlich viel Saubohnen (bāḳlā), eſſen die Perſer in ungedörrtem Zuſtande; Wicken, Ervum Ervilia (mäsch), geröſtet zum Reis; Linſen (addas), behufs des ſchnellern Garwerdens mit etwas Salſolapflanze gekocht, ſind das gewöhnliche Frühſtück der arbeitenden Klaſſen.

Gemüſe (bakulat) wachſen reichlich, ohne daß man ſich um ihre Veredlung bemüht. Gelbe Rüben (carota) und rothe Rüben (beta) dienen in heißer Aſche geſchmort dem Volk zur erſten Mahlzeit (läbu germ). Unter den Kürbisarten zeichnet ſich der gelbe Flaſchenkürbis durch Süßigkeit und Wohlgeſchmack aus. Gurken werden meiſt roh verzehrt; ebenſo im Frühling große Maſſen von Lactuca sativa. Ein wohlſchmeckendes, nahrhaftes und beliebtes Gemüſe iſt die Eierfrucht, Melongena, die an Zartheit und Größe die in Aegypten cultivirte weit übertrifft und ſo reichlich trägt, daß von einigen Beeten voll eine Familie mehrere Monate hindurch ſich ernähren kann. Spinat, Kopfkraut, Rettich, Kohlrüben, Waſſerrüben, Erdbirnen u. ſ. w. bieten hinlängliche Abwechſelung. Zwiebeln ſind ein unentbehrliches Ingredienz der perſiſchen Küche. Die Zwiebel von Tarum bei Tabris hat zartes ſüßes, wie Obſt ſchmeckendes Fleiſch; dieſelbe Sorte wurde früher auch bei Kirman cultivirt und viel nach Indien ausgeführt, ihre Cultur iſt aber von den Einwohnern aufgegeben worden, weil der Gouverneur den größten Theil des Ertrags als Geſchenk für die Regierung in Anſpruch nahm. Knoblauch, in großer Menge aus den Provinzen am Kaſpiſchen Meer kommend, Münze, Peterſilie, Fenchel, Coriander, Dill, Capsicum, Dranunculus purpura und Majoran finden als Würze der Speiſen mannichfache Verwendung. Kartoffeln, obgleich ſehr ſchmackhaft und vortrefflich gerathend, ferner Abelmoschus asculentus (bamia), Artiſchoken, Spargel und Sauerampfer liebt der Perſer nicht und baut er deshalb wenig oder gar nicht an.

Hesperideen, ſogenannte Südfrüchte (murekebat), reifen nur am Kaſpiſchen Meer und von Schiraz bis zum Perſiſchen Meerbuſen. Süße Orangen wurden erſt in neueſter Zeit mehr cultivirt; dagegen findet mit ſauern Orangen, ſüßen und ſauern Citronen, Mandarinen, vielen Varietäten

von Citrus cedra ein lebhafter Ausfuhrhandel nach Rußland ſtatt.

Obſt (miwedschat) wird im ganzen Lande und meiſt mit gutem Erfolg gezogen. Es liefert nicht nur den Einwohnern ein erfriſchendes, bei dem heißen Klima ſo nothwendiges Genußmittel, namentlich als Zuſpeiſe zu trockenem Brot und Käſe, woraus die gewöhnliche Nahrung der ärmern Klaſſen beſteht, ſondern bildet auch für manche Gegenden als Exportartikel eine wichtige Quelle des Erwerbs. Ein perſiſches Dorf unterſcheidet ſich ſchon auf den erſten Blick durch ſeine Baumzucht, iſt dieſelbe auch oft nur auf Anpflanzung einiger Weiden, Pappeln und Ulmen beſchränkt, von den kahlen türkiſchen Dörfern. Freilich zieht man nur diejenigen Obſtſorten, welche gerade in dieſer oder jener Gegend, durch die Ortslage begünſtigt, ohne vieles Dazuthun am beſten gedeihen, hier nur Granatäpfel, dort nur Pfirſichen oder Piſtazien u. ſ. w. Doch gibt es auch Ausnahmen: Orte, wo die Horticultur auf einer hohen Stufe ſteht. In der Stadt Ispahan z. B. wenden die Obſtzüchter alle Mittel der Kunſt und Erfahrung an, um die mannichfachſten und edelſten Früchte zu erzeugen.

Am allgemeinſten verbreitet iſt der Weinſtock (rez), der noch in Höhen von 4500 Fuß über der Meeresfläche fortkommt. Die Reben werden entweder an Spalieren aufgerankt, oder durch Pfähle geſtützt, oder um Pappeln und Eſchen gewunden, deren Vegetation ſie bald erſticken, oder endlich etwa $1\frac{1}{2}$ Fuß über dem Boden abgeſchnitten, wonach die Zweige ſich in horizontaler Richtung ausbreiten. Im Süden ſenkt man die Stöcke reihenweiſe in 5 — 7 Fuß tiefe Gruben und füllt dann letztere bis zu drei Viertel wieder mit Erde aus: ein Verfahren, welches die Wurzeln der Gewalt der ſengenden Sonnenſtrahlen entzieht. Hingegen müſſen in nördlichern Gegenden die Stöcke vor Froſt geſchützt und

zu dem Behuf bei Eintritt des Winters mit Erde und Reiſig bedeckt werden. Jede Gegend hat ihre verſchiedenen Traubenſorten, die ſich, ſei es durch den Geſchmack, ſei es durch die Zeit der Reife, durch Dauer oder Verwendbarkeit voneinander unterſcheiden. So zählen die Ispahaner folgende Sorten auf. 1) Von Frühtrauben: jāḳuti, ſchon um die Mitte Juni reifend, von erdbeerenartigem Aroma, mit kleinen, dichten, pfirſichblütrothen Beeren ohne Kerne; chalili, gegen Ende Juni reifend, mit grünen länglichen Beeren. 2) Von Herbſttrauben: mehrî, groß, grün, die Beeren oval mit feſter Schale und bittern Kernen, erhalten ſich friſch bis Mitte März; miscali, rund und ſaftreich, lurkusch, dunkel, beide vorzüglich zur Weinbereitung geeignet; nabāti, rund, ſpröde, ſehr ſüß und fleiſchig, askeri, dünnſchalig und ohne Kerne, zum Verſpeiſen, letztere auch zur Aufbewahrung für den Winter und zur Eſſigbereitung; sāhibi, rund und ſpröde, schestarus, lang und dunkel, werden zu Roſinen, kischmischi, roth und fein, zu Korinthen getrocknet; mādere-bætsche (Mutter und Kind), ſo genannt, weil ſtets eine große und eine kleine Beere nebeneinanderſtehen; munegā; kelatsche; schirazi, mit bittern Kernen. Wild wächſt die Weinrebe am Kaſpiſchen Meer, in den Wäldern der Provinz Gilan, wo ſie die Wipfel der höchſten Bäume erklettert und ihre üppigen Ranken von einem Baume zum andern hinüberwindet. Die Trauben der wilden Rebe haben zwar ſehr dicke Schalen und ſtarke Kerne, ſind aber wohlſchmeckend und liefern auch einen ziemlich guten Wein. Ihre Einſammlung geſchieht auf eigenthümliche Weiſe. Man befeſtigt an das eine Ende eines langen Stricks einen Kübel, an das andere ein Gewicht; das Ende mit dem Gewicht wird über einen ſtarken Baumaſt, den höchſten den man erreichen kann, geſchleudert, ſodaß es auf der andern Seite herabfällt; dann ſetzt ſich ein Mann in den Kübel und wird darin heraufgezogen: welches Manöver ſo oft wiederholt

wird, bis er ſämmtliche Trauben abgeleſen und heruntergebracht hat.

Weintrauben dienen dem Perſer einen großen Theil des Jahres hindurch als ſaftige Zuſpeiſe zum Brot. Außerdem bereitet er daraus: Moſt (schire), ſauern Traubenſaft (abe-gurre, franz. vert jus), Roſinen und Korinthen (sebib, daher Zibeben; Roſinen von rez, Weinſtock), Wein, Branntwein und Eſſig.

Der zur Honigconſiſtenz eingedickte Moſt kommt in Bockfellſchläuchen zum Markt und wird von den Unbemittelten ſtatt Sirup und Zucker zur Bereitung der beliebten Süßigkeiten gekauft. Der Ab-e-gurre, aus unreifen Trauben gepreßte und abgegorene Säure, bildet das Hauptbeſtandtheil der Scherbets, ſpielt aber überhaupt in der perſiſchen Kochkunſt ſowie in der Medicin eine wichtige Rolle. Die Traubenkrankheit, welche in den Jahren 1855—58 einzelne Stöcke befiel, erreichte keine größere Ausdehnung und erloſch ſpontan. Die Ausfuhr von Roſinen und Korinthen nach Indien und Rußland iſt ſehr bedeutend und noch immer im Zunehmen begriffen; infolge deſſen ſtieg der Preis in den letzten Jahren auf mehr als das Doppelte. Aus den ſchlechten Qualitäten deſtillirt man ein ſtark berauſchendes Getränk.

Wein darf, weil das mohammedaniſche Geſetz deſſen Genuß verbietet, nur von Juden und Armenern gekeltert werden, und auch dieſe ſind dabei vielen läſtigen Reſtrictionen unterworfen. Nicht ſelten werden ihnen die Gefäße zertrümmert und hohe Geldſtrafen auferlegt. Die Bereitungsart iſt eine ſehr unvollkommene. Man zerſtampft die Trauben in kleinen Baſſins mit den Füßen, füllt den herausfließenden Saft nebſt einem Theil des Marks in irdene Krüge und ſtellt dieſe offen an einen kühlen dunkeln Ort. Hat die Gärung begonnen, ſo deckt man die Krüge zu. Gegen Mitte April hält man den Wein für hinreichend geklärt und zieht ihn auf

Flaſchen. Dem mangelhaften Verfahren iſt es zuzuſchreiben, daß er leicht umſchlägt, namentlich auf dem Transport trübe und kahnig wird. Es gehen daher nur geringe Quantitäten außer Landes, während bei rationellem Kelterungsbetrieb der Wein eine ſehr ergiebige Einnahmequelle für Perſien ſein könnte. Durchſchnittlich haben die perſiſchen Weine wenig Bouquet, aber übermäßigen Alkoholgehalt. Zu den bekannteſten Sorten gehören: der braunrothe aus dem Thale Challer bei Iſpahan, deſſen Reben der Sage nach von dem fabelhaften König Dſchemſchid gepflanzt wurden; verſchiedene Gattungen aus der Umgegend von Iſpahan; und die aus Hamadan, welche im Geſchmack den europäiſchen Weinen am nächſten kommen.

Branntwein wird ebenfalls meiſt aus Trauben und Roſinen deſtillirt. Da man jedoch nicht verſteht, ihn vom Fuſel zu befreien, hat er einen äußerſt unangenehmen Geſchmack. Von vorzüglicher Qualität dagegen iſt der Eſſig; die in denſelben eingelegten Früchte und Gemüſe finden deshalb ſehr guten Abſatz nach Rußland. Vor allen geſchätzt ſind die Eſſigconſerven von Hamadan und Schiraz.

Nächſt der Cultur des Weinſtocks betreibt der Perſer am ausgedehnteſten die der Melonen, der Zucker- wie der Waſſermelonen. Wie der Orientale alle genießbaren Cucurbitaceen leidenſchaftlich gern ißt, ſteht ihm unter dieſen wiederum die Melone oben an. Schon die Kinder Iſraels klagten in der Wüſte: „Wir denken an die Zwiebeln und Melonen.“ — In den ſtädtiſchen Preistarifen der Lebensmittel folgt gleich hinter Brot, Reis, Fleiſch, Käſe, Butter und Eis der Marktpreis für Melonen. Die erſte Depeſche, welche der jetzt regierende Schah durch den neu errichteten Telegraphen nach dem Luſtſchloß Sultanieh empfing, enthielt die Meldung, bei Kaſchan ſeien die Zuckermelonen bereits reif, und er war darüber ſo entzückt, daß er den Abſender

Prinz Ali Kuli telegraphiſch zum Miniſter der Wiſſenſchaften (vezir-e-alum) ernannte! Genug, kein Perſer, vom König bis zum Bettler, kann begreifen, wie man in einem Lande leben könne, wo es keine Melonen gibt, und noch weniger, wie es möglich ſei, Melonen mit Zucker beſtreut zu genießen.

Die Melonenfrucht zeigt eine erſtaunliche Menge von Varietäten; denn kaum irgendein anderes Gewächs modificirt ſo leicht Geſtalt, Größe, Farbe und Zeichnung der Rinde, Aroma, Geſchmack und Dauerbarkeit je nach dem Boden oder Klima, der Düngung oder ſonſtigen Pflege. Zwei Nachbardörfer von anſcheinend ganz gleicher Lage erzeugen oft ſchon völlig verſchiedenartige Producte. Einige Sorten werden, obwol reif, erſt durch längeres Liegen genießbar, laſſen ſich aber, wenn ſie gehörig vor Druck und Kälte geſchützt ſind, bis in den April hinein aufbewahren. Auf das Wachsthum der Melone hat der Samumwind (bâde-samum, auch bâdegerm) ſehr nachtheiligen Einfluß. Er verſengt die Blätter und trocknet die Pflanze aus; ſelbſt diejenigen Früchte, die ihm widerſtehen, verlieren durch ſeinen glühenden Hauch an Dauerbarkeit, ſodaß ſie trotz ſorgfältigſter Aufbewahrung ſchnell verderben.

Berühmt ſind die Zuckermelonen von Ispahan, wo man ihrer Pflege beſondere Aufmerkſamkeit widmet. Der Boden wird fleißig beſtellt und mit Guano aus den Taubenhäuſern, welcher erfahrungsgemäß der Melone am zuträglichſten iſt, gedüngt; bei Anlage der Furchen und Kämme wird genau darauf geachtet, daß nur die Wurzeln vom Waſſer beſpült werden. Um die feinſten Früchte zu erzielen, läßt man nicht mehr als zwei bis drei Stück an einer Staude reifen. Nachdem ſie etwa zur Fauſtgröße erwachſen ſind, beſtreut man ſie zum Schutz vor Inſekten und Sonnenbrand ſowie vor verfrühter Zeitigung mit lockerm Sande und wendet ſie immer nach ein paar Tagen wieder um, bis ſie, im September und

October, zur vollen Reife gelangen. Zuletzt wird die Rinde ſo dünn und zart, daß die geringſte Erſchütterung, beſonders zur Zeit des Sonnenaufgangs, ſie zum Platzen bringt; es werden dann eigene Wächter angeſtellt, die das Vorbeitraben von Pferden verhüten müſſen. Die ſo gepflegten Melonen erreichen ein Gewicht von 6 — 10 Pfund.

Gute Zuckermelonen, doch mit feſterm Fleiſch und von etwas ſalzigem Geſchmack, wachſen auch im Salzboden der Vorwüſte um Kaſchan und Kum. Ueberhaupt liebt die Zuckermelone einen ſalzigen Boden, während die Waſſermelone nicht darauf gedeiht. Frühreife Sorten ſind: die germek, d. h. die laue, ſie braucht weniger Wärme und reift ſchon anfangs Juni, ihr weiches, fades Fleiſch übt eine purgirende Wirkung; die talebi reift im Juli, ſie iſt tief eingekerbt und gleicht am meiſten der europäiſchen Melone; die destbuje, braunmarmorirt und nur von der Größe einer Orange, iſt ungenießbar, aber wegen ihres Wohlgeruchs zur Parfumirung der Hände beliebt.

Die Wurzel der Zuckermelone dient in der perſiſchen Pharmakopöe als Brechmittel. Aus den Kernen wird Brennöl gepreßt; mit geröſteten Kernen reiben die Weiber des Harems zum Zeitvertreib ihre Zähne. Den ſüßen Saft kocht man an manchen Orten zu Sirupdicke ein, um ihn als Melaſſe zu gebrauchen. Häufiger Genuß der Frucht erhitzt das Blut, regt das Urogenitalſyſtem auf und ruft veraltete Schleimflüſſe wieder hervor; ſie iſt überhaupt ſchwer verdaulich, namentlich für Dyspeptiker, weshalb ſie leicht Wechſelfieber erzeugt oder Rückfälle veranlaßt. Europäer ſollten in den erſten Jahren ihres Aufenthalts im Lande ſehr vorſichtig mit dem Genuß derſelben ſein, womöglich ſie ganz meiden. Meine Erfahrungen lehrten mich ihre abſolute Schädlichkeit für europäiſche Ankömmlinge unzweifelhaft erkennen.

Waſſermelonen (hindewäne, der Name deutet auf indiſchen Urſprung) werden entweder ebenfalls durch künſtliche

Bewäſſerung cultivirt, oder man überläßt ſie, was an Bergabhängen häufig geſchieht, der natürlichen Ernährung aus Wurzel und Blättern. Die auf letztere Weiſe gezogenen bleiben zwar klein, zeichnen ſich aber durch liebliches Aroma und Süßigkeit aus. Von den Chiwanern und Turkomanen wurde mir erzählt, daß ſie einen jungen Stamm von **Astragalus tragakantha** abſchneiden, deſſen Wurzel, die bekanntlich viel Feuchtigkeit an ſich zieht, ſpalten, den Samen der Waſſermelone hineinlegen und dadurch große und ſüße Früchte erzeugen ſollen.

So erſtaunliche Maſſen Melone, oft 10 — 15 Pfund auf einmal, der Perſer vertragen kann, hütet er ſich doch ſtreng, unmittelbar nach eingenommener Mahlzeit Waſſermelone zu eſſen, denn nach ſeiner Ueberzeugung wäre dies ein Diätfehler, der unausbleiblich ſchwere Erkrankung nach ſich ziehen müßte. Nüchtern oder doch mit nicht vollem Magen genoſſen, wirkt die Waſſermelone gelind abführend und urintreibend; ihr Saft wird von den dortigen Aerzten wie bei uns die Mineralbrunnen zum Curgebrauch verordnet. Was ſie aber dem Orientalen überaus werth macht, das iſt ihre kühlende, durſtſtillende Eigenſchaft.

Mandeln (bādām) werden, obgleich es auch einige wildwachſende Arten gibt, als gut lohnender Ausfuhrartikel häufig und ſorgſam gepflegt. Die von Tabris mit dünner bröcklicher Schale haben den feinſten Geſchmack; die größten Quantitäten liefern Iſpahan und Schiraz. Aprikoſen (zerdālu) gedeihen in reicher Fülle und vorzüglicher Güte. Eine Sorte mit feſtem Fleiſch wird an der Sonne getrocknet und unter dem Namen gayssi viel nach Rußland verſchickt. Sie wächſt im Bezirk Demavend, der in guten Jahren allein 40000 Dukaten aus dem Verkauf von Aprikoſen löſt. Sowol die Mandel- wie die Aprikoſenbäume ſind während der Blüte äußerſt empfindlich gegen Nachtfröſte, daher ſie in

höhern Lagen, wo ſich die Blüte ſpäter entwickelt, beſſer fortkommen als in der Ebene. Die bedrohlichſte Zeit haben ſie in den 13 Tagen nach dem Neujahrfeſte zu beſtehen, vom 21. März bis 4. April. Pfirſichen (hulu) übertreffen an Wohlgeſchmack die in jedem andern Lande erzeugten; noch immer macht alſo die Persica ihrem Vaterlande Ehre. Um Ispahan und Schiraz trägt am reichlichſten eine frühreifende Art, schelil genannt, ſehr aromatiſch, aber nur von der Größe einer Wallnuß, um Tabris dagegen eine erſt ſpät im Herbſt zur Reife kommende, die ſich bis tief in den Winter hinein conſervirt. Quitten (beh) von Ispahan ſind wegen der duftigen Zartheit des Fleiſches und wegen ihrer Größe — ſie erreichen ein Gewicht von 1½ Pfd. — im ganzen Orient als die vorzüglichſten anerkannt. Den Quittenbaum benutzt man auch, um Aepfel und Birnen darauf zu pfropfen, wodurch beſonders gute Früchte erzielt werden ſollen. Piſtazien (pisteh) ziehen ausſchließlich die Bewohner von Kaswin und Damgan, und zwar in unübertrefflicher Qualität. Um ſo mehr iſt zu bedauern, daß ihre Cultur ſich nicht weiter verbreitet. Da die verwandte Pistacia lentiscus und mutica in vielen Gegenden des Landes häufig vorkommt, könnte man ſicher die echte Piſtazie dort ebenfalls cultiviren, anſtatt daß jetzt geringere Sorten in Menge von Herat nach Perſien eingeführt werden. Granatäpfel (anār) ſind nirgends in der Welt ſo ſchön; denen von Sāweh bei Kum und von Korum bei Tabris ſtehen ſelbſt die kernloſen von Piſchawer nach. Der Bezirk Ardiſtan zwiſchen Ispahan und Yezd lebt allein vom Ertrag der Granatäpfel, einzelne Bäume aber finden ſich faſt in jedem perſiſchen Dorfe. Von dem eingedickten Saft, Granaten-Roob, kommen nicht unerhebliche Mengen in den Handel und zum Export. Aus Feigen macht ſich der Perſer wenig, weshalb er ihre Cultur, obwol ſie gut und reichlich gedeihen, vernachläſſigt. Datteln (churmā) liefern nur

die Küſtenſtriche am Perſiſchen Meerbuſen und das Gouvernement Kirman, von wo ſie wegen ihrer Vortrefflichkeit nach Indien begehrt und ausgeführt werden, während das Inland ſeinen Bedarf meiſt von Bagdad bezieht.

Mit Sorgfalt wird die weiße Maulbeere (tut), für die der Perſer eine beſondere Vorliebe hat, gepflegt und veredelt. Sie iſt die einzige Frucht, in deren Cultur die Gegend um Teheran excellirt; viele Beeren erreichen hier die Größe einer Dattel. Getrocknet gehen ziemliche Quantitäten davon außer Landes, namentlich in den Kaukaſus. Weniger geſchätzt iſt die ſchwarze Maulbeere. Plantagen zum Zweck der Seidenraupenzucht unterhalten Gilan, Maſanderan und Taliſch am Kaſpiſchen Meer, Kaſchan, Kirman und Yezd im Binnenlande. Die Bäume bedürfen viel Feuchtigkeit und gedeihen daher am beſten in den Marſchländern nächſt der Meeresküſte. Hier wachſen ſie ſo raſch, daß die von Samen gezogenen bereits im vierten Jahre Blätter zur Fütterung der Raupen liefern. Sie ſtehen in den Plantagen ſehr dicht, nur etwa zwei Fuß voneinander entfernt. Die Menge der in Perſien erzeugten Rohſeide iſt ſehr beträchtlich, und würde einſt die Gewinnung daſelbſt, namentlich am Kaſpiſchen Meer und im Kaukaſus energiſch betrieben, ſo dürfte es leicht mit China in die Schranken treten können. Schon unter den gegenwärtigen ſo äußerſt drückenden Verhältniſſen repräſentirt die jährliche Ausfuhr allein des Gilaniſchen Gouvernements (meiſt auf Rechnung des Hauſes Rali) einen Werth von nahe an 400000 Dukaten, obgleich die inländiſchen Fabriken, in Kaſchan, Yezd und Tabris, einen großen Theil des Erzeugniſſes verbrauchen. Auch an Qualität könnte die gilaner Seide mit jeder andern wetteifern, verſtünde man ſich dort ſo gut wie in Italien auf das Abhaspeln der Cocons. Merkwürdigerweiſe ſind die Seidenraupen Perſiens und Aegyptens bisher ſtets von der Muscardine verſchont geblieben, während

doch die Traubenkrankheit, die der Oel- und Pfirſichbäume u. ſ. w. ſich auch über dieſe Länder verbreitete. Es hielten ſich deshalb jahrelang ſchweizer und mailänder Agenten in Gilan auf, um Grains zu kaufen und über Tiflis nach Europa zu ſchicken. Die Regierung erließ zwar ſtrenge Verbote gegen die Ausfuhr von Eiern, allein ſie wurden durch Beſtechung umgangen. Zuletzt jedoch bekamen die Beſitzer ſelbſt Furcht vor der auswärtigen Concurrenz und unterwarfen die verkauften Grains, bevor ſie ſelbe dem Käufer ablieferten, einem Räucherungsproceß, der ihre Keimfähigkeit zerſtörte.

Aepfel, Birnen, Kirſchen und Pflaumen erlangen nur in bergigen Gegenden, wo die Frucht ſich langſam entwickelt und ſpät reift, ihr vollſtändiges Aroma; in der Ebene bleiben ſie herb und geſchmacklos. Die gelbe Buchara-Pflaume (ālu Buchārā), von erfriſchend ſäuerlichem Geſchmack, iſt allgemein beliebt; geſchält und an der Sonne gedörrt, wird ſie weit und breit hin verführt.

Man ſieht, die mannichfachen Klimate des Landes zeitigen eine Fülle des ſchönſten Obſtes, von der Dattel bis zur nordiſchen Pflaume, und es geſchieht ſeitens der Bewohner vieles zur Pflege der Obſtcultur; doch wäre die Production noch unendlicher Ausdehnung fähig, wenn die ſtaatlichen Zuſtände nicht auch auf dieſem Gebiete den Fortſchritt danieder-hielten.

Von Oelfrüchten wird am häufigſten das Ricin gebaut. Die Pflanze ſcheint nur mäßiger Durchſchnittswärme zu bedürfen, denn ich fand ſie nicht allein faſt überall in der Ebene, ſondern bis 6000 Fuß über der Meeresfläche in dem Gebirgsdorfe Dehgirdu, ſüdlich von Iſpahan, wo ſie allerdings nur noch kümmerlich vegetirt. Um Iſpahan ſelbſt dagegen entwickelt ſie ſich mit beſonderer Ueppigkeit; die Fruchtkolben erreichen dort beinahe Fußlänge. Sie erfordert ziemlich dieſelbe Bodenbehandlung wie die Baumwollſtaude oder wie

Gurken und Melonen, mit denen ich ſie wenigſtens oft untermiſcht ſtehen ſah. Das Ricinöl iſt faſt das ausſchließliche Beleuchtungsmaterial der Perſer und heißt darum vorzugsweiſe rugantscherāk (Leuchtöl). Es iſt braun, dickflüſſig, von widerlichem Geſchmack, gibt aber eine helle, reine Flamme. Man gewinnt es in der Regel durch Auskochen, nur an wenigen Orten durch Preſſen der Kerne. In der Volksmedicin findet es als wirkſames Mittel gegen Diarrhöen und Dyſenterien Verwendung. Seſam (gundschit), um Kirman, Ispahan und Schiraz viel gebaut, auch bei Teheran wohl gedeihend, benutzen die Perſer ſelten zum eigenen Gebrauch, ſondern ſie verkaufen es zu guten Preiſen an die Armener, an die im Lande wohnenden wie an die indiſchen, welche während der Faſtenzeit ihre Speiſen damit fett machen. Die Ispahaner preſſen aus den Samen der Cucurbitaceen und der Baumwollſtaude etwas Brennöl. Zu ſeinen Speiſen nimmt der Perſer überhaupt kein Oel; die Wohlhabendern verleihen ihnen durch Zuthat von Butter, die Aermern mit dem Fettſchwanz der Ovis tatarica das benöthigte Schmalz. Selbſt das Olivenöl verwendet er nur zum Brennen und zur Bereitung ſchmieriger Seife. Allerdings verſteht man auch nicht, daſſelbe in genießbarem Zuſtande herzuſtellen; es bleibt trüb und übelriechend, und eine Oelpreſſe, die vor einigen Jahren von ruſſiſchen Unternehmern in Betrieb geſetzt wurde, ging aus dieſem Grunde bald wieder ein. Der Oelbaum gedeiht nur in den höher gelegenen Gegenden am Kaſpiſchen Meer, ſo bei Rudbar und Mandſchil, 900 Fuß über dem Meeresſpiegel, wo es ganze Wälder von zum Theil mächtigen Stämmen gibt. Auf den Hügeln am Sefid-rud (Weißfluß) kommt er noch als niedriger Strauch wild oder verwildert vor, bis in die Marſchländer aber ſteigt er nigends herab. Sein begrenztes Terrain und der arabiſche Name zeitun deuten darauf hin, daß er kein heimiſches Gewächs iſt, ſon-

dern in alten Zeiten aus Arabien dahin verpflanzt wurde. Die Oliven werden, eingeſalzen oder in Eſſig gelegt, nach dem Kaukaſus exportirt und finden daſelbſt an den Armenern ſtets willige Käufer. Dem Oelbaum nah verwandt ſind die Jujuba und die Zendſchit, deren Früchte das Volk in Abſicht mediciniſcher oder diätetiſcher Wirkungen häufig genießt. Aus den Samen der hauptſächlich um Schährud-Buſtām, aber auch um Kaſchan und Jspahan gepflegten Crucifere Eruca sativa wird das Mandāböl gewonnen, ein ſehr nützliches und gut bezahltes Product, denn man reibt damit unter Zuſatz von etwas perſiſchen Kanthariden (mylabris) die Kamele ein, wenn ſie im Frühjahr ihre Wolle verloren, theils um ſie vor Inſektenſtichen zu ſchützen, theils um den Wiederwuchs des Haars zu befördern. Dieſe Einreibung iſt den trotz ihres coloſſalen Baues ſo empfindlichen Thieren außerordentlich zuträglich, ja, wie man mich verſicherte, das einzige Mittel zur Erhaltung ihrer Geſundheit. Nuß- und Leinöl verwenden die Perſer zu verſchiedenen induſtriellen Zwecken, namentlich bereiten ſie durch Miſchung von Leinöl, Sandarak und Naphtha jene ſchönen Firniſſe, welche wir an ihren Lackarbeiten bewundern.

Farbepflanzen werden ebenfalls in Menge gebaut. Die Rubia tinctoria (runās, daher wol die franzöſiſche Benennung garance) findet in vielen Gegenden des Landes einen günſtigen Boden und liefert beſonders um Yezd reichliche Ernten. Mit dem Mahlen der Pflanze ſowie mit dem nicht unbeträchtlichen Handel und Export beſchäftigen ſich die Gebern. Hauptſtapelplätze ſind Jspahan und Schiraz. Im Juli 1859 galt in Schiraz das Man (5⅓ Pfund) gemahlener Krapp 0,13 Dukaten. Carthamus tinctoria (kāfscheh), in ziemlich ausgedehntem Maße um Jspahan und Veramin cultivirt, gibt den Saflor, der zum Theil in inländiſchen Färbereien verbraucht, zum Theil nach Rußland ausgeführt

wird. Den Samen benutzt man in manchen Gegenden an Stelle des Lab zur Coagulation der Milch. Sehr einträglich iſt der Anbau der Lawsonia inermis, aus deren pulveriſirten Blättern die zum Färben der Haare und Nägel dienende Henna beſteht. Die Pflanze gedeiht nur in ſubtropiſchem Klima, am beſten in der Nähe von Yezd. Bei dem ſtarken Verbrauch im ganzen Orient bildet die Henna einen wichtigen Handels- und Exportartikel. Indigofera (nil) erzeugt die Umgegend von Schuſchter im heißen Arabiſtan; doch iſt der dort gewonnene Indigo wegen der mangelhaften Behandlung von geringer Qualität. Da die Perſer blaue und grünlich gefärbte Kleiderſtoffe vorzugsweiſe lieben, vermag die Indigoproduction in dem bisherigen beſchränkten Umfange dem inländiſchen Bedarf bei weitem nicht zu genügen; es fließen vielmehr alljährlich bedeutende Summen für die beſſern Qualitäten nach Indien. Die gemahlenen Blätter der Indigopflanze liefern das Nang oder Wasme, welches den Haaren, nachdem ſie mit Henna gefärbt worden, einen tiefſchwarzen Glanz verleiht. Safran baut in größter Menge der Bezirk Nājin in Choraſſan. Man benutzt ihn in ganz Perſien und im Kaukaſus allgemein ſowol zum Färben als zur Würze von Reis und Brot. Außer den genannten Pflanzenſtoffen finden natürlich auch die Schalen von Granatäpfeln und Piſtazien, Eichenbaſt, ſowie die Gallen der Eichen und Piſtazien ihre Verwendung in der Färberei.

Unter den zu Geſpinſten verwendbaren Faſerpflanzen kommt eigentlich nur die Baumwollſtaude in Betracht. Etwas Flachs (katun) wird zwar um Balafruſch in Maſanderan gebaut, aber in ſo geringer Qualität wie Quantität, daß er kaum als Landesproduct gelten kann. Die Stengel des Hanfs, die man zum Behuf der Haſchiſch-Gewinnung in Hausgärten zieht, geben keine textile Faſer. Alle Stricke und Bindfaden werden aus Baumwolle, aus Kamel- und Ziegenhaar gedreht;

nur am Kaspiſchen Meer ſoll, wie ich mir ſagen ließ, eine Cucurbitacee wachſen, aus deren Faſern man Stricke verfertigt. Die Cultur der Baumwollſtaude, und zwar weniger der gelben, kurz- und grobfaſerigen, als der ſchönen weißen Art, wird am ſchwunghafteſten um Ispahan, Yezd, Schiraz, Abade bei Perſepolis, Kaſchan, Urumie, Maſanderan, Damgan und Semnan betrieben. Wie es ſcheint, bedarf die einheimiſche Pflanze einen weniger hohen Wärmegrad als die amerikaniſche, der ſie allerdings auch an Länge der Faſer bedeutend nachſteht. So gedeihen die mit amerikaniſchen Samen angelegten Baumwollplantagen in Transkaukaſien, in der Nähe von Lenkoran, obgleich ſie ſehr rationell geleitet ſind, nur höchſt mittelmäßig, während Maſanderan, wo faſt ganz dieſelben klimatiſchen Verhältniſſe herrſchen, reiche Ernten der beſten inländiſchen Baumwolle erzielt. Man nimmt an, daß da, wo das Ricin gedeiht, auch die aus inländiſchen Samen gezogene Baumwolle einen guten Ertrag liefert. Die höchſte Temperatur, welche man in Ispahan beobachtet hat, beträgt nach einer mir gewordenen Mittheilung des armeniſchen Chalifen 100° F., ſie überſteigt jedoch für gewöhnlich nicht 90 — 92°. Allein auch in Urumie mit viel niedrigerer Temperatur wird Baumwolle mit beſtem Erfolg gebaut, und ſogar in Aminabad, das zu den kalten Gegenden (yelak oder serdesir) zählt, gelangt ſie, wenn auch auf höher gelegenen Punkten nicht jedes Jahr, zur Reife. Die Ispahaner pflanzen die Baumwolle gegen Ende April und bewäſſern die Wurzeln anfangs reichlich, kurz vor Eintritt der Blüte aber mäßiger, weil ſonſt das Gewächs zum Nachtheil der Blüten und Kapſeln zu üppig ins Kraut ſchießt. Im J. 1859 am 16. Auguſt fand ich die Pflanze theils noch im Blühen, theils ſchon in der Fruchtbildung begriffen; als ich am 15. November wieder durch Ispahan kam, war man gerade mit der letzten Einheimſung beſchäftigt. Die Staude erreicht eine Höhe von

$1\frac{1}{4}$ — $1\frac{1}{2}$ Fuß und trägt 20 — 30 Kapſeln. Bisjetzt wird alle Baumwolle in Perſien mit der Hand geſponnen, weshalb in neueſter Zeit das billigere engliſche Maſchinengarn immer mehr Eingang findet. Kattun- und Nankingwebereien gibt es in Iſpahan, Yezd und Kaſchan. Grobe Zeltſtoffe (kerbās) weben Abade, Semnan, Damgan und Kum; ſie wurden in den letzten Jahren viel nach Indien und Rußland begehrt und erfuhren infolge deſſen eine bedeutende Preisſteigerung.

Behufs der Deſtillation von Roſenwaſſer, das in großen Quantitäten über Buſchir nach Indien verkauft wird, betreibt man zu Schiraz, Kum und Gamſar bei Kaſchan in eigens dazu beſtimmten Gärten ſehr ausgedehnte Roſencultur. Auf die Bereitung des eigentlichen Roſenöls verſtehen ſich die Perſer nicht, obwol das von ihnen erzeugte Roſenwaſſer vorzüglich duftet und an der Oberfläche mit einem dünnen Häutchen Oel überzogen iſt. Andere wohlriechende Waſſer, jedoch nur zum Localverbrauch, deſtilliren ſie aus Orangenblüten und aus häufig, namentlich in Maſanderan, wildwachſendem Jasmin.

In Maſanderan wird auch Zuckerrohr mit ausgiebigem Ertrage gebaut. Bis vor kurzem war die Production noch bedeutender. Da legte die Regierung eine Zuckerfabrik nach europäiſcher Einrichtung an, und der Gouverneur zwang die Producenten ihre Caſſonade unentgeltlich in die Fabrik zu liefern. Natürlich hatte dies eine merkliche Abnahme des Anbaus zur Folge. Raffinerien, welche durch Behandlung des Rohzuckers mit Eiweis ein ziemlich gutes Fabrikat herſtellen, befinden ſich in Yezd und Iſpahan. Bei dem ärmern Theil der Bevölkerung dienen, wie ſchon erwähnt, eingedickter Trauben- und Melonenſaft, weiße Maulbeeren und Honig als Surrogate für den Zucker. Die Runkelrübe kommt nicht ſelten wild vor, und Verſuche, die ich mit europäiſchem

Samen anſtellte, ergaben, daß ſich der Boden vortrefflich zur Cultur derſelben eignet; allein man ſchenkte ihr bisjetzt keine Beachtung.

Ueber die narkotiſchen Pflanzen, deren Anbau und Verwendung enthält das achte Kapitel dieſes Theils Ausführliches.

Ob das Hochland Perſiens in alter Zeiten mit Wald bewachſen war, mag zweifelhaft erſcheinen, ſicher aber trugen die jetzt kahlen Berglehnen einen mehr oder weniger dichten Baumwuchs. Hochbejahrte Leute in Teheran erinnern ſich, daß noch zu ihrer Jugendzeit Wälder von Juniperus excelsa (āwers) an den Abhängen des Elburz ſtanden; Dr. Kotſchi ſah noch einzelne dieſer Bäume in den Dörfern Schemiran; jetzt iſt nur ein einziger Stamm übrig. Mit der Juniperus excelsa und der Celtis (teh) ließen ſich ohne Zweifel die meiſten Abhänge wieder bewalden; Eſchen (zæbāne gundschik) und Weiden (bid) würden an den Rändern der Waſſerleitungen gedeihen, und es könnte dadurch nicht nur dem Holzbedarf genügt, ſondern die ganze Vegetation unendlich gefördert werden. Der gegenwärtigen Regierung geht aber aller Sinn hierfür ab. Während meines Aufenthalts ward ihr von einem namhaften europäiſchen Gelehrten ein Plan zur Bewaldung der Berglehnen um Teheran eingeſandt; ſpottend äußerte der Schah: „Was doch die europäiſchen Hekims für närriſche Leute (diwāneh) ſind! Sich um die Berge Irans zu bekümmern! Bekümmern wir uns denn um die Wälder und Berge Europas?“

Ausgedehnte Wälder mit vorzüglichen Holzſorten (dschengel) gibt es zwar am Kaſpiſchen Meer; aber die mächtigen Stämme von Eichen, Buchen, Ahorn, Buxbaum, Iuglans Zelkovia crinata, Gleditschia, Eſchen, Celtis, Ulmen, Akazien u. ſ. w. werden zu Kohlen geſchwelt, ſtatt als Schiffsmaſten, als Bau- und Nutzholz Verwendung zu finden. Auch Kurdiſtan beſitzt neben zahlreichen Terebinthinaceen, welche

das bekannte Sakkes-Harz liefern, große Eichenwälder. Ferner wächſt hier die Prunus mahaleb, aus deren Holz die im Orient ſo allgemein beliebten Pfeifenrohre gefertigt werden. Wie in den übrigen Provinzen der Ackerboden, ſo harren auch dieſe Wälder nebſt den in der Nähe befindlichen Steinkohlenlagern noch der Ausbeutung, wenn erſt Eiſenbahnen das Land durchſchneiden und durch entwickelte Schiffahrt auf dem Kaspiſchen Meer die Producte an fremde Küſten gelangen werden.

Nachträglich ſei erwähnt, daß mit Baumwollſamen, den ich aus Perſien mitgebracht und dem k. k. Miniſterium für Handel und Ackerbau übergab, in Dalmatien und Südungarn vier Jahre nacheinander Verſuche gemacht wurden. Das Reſultat iſt ein ſo günſtiges, daß die Baumwollcultur in jenen Gegenden geſichert ſein dürfte, falls die nöthigen Kapitalien ſich dauernd derſelben zuwenden.

V.

Gewicht, Maß und Münze.

Gewichte. Juwelen- und Medicinalgewicht. Längenmaße. Edle Metalle. Gold- und Silbermünzen. Scheidemünze. Abnahme des Geldes. Gepräge. Verſchlechterung und Fälſchung der Münzen.

Die kleinſte Gewichtseinheit iſt das miskāl (schekel der Bibel), welches 66 Gran öſterreichiſchen Medicinalgewichts gleichkommt. 1 Miskal = 24 næchud (Küchererbſen), 1 Nächud = 4 gendume-dschau (Gerſtenkorn), alſo 1 Miskal = 96 Gendum.

Für größere Laſten gilt als Einheit das mæn (türkiſch bætmæn). Es iſt in verſchiedenen Städten von verſchiedener Schwere. Das in Teheran übliche Män-Tabris hat 4 tscherek (Viertel), 1 Tſcherek wiegt 10 Sir, 1 Sir hat 16 Miskal, folglich 1 Män-Tabris = 640 Miskal oder genau 88 Unzen öſterreichiſchen Medicinalgewichts. 100 Män-Tabris geben 1 Chärwar, ungefähr 534 wiener Pfund. Das Män-Schāh oder Män-Ispahan wiegt das Doppelte, das Män-Ray (Rages) das Vierfache eines Män-Tabris.

Juwelen wiegt man noch mit dem Karatgewicht. Das Karat (kirat, Korn der Ceratonia siliqua) iſt um eine Kleinigkeit ſchwerer als das Nächud, nämlich 23 Karat = 24 Nächud.

Das früher übliche Medicinalgewicht beſtand aus diram (Drachme), aukieh und dung.

Auch alle flüſſigen Waaren, wie Milch, Wein u. ſ. w., verkaufen die Perſer nach dem Gewicht, daher ſie kein eigenes Flüſſigkeitsmaß haben.

Als Längenmaß gebraucht man das Zer oder Arſchin. Auch dieſes variirt in den verſchiedenen Städten. In Teheran mißt 1 Zer 104 Centimeter, in Tabris iſt es länger, 1 Zer = 4 Tſcherek, 1 Tſcherek = 8 Girre.

Für das Wegemaß bildet der färsäch oder farsenk (nach den früher üblichen Meilenſteinen ſo benannt, türkiſch agatsch, Meilenbaum) die Einheit. Seine Länge iſt jedoch ebenfalls nicht dieſelbe in den verſchiedenen Provinzen. Durchſchnittlich rechnet man auf 1 Farſach 5065 Meter, in manchen Gegenden jedoch 12000 Schritte, ungefähr 6110 Meter, und auf eine Tagreiſe (mænzil) durchſchnittlich $5\frac{1}{2}$ — 6 kleine Farſach.

Der Flächenraum (musäfet) wird nach Quadrat-Zer gemeſſen, der Kubikinhalt nach Kubik-Zer (zer kaab). Größere Feldercomplexe mißt man nach dem dscherib, an den meiſten Orten = 1066 Quadrat-Zer.

In alten Zeiten wurden im perſiſchen Reich viel edle Metalle gewonnen, ſelbſt ganz in unmittelbarer Nähe der Stadt Ray (Rages) ſchmolz man Silber aus den Bleierzen von Bibi Scherbann; gegenwärtig aber wird mit Ausnahme von etwas Blei, Eiſen und Kupfer kein Metallerz ausgebeutet. Eine geringe Menge Gold wird bei Hamadan am Fuße des Elwend gewaſchen. Das im Lande befindliche edle Metall ſtammt entweder aus Umſchmelzung alter Münzen und Geſchirre, oder von dem Exporthandel mit Rußland und der Türkei, oder aus der Plünderung von Delhi nach Einnahme der Stadt durch Nadir Schah.

Das circulirende Geld beſteht aus Gold- Silber- und

Kupfermünzen. Papiergeld gibt es in Perſien nicht. Das Recht, Geld zu prägen, wird als die erſte und wichtigſte Prärogative eines orientaliſchen Herrſchers angeſehen; es gilt als Zeichen der Beſitznahme des Reichs, ſpeciell derjenigen Stadt, deren Name auf der Münze genannt iſt. Darum werden bei der Thronbeſteigung neu geprägte Münzen vertheilt, und Prätendenten beeilen ſich, Geld mit ihrem Namen ſchlagen zu laſſen. Nächſt dem Namen des Herrſchers bildet der vollſtändige, unverkürzte Name der Prägeſtadt den Hauptbeſtandtheil der Inſchrift. Der Eroberer einer Stadt prägt vor allen Dingen Münzen mit ſeinem und ihrem Namen; ja bereits während der Belagerung von Herat ließ der Schah Geld mit dem Namen der Stadt ſchlagen, um ſofort nach der Uebergabe, an der man nicht zweifelte, Münzen zum Vertheilen bei der Hand zu haben. Im Namen des Königs Geld prägen bedeutet, wie die chutbeh (das öffentliche Gebet für die Erhaltung des Staatsoberhaupts), Anerkennung ſeiner Souveränetät. In dieſem Sinne ſchlugen vor einigen Jahren die Siſtaner, als ihr Chan eine perſiſche Prinzeſſin heirathete, Münzen im Namen des Schah.

Die allgemein gebräuchliche Münzeinheit iſt der tuman. Die Tumane wechſelten häufig im Werthe, ſie waren ſchwerer beinahe bis zum doppelten Gehalt des jetzigen Tuman, der unter der Regierung Mehmed Schahs († 1848) eingeführt wurde. Sein Gehalt kommt ziemlich genau dem holländiſchen Dukaten gleich: 100 derſelben = 101 Tuman. Wegen ſeines unvollkommenen Gepräges und der auf das Land beſchränkten Gangbarkeit ſteht er aber immer etwas geringer im Werthe, ſodaß man bei Zahlungen ins Ausland $1\frac{1}{2}$ — 3 Procent Aufgeld zulegen muß.

Der Tuman wiegt, wenn er neu aus der Münze kommt, 18 Nächud = $\frac{3}{4}$ Miskal = $49\frac{1}{2}$ Gran öſterreichiſchen Medicinalgewichts. Allein die Stücke werden, namentlich von

den königlichen Zahlmeiſtern (tahwildār) und den höhern Offizieren bei Auszahlung der Gehalte, Penſionen und Löhnungen ſo ſtark beſchnitten, daß oft 8 Stück nur noch das Gewicht von 7 guten behalten. Reclamationen dagegen helfen nichts, ſobald die richtige Anzahl von Stücken gezahlt wurde. Ein Manco von 28 Gran öſterreichiſchen Medicinalgewichts bei 100 Tuman iſt ſogar geſetzlich geſtattet. Kaufleute jedoch wiegen bei ihren gegenſeitigen Zahlungen das Geld und legen ſo viel zu, bis das normale Gewicht erreicht iſt. Kaufmänniſche Anweiſungen lauten immer auf „Tuman von 18 Nächud, Präge des Schah Naſſereddin.“

Auch curſiren viele ſilberne, nur oberflächlich vergoldete Tumane, die natürlich leichter ſind als die echt goldenen. Man prüft daher vorſichtig die einzunehmenden Geldſtücke entweder mit einer kleinen Goldwage, die jeder Geſchäftsmann bei ſich zu führen pflegt, oder indem man ſie zu biegen verſucht, um die Härte oder Weichheit des Metalls zu erkennen. Infolge des Beſchneidens nnd Biegens nutzen ſich die Münzen in wenigen Jahren bis zur Unkenntlichkeit ab. Für das Einſchmelzen und Umprägen (hak es sikke) bezieht die Münze 3 Procent.

Auf den jetzigen Tuman gehen 10 Silberſtücke, genannt Kran (eigentlich sāhib kran, d. i. Herr der Zeitalter, ein Titel des Schah), auch hezār (tauſend). Noch zu Zeiten des Feth Ali Schah wog der Kran 2 Miskal, unter Mehmed Schah aber war das Gewicht bereits auf $1\frac{1}{6}$ Miskal = 28 Nächud reducirt. So fand ich ihn im Jahre 1851 bei meiner Ankunft in Teheran; das Werthverhältniß des Silbers zum Golde ſtand damals wie 18: 280 oder wie 1: $15\frac{5}{9}$. Da die Krans ſehr feines Silber hatten, nämlich eine Legirung von nur etwa 5 Procent, ſo waren ſie in Indien ſehr beliebt und wurden durch Geber-Kaufleute aus Yezd in Maſſe dorthin ausgeführt; das Silber ſtieg dadurch im Preiſe, man bekam beim

Einwechſeln von Gold gegen Silber etwa 4 Procent Aufgeld, und die Silbermünze ſchwand immer mehr aus dem Verkehr. Um dem Uebel abzuhelfen, zog die Regierung die alten Krane ein und prägte neue im Gewicht von 25 Nachud, wonach das Verhältniß des Silbers zum Golde ſich jetzt wie 18: 250 oder wie 1: 13⅞ geſtellt hat.

Kleinere Gold- und Silbermünzen curſiren wenig; ſie werden meiſt zu Austheilungen verwendet, wobei es auf die Menge der Stücke ankommt. Zum Neujahrsfeſte prägt man ſogar eigene Silberplättchen (schāhisefid) zu dieſem Zweck, deren 80 auf den Tuman gehen.

Als Scheidemünze gibt es Kupferſtücke (pul ræwātsch oder pul-e-siāh oder schāhi); 20 Schahi = 1 Kran, 200 Schahi = 1 Tuman. Früher ließ jeder Gouverneur Kupfermünzen ſchlagen, und zwar dem Bedürfniß ſeines Bezirks angemeſſen zu 70, 50 oder 30 Stück auf den Kran. Einzelne Gouverneure, wie die von Iſpahan, Hamadan, Kirmanſchah hatten ſelbſt das Recht, kleine Silberſtücke als Scheidemünze zu prägen. Im Jahre 1857 führte die Regierung Gleichförmigkeit der Scheidemünze im ganzen Lande ein, ohne jedoch die vorhandenen Münzen einzulöſen, die nun blos den Werth alten Kupfers hatten, wodurch beſonders die ärmſte Klaſſe ſchwer betroffen wurde. Der bedeutende Profit, den die Emiſſion der neuen Scheidemünze ergab, fiel übrigens nicht der Regierung zu, ſondern dem Beamten, welcher die Lieferung übernahm und für je 200 Stück (55 Unzen ſchlechtes Kupfer) einen Tuman aus dem Staatsſchatze erhob. Daſſelbe geſchah bei Einziehung der alten ſchweren Krane, gegen das faſt um ⅛ leichtere Silbergeld. Der damalige Premierminiſter, Mirza Agha Chan Sader Azam, und der Finanzminiſter ſteckten den daraus reſultirenden Gewinn allein in ihre Taſche. Die Folge der Münzverſchlechterung iſt, daß die Indier ſich ſeitdem weigern, für ihre Waaren perſiſches

Silbergeld zu nehmen und man jetz beim Einwechſeln von Gold gegen Silber, umgekehrt wie früher, 7½ Procent draufzahlen muß. Wenn trotzdem die Maſſe des circulirenden Geldes, wie ich von Kaufleuten und Geldmäklern täglich hören konnte, fortwährend abnimmt, ſo erklärt ſich dies leicht durch folgende Umſtände. Nur in guten Getreidejahren mag der Export Perſiens dem Import gleich kommen, vielleicht ſogar den letztern etwas überſteigen. Finden aber mehrere Jahre hintereinander Miſernten ſtatt, infolge deren die Getreideausfuhr ſtockt oder ganz aufhört, ſo geht viel Geld für Waaren ins Ausland, ohne wieder von dort zurückzufließen. In jüngſter Zeit verſchlangen ferner die phantaſtiſchen Expeditionen nach Herat und Turkiſtan ſowie der Ankauf von Waffen in Europa, veranlaßt durch den engliſch-perſiſchen Krieg, bedeutende Geldbeträge. Zeitweiſe der Circulation entzogen werden die oft ſehr erheblichen Baarſummen, deren Zahlung die Willkür des Herrſchers unter allerlei Vorwänden in Ungnade gefallenen Großen als Strafe auferlegt und die auf der Stelle beſchafft werden müſſen, um dann lange unbeweglich im Schatze zu ruhen; ebenſo die kleinern und größern Geldbeträge, welche von den Beſitzern wegen Mangel an Vertrauen und an Gelegenheit zu ſicherer Kapitalanlage altorientaliſcher Sitte gemäß unter der Erde vergraben werden.

Die Inſchrift der Gold- und Silbermünzen lautet auf dem Avers in arabiſcher Sprache: Der Sultan, Sohn des Sultans, Sohn des Sultans, Sohn des Sultans, Naſſereddin Schah Kadſchar; auf dem Revers: Präge der Chalifenſtadt*) Teheran (oder der Stadt der Wiſſenſchaft Schiraz, der Stadt der Anbetung Yezd, der Stadt der Sultane Tabris, der

*) Die Könige aus der herrſchenden Kadſcharendynaſtie haben, da ſie nicht zur Familie der Seide gehören, kein Recht auf den Chalifentitel, behielten ihn aber als Beiname der Reſidenzſtadt bei.

Stadt des Triumphs Herat, des Marſchlandes Reſcht, der Hauptſtadt Iſpahan u. ſ. w.), dann folgt die Jahrzahl. Die Scheidemünze zeigt auf dem Avers das perſiſche Wappen, einen Löwen in der Klaue einen Säbel haltend mit der aufgehenden Sonne, auf dem Revers die Inſchrift: Scheidemünze des Reichs Iran nebſt der Jahrzahl. Ungeachtet des beſtehenden religiöſen Verbots, Abbildungen von Perſonen herzuſtellen, machte der jetzige König mehrmals den Verſuch, ſein Porträt auf die Münze prägen zu laſſen; unter den ungeſchickten Händen der mit der Ausführung betrauten Künſtler wurde aber das Bild eine Caricatur.

Münzanſtalten gibt es faſt in allen größern Städten des Landes, in Tabris, Kaswin, Teheran, Kum, Kaſchan, Iſpahan, Schiraz, Hamadan, Kirmanſchah, Kirman, Balafruſch, Reſcht, Meſchhed, zeitweilig auch in Herat und Sekuhe in Siſtan. Dem Münzweſen (zarāb-chāneh oder sikkeh) ſteht der jedesmalige Finanzminiſter (muajir el memālek) vor, deſſen Sitz in Teheran iſt; ihm ſind die Filiale der andern Muajirs in den verſchiedenen Städten untergeordnet. Die perſiſchen Juden beſitzen ziemlich gute Kenntniſſe in der Scheidekunſt. Sie erzeugen die dazu nothwendigen Säuren, als Schwefel- Salpeter- und Salzſäure, ferner Ammoniak und Alkohol, und leiten in der Regel die techniſchen Manipulationen.

Außer den perſiſchen circuliren noch, beſonders in den Grenzorten am Kaſpiſchen Meer viele ruſſiſche Münzen: ganze und halbe Imperiale und holländiſch-ruſſiſche Dukaten. Trotz ihres geringern Goldgehalts werden jedoch die Imperiale häufig eingeſchmolzen und zu Tumans umgeprägt. Der Curs der Imperiale variirt bedeutend je nach Angebot oder Nachfrage; gewöhnlich ſteht in Tabris der Imperial um $^1/_{20}$ Dukaten höher als in Teheran, in Schiraz dagegen um ebenſo viel niedriger. Engliſches Geld ſieht man gar nicht im Verkehr, denn der

perſiſche Handel nach Indien iſt überwiegend paſſiver Natur.

Münzfälſchung wird mit Abhauen beider Hände beſtraft. Ich hörte jedoch nie, daß ein Falſchmünzer ergriffen und beſtraft worden wäre. Da man übrigens bei Annahme von Zahlungen jedes Goldſtück zu wiegen pflegt, werden die falſchen bald an dem zu leichten ſpeziſiſchen Gewicht erkannt.

Den Geldverkehr vermitteln die Geldwechsler oder Mäkler (seraf) und die großen Kaufleute (tādscher). Letztere übernehmen auch, nachdem mehrmals Geldtransporte aus den Provinzen unterwegs von Räubern angefallen worden, ſodaß man zuletzt glücklich bis an die Thore Teherans gelangte Convois in feſtlichem Zuge unter Paukenſchall in die Stadt geleitete, die Zumittelung der von den Gouverneuren abzuliefernden Steuerbeträge und der aus den verſchiedenen Münzſtätten kommenden Gelder an die Regierung zu Teheran, theils durch Anweiſungen (barat) auf zwei bis drei Monate, theils durch ſofortige Baarzahlung gegen Abzug des Disconts. Bei dem hohen Zinsfuß von 18 — 30 Procent ziehen natürlich die Kaufleute aus dieſen Transactionen enormen Profit, wovon ſie indeß einen großen Theil dem protegirenden Gouverneur abgeben müſſen.

In Anbetracht aller der berührten Umſtände iſt mit Sicherheit vorauszuſehen, daß wenn dem Lande ſich nicht neue Geldquellen eröffnen, oder wenn noch ferner ſo unglückliche militäriſche Expeditionen unternommen werden, der Baarvorrath in ſteigender Progreſſion ſchwinden und über kurz oder lang gänzlich erſchöpft ſein werde. Ein etwas beſſeres Verhältniß ſoll ſich übrigens in der jüngſten Zeit durch den infolge des amerikaniſchen Kriegs ſehr geſtiegenen Baumwollenexport nach Rußland und England hergeſtellt haben, der bedeutende Geldſummen ins Land zog.

VI.

Induſtrie und Handel.

Baumwolle. Wolle. Shawlfabrikation. Teppiche. Filze. Patu und Abbā. Strümpfe. Einfuhr von Tuchen. Seidenſtoffe. Färberei und Bleiche. Leder. Pelzwerk. Metalle und deren Verarbeitung. Kupfer. Eiſen. Meſſing. Blei. Zink. Kobalt. Mangan. Schwefel. Kochſalz. Salpeter. Steinkohlen. Edelſteine. Glas. Porzellan. Fayence. Thon. Seife. Metallmoſaik. Miniaturmalerei. Mislungene Verſuche zur Errichtung von Fabriken nach europäiſchem Muſter. Handwerker. Handel. Der perſiſche Kaufmann. Fremde Kaufleute. Handelsplätze. Handelswege. Zölle. Conſulate.

Die Induſtrie Perſiens, obwol ſie ſich nicht mit der in den meiſten europäiſchen Staaten meſſen darf, iſt doch im ganzen nicht unbedeutend und befriedigt zum größten Theil den inländiſchen Bedarf. Erwägt man, daß von ſeiten der Regierung nicht das Geringſte zur Hebung des Gewerbfleißes geſchieht, daß im Gegentheil ein unvernünftiges Zollſyſtem die Einfuhr fremder Waaren zum Nachtheil der im Lande erzeugten begünſtigt, daß es an Straßen und Verkehrsmitteln fehlt, daß die Metallſchätze im Schos der Erde vergraben bleiben und alles Eiſen zu hohem Preiſe vom Ausland bezogen werden muß; betrachtet man die Unvollkommenheit der Werkzeuge und Maſchinen, den Mangel an Kapitalien, den

hohen Zinsfuß und die geringe Ausbildung des Creditweſens: ſo muß man ſich billig verwundern, wie doch noch manche inländiſche Induſtrieerzeugniſſe mit den ausländiſchen concurriren können.

Seit zwei Jahrhunderten, ſeit Chardin das Land bereiſte, hat freilich die perſiſche Induſtrie keine Fortſchritte, vielmehr Rückſchritte gemacht. Gegenüber der immer näher gerückten europäiſchen Concurrenz lohnt die Anfertigung vieler Artikel nicht mehr, und es iſt vortheilhafter, die Rohſtoffe zu verkaufen. Anderntheils wurden durch langjährige innere Kriege, die Centren der Induſtrie, Ispahan, Yezd, Kirman, beſonders ſchwer getroffen. Mit den Arbeitern ging auch ihr Gewerbe zu Grunde, denn nirgends ſo wie in Perſien ſind gewiſſe Induſtriezweige an einzelne Städte gebunden; man ſchreibt dies hauptſächlich der abweichenden Beſchaffenheit des Waſſers an den verſchiedenen Orten zu.

Die erzeugte Baumwolle (panbeh) wurde bis vor kurzem meiſt im Lande zu einem groben, feſten Zeug, kerbās*) genannt, verarbeitet, welches, wie bei uns die grobe Leinwand, als Kleidungsſtoff für die mittlern Klaſſen, größtentheils aber als Zeltbezug Verwendung findet. Kum, Simnan und Abadeh bei Schiraz betreiben die Kerbasfabrikation gewerbsmäßig; außerdem aber webt faſt jede Haushaltung ſo viel, als ſie zum eigenen Bedarf gebraucht. Das Stück (tub) hält 6 — 8 Meter. Beſſere, nankingartige Stoffe (gædek) fabriciren Ispahan, Yezd und Kaſchan, in kleiner Quantität auch Buſchir; ſie ſind dicht und egal gewebt und von vorzüglicher Haltbarkeit der Farbe, daher in Perſien wie im Kaukaſus zu Sommerkleidern der Stadtbewohner ſehr beliebt. Früher wurde auch die natürlich gelbe Baumwolle dazu verwendet (gædek-e-chudreng); dieſelbe läßt ſich jedoch wegen ihrer

*) Das כרפס der Bibel (Buch Eſther, Kap. 1).

Sprödigkeit ſchwer zu einem gleichen Faden verſpinnen, und man zieht jetzt vor, Gädek aus engliſchem Garn, das über Buſchir eingeführt wird, zu weben. Der Preis iſt dadurch billiger geworden, allein die Qualität hat ſich verſchlechtert. Sehr geſchätzt ſind die ſogenannten Indiennes oder Pars (kalæmkār, Federzeichnung), feine Gewebe mit Muſtern von kleinen arabeskenartig verſchlungenen Blumen, ebenſo die vielfarbigen blumig geſtreiften Ahramikattune. Ihre Verfertigung iſt ſehr mühſam und koſtſpielig, denn die Farben werden jede einzeln mittels Handdruck aufgetragen und ſodann durch Decken mit Sakkesharz vor dem Ineinanderfließen geſchützt. Die meiſten in Perſien verbrauchten Kattune (tschit) liefern übrigens die Fabriken von Manchester, wo man ſie eigens nach perſiſchem Geſchmack und zum Verkauf im Orient fabricirt. Die Waare kommt entweder direct aus England durch Vermittelung des griechiſchen Hauſes Rali Brothers, oder durch Zwiſchenhändler über Konſtantinopel, Trapezunt und Tabris als deutſches, franzöſiſches, ſchweizer Fabrikat.

Aus Wolle (pæsch'm) vom Schaf, von der Angoraziege (murgus) und vom Kamel, letztere kurk genannt, verfertigen die Perſer Shawls, Teppiche, Filze, Flanelle und Flanellſtoffe.

Zu Shawls wird nur die feinſte Angorawolle verwendet. Hauptſitze der perſiſchen Shawlfabrikation ſind Kirman und Meſchhed (schāl-e kirmāni und meschhedi). Gewöhnlich 3 Meter lang und $1^1/_4$ Meter breit, gleichen zwar die perſiſchen Shawls in Muſtern und Farben denen von Kaſchmir, ſtehen ihnen aber an Geſchmeidigkeit und Dichtigkeit des Gewebes ſehr nach. Gute Qualitäten werden durchſchnittlich mit 20 — 30 Dukaten bezahlt, während die indiſchen den doppelten bis dreifachen Preis erlangen. Meſchhed fabricirt Shawls zu 8 — 10 Dukaten, und Kirman ſogar eine dünne, dem europäiſchen Kaſchmirſtoffe ähnliche Qualität (schāl-

e-kusse) im Preiſe von 5—6 Dukaten. Nach den verſchiedenen Muſtern und Farben unterſcheidet man folgende Sorten: lāki, lādschewerdi, buteï, schāche-gewez'n, æhrāmi, tirmeh, zengāri. Ein mäßiger Export von perſiſchen Shawls findet nach Konſtantinopel und Alexandrien ſtatt. Im Inlande wird der Shawlſtoff in ſchmale Streifen (hāschieh) zerſchnitten, auch viel zum Beſetzen und Einfaſſen der Kleider benutzt. Die Shawlfabrikation Perſiens nahm vor einigen Jahren infolge der Bemühungen des Großveziers Emir einen bedeutenden Aufſchwung. Es wurden Shawls zu 50—60 Dukaten gewebt, welche den indiſchen wenig nachgaben. Mit ſeinem Tode ging jedoch dieſe Induſtrie wieder zurück, ſodaß jetzt ein großer Theil der Kaſchmirwolle, deren Preis ſehr geſtiegen iſt, roh nach Indien verkauft wird.

Die perſiſchen Teppiche (færsch) zeichnen ſich weniger durch Lebhaftigkeit der Farben als durch deren Dauer und die Dichtigkeit des Gewebes aus. Die größern (ḳāli) ſind 6 Meter lang und 3 Meter breit; der Preis eines ſolchen bewegt ſich zwiſchen 12 und 40 Dukaten. Auch dieſe Induſtrie iſt im Rückſchreiten begriffen. Teppiche, die vor zwei Jahrhunderten gewebt wurden, übertreffen die heutigen bei weitem an Pracht der Zeichnung und Friſche der Farben. Eine kleinere Art (ḳālitsche), vornehmlich zur Unterlage beim Gebet dienend, koſtet 4—10 Dukaten. Die ſchönſten Teppiche liefert die Provinz Farahān bei Kirmanſchāh. Zweite Qualitäten fertigen die Nomaden in Kurdiſtan, Hamadan, Mianeh zu ziemlich niedrigem Preiſe; ſie wiſſen ihrem Erzeugniß durch hellbraune Grundirung mit Kamelwolle ein beſonders gefälliges Anſehen zu geben. Bekommt der Teppich eine Falte (gis), ſo verliert er die Hälfte ſeines Werths, weil dieſer Fehler unverbeſſerlich iſt und die Stelle ſich bald abreibt und kahl wird. Sonſt iſt die Haltbarkeit der perſiſchen Teppiche in der That erſtaunlich. Im zweiten Jahre

meines Aufenthalts in Teheran wollte ich drei ſchöne, aber ſchon gebrauchte Teppiche von einem Perſer kaufen. Da mir der geforderte Preis etwas hoch ſchien, ſtellte ich dem Beſitzer vor, daß ſie ja ſchon alt wären, worauf er erwiderte: „Das iſt keineswegs der Fall, denn ich kaufte ſie erſt vor 16 Jahren.“ Wir wurden Handels eins, nnd nach achtjährigem Gebrauch zahlte man mir bei der Wiederveräußerung denſelben Preis dafür. Der Handel mit Teppichen ins Ausland, nach dem Kaukaſus und nach Konſtantinopel, iſt nicht erheblich, weil das ſchwere Gewicht den Transport koſtſpielig macht, weil andern, welche nicht gleiche Anſprüche wie der Perſer an die Dauer der Teppiche ſtellen, ihr Preis zu hoch erſcheint und weil dieſelbe Größe nicht für jedes Zimmer paßt. Auf Beſtellung kann man allerdings Teppiche in jeder Dimenſion und in beliebigem Muſter erhalten, doch muß man alsdann wenigſtens acht Monate ſich gedulden, da die Arbeit äußerſt langſam vorſchreitet.

Den Werth eines Shawls und eines Teppichs kann man nur durch lange Uebung im Sehen und Anfühlen verſchiedener Qualitäten beurtheilen lernen. Beim Perſer iſt es, wie an einer andern Stelle erwähnt, Sache der Erziehung, ein Pferd, einen Shawl und einen Teppich genau taxiren zu können; der Europäer aber darf ſeinem eigenen Urtheil nicht trauen, ſondern muß ſich an einen zuverläſſigen Verkäufer oder Mäkler wenden. Es gehört ſchon ein ſehr geübtes Auge und Gefühl dazu, einen perſiſchen von einem indiſchen Shawl zu unterſcheiden.

In der Fabrikation von Filzen (nemet) verſchiedener Art, mit ſchönen Figuren und Inſchriften von gefärbter Wolle ausgelegt, zeigen die Perſer beſondere Geſchicklichkeit. Die in Yezd gefertigten ſind, obwol über $1\frac{1}{2}$ Zoll dick, von außerordentlicher Geſchmeidigkeit und Elaſticität; die kleinen von Hamadan aus Ziegenwolle fühlen ſich glatt wie Seide

an. Filze werden zur Bekleidung des Fußbodens, zur Kopfbedeckung, zu Jacken, Pferdedecken u. ſ. w. verwendet. Wegen ihres ſchweren Gewichts eignen ſie ſich jedoch nicht zur Ausfuhr.

Einige Nomadenſtämme, namentlich die Kurden, weben bunte, dünne, leichte und doch unverwüſtliche Decken zum Gebrauch für Menſchen und Pferde, gelim, kurdi, sinpuschte genannt. Das Stück koſtet 2 — 6 Dukaten.

In Kirman wird ein dicker, dauerhafter und dennoch ſehr ſchmiegſamer Flanellſtoff (patu) gewebt und durch Walken waſſerdicht gemacht. Einen ſolchen Patu habe ich acht Jahre hindurch auf allen meinen Reiſen, in Zelten, in der Wüſte, auf Bergen, als Unterlage beim Schlafen benutzt und dann in völlig brauchbarem Zuſtand mit nach Europa gebracht, wo er mir wenigſtens noch zehn Jahre als Teppich dienen kann. Jedem Reiſenden in Perſien iſt anzurathen, ſich mit einem Patu zu verſehen, der wegen ſeiner im Verhältniß zum Volumen erſtaunlichen Leichtigkeit die vortrefflichſten Dienſte leiſtet. In einen Patu eingehüllt, iſt man hinlänglich gegen Thau und Regen geſchützt. Von Farbe ſind die Patus entweder naturbraun oder blau, grün, roth. Der Preis beträgt 3 — 6 Dukaten.

Ein gleichfalls ſehr ſchmiegſamer Flanellſtoff (berek) wird aus feiner Kamelwolle gewebt. Weich, warm und dauerhaft, vertritt er dem Perſer die Stelle des Tuchs. Der beſte kommt aus Afghaniſtan vom Tribus der Hazareh, doch erzeugt auch Choraſſan eine ſchöne Qualität.

Eine Art Mäntel, ähnlich dem arabiſchen Abba, wird in Kirman und Ispahan aus Kamelhaar gefertigt. Man pflegt ſie auf den Achſeln mit eingeſchlagenen Goldfäden zu verzieren; alle aber ſind leicht, vollkommen waſſerdicht und unverwüſtlich. Sie werden mit 3 — 8 Dukaten bezahlt. Auch ſie bewähren ſich im Sommer wie im Winter äußerſt praktiſch auf der Reiſe, praktiſcher als die Kautſchukmäntel,

denn ſie ſchützen gegen Sonne und Regen, gegen Hitze und Kälte.

Aus Wolle werden auch die berühmten perſiſchen Strümpfe gewebt, welche an Elaſticität, Lebhaftigkeit der Farben und Schönheit der Muſter dem Kaſchmirſhawl nahe kommen. Am geſchätzteſten ſind die von Schiraz und von Choi am Ararat.

Neben den im Lande erzeugten Fabrikaten aus Schaf-, Ziegen- und Kamelwolle iſt der Verbrauch von Tuch (mähut) ſehr bedeutend. Der Perſer verſteht ſich nicht auf die Tuchfabrikation; eine Fabrik in Azerbeidſchan, welche vor etwa dreißig Jahren errichtet wurde, ging bald wieder ein. Alles Tuch kommt daher vom Auslande, von Konſtantinopel über Trapezunt und Tabris durch perſiſche Kaufleute eingeführt. Es iſt meiſt öſterreichiſches Fabrikat, obwol es unter dem Namen holländiſches Tuch (mähut valendis) verkauft wird. Beim Einkauf von Tuch berückſichtigt der Perſer weniger den Preis als die Qualität, da er gewohnt iſt, von Wollwaaren eine wenigſtens ſechs- bis zehnjährige Dauer zu verlangen; man hört häufige Klagen über Verſchlechterung des europäiſchen Fabrikats bezüglich ſeiner Haltbarkeit. Zu einem Mantel werden $3^1/_4$ Meter Tuch gebraucht; Europäer, welche dergleichen Abſchnitte mitbringen, beſonders von blauer, chamois und olivengrüner Farbe, können durch Verſchenken derſelben ſich ſehr beliebt machen und manchen wichtigen Dienſt erkaufen.

Die Fabrikation von Seide (abrischum) iſt zwar im ganzen Lande verbreitet, hat aber ſeit den Zeiten Chardin's gleichfalls ſehr abgenommen. Die bedeutendſten Seidenfabriken befinden ſich in Kaſchan, Yezd, welches das ſchönſte Fabrikat liefert, Ispahan, Tabris und Meſchhed. In Kaſchan waren vor zehn Jahren noch vierhundert Stühle im Gange; von da ab ſank der Betrieb, weil viel Rohſeide infolge der Preis-

ſteigerung dieſes Artikels in Europa dorthin ausgeführt wurde. Im allgemeinen ſind die perſiſchen Seidenzeuge dauerhaft und von lebhafter Farbe; man verſteht es, durch Binden der Strähne beim Färben zart nüancirte geflammte Muſter zu erzeugen; an Glanz und Gleichheit des Fadens erreichen ſie jedoch nicht die europäiſchen Sorten. Taffete (tāfteh, kænāvis) werden glatt in Meſchhed und Kaſchan, bunt carrirt zu Bettdecken in Yezd und Ispahan, zu Thürvorhängen (perdeh) in Gilan am beſten gefertigt. Moirés (chārāh*) und dārāh) ſtehen in jeder Beziehung dem europäiſchen Manufact nach. Atlas (gātni) fabricirt nur Kaſchan, doch nie ganz aus Seide, ſondern mit Einſchlag von Baumwolle. Ebendaſelbſt fertigt man allein noch Brocate (zerbāfi) mit eingewebten goldenen Blumen, freilich den einſt ſo berühmten perſiſchen Brocaten kaum mehr zu vergleichen, und Sammte (machmal), die den franzöſiſchen zwar nicht an Feſtigkeit, aber an Weiche und Farbenpracht nachſtehen; einige Farbennuancen, namentlich blauſchwarz, können die Perſer gar nicht erzeugen, am beſten gelingt ihnen noch orange und ponceau. Einen eigenthümlichen Seidenſtoff liefert Yezd unter dem Namen schal abrischum; er iſt nach Art der indiſchen Shawls mit Palmen und Gewinden durchwebt, von zartgezeichneten Borduren eingefaßt, und der einzige, von dem einige Ausfuhr nach Rußland und Konſtantinopel ſtattfindet. Dagegen bildet die Ausfuhr von Rohſeide, wie oben erwähnt, eine der wichtigſten Hülfsquellen des Landes. Eingeführt werden von Seidenſtoffen nur lyoneſer Fabrikate, vorzüglich Damaſt und Brocat, doch auch in nicht erheblichem Betrage.

Flachs wird ſehr wenig verarbeitet, nur zu Schnupftüchern und Leibbinden. Der Flachsbau beſchränkt ſich auf einige kleine Strecken im Bezirk Maſanderan.

---

*) חור der Bibel (Buch Eſther, Kap. 1).

Die Farbeſtoffe, deren man ſich zur Fabrikation bedient, ſind theils Producte des Landes, wie Krapp, Saflor, Indigo, Granatäpfelrinde, Galläpfel, Eiſen- und Kupfervitriol, eſſigſaures Eiſen u. ſ. w., theils werden ſie von Indien bezogen. Die Cochenille kommt über Europa, wird jedoch häufig durch die am Ararat vorkommende Porphyrophora Hamelii erſetzt. Durch Zuſatz einer indiſchen Rinde, Luter (لطر), erhöht man die Intenſivität der Cochenillefarbe.

Mit der Farbenbereitung beſchäftigen ſich die Nomadenweiber nach althergebrachten Recepten; als Säuren verwenden ſie dabei Citronen- und durch Verbrennung von Schwefel mühſam gewonnene Schwefelſäure; als Alkalien den Urin der Kühe. Bei ſo verſchiedenartiger Concentration der Stoffe iſt es natürlich ſehr ſchwer, genau dieſelbe Nuance hervorzubringen, und an Teppichen wie Shawls bemerkt man daher nicht ſelten, zumal die Anfertigung lange Zeit, gewöhnlich ſechs Monate in Anſpruch nimmt, kleine Farbenabweichungen an einzelnen Stellen. Dagegen ſind die Farben durchgehends echt und widerſtehen länger als die in Europa gebräuchlichen den verzehrenden Strahlen der perſiſchen Sonne. Alle größern Fabrikſtädte haben eigene Färbereien (sabbagh), von denen die meiſten nur in einer Farbe arbeiten. Ebenſo findet man überall große Bleichen, bei Ispahan z. B. ſah ich die Ufer des Zainderud weit und breit mit Garnen und Geweben bedeckt.

Die Lederfabrikation wird am ſtärkſten in dem Städtchen Hamadan betrieben. Aus vortrefflich gegerbten Schaffellen bereitet man hier ſchöne farbige Maroquins, tscherme hamadāni genannt, und aus dem Rückenfell des wilden Eſels vorzügliches Chagrinleder (saghri), deſſen ſchillernd grüne, mit Grünſpan erzeugte Farbe gleich wie die kleinen grieslichen Erhabenheiten, welche mittels Amaranthusſamen hervorgebracht

werden, ſich bis zur völligen Abnutzung unverſehrt erhalten. Auf die Fabrikation von Sämiſchleder aus den Fellen der wilden Ziegen und Argalis verſteht man ſich nur in der Stadt Kirman; in den übrigen Theilen des Reichs werden die Felle von Hirſchen, Rehen, Gazellen, Argalis, wilden Ziegen und Steinböcken als nutzlos weggeworfen. Die Einfuhr von Leder iſt ganz ohne Bedeutung, weil vom Ausland kommendes Leder dem Perſer für geſetzlich unrein gilt. Auch die Benutzung der Häute von gefallenen Thieren verbietet das Religionsgeſetz. Geringe Quantitäten ſchwarzbraun gefärbtes Hirſchleder werden unter dem Namen dschir an kaukaſiſche Stämme zu Rüſtungen verkauft. Etwas erheblicher iſt die Ausfuhr von rohen Lamm- und Ziegenfellen.

Zu Pelzwerk werden von inländiſchen Fellen nur die Lammfelle von Schiraz und Kum benutzt. Von Natur ſchon ſchwarz, erhalten ſie noch durch Färben mit eſſigſaurem Eiſen und Granatäpfelrinde einen tiefſchwarzen Glanz. Die wohlhabendern Klaſſen tragen indeß ſchwarze Lammfelle von Buchara (puste-buchārā) oder aus Rußland eingeführte Feh und Nerze. Da aber andererſeits ein ziemlich ausgedehnter Export der für unrein geltenden Felle von Löwen, Tigern, Leoparden, Füchſen, Wölfen, Schakalen, Hyänen, Geparden, Ottern und Mardern ſtattfindet, ſo dürfte dieſer den Import wenigſtens aufwiegen. Der Pelzhandel wird ausſchließlich von Armenern betrieben, da kein Muſelman die unreinen Felle berühren darf. Es geht daher ein großer Theil der Felle wie überhaupt der Beſtandtheile von geſetzlich unreinen Thieren der Verwerthung und Benutzung verloren.

Im Reichthum an Metallen, namentlich an Kupfer, kann ſich kaum ein anderes Land der Erde mit Perſien meſſen. Eine Kupfermine (maadene mis) hat faſt jeder Diſtrict, ja am nördlichen Abhang des Elburz bei Teheran zählt man deren 20, und ebenſo viele in der nächſten Umgegend von

Kaswin. Die ergiebigſten Minen beſitzt Karadagh bei Tabris. Allein die Perſer ſind in der Kunſt des Bergbaus ſehr weit zurück, und von Betriebsmaſchinen, die aus Europa verſchrieben waren, wußten ſie keinen Gebrauch zu machen. Die reichen Minen von Charaſſan liefern nur ganz geringe Ausbeute, weil die Arbeiten durch häufige Einfälle der Turkomanen unterbrochen und geſtört werden. Unternimmt ein Perſer, welcher ſich durch Beſchäftigung mit Alchemie einige elementare Kenntniß erworben hat, die Ausbeutung einer Mine, ſo verliert er entweder das hinein verwendete Kapital, oder ſobald der Betrieb zu lohnen anfängt, bemächtigt ſich der Gouverneur deſſelben, der ihn dann aus Unkunde vernachläſſigt und bald wieder einzuſtellen genöthigt iſt. Alle dieſe Umſtände bewirken, daß trotz der reichen Erzlager im eigenen Lande der größte Theil des in Perſien verarbeiteten Kupfers aus Rußland eingeführt wird, und da die meiſten Koch- und Wirthſchaftsgeſchirre aus Kupfer beſtehen, ſo iſt der Bedarf an dieſem Metall ſehr bedeutend. In der Hütte des Aermſten finden ſich einige kupferne Geräthe vor; um den übermäßigen Druck eines Gouverneurs zu bezeichnen, ſagt man: „Er brachte es ſo weit, daß zwei Hütten zuſammen ſich eines einzigen Kupfertopfs bedienen mußten.“ Allgemeiner Beliebtheit erfreuen ſich die Kupferſchmiedearbeiten von Sendſchan und Kaſchan; in den Werkſtätten letzterer Stadt fand ich im Sommer 1859 600 Arbeiter beſchäftigt. Die von dort kommenden Gefäße zeichnen ſich durch Solidität der Nietung, Eleganz der Formen und zierliche Gravirung aus und finden im ganzen Lande Abnahme. Ich ſah dort mit Arabesken, Figuren und arabiſchen Sprüchen verzierte Schalen und Becher, welche Anſpruch auf den Namen von Kunſtwerken erheben konnten. Zinn und Salmiak, das zur Verarbeitung des Kupfers erforderliche Material, muß aus Indien bezogen werden; denn der im Lande erzeugte Salmiak

(nischādur), der überdies unrein iſt, reicht nicht hin für den Verbrauch. Borax (bureh) liefern die Seen Mediens.

Wie die Kupfer-, ſo bleiben auch die reichen Eiſenminen des Landes vernachläſſigt. Was aus den Minen von Maſanderan und Charaſſan an Eiſenerzen gefördert wird, ſind kaum nennenswerthe Quantitäten. Alles übrige Eiſen (āhen) kommt vom Ural auf der Wolga und über das Kaſpiſche Meer nach Perſien; nur die ſüdlichen und ſüdöſtlichen Provinzen verſorgen ſich auch zum Theil von Indien. Perſiſche Eiſenarbeiten waren einſt hochberühmt, und noch jetzt haben die Damascenerklingen von Schiraz und Meſchhed einen guten Ruf, doch können ſie ſich den alten Klingen und Flintenläufen an Güte, namentlich an Schönheit der künſtlichen Gravirungen auf Stahl mit eingelegten Goldplättchen nicht an die Seite ſtellen. In den Arſenalen von Iſpahan, Schiraz und Teheran werden Schießwaffen, beſonders Flinten und Piſtolen nach europäiſchem Muſter, ſelbſt mit genauer Nachahmung der Fabrikzeichen gefertigt, die den Originalen in der That ziemlich nahe kommen. Weniger gelingt die Fabrikation der ebenfalls den europäiſchen nachgeahmten ſchneidenden Werkzeuge, z. B. der von Iſpahan aus in den Handel kommenden Federmeſſer. Der Perſer hält ſehr viel auf ein gutes Federmeſſer; er zeigt das ſeinige dem Europäer und fragt ihn, ob es echt engliſches Fabrikat ſei. Häufig zog der Miniſter, wenn ich bei ihm war, aus ſeinem Shawlbeutelchen ein Federmeſſer hervor, um ſich über Werth und Güte desſelben durch mich unterrichten zu laſſen. In dem Roman „Hadschi baba" charakteriſirt daher ein Geſandter, vom König über die Eigenthümlichkeiten der verſchiedenenen europäiſchen Nationen befragt, die Engländer mit den Worten: „Das iſt die Nation, welche die Federmeſſer verfertigt." Bei dem theuern Preiſe des Eiſens iſt der Verbrauch zu Geräthſchaften und Werkzeugen natürlich ſehr beſchränkt, was auf die geſammte

Induſtrie nachtheilig einwirkt. Zwar machte der jetzige Schah mehrmals Verſuche, unter Zuziehung von Europäern Eiſenerze ſchmelzen zu laſſen, ſie blieben jedoch, obgleich große Summen verſchlingend, ohne Reſultat, ſodaß er zuletzt gänzlich daran verzweifelte, daß Eiſen in ſeinem Lande geſchmolzen werden könne. „Das erſte Man (5¼ Pfd.) Eiſen, das aus perſiſchem Mineral gewonnen worden", äußerte er einmal, „würde ich mit Gold aufwiegen." Sonach war es ihm unbekannt, daß Maſanderan und Charaſſan etwas Eiſen produciren.

Meſſing- und Blechgeſchirre, darunter namentlich die beliebten ruſſiſchen Schnellſiedekeſſel (Samovar), werden ziemlich viel von Rußland eingeführt.

Der Handel mit Metallen befindet ſich faſt ausſchließlich in den Händen der Ruſſiſch-perſiſchen Compagnie, welche an den verſchiedenen Küſtenpunkten ihre Factoreien beſitzt.

— Blei (surb) wird ſoviel ausgebeutet, daß der inländiſche Bedarf reichlich gedeckt iſt, auch noch einiges zur Ausfuhr übrigbleibt. Das meiſte Bleierz wird um Kirman gefördert, es iſt ſtark ſilberhaltig.

Zink (ru), das häufig zu Trinkgeſchirren (tun ge-ru) verarbeitet wird, kommt ganz allein aus Rußland.

Kobalt (chāk-e-lādschewert, Lapis lazuli-Erde) findet ſich in vorzüglicher Güte in der Nähe von Kaſchan im Dorfe Gamſar. Die Mine iſt Eigenthum einer Seidenfamilie. Es ſollen ziemlich bedeutende Mengen Kobalterde nach Rußland gehen. Guten Lapis lazuli liefert Turkiſtan, minder rein kommt er auch in Azerbeidſchan vor.

Arſenik lagert als Auripigment (zernich) und Realgar in großen Maſſen um Kurdiſtan und in der Nähe von Kaswin; der Export nach Konſtantinopel iſt nicht unbedeutend.

Manganerde (mugl), als Beiſatz zum Glasfluß dienend, wird um Kirman gewonnen.

Schwefel (gugird) gibt es im Ueberfluß in den verſchiedenen Theilen Perſiens, und ſicher wird einſt, von erleichterten Communicationswegen begünſtigt, eine ſehr erhebliche Ausfuhr dieſes Artikels nach Europa ſtattfinden. Der ſchönſte hyacinthrothe Schwefel tritt nahe unter dem Gipfel des Demawend zu Tage, wo ihn während der Sommermonate die Bewohner des Städtchens Ask einſammeln. Er heißt im Handel gugird-e-ahmer oder demawendi zur Unterſcheidung von dem Stangenſchwefel, der gugird-e-farsi genannt wird.

Kochſalz und Chiliſalpeter als kryſtalliniſche Ausſchwitzung kommt ſo häufig vor, daß man faſt nur die Transportkoſten dafür bezahlt. Außerdem finden ſich zahlreiche Lager von Stein- und Kryſtallſalz (nemek-e-turki). Etwas Salpeter (schure) ſoll, wie ich hörte, nach Indien exportirt werden. Mit ſeinem Reichthum an Kochſalz und andern ſalpeterſauren und ſchwefelſauren Salzen wäre Perſien die ganze Welt zu verſorgen im Stande.

Steinkohlen, welche in mächtigen Flötzen zum Theil offen liegen, werden bisjetzt wegen Mangel an Straßen und induſtriellem Bedarf nicht geſchürft. Der Perſer ſagt, Steinkohlen könne er nicht zu ſeiner Waſſerpfeife benützen. Das Kohlenflötz auf dem nördlichen Abhange der Elburzkette bei Teheran erſcheint ſchon unterhalb Kaswin im Dorfe Jf, taucht dann im Laarthal, beſonders in einem Seitenthal desſelben, genannt Diwaſia, wieder auf, und zeigt ſich endlich in der Nähe des Städtchens Ask am Fluſſe Heras. Ueberhaupt iſt die Steinkohlenformation ſehr reich vertreten.

Von Edelſteinen liefert Perſien nur Türkiſe (firuze), und da die frühern ergiebigen Minen wegen Anfüllung mit Waſſer unzugänglich ſind, beſchränkt man ſich jetzt auf die Durchſuchung der alten Stufen. Seitdem iſt der Preis der Türkiſen ſehr geſtiegen, und es kommen nur kleinere Stücke

oder ſolche, die aus älterer Zeit ſtammen, im Handel vor. Die königliche Schatzkammer beſitzt den werthvollſten Türkis; er iſt von reinſter tiefer Azurfarbe ohne alle Fehler und Flecken (baräz, d. h. Lepra) und wird, obgleich kaum die Größe einer halben Mandel erreichend, auf 600 Dukaten geſchätzt. Es gibt wol größere Steine, aber nicht ſo rein, ſondern voll Flecken und Adern, daher von verhältnißmäßig geringerm Werth. Die zweite Qualität, schirbäm genannt, ſtammt zwar auch aus der alten Mine, ſpielt aber mehr ins Weiße als ins Blaue; die Stücke gehen meiſt nach Bagdad, wo ſie von den Arabern gut bezahlt werden. Die dritte Qualität bilden die aus neuer Mine zu Tage geförderten (maden-e-nau), welche anfangs ſchön blau ſind, mit der Zeit aber ſich ins Grünliche verändern. Man verſchmäht ſie im Lande als völlig werthlos. Perſiſche Türkiſen werden nach Rußland, beſonders auf die Meſſe von Niſchnij-Nowgorod zum Verkauf gebracht, weil ſie die Ruſſen am höchſten ſchätzen; doch iſt die ganze Ausfuhr in der Neuzeit von keinem Belang. Das Schleifen und Poliren der Edelſteine ſcheinen die Perſer von den Hindu erlernt zu haben, wenigſtens bedienen ſie ſich wie dieſe des Schmirgels (sumbäde) dazu. In Iſpahan, Schiraz und mehrern andern Städten ſchleift man Diamanten auf der hölzernen Scheibe; man ſoll dort auch Steine zu ſchleifen verſtehen, welche wegen ihrer aſtartigen Bildung (ähnlich den widerſtehenden Aeſten des Holzes beim Hobeln) von europäiſchen Meiſtern nicht bewältigt werden können. (?)

Die Glasfabrikation (schischeh, belur), vor etwa 250 Jahren durch einen Italiener eingeführt, machte in jüngſter Zeit einige Fortſchritte. Gewöhnliche Glasgeſchirre, wie Trinkgläſer, Flaſchen, Spiegel, werden recht gut gearbeitet. Faſt jede bedeutendere Stadt hat einen Glasofen für den Localgebrauch. Die Glasgeſchirre von Kum und Schiraz gelten

für die beſten. Scheibenglas jedoch können die Perſer nur in Tafeln von ſehr mäßiger Größe herſtellen. Als Lauge zur Fabrikation dient das Varec (ḳaliab-ḳumi), welches aus den Solſolapflanzen (uschnun) der Wüſte durch Verbrennen und Zuſammenſintern gewonnen wird. Die Einfuhr von Spiegeln und Kryſtallgläſern über Konſtantinopel und aus Rußland iſt ſehr beträchtlich; ſie zieht alljährlich große Geldſummen aus dem Lande.

Porzellan wird wenig und von geringer Qualität erzeugt, am brauchbarſten ſind noch die Geſchirre von Kum (käse ḳumi). Daher iſt das echte chineſiſche Prozellan (tschini), über Hindoſtan kommend, ſehr begehrt; auch engliſche und ruſſiſche Waare, namentlich Thee- und Kaffeegeſchirre, findet gute Abnahme. Etwas beſſer verſteht man ſich auf die Erzeugung von Fayence (käschi). Berühmt ſind die glaſirten Ziegeln, aus denen allerhand Bilder, Jagdſcenen, Landſchaften u. ſ. w. zuſammengeſetzt werden. Das darzuſtellende Bild wird nämlich mit feuerfeſten Farben auf eine Lehmplatte gebracht, die man dann in Ziegeln zerſchneidet. Hierauf werden die Ziegeln gebrannt und in der Ordnung wie auf dem Bilde mittels Kitt und Mörtel zuſammengefügt. Dergleichen Moſaiken dienen zum Bekleiden der Wände und Kuppeln in Moſcheen, Madraſſes, Bädern und andern öffentlichen Gebäuden. Doch auch dieſe Kunſt iſt in Verfall gerathen. So ſchöne Farben, wie ſie an den Bekleidungen älterer Gebäude in Ispahan noch zu ſehen ſind, vermag man heute nicht mehr hervorzubringen. Die beſten farbigen Ziegel liefert jetzt Kaſchan, daher ihre Benennung käschi. Aus Thon verfertigt man die poröſen Alkarazzas: Trinkgeſchirre, in denen ſich das Waſſer friſch erhält und die auch zum Filtriren des Waſſers dienen. Man liebt es, ſie mit Figuren und Arabesken zu verzieren, beſonders zeichnen ſich die in Kum gefertigten (kuze ḳumi) durch geſchmackvolle Formen

aus. Beim Brennen werden ſie nicht direct dem Feuer ausgeſetzt, ſondern mit einer thönernen Hülle umgeben, ſodaß die Hitze langſam und gemäßigt einwirkt. Bevor der Perſer einen neuen Alkarazza in Gebrauch nimmt, pflegt er etwas Roſenwaſſer hinein zu gießen; der Wohlgeruch bleibt dann viele Wochen bemerkbar. Neben den zierlich geformten Alkarazzas gibt es übrigens auch ganz roh gearbeitete und ſchlecht glaſirte Thongeſchirre, welche an die Uranfänge der Induſtrie gemahnen und gegen die ſchönen Scherben, die man in den Ruinen der Stadt Rages (Ray) findet, ſehr unvortheilhaft abſtechen.

Gute und billige Seife (saabun) wird aus Varec bereitet, vorzüglich in der Stadt Kum. In den Provinzen am Kaſpiſchen Meer ſiedet man Schmierſeife aus Olivenöl.

Eine von Hindoſtan oder China nach Perſien verpflanzte Kunſt iſt die Bein- und Metallmoſaik (chātem sāzi), welche zum Schmuck von Tiſchen, Seſſeln, Rahmen u. ſ. w. angewandt wird. Die Schirazer und Iſpahaner fertigen ſehr zierliche Arbeiten dieſer Art zu erſtaunlich billigem Preiſe. Man bildet nämlich ſymmetriſche Figuren aus langen aneinandergeſchraubten Stäbchen von Bein und Metall, macht hierauf mittels feiner Sägen horizontale Durchſchnitte und legt die dünnen Platten in das Holz der Möbelſtücke ein. Sehr ſchöne eingelegte Thüren, Seſſel u. ſ. w. bewunderte ich im königlichen Schloſſe zu Teheran.

In Iſpahan beſteht eine eigene Malerzunft (nakkāsch), welche ſich ausſchließlich mit Bemalen von Papparbeiten, Taſchenſpiegelchen, Tintenfäſſern, Büchereinbänden u. ſ. w. beſchäftigt. Dieſe Miniaturgemälde von Blumen, Ranken, Thier- und Menſchengruppen ſind ſehr zierlich und naturgetreu, bis auf die Perſpective, deren Geſetze den Perſern ebenſo wenig wie den Chineſen bekannt zu ſein ſcheinen. Mit einem aus Sandarak, Leinöl und Naphtha bereiteten ausge-

zeichneten Firnis (rugan-e-kæmun) überzogen, erhalten ſich die lebhaften Farben friſch und glänzend. Man bezahlt für dergleichen Malereien, je nach dem Rufe des Meiſters, oft fabelhafte Preiſe, für ein bemaltes Taſchenſpiegelchen z. B. 50 Dukaten, und zeigt einen ſolchen Schatz gern dem Europäer, wobei es ſchicklich iſt und erwartet wird, daß der Beſchauer in enthuſiaſtiſche Bewunderung des Kunſtwerks ausbreche.

Um dem fortwährenden Geldabfluß zu ſteuern, machte der jetzige Schah, wie ich bereits an verſchiedenen Stellen erwähnt, mehrfache Verſuche zur Errichtung von Fabriken europäiſcher Conſtruction. Beſonders zur Zeit der engliſch-perſiſchen Wirren ſtrebte die Regierung eifrig danach, das Land von dem engliſchen Markt zu emancipiren. Sie gab ſich dabei den unſinnigſten Hoffnungen hin. Mit einer kleinen Spinnfabrik glaubte man in kurzer Zeit alle engliſchen Spinnereien entbehrlich machen zu können; als eine Papiermühle angelegt wurde, fragte der Schah den Vorſteher dieſes im Bau begriffenen Etabliſſements, ob es möglich ſein werde, Papier darin zu erzeugen, worauf derſelbe raſch erwiderte: „Ja, ich will dein Opfer ſein, in wenigen Jahren werden wir ſo viel Papier an das Ausland liefern, daß in ganz Frengiſtan kein Bogen mehr fabricirt werden kann.“ Natürlich entſprach das Reſultat dieſer vereinzelten Anläufe, ſo bedeutende Summen auch darauf verwendet wurden, nicht im geringſten den geträumten Erwartungen. Ich nahm mehrmals Gelegenheit, meine Anſichten darüber dem Schah auseinanderzuſetzen, erntete aber nur Undank und üble Nachrede davon, weil man mich als Europäer in Verdacht hatte, ich wolle dem Aufſchwung der inländiſchen Induſtrie hinderlich ſein, und ſpäter, nachdem alles ſo gekommen, wie ich es vorausgeſagt, war man zu ſtolz, mir Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen.

Meine Gründe, warum eine plötzlich von außen importirte Fabrikinduſtrie in Perſien nicht gedeihen könne, waren etwa folgende. Zunächſt fehlt es durchaus an den nöthigen Arbeitskräften. Die dünne Bevölkerung iſt bei weitem nicht im Stande, allen ertragfähigen Boden zu cultiviren; es müßten alſo dem Ackerbau die ohnehin unzureichenden Arme entzogen werden. Wollte man nun in Betracht deſſen europäiſche Arbeiter kommen laſſen, ſo würden dieſe entweder dem Klima und der ungewohnten Lebensweiſe erliegen oder infolge der durch die orientaliſche Sitte aufgezwungenen Iſolirung ſich dem Trunk ergeben und körperlich wie geiſtig zu Grunde gehen. Ferner wäre es unmöglich, den maßloſeſten Unterſchleifen und Veruntreuungen bei Verwaltung der Etabliſſements vorzubeugen. Wenn ſchon in europäiſchen Ländern auf Staatskoſten betriebene Fabriken nicht reuſſiren, was kann in Perſien von dergleichen erwartet werden! Endlich ſei die Herbeiſchaffung aller Maſchinen und Apparate ſowie des geſammten Erneuerungsmaterials aus ſo weiter Ferne und auf den ungebahnten Wegen des Landes mit kaum zu überwindenden Schwierigkeiten, jedenfalls aber mit ſo enormen Koſten verbunden, daß die Anlagen von vornherein jeder Ausſicht auf vortheilhaften Betrieb ermangelten. Die Regierung möge, ſo rieth ich, immerhin die Privatinduſtrie nach Kräften ermuntern und fördern, ihr Hauptaugenmerk jedoch auf Hebung der Bodencultur, auf Gewinnung und Ausbeutung der reichen Naturſchätze richten; dann werde ſich durch den Austauſch inländiſcher Producte gegen europäiſche Induſtrieerzeugniſſe mit der Zeit eine Handelsbilanz zu Gunſten Perſiens herausſtellen. Indeß mein Rath wurde, wie geſagt, nicht befolgt. Man berief ruſſiſche und franzöſiſche Handwerker und Mechaniker und errichtete eine Anzahl Fabriken. 1) Eine Stearinkerzenfabrik. Bei der Wohlfeilheit des Talgs glaubte man Stearin zu billigem Preiſe erzeugen zu können. Zur Be-

reitung der Schwefelſäure wurde eine Bleikammer eingerichtet, die aber keine ſtärkere Säure producirte, als etwa eine milde Limonade beſitzt; die ungeſchickten Hände der Arbeiter verdarben den Mechanismus der Preſſen; und nach Verausgabung von über 8000 Dukaten hatte man glücklich einige Pfund Kerzen mit perſiſchem Stempel und dem königlichen Wappen zu Stande gebracht. Die böſe Welt wollte zwar wiſſen, das Stearin dazu ſei aus Europa gekommen; allein wie dem auch ſei, der europäiſche Director erhielt vom Schah ein Ehrenkleid. Hiermit war jedoch die ganze Unternehmung zu Ende. 2) Eine Papiermühle wurde dicht an der Stadtmauer von Teheran erbaut, wo keine genügende Waſſerkraft vorhanden iſt; für den Betrieb waren einige Arbeiter aus Rußland verſchrieben worden. Die mislungenen Verſuche, aus Lumpen Papier zu machen, dauerten mehrere Jahre, bis endlich aus reiner Baumwolle ein paar Bogen ungeglättetes graues Papier zum Vorſchein kamen. Inzwiſchen ſtarb ein Theil der fremden Arbeiter, der andere verkümmerte, und der Betrieb ſchlief gänzlich wieder ein. Von der Papierfabrikation, welche im 13. und 14. Jahrhundert in Charaſſan geblüht haben ſoll, iſt nichts übriggeblieben als einige kleine mit Erzeugung von Pappen beſchäftigte Etabliſſements zu Ispahan. 3) Für eine neue Glasfabrik wurden zwei vorzügliche Arbeiter in Frankreich angeworben, die aber ihre Kenntniſſe hier um ſo weniger nutzbar machen konnten, da es nicht gelang, feuerfeſten refractoriſchen Thon aufzufinden. Doch hatte ihre kurze Wirkſamkeit wenigſtens das Gute, daß die Perſer ihnen manche Vortheile abſahen und auf die heimiſche Productionsweiſe übertrugen. 4) Die größten Anſtrengungen machte man zur Errichtung einer Spinnfabrik nach europäiſchem Muſter. Dampfmaſchinen und ſonſtige Apparate mußten aus Rußland mit unſaglicher Mühe, nämlich meiſt durch Menſchenhände,

unter Aufgebot ganzer Dorfſchaften auf den weiten unwegſamen Straßen an Ort und Stelle geſchleift werden, ſodaß die Anlagekoſten nicht weniger als 150000 Dukaten verſchlangen. Eine Quantität Garn von wenigen Pfunden, die dem König vorgezeigt wurde, war und blieb die einzige Frucht aller auf die Unternehmung verwandten Mühen und Koſten. 5) Eine Zuckerraffinerie ſcheiterte, wie bereits andernorts erzählt, vornehmlich daran, daß die Producenten von der Regierung zur unentgeltlichen Ablieferung der Caſſonade gezwungen wurden und deshalb den Anbau des Zuckerrohrs einzuſtellen begannen.

Nachdem ſo bedeutende Summen ſinn- und zwecklos vergeudet worden waren, hörte man endlich auf meinen Rath und ſchickte eine Anzahl junger Leute nach Europa, zunächſt nach Frankreich, damit ſie dort verſchiedene Induſtriezweige praktiſch erlernen. Von ihnen dürfte, wenn ſie mit reellen Kenntniſſen ausgerüſtet in das Vaterland zurückkehren, eher etwas für den Aufſchwung der heimiſchen Induſtrie zu erwarten ſein, obwol die derzeitige Geſtaltung der Staatsverhältniſſe immer mehr lähmend als fördernd darauf einwirken wird.

Die in den Bazaren arbeitenden einzelnen Handwerksmeiſter (usta) betreiben ihr Gewerbe im allgemeinen mit Fleiß und Thätigkeit, nehmen ſogar nicht ſelten die Nächte mit zu Hülfe; doch iſt ihr Streben nicht auf Vervollkommnung, ſondern nur auf Erwerb des täglichen Lebensbedarfs gerichtet. Sie beſchränken ſich auf die Nachahmung europäiſcher Erzeugniſſe, ohne eigenen Erfindungsgeiſt zu entwickeln. Nach einer Lehrzeit von wenigen Monaten etablirt ſich der junge Handwerker, heirathet und arbeitet dann blos mechaniſch, um den Unterhalt für ſich und ſeine Familie zu gewinnen. Am intelligenteſten ſind die Handwerker von Iſpahan und Kaſchan, welche auch viel in andere Städte auswandern, hier jedoch, bei einträglichem Erwerb, bald in den Schlendrian der übrigen

verfallen. Handwerker, die es über eine mittlere Wohlhabenheit gebracht, lernte ich nicht kennen. Auf Meiſterſchaft können nur die Graveure (hækkak) Anſpruch machen und allenfalls die Gold-, Silber- und Emailarbeiter von Schiraz. Der König beſitzt ſehr kunſtvoll emaillirte Goldgeſchirre von neuerm Datum, beſonders Nargileh; auch der in jüngſter Zeit renovirte Pfauenthron zeigt recht zierliche in Goldemaille ausgeführte Inſchriften und Arabesken.

Gewöhnlich nimmt ein einzelnes Gewerk einen Bazar für ſich ein, der nach ihm den Namen trägt, ſo der Bazar der Schuhmacher, Poſamentiere u. ſ. w. Es herrſcht volle Gewerbefreiheit und keinerlei Zunftzwang, doch wählen die Meiſter eines Gewerks aus ihrer Mitte einen Chef, Baſchi genannt, zur Vertretung der gemeinſamen Intereſſen.

Als die vorzüglichſten Fabrik- (karchâneh) und Induſtrieſtädte (sanaët) ſind zu nennen: Iſpahan, Kaſchan, Yezd, Kirman, Schiraz, Hamadan (Leder) und Tabris. Reſcht am Kaſpiſchen Meer verarbeitet etwas Seide, auch werden daſelbſt ſehr ſaubere und künſtliche Stickereien auf Tuch gefertigt. Die Reſidenzſtadt Teheran beſitzt gar keine Induſtrie im größern Maßſtabe, die dortigen Handwerker vermögen kaum dem Bedarf der Stadt ſelbſt zu genügen.

Der Handel (tedscharet) befindet ſich, mit wenigen Ausnahmen, in den Händen perſiſcher Kaufleute. Unter allen Ständen genießt der Kaufmannsſtand die meiſte Achtung; ſein Eigenthum wird in den ſeltenſten Fällen angetaſtet, die Regierung ſcheut ſich, über ihn Vexationen zu verhängen, von denen andere Unterthanen ſchonungslos heimgeſucht werden. Während meiner neunjährigen Anweſenheit kam es mir nicht zur Kenntniß, daß ein Kaufmann von einer Vermögensconfiscation betroffen worden wäre. Saadi ſagt: „Drei Dinge können ohne drei Dinge nicht beſtehen: der Staat nicht ohne Gerechtigkeit, die Wiſſenſchaft nicht ohne Discuſſion, das

Vermögen nicht ohne Handel.“ Von den drei Regeln ſcheint in Perſien nur die letzte ſich zu bewähren; denn der Staat beſteht ohne übermäßige Gerechtigkeit, und man discutirt viel, hat aber des Wiſſens wenig.

Der perſiſche Kaufmann iſt ſehr einfach in ſeiner Lebensweiſe. Beim größten Reichthum entfaltet er keinen Luxus, denn er würde dadurch bei ſeinen Genoſſen an Credit verlieren; er geht ohne Begleitung von Dienern auf der Straße, heirathet nur Eine Frau, meidet den Umgang mit Großen uud hält ſich zu ſeinesgleichen. Gern rühmt er ſich: „kässebem kisb mi-kunem“, d. h. „ich bin ein Induſtrieller, ich treibe Handel“. Er iſt den ganzen Tag über thätig im Geſchäft. Sein Mittagsmahl beſteht gewöhnlich nur in Käſe und Brot. Doch trotz der Einfachheit ſeines Auftretens wird ihm überall ein Ehrenplatz angewieſen, und er verdient in der That die Achtung, die man ihm bezeigt. Durch und durch ehrlich im geſchäftlichen Verkehr, wenn auch bei Gelegenheit einen übermäßigen Gewinn nicht verſchmähend, äußerſt pünktlich in Erfüllung ſeiner Verbindlichkeiten, hält er, im Gegenſatz zu den Gewohnheiten anderer Stände, ſtreng das gegebene Wort. Obwol vorſichtig und mistrauiſch, beſitzen die perſiſchen Kaufleute nicht geringen Unternehmungsgeiſt; ſie bereiſen nicht nur ganz Aſien, namentlich Hinduſtan, China, Afghaniſtan, Turkiſtan und den Kaukaſus, ſondern auch die Türkei, Rußland und Aegypten. Ueberall wiſſen ſie ſich in kurzer Zeit zu orientiren und ihren Vortheil herauszufinden. Die Regierung bedient ſich ihrer zur Vermittelung vou Zahlungen im In- und Ausland, und die Gouverneure ſowie andere Große vertrauen einem Kaufmann im geheimen die durch Erpreſſungen gewonnenen Summen an, ſicher, daß derſelbe auch im Fall ihres Sturzes ihnen, oder wenn ſie Tod oder Verbannung trifft, ihrer Familie die bei ihm deponirten Gelder zurückzahlen wird.

Zinſen von Darlehen zu nehmen, verbietet zwar das muſelmaniſche Geſetz; ſelbſtverſtändlich aber wird das Verbot vielfach umgangen. Der geſetzliche Zinsfuß iſt auf 12 Procent fixirt, doch werden in geldknappen Zeiten 18—30 Procent bedungen. Solide Kaufleute zahlen ſelten weniger, noch ſeltener mehr als 10 Procent Discont auf ihre Wechſel (barat); letztere werden über Kapital (ras el mäl) und Zinſen (tænzil) ausgeſtellt und beim Verfall gegen eine Quittung (ḳæbs) eingelöſt. Höchſt ſelten geſchieht es, daß ein Kaufmann ſeine Zahlungen einſtellt (werschikesten), in welchem Fall er immer in ein Aſyl flüchtet, bis ſeine Angelegenheiten geordnet ſind. In Betracht der Menge ſich darbietender Aſyle und der Möglichkeit, dort unangefochten die etwa mitgenommenen Summen zu verzehren, muß man ſtaunen, daß ſo wenig Bankrotte vorkommen.

An der Spitze der Kaufleute jeder Stadt ſteht ein von ihnen gewählter Vorſtand (melek-e-tudschar), deſſen Aufgabe es iſt, ſowol im allgemeinen die Intereſſen der Corporation zu wahren, als auch Streitigkeiten zwiſchen deren Mitgliedern zu ſchlichten, ſäumige Schuldner zur Zahlung anzuhalten und die Urſachen der Bankrotte zu ermitteln. Vor einigen Jahren hatte die Regierung einen Handelsminiſter (vezir-e-tedscharet) in der Perſon des Mahmud Chan Karaguslu eingeſetzt und demſelben auch die Function der melek-e-tudschar übertragen; bald liefen aber ſeitens der Kaufleute ſo zahlreiche Beſchwerden über Druck und willkürliche Behandlung ein, daß man vorzog, den alten Stand der Dinge wiederherzuſtellen.

Die fremden Kaufleute, welche in Perſien Handel treiben, ſind Ruſſen, Franzoſen, Schweizer, Griechen, Türken, Armener. Eine Ruſſiſch-perſiſche Compagnie, obwol von der ruſſiſchen Regierung ſubventionirt und Dampfſchiffe auf dem Kaſpiſchen Meere zur Verfügung habend, vermochte bisjetzt,

wegen Unfähigkeit und Untauglichkeit ihrer Agenten, keine beſondern Gewinne zu erzielen. Die ruſſiſch-kaukaſiſchen Kaufleute, meiſt Armenier, waren durch unreelle, wucheriſche Geldgeſchäfte und Anzettelung von Proceſſen berüchtigt; allein da der jetzt in Teheran reſidirende ruſſiſche Miniſter Anitſchkoff, ein redlicher und unbeſtechlicher Mann, ihre unrechtmäßigen Forderungen nicht unterſtützt, hat ihr verwerfliches Treiben bedeutend nachgelaſſen. Die meiſten europäiſchen Kaufleute wohnen in Tabris und in Reſcht am Kaſpiſchen Meer, wenige in der Hauptſtadt Teheran. Tabris iſt der wichtigſte Handels- und Stapelplatz Perſiens; Handelsſtädte zweiten Ranges ſind: Iſpahan, Schiraz, Reſcht, Balafruſch und Yezd, von welcher letztern Stadt aus durch Gebern (parsis) der Handel mit Oſtindien vermittelt wird. Meſchhed dient als Stapelplatz der für Afghaniſtan und Turkiſtan beſtimmten Waaren. Ausländiſche Waaren kommen: 1) von Konſtantinopel auf dem Karavanenwege über Trapezunt, Erzerum, Choi, nach Tabris; 2) von Niſchnij-Nowgorod die Wolga abwärts über das Kaſpiſche Meer in den Hafen Enzeli und von da zu Lande nach Reſcht und Teheran, oder in den Hafen Maſchtiſer und von da nach Balafruſch; nur wenige nach Meſchhed gehende Güter landen in Aſtrabad, wohin auch die Turkomanen ihre Tauſchwaaren, Lammfelle, Seide, Salz u. ſ. w., bringen; 3) von Bombay nach Buſchir und Schiraz, oder von Maskat nach Benderabbas; 4) über Bagdad nach Iſpahan. Teheran ſelbſt iſt durchaus keine Handelsſtadt; nur einige Filialen für den Kleinverkauf werden von tabriſer Häuſern daſelbſt unterhalten.

An Eingangszoll haben ausländiſche Kaufleute, mit deren Staaten ein Vertrag beſteht, fünf Procent zu entrichten; inländiſche Kaufleute bezahlen weniger, müſſen dagegen die Waare in jeder Stadt, durch welche ſie geführt wird, von neuem verzollen, ſodaß ſie in dieſer Beziehung unglaublicher-

weiſe ſchlechter geſtellt ſind als die Ausländer und ſich deshalb genöthigt ſehen, unter fremder Firma Waaren zu beziehen, was zu ſteten Reibungen und Proceſſen Anlaß gibt. Man kann ſich in nationalökonomiſcher Hinſicht nichts Abſurderes denken. Viele perſiſche Kaufleute haben ſich in der Fremde anſäſſig gemacht, ſo in Konſtantinopel, Trapezunt, Erzerum, Tiflis, Moskau, Kairo, Bombay. Sie leiten dort den Export- und Importhandel von und nach Perſien, China, Indien, und ſind als ſolid, betriebſam und tüchtig bekannt.

Wie verſchiedene europäiſche Staaten Conſulate in Perſien unterhalten, ſo hat auch Perſien zum Schutze ſeines Handels Conſuln in Tiflis, Erzerum, Trapezunt, Konſtantinopel, Bombay, Bagdad und Kairo, zeitweilig auch in Smyrna, Alexandrien und Jaffa. Die Engländer hatten vor dem Ausbruch des engliſch-perſiſchen Kriegs Conſuln in Tabris, Teheran und Benderbuſchir; nach Beendigung desſelben ſetzten ſie auch einen Conſul nach Reſcht und je einen Conſularagenten nach Ispahan, Schiraz und Meſchhed. Es iſt natürlich, daß in dieſen fernen Ländern die Functionen der politiſchen von denen der Handelsagenten nicht immer genau zu trennen ſind. Rußland etablirte Conſulate in Tabris, Reſcht, Teheran, Balafruſch, Aſtrabad, und wird wahrſcheinlich noch dergleichen in Meſchhed und Schiraz errichten, um den engliſchen Einfluß daſelbſt zu überwachen. Türkiſche Conſulate beſtehen nur in Tabris und Teheran. Frankreich ging damit um, Conſuln für Buſchir und Tabris zu ernennen; doch ſind die franzöſiſchen Handelsbeziehungen mit Perſien ſo gering, daß ſie kaum einer conſulariſchen Vertretung bedürfen.

Obgleich es in Perſien zwei Flottenadmirale (daria begi) gibt, hat der Staat doch mit Ausnahme einiger Barken kein Schiff auf dem Meere; denn vom Kaſpiſchen Meer iſt Perſien durch den Vertrag von Turkomantſchai ausgeſchloſſen, und die Küſtenſchiffahrt auf dem Perſiſchen Meerbuſen wird

von einigen arabiſchen Barken ausgeübt. Doch beſitzen mehrere Kaufleute in Buſchir Segelſchiffe, welche den Handel zwiſchen Indien und Perſien vermitteln. Der von den Armenern in frühern Zeiten ſo ſchwunghaft betriebene Handel nach Europa, beſonders Venedig, hat in neuerer Zeit gänzlich aufgehört. Die armeniſchen Kaufleute wanderten theils nach Rußland, theils nach Indien und Java aus und gründeten in dieſen Ländern anſehnliche Handlungshäuſer.

Der perſiſche Geſandte Ferruch Chan hatte während ſeiner Anweſenheit in Europa mit vielen Staaten Handelsverträge abgeſchloſſen. Als er über einen ſolchen mit einem kleinen deutſchen Staat in Unterhandlung trat und deshalb nach Teheran berichtete, ſchrieb ihm der Großvezier Saderazam, der auf ſeine Erfolge eiferſüchtig war: „Teheran hat nicht Raum für ſo viele Geſandte und Conſuln, gleichwie auf deiner Bruſt nicht alle die verliehenen Orden Platz finden.“ Zu dem König aber ſagte der Sader im öffentlichen Salam: „Wenn ſo große Dinge von einem deiner geringſten Diener ausgeführt werden, iſt dies nicht das Verdienſt des Geſandten; es iſt vielmehr der erhabene Ruf des Königs der Könige, welchem alle Potentaten ihre Huldigung darzubringen ſich beeifern.“

VII.

Aerzte und Heilkunde.

Mangelhafte Berufsbildung der perſiſchen Aerzte. Juden als Aerzte. Mediciniſche Kenntniſſe der Laien. Die Praxis. Conſultationen. Die Dſcherah (Chirurgen). Die Dallak (Bader). Der Schikeſte-bänd. Das Impfen. Gerichtliche Medicin. Augenärzte. Hebammen. Curſchmiede. Europäiſche Aerzte. Der Hekim baſchi (Leibarzt des Schah). Militärärzte. Quackſalber. Arzneikrämer. Einkommen der Aerzte. Volksmedicin. Klyſtiere. Auflöſende Mittel und Purganzen. Frühjahrscuren. Mineralquellen. Mediciniſche Theorie. Krankheitsurſachen. Heilmittel. Wundercuren. Der Puls. Aderlaß. Blutegel. Schröpfen. Fontanelle und Haarſeil.

Die perſiſchen Aerzte (hækim-tæbib) glauben ſich im Beſitz einer von der europäiſchen oder fränkiſchen ganz verſchiedenen, dem Klima von Iran und den Lebensbedürfniſſen ſeiner Bewohner angepaßten ſpecifiſch perſiſchen Heilkunde; ſie haben keine Ahnung davon, daß ihre geringe mediciniſche Kenntniß nichts als ein Ausfluß, zum Theil eine Caricatur der Galeniſchen Humoralpathologie iſt, von der ſie die Form, aber nicht den Geiſt entlehnten. Meine Schüler hielten es daher, als ſie in die Praxis traten, für angemeſſen und vortheilhaft, ſich als Doctores utriusque, der perſiſchen und europäiſchen Medicin, anzukündigen.

Unter den zahlreichen die ärztliche Praxis ausübenden Perſonen männlichen wie weiblichen Geſchlechts gibt es ſehr wenige, welche Fachſtudien gemacht oder nur die einſchlagende perſiſche und arabiſche Literatur kennen. Man lernt, wenn es hoch kommt, einige Receptformeln auswendig, und die ganze Pharmokognoſie beſchränkt ſich meiſtens darauf, die Namen der Droguen zu wiſſen, die ſich in der Bude des Droguiſten (attâr) vorfinden. Von naturgeſchichtlicher Erforſchung der Pflanzen und Mineralien, ihrer Eigenſchaften und Kräfte iſt überhaupt keine Rede. Genug, die heutige Medicin zehrt lediglich von etlichen aus alter Zeit überkommenen Normen, ohne etwas Neues hinzuzuthun.

Oeffentliche Lehranſtalten für Medicin beſtehen nicht, mit Ausnahme der neu gegründeten Schule, deren Geſchichte ich im neunten Kapitel des erſten Theils erzählt habe. Schon das Verbot des Korans, menſchliche Leichen zu zergliedern, und der religiöſe Glaube, daß man ſich durch deren Berührung geſetzlich verunreinige, machen das Studium der Anatomie unmöglich. Die Araber freilich wußten in frühern Jahrhunderten, wie aus ihren mediciniſchen Werken erhellt, dieſes Verbot zu umgehen. Nur hier und da verſammelt ein einzelner in arabicis bewanderter Arzt einen kleinen Kreis von Schülern um ſich, denen er privatim einige Kapitel aus dem Kanon des Abu Ali Sina (Avicenna) und deſſen Interpretation nach dem Schaereh-Asbab des Ibne Zekeriah mehr in ſprachlicher als in ſtofflicher Hinſicht unentgeltlich exponirt. In den allermeiſten Fällen jedoch nimmt der angehende Mediciner ohne jede theoretiſche Vorbildung Dienſte bei einem praktiſchen Arzt und ſchreibt ſich deſſen Recepte ab. Nach kurzer Zeit vertauſcht er die Tatarenmütze mit dem Turban, läßt ſich das Haupt ganz kahl ſcheren*), umgürtet ſeinen Leib

*) Nach der allgemein üblichen Mode trägt man ein Haarbüſchel

mit einem breiten Shawl, in dem eine Rolle Papier und ein Tintenfäß ſteckt, trägt einen hohen Stab und Pantoffeln von grünem Chagrinleder, geht mit gemeſſenen pathetiſchen Schritten einher, ſpricht in ſalbungsvollem Tone, oder murmelt, während er einen grobkörnigen Roſenkranz durch die Finger gleiten läßt, arabiſche Gebetformeln — und der Arzt iſt fertig. Beſitzt er überdies einige Kenntniß der arabiſchen Sprache und des Korans, ſo bringt er es bald zu Ruf und Anſehen und zu einem Einkommen, das ihn in den Stand ſetzt, einige Weiber zu heirathen, Pferde, Diener und Sklaven zu halten, überhaupt ein Hausweſen (destgāh) auf großem Fuße zu führen. Durch die Straßen ſieht man den Arzt gewöhnlich auf einem Maulthier reiten, welches er zu dieſem Zweck dem Pferde vorzieht.

Viele Aerzte ſind Juden oder jüdiſcher Abkunft, namentlich befindet ſich in Kurdiſtan und Turkiſtan die ärztliche Praxis faſt ausſchließlich in den Händen von Juden, und es ſcheint dies von jeher der Fall geweſen zu ſein, wenigſtens beſagt eine Votivtafel am Grabe Eſther's in Hamadan, daß im 13. Jahrhundert das Grabmal durch drei Brüder, welche ſämmtlich Aerzte waren, reſtaurirt worden ſei. Auch in Teheran gehören vier Brüder aus einer jüdiſchen Familie zu den beſchäftigtſten Aerzten der Stadt. Einer von ihnen, Namens Hak näzär, war einige Zeit Leibarzt des vorigen Königs Mehmed Schah, und der Umſtand, daß er, obgleich ſowol dieſer Fürſt als auch der geliebteſte, zum Thronfolger beſtimmte Sohn des jetzt regierenden Schah unter ſeiner Behand-

---

am Scheitel und an jeder Seite zwei Locken, die eine vor, die andere hinter dem Ohr. Nur Prieſter, Gelehrte und überhaupt Leute, welche ein beſchauliches Leben führen, raſiren den Kopf ganz kahl. Derwiſche dagegen, die ſtets barhäuptig gehen, und einzelne Geſetz und Sitte verachtende Lutis laſſen das Haar in wirren Locken ungehemmt um Kopf und Schläfe wallen.

lung ſtarben, noch immer am Leben iſt, zeugt, wenn auch nicht von ſeiner ärztlichen Befähigung, doch jedenfalls von diplomatiſcher Gewandtheit. Von dem Kanon des Avicenna exiſtirt eine gute Ausgabe in hebräiſcher Sprache.

Mediciniſche Kenntniſſe ſetzt übrigens der Perſer bei jedermann, der Anſpruch auf Bildung macht, ebenſo voraus wie das ſichere Urtheil über den Werth eines Pferdes und eines Shawls. Darum fehlen mediciniſche Bücher in keiner Hausbibliothek. Durch die Lektüre derſelben verleitet, halten ſich viele Laien für berufen, bei Krankheitsfällen in der Familie mitzuſprechen und ärztlichen Rath zu ertheilen. Selbſt Damen glauben ſich zur Verordnung von Heilmitteln berechtigt.

Entweder in ſeinem Hauſe oder im nächſten Bazar hat der Arzt einen Laden (mahkemeh), wo er die ihn beſuchende Kundſchaft empfängt. Der Boden iſt mit einer Rohrmatte oder mit Filz bedeckt; in Schränken an den Wänden ſteht eine Anzahl Schachteln, Krüge und Flaſchen, mit europäiſchen Etiketten verſehen und mit Latwergen, Pillen und Elixiren gefüllt. Unter den hier Einſprechenden iſt beſonders das weibliche Geſchlecht ſtark vertreten, denn die Frauen benutzen den Beſuch des Arztes als Vorwand zu Ausgängen in andern geheimen Angelegenheiten. Gegen Empfangnahme des Recepts wird ſogleich das ärztliche Honorar baar entrichtet.

Einige Stunden des Tags verwendet der Arzt zu Krankenviſiten (ajädet) und Conſultationen. Es iſt Sitte, daß bei den Großen, den Miniſtern, Gouverneuren u. ſ. w., der Hausarzt ſich täglich zum Levée einfindet. In dieſen Häuſern pflegt man den Arzt auch mit allerhand nicht in ſein Fach einſchlagenden delicaten Geſchäften zu betrauen, z. B. mit der Vermittlerrolle bei Beſtechungen, welche Aufträge er dann als Quelle reichen Gewinns für ſich auszubeuten weiß. Auf ſolche Weiſe ſoll der Hadſchi Mirza Mahmud in Zeit von wenigen Jahren ein Vermögen von über 40000 Dukaten erworben haben.

Freilich iſt auch andererſeits in den Sturz eines Miniſters oder Günſtlings faſt immer ſein Hausarzt mit verwickelt.

Erkrankt ein Großer des Reichs, ſo haben viele Perſonen ein Intereſſe daran, zu wiſſen, ob er bald wieder geneſen, oder ob er das Zeitliche ſegnen werde. Sie alle ſchicken deshalb ihren Arzt zu dem Kranken, ſelbſt der Schah den ſeinigen, und dieſe oft ſehr zahlreiche ärztliche Verſammlung hält zur anberaumten Stunde eine Conſultation. Nachdem durch die Diener Nargileh und Kaffee herumgereicht worden, wird die Sitzung eröffnet. Der Reihe nach tritt jeder an das Lager des Patienten, fühlt mit wichtiger Miene deſſen Puls, indem er dabei gewöhnlich einige Redensarten von der Anamneſe und dem Status præsens fallen läßt, und erkundigt ſich genau, was für Speiſen, beſonders welche Suppe (äsch) der Kranke am Tage vorher zu ſich genommen, ob er Saures oder Süßes genoſſen habe. Hierauf entſpinnt ſich zunächſt unter den Anweſenden ein hitziger Kampf, inwiefern die Krankheit als eine „heiße" oder eine „feuchte" zu klaſſificiren ſei. Ich erinnere mich einer derartigen Conſultation, an welcher ich im Jahre 1853 theilnahm (ich war damals noch nicht Leibarzt des Schah, als ſolcher fungirte zur Zeit der verſtorbene Dr. Erneſt Cloquet). Der Kranke war der Premierminiſter Mirza Agha Chan, ein äußerſt ſchlauer und verſchmitzter Mann. Wie faſt alle vornehmen Perſer genoß derſelbe täglich nachmittags zum Thee ſeine Opiumpille; wahrſcheinlich infolge deſſen litt er an einer heftigen Kolik. Faſt alle Aerzte der Stadt, von den verſchiedenen Parteien geſandt, hatten ſich verſammelt. Man entſchied ſich nach langem Hin- und Herſtreiten für den „heißen" Charakter der Krankheit und verlangte, daß dem Patienten zur Ader gelaſſen werde. Dr. Cloquet und ich, anderer Meinung über den Fall, widerſetzten uns dem Aderlaß. Da wurde uns vorgeworfen, wir wollten „die Leuchte Irans auslöſchen". Obgleich nun über-

zeugt, wie ich meinem Collegen in franzöſiſcher Sprache bemerkte, daß ein Aderlaß den ſtarken Mann nicht tödten würde, glaubten wir doch bei unſerm Votum verharren zu müſſen, und um ihm Geltung zu verſchaffen, beſchuldigten wir die Gegenpartei, ſie wolle „das geſegnete Haupt" unter die Erde bringen. Der Großvezier, dem ſomit nur die Wahl geſtellt war, mit oder ohne Aderlaß aus dem Leben zu ſcheiden, entließ vorläufig die ganze Verſammlung. Wir wurden in den Garten geführt und, nachdem wir uns dort auf einen dicken Filzteppich gelagert, mit Thee, Kaffee und Nargileh geſtärkt. Uebrigens nahm die Debatte ihren Fortgang. Mancher ſchleppte dicke Folianten herbei und ſuchte ſeine Anſicht ſchwarz auf weiß zu begründen. In der Hitze des Gefechts fielen auch mitunter ſcharfe Worte, die man jedoch dem Eifer für das Wohl der „Erſten Perſon"*) zugute hielt. Unterdeſſen hatte der Kranke beſchloſſen, die Entſcheidung zwiſchen den zwei entgegenſtehenden Anſichten dem Koran anheimzugeben. Bald erſchien der zu dieſem Behuf in das Haus beſchiedene mutschtehid (Prieſter höhern Ranges); vor ihm her wurde ein ſilbernes Käſtchen getragen. Er öffnete es unter allerlei Ceremonien und Gebeten, nahm das Buch (den Koran) heraus, befreite es von ſeiner dreifachen Hülle von Brocat, von Sammt und von Seide, und begab ſich damit ganz allein ins Zimmer des Großveziers. Dieſer, der ſchon öfter dergleichen Anfälle von Kolik überſtanden hatte, mochte ihm unter vier Augen zu verſtehen gegeben haben, daß er die einfachere Behandlung vorziehe; denn der aufgeſchlagene Spruch lautete dem von uns ertheilten Rathe günſtig, während er unſere

*) „Erſte Perſon" (schachse awal) iſt ebenſo wie atabek, „Starke Bruſt", „Stütze des Reichs", ein Titel des Großveziers. Sein Sohn erhielt den Titel „Disciplin des Reichs" und „Zweite Perſon". Der Schah in ſeiner Würde ſteht über allen Perſonen, iſt unperſönlich.

Gegner mit den Prädicaten Hunde und Schweine belegte. Da der Prieſter zum Befragen des Orakels ſich immer deſſelben Koranexemplars bedient, ſo wird es ihm natürlich nicht ſchwer, eine den Wünſchen des Fragenden entſprechende Stelle zu treffen. Dem Ausſpruch des heiligen Buchs gemäß unterblieb alſo der Aderlaß, und Iran erfreute ſich ſeiner von der Kolik befreiten „Leuchte“ noch mehrere Jahre, bis ſie ſodann ſpontan erloſch. Auf meine Bemerkung, der Koran habe ſich diesmal den Ungläubigen günſtiger erwieſen als den Gläubigen, ward mir nur entgegnet: „Das Wort Gottes iſt ſtets gerecht.“

Um ſich den Laien gegenüber ein gelehrtes Anſehen zu geben, werfen die Aerzte viel mit arabiſchen Floskeln um ſich, die aber meiſt ohne Sinn und Verſtändniß angewandt ſind. Ihre frengiſchen Collegen ſuchen ſie, in der Vorausſetzung, daß dieſelben der Sprache nicht vollkommen mächtig ſeien, durch einen Schwall leerer Worte in die Enge zu treiben; gelingt ihnen dies aber nicht, dann ſtützen ſie ihre Argumentationen auf eine Stelle aus dem Koran, auf welchem Gebiete ſie nicht widerlegt werden können, denn der Koran lügt nicht, und an ſeinen Ausſprüchen zu zweifeln wäre Blasphemie! Anfangs mußte ich mich bei den Conſultationen ebenfalls in dieſer Weiſe abfertigen laſſen; ſpäter jedoch, als ich mir größere Geläufigkeit im Sprechen des Perſiſchen erworben, bekämpfte ich die Herren mit ihren eigenen Waffen und ſtellte gleich ihnen meine heiße und kalte, trockene und feuchte Diagnoſe.

Die Chirurgen (dscherāh) bilden eine beſondere Klaſſe des ärztlichen Standes. Sie werden nur bei äußern Uebeln zu Rath gezogen und ſind noch ungebildeter und unwiſſender als die Hekims. Ein witziger Perſer, den ich um den Unterſchied zwiſchen Hekim und Dſcherah befragte, antwortete mir: „Der Hekim muß leſen und ſchreiben können, der Dſcherah darf es nicht.“ Der Chirurg ſteht in der geſellſchaftlichen

Achtung auf keiner höhern Stufe als bei uns der Bader. Wenn daher ein europäiſcher Arzt Operationen ausführt, ſo benutzen dies die ſchlauen Hekims, ihn in der Meinung ihrer Landsleute herabzuſetzen, indem ſie ſagen: „er iſt ein Dſcherah", was ſoviel heißen ſoll als „er verſteht nichts von innern Krankheiten". Ohne jede Kenntniß der Anatomie, kann der Dſcherah nur eine auf mechaniſchen Handleiſtungen beruhende Praxis ausüben. Sie beſteht in der Behandlung von Geſchwüren, Oeffnen von oberflächlichen Abceſſen, Ablöſen brandiger Theile im Gelenk, Ausſchälen kleiner Geſchwülſte, Anlegen von Fontanellen, Stillung von Blutungen durch Stiptica, und auch im Zunähen (bæchieh) friſcher Wunden, obwol in der Regel Wunden ungebührlich lange mittels Bäuſchchen offen erhalten werden, theils nach verkehrtem Syſtem, theils um die Heilung zu verzögern. Nach der in Perſien herrſchenden Anſicht darf ein Verwundeter in den erſten drei Tagen nicht trinken, beſonders nicht kaltes Waſſer oder Limonade. Selbſt äußerlich muß die Wunde vor der Berührung mit Waſſer geſchützt werden; ſonſt, ſagt der Perſer, „zæchm sim mikesched", d. h. „wird die Wunde erysipelatös". So kommt es, daß man die Wunde nie auswäſcht, ſondern ſich begnügt, den Eiter von Zeit zu Zeit mit Baumwolle wegzutupfen. Ich bekämpfte dieſes Vorurtheil gegen Anwendung des kalten Waſſers, wo ſich nur Gelegenheit fand, durch Wort und Beiſpiel, und hatte die Genugthuung, viele einheimiſche Chirurgen allmählich davon zurückkommen zu ſehen. Indeß geſtehe ich, den Gebrauch des kalten Waſſers, beſonders des Eiſes in den letzten Jahren ſelbſt mehr eingeſchränkt zu haben, da ich mich überzeugte, daß in manchen Fällen die Heilung per primam intentionem dadurch vereitelt wurde.

Wichtige Operationen unternehmen die Dſcherahs nicht, weil ſie außer Stande ſind, durch Unterbinden der Gefäße die Blutung zu hemmen. Ausnahmsweiſe riskirt jedoch trotz-

dem hier und da einer den Schnitt. Im Jahre 1856 kam ein Landmann zu mir, um durch meine Hülfe von einer fibröſen Geſchwulſt in der Ohrdrüſengegend befreit zu werden. Ich war gerade infolge einer misslungenen Operation ſehr verſtimmt und beſchied den Patienten, er möge in einigen Tagen wiederkommen. Aber erſt nach ſechs Wochen ſtellte er ſich wieder ein und zwar in Begleitung eines perſiſchen Chirurgen, der die Operation mit einem Raſirmeſſer an ihm vollzogen und die Geſchwulſt glücklich entfernt hatte. Ich fragte den Dſcherah, ob er denn eine Ahnung gehabt, in welcher Gegend er operire. „Das kümmert mich wenig!“ war ſeine Antwort. Danach erzählte er mir Folgendes. „Vor einigen Jahren wallfahrtete ich zum Grabe des Propheten nach Kerbelah. Dort bat mich ein ungläubiger Sunnite, ihm eine Geſchwulſt am Halſe wegzuſchneiden. Ich ging darauf ein, aber zu meinem Schrecken folgte dem Meſſer ein Blutſtrom, der wie ein Springbrunnen hervorſchoß. Schnell gefaßt gab ich vor, ein Pulver aus meiner Wohnung holen zu wollen, das der Blutung ſofort Einhalt thun werde. Statt deſſen aber flüchtete ich mich in das Aſyl des Heiligen Grabes; nach einigen Tagen gelang es mir, heimlich zu entkommen, und ich erreichte glücklich den Boden der Gläubigen. Eingedenk jenes Falls ließ ich mir diesmal im voraus fünf Dukaten bezahlen, um gegen alle Eventualitäten geſichert zu ſein; der Beiſtand des Imam hat jedoch, wie Sie ſehen, eine Flucht unnöthig gemacht.“

Die Inſtrumente, deren ſich der perſiſche Chirurg bedient, ſind entweder ſehr rohes Landesfabrikat oder europäiſche, die durch Schenkung, Kauf oder Diebſtahl während der Aſſiſtenz bei einem fremden Arzte in ſeinen Beſitz gelangten. Sein Inſtrumentenkaſten enthält daher ein Gemiſch der verſchiedenſten Apparate von Deutſchland, England und Frankreich.

Außer den Chirurgen gibt es noch Bader (dallak), deren

Verrichtungen darin beſtehen, den Körper der Badenden zu kneten, den Bart zu ſcheren und den Kopf zu raſiren, ferner Blutegel, Schröpfköpfe oder Glüheiſen zu appliciren. Sie ſind an ihren äußern Attributen kenntlich.

Das Einrichten gebrochener und verrenkter Glieder wird von Leuten aus dem Volke geübt, von den Bruchbindern (schikeste-bænd), die ſich großen Zuſpruchs erfreuen. Bei der leichteſten Contuſion wird ein Schikeſtebänd gerufen. Er diagnoſticirt immer Bruch, zum mindeſten eine Verrenkung reckt und zieht das Glied nach allen Dimenſionen — denn nach der Heftigkeit des Schmerzes richtet ſich die Höhe ſeines Entgelts —, ſchmiert es dann reichlich mit Eidotter ein und umgibt es endlich mit Binden oder mit Schienen aus Holz oder Rohr. Vermögendere laſſen ſich die Glieder ſtatt mit Eidotter mit dem koſtbaren Mumiai (ein Erdpech) einreiben, deſſen Heilkraft nach der Behauptung der Perſer eine ſo wirkſame ſein ſoll, daß man damit z. B. das gebrochene Bein eines Huhns in Einem Tage vollſtändig heilen kann! In dem Buche des europäiſchen Reiſenden Honigberger wird dieſe Behauptung als Thatſache angeführt. Der Schikeſtebänd zieht ſich meiſt nicht ſchlechter aus der Sache als etwa unſere ſogenannten „Schäfer“. Nur bei Brüchen des Vorderarms paſſirt es ihm wol, daß infolge allzu feſten Verbandes der Brand eintritt. Drei Fälle dieſer Art kamen mir zur Behandlung. Der erſte im Auguſt 1851 auf der Durchreiſe durch Trapezunt, ich nahm den Arm ganz nahe am Schultergelenk ab und die Heilung gelang; im zweiten ſtarb der Patient nach der Amputation am Starrkrampf; im dritten ward die Ablöſung des Gliedes nicht zugelaſſen, ſodaß der Brand ſich weiter ausbreitete und einen tödlichen Verlauf nahm.

Es herrſcht alſo, wie in europäiſchen Ländern bei dem gemeinen Mann das Vorurtheil, Aerzte und Chirurgen verſtünden ſich nicht auf die Behandlung von Contuſionen,

Brüchen und Verrenkungen. Ich erkläre mir die allgemeine Verbreitung dieſer Anſicht dadurch, daß der Laie ſich das Knochengerüſt des Körpers als ein unorganiſches Werk vorzuſtellen pflegt, daher eher dem Tiſchler und Zimmermann als dem Arzte zutraut, eine Abweichung deſſelben repariren zu können, ferner daß viele Aerzte ſelbſt die Behandlung von Knochenbrüchen gering achten und unter ihrer Würde zu halten ſcheinen, und daß comminutive Brüche ſelten ohne Formveränderung und andere Nachtheile heilen, welche man dem unſtudirten Schäfer, nicht aber dem Arzte von Profeſſion verzeiht. — Kleinere chirurgiſche Operationen an Frauen werden auch von weiblichen Chirurgen vollzogen, deren zu Teheran zwei im Rufe beſonderer Geſchicklichkeit ſtehen! Doch nimmt man ebenſo häufig, zumal in gefährlichen Fällen, die Hülfe des männlichen Operateurs in Anſpruch; ſo wurde mir das Katheteriſiren, der Steinſchnitt u. ſ. w. an Frauen und Mädchen ſelbſt der höhern Stände geſtattet.

Mit dem Impfen (ābeleh kubi) beſchäftigen ſich die Dſcherahs und die Dallaks. Zu den Zeiten des Großveziers Emir (1848—51) wurden gut beſoldete Impfärzte, denen die unentgeltliche Impfung oblag, in alle Provinzen geſchickt. Nach deſſen Tode ließ aber die Regierung leider dieſe Maßregel wieder fallen, und die Impfung iſt jetzt dem Belieben des Publikums wie der Aerzte anheimgegeben. Man applicirt die Lymphe in der Mitte des untern Vorderarms, indem man an jeder Hand auf dem Raum von etwa 4 Quadratlinien leichte Hautritze macht und nach geſtillter Blutung das Pulver der abgefallenen Impfkruſten in dieſelben einreibt. Die Haftung erfolgt faſt immer, doch bleiben ziemlich ausgedehnte Narben zurück. Mit friſcher Lymphe zu impfen iſt nicht Brauch, weil kaum eine Mutter ihr Kind dazu hergeben würde, obwol gegen das Impfen ſelbſt durchaus keine Abneigung beſteht. Es fehlt daher oft an Impfſtoff, ſodaß nicht

ſelten Blatterneiter verwendet werden muß. In der Stadt Teheran wird die Mehrzahl der Kinder vaccinirt, infolge deſſen Blatternepidemien weniger häufig und verheerend daſelbſt auftreten, während die Einwohner der Provinzialſtädte, ferner die neuangekommenen Neger- und Beludſchenſklaven durch die Seuche mehr als decimirt werden. Als ich im Jahre 1859 die Städte Kum und Ispahan beſuchte, verſicherte man mich, daß die letzte Blatternepidemie mehr als die Hälfte aller Kinder und Sklaven hinweggerafft habe, der vielen zurückgebliebenen Augenübel nicht zu gedenken. Die Vaccine kam durch engliſche Aerzte zu Zeiten des Abbas Mirza nach Perſien. Dieſer aufgeklärte Prinz ließ alle ſeine Kinder impfen und trug dadurch ſehr viel zur Ueberwindung des Vorurtheils im Volke bei. Faſt alle Nachkommen des königlichen Hauſes, etwa 10000 an der Zahl, ſind vaccinirt, welchem Umſtande die Familie ohne Zweifel ihr ſchnelles Wachsthum verdankt, denn andere Familien verlieren im Gegentheil durch die Blatterſeuche fortwährend an Mitgliederzahl.

Gerichtsärzte gibt es in Perſien ſo wenig als eine Medicinalpolizei überhaupt. Man hält das Geſetz des Korans und die lex talionis für alle Fälle ausreichend. Iſt eine Körperverletzung oder eine Tödtung vorgekommen, ſo zahlt der Thäter entweder an den Betreffenden oder deſſen nächſte Anverwandte, falls ihm nicht von dieſen gänzlich verziehen wird, eine Geldſumme als Entſchädigung, oder aber die Erbrache (chun, Blut) nimmt ihren Lauf, nach dem Satze: „Aug um Auge, Zahn um Zahn.“ Nur wenn die Familie des Ermordeten nicht die Macht hat, Selbſtvergeltung zu üben, ſchleppt ſie den Leichnam vor das Zelt des Gouverneurs, zuweilen ſelbſt des Schah und läßt ihn dort unbegraben liegen, bis ihr Recht geworden iſt. Ein ärztliches Zeugniß über den Befund einer Verletzung wird faſt nie verlangt. In einigen wenigen Fällen erhielt ich vom König

oder dem Polizeimeiſter Auftrag, einen Getödteten zu beſichtigen, doch war von Obduction natürlich keine Rede. Allerdings ſoll eigentlich der Polizeimeiſter, wenn von den Todtenwäſchern Verwundungen an dem Leichnam wahrgenommen werden, die Erlaubniß des Begräbniſſes verſagen, bis über die Urſache der Verletzung Auskunft gegeben worden, und ich kam auf dieſe Weiſe mehrmals in die Lage, nach einer unglücklich abgelaufenen Operation ein Atteſt darüber ausſtellen zu müſſen, daß N. N. infolge meiner Beihülfe geſtorben ſei. Vergiftungen, ausſchließlich mittels Opium oder Arſenik, kommen ſelten und faſt immer innerhalb der Familie vor, in welche nach dem patriarchaliſchen Rechte kein weltliches Geſetz ſich einzumiſchen befugt iſt. Begeht aber eine ſchwarze Sklavin, wie es ſchon öfter geſchah, aus Rache oder Eiferſucht einen Giftmord, ſo erfolgt ihre Hinrichtung unter allen erdenklichen Martern. Die Seltenheit der Selbſtmorde erklärt ſich aus den laxen Begriffen von Ehre und Liebe, ſowie aus dem blinden Glauben an ein Fatum. Nichts ſcheint jedoch dem Orientalen widerſinniger als das Duell. Der Schah äußerte einmal in meiner Gegenwart in Bezug auf das Duell: „Wozu ſich einander todtſchlagen, da doch eine Partei nur zu ſagen brauchte «ich habe Koth gegeſſen» (ich widerrufe, ich bereue)?“

Unter den frühern Dynaſtien der Mogulen und Safavieh exiſtirte eine polizeiliche Marktordnung, eine Aufſicht über Nahrungsmittel, öffentliche Garküchen, Droguenhandlungen, über Proſtitution u. ſ. w.; doch wurde dies alles als überflüſſig abgeſchafft. Jetzt üben in den Städten Perſiens die Hunde und Schakale die Sanitätspolizei aus, indem ſie die gefallenen und auf die Straße geworfenen Thiere in der Nacht bis auf die Knochen verzehren; ſonſt würde die Luft gänzlich von Aas verpeſtet ſein.

Die perſiſchen Augenärzte (kehāl), in ziemlich großer

Anzahl vorhanden, genießen im ganzen Orient Vertrauen. Sie dehnen ihre Praxis über die Türkei, Aegypten, Arabien, ſelbſt über Indien und China aus. Perſiſches Augenpulver wird, wie mir Kundige verſicherten, bis Smyrna ausgeführt. Es beſteht zumeiſt aus ſchwefelſaurem Kupfer und Mirabolanum. Trotz der berühmten Aerzte und Medicamente iſt übrigens die Zahl der Augenkranken und Blinden im Lande ſehr groß.

Vor einigen Jahren prakticirte ein ſolcher wandernder Oculiſt am Hofe zu Peking. Die Himmliſche Majeſtät war von ſeiner Kunſt ſo entzückt, daß ſie ihm nebſt andern Geſchenken das perſiſche Gouvernement Kaſchan verlieh. Selbſtverſtändlich verſuchte der kluge Perſer bei ſeiner Rückkehr nicht, das ihm gnädigſt verliehene Recht geltend zu machen, wohl wiſſend, daß es ſonſt nicht blos um ſeine Augen, ſondern um den ganzen Kopf geſchehen ſein würde.

Die Kehals kennen und üben verſchiedene Operationen, wie die des Entropiums, der Trichiaſis, des Pannus, Trachomas, Flügelfells, ſelbſt die Depreſſion des Staars, und ſind im Beſitz mancher eigenthümlichen Methoden. Auch weibliche Oculiſten haben ſich durch ihre Geſchicklichkeit einen Namen gemacht.

Ueber die Hebammen (māmā, ḳābeleh) iſt ſchon im ſechsten Kapitel des erſten Theils geſprochen und dort mitgetheilt worden, daß ſie ſowol die Entbindungen der Frauen leiten, als auch den Abortus bei Unverheiratheten und Witwen auf möglichſt unſchädliche Weiſe herbeiführen. Der normale Bau des Beckens macht, daß die Perſerinnen faſt immer leicht gebären, beſonders die Frauen der Nomadenſtämme. Europäiſche Aerzte werden ſelten bei Entbindungen zugelaſſen, nur zweimal ward mir erlaubt, die Zange anzuwenden, und einmal, den Kaiſerſchnitt an einer Todten vorzunehmen. Jedesmal wenn eine Entbindung im Hauſe des Großveziers ſtattfand, mußte ich in ſeinem Hotel verweilen; ob man aber,

auch falls es nöthig geweſen wäre, meine Hülfe in Anſpruch genommen hätte, will ich dahingeſtellt ſein laſſen.

Die Thierheilkunde (baytali) beſchränkt ſich auf die Behandlung einiger Krankheiten der Pferde und Maulthiere und wird von den Curſchmieden (beytal) und von Turkomanen (Mogulen) ausgeübt. Nächſt dem Glüheiſen (dägh) und dem Haarſeil (chuscheh) ſind am häufigſten Abführmittel im Gebrauch. Daß infolge des Mangels jeglicher medicinalpolizeilichen Maßregeln durch Ausbreitung von Seuchen der Viehſtand ſehr gelichtet wird und ganze Nomadenſtämme verarmen, wurde bereits bei einer frühern Gelegenheit erwähnt.

Europäiſche Aerzte waren zur Zeit meines Aufenthalts im Lande: in Teheran drei, in Tabris und Reſcht je einer, in Schiraz einer, der Schwede Fagergreen, der ſchon ſeit 15 Jahren daſelbſt prakticirte, und in Buſchir einer, dem engliſchen Conſulat attachirt. Im allgemeinen hat der Perſer geringes Vertrauen zur Kunſt eines europäiſchen Arztes, wenn es ſich um innere Krankheitszuſtände handelt, und dieſes wenige wird noch durch die Verleumdungen der perſiſchen Collegen untergraben, welche die Europäer beſchuldigen, daß ſie mit Giften und Eſſenzen (dschäher) curiren. Der Kranke nimmt daher mit großer Beſorgniß ein Mittel aus der Hand des Frengi und täuſcht ihn in der Regel, indem er vorgibt, eine wunderſame Wirkung davon zu ſpüren, während er es doch weggeworfen hat und hinter dem Rücken des Arztes ſich äußert, er würde ſicher, wenn er es genommen hätte, ſchon längſt im Grabe liegen! Daß die Geſandtſchaftsärzte, beſonders der engliſche, vielfach in die Häuſer der Großen gerufen werden, geſchieht aus dem Grunde, weil man durch ſie indirect mit der Geſandtſchaft in Verbindung kommen will; darum richtet ſich auch der Umfang ihrer Praxis nach dem jeweiligen Anſehen der Geſandtſchaft, welcher ſie angehören.

Anders verhält es ſich bei der Behandlung äußerer Schäden. Hier wird dem Europäer die Superiorität ſchon deshalb nicht beſtritten, weil man, wie erwähnt, die Chirurgie nicht als einen ebenbürtigen Zweig der Medicin, ſondern mehr als Sache des Handwerks betrachtet.

Der europäiſche Leibarzt des Schah (hekim bäschi) hat die Pflicht, jeden Morgen beim Lever zu erſcheinen, auch während der Schah das Frühſtück einnimmt, zugegen zu ſein und denſelben auf Reiſen und Jagden zu begleiten. Eine eigenthümliche Rolle ſpielt er bei den öffentlichen Audienzen (salam); es gehört nämlich zum orientaliſchen Pomp, daß auch einige Europäer, vor allen der Hekim baſchi, an der Schwelle der Herrlichkeit ihre Stirn reiben, ganz ſo, wie daß andere ſeltſame Geſchöpfe, z. B. große Elefanten mit gefärbtem Rüſſel, Giraffen u. ſ. w., dabei ihre Aufwartung machen. Er erhält den Titel Muḳæreb el chāḳān, d. i. der zum König Zutritt Habende, ſpäter den mit Diamanten beſetzten Gürtel, und wird mit der Zeit zum General, wol gar zum Diviſionär ernannt.

Unmittelbar vor dem Frühſtück des Schah hat der Leibarzt ſich einzuſtellen, um Sr. Majeſtät den Puls zu fühlen. Im Vorzimmer legt er der Sitte gemäß die Pantoffel ab, und beim Eintritt in den luftigen Saal, an deſſen Ende an ein Polſter gelehnt der Schah auf prächtigem Teppich ſitzt, macht er eine tiefe Verbeugung (der Perſer reibt beim Eintritt zum Zeichen der Knechtſchaft den Unterſchenkel mit der rechten Hand). Dann nähert er ſich langſam, ſinkt vor dem Schah auf ein Knie nieder, erfaßt deſſen Puls, nimmt eine feierliche Miene an und ruft endlich aus: „Bessiär chub!“ („Sehr gut!“) Darauf der Schah: „Ḳāwet daret?“ („Geht er kräftig?“) Der Arzt: „Mæzādsche mebārek sālem est.“ („Die geſegnete Conſtitution iſt geſund.“) Auf jede Anrede des Schah antwortet man zunächſt: „Beli kurbānet schæwem.“ („Ja, ich

will dein Opfer ſein.") Mit Nein darf man niemals antworten, und wenn er den Mond verlangte, wogegen man auch nicht gehalten iſt, ſein Wort einzulöſen.

Während des Frühſtücks, das in der Regel eine Stunde dauert, läßt ſich der Schah gern Geſchichten aus der ärztlichen Praxis erzählen, oder er veranlaßt eine Disputation mit einem anweſenden perſiſchen Arzt über die Anwendung kalter und warmer Mittel, oder er ſtellt allerlei Fragen über europäiſche Verhältniſſe. Mir war noch die beſondere Aufgabe zutheil geworden, nachmittags den König in der franzöſiſchen Sprache, in Geſchichte und Geographie zu unterrichten. Mit einem guten Gedächtniß begabt, machte er nicht unbedeutende Fortſchritte. Er war auch ſo ſtolz auf dieſelben, daß er mich eines Tags fragte: „Nicht wahr, ich ſpreche beſſer franzöſiſch als du?" worauf ich im perſiſchen Hofſtil erwiderte: „Allerdings, jedes Wort des Königs iſt eine halbe Million werth, das meinige aber iſt eitel." In Gegenwart des Schah muß ſonſt jedermann ſtehen, beim Unterricht war mir jedoch erlaubt, mich hinzuknien: eine große Vergünſtigung, da nicht einmal die Prinzen vom Hauſe ſich niederſetzen dürfen. In dieſer Stellung hatte ich auch die Ehre, vom Schah in ſchwarzer Kreide gezeichnet zu werden.

Den königlichen Harem beſucht der Hekim baſchi nur auf ausdrücklichen Befehl des Schah. Ein Eunuche, der ihn einführt, ruft an der Thür das Wort „beru!" („geht!"), worauf alle weiblichen Bewohner ſcheu wie die Rehe in ihre verſchiedenen Zellen flüchten und nur verſtohlen durch die Fenſterluken den Vorübergehenden betrachten. Geſenkten Blicks folgt der Arzt ſeinem Führer. Begegnet ihnen auf dem Gange ein weibliches Weſen, das ſich verſpätet oder den Warnungsruf überhört hat, ſo breitet der Eunuche ſeinen weiten Mantel wie einen Vorhang vor das Geſicht des Arztes, bis der verfängliche Gegenſtand dem Anblick entrückt iſt. Jede Frau des

königlichen Harems hat ihren eigenen Arzt, welcher ihr zugleich als einziger Vermittler ihres Verkehrs mit der Außenwelt und mit ihren Verwandten dient. Nach beendeter Viſite wird unter denſelben Vorſichtsmaßregeln der Rückweg angetreten und ſogleich dem Schah über das Befinden der Kranken Bericht erſtattet.

Bedenkt man die fortwährenden Cabalen, welche von den perſiſchen Collegen und Höflingen gegen den fremden Eindringling angezettelt werden; die Gefahr, deren er bei der Verabreichung jedes Medicaments ausgeſetzt iſt, da irgendjemand dieſe Gelegenheit zur Ausführung eines Verbrechens benutzen kann; die großen Strapazen auf Reiſen und die damit verbundenen Ausgaben für Diener, Zelte, Reit- und Laſtthiere; die Intriguen von ſeiner Seite, wozu ihn Nothwehr und Sorge für ſeine Selbſterhaltung zwingen; die kleinlichen Eiferſüchteleien ſeitens der Geſandtſchaften anderer Nationen; das Mistrauen gegen alles Fremdländiſche, ein Grundzug im Charakter der Perſer: ſo wird man zugeben, daß trotz des ſchönen Gehalts von über 2000 Dukaten jährlich ein Hekim baſchi nicht auf Roſen gebettet iſt, daß er vielmehr ſelten einer ruhigen Stunde ſich erfreuen kann. Penſion für das Alter oder für die hinterlaſſene Familie wird nicht bewilligt, wenigſtens iſt auf deren Auszahlung nicht zu rechnen; ſo konnte für das Kind des im Lande verſtorbenen Dr. Cloquet, der zehn Jahre lang königlicher Leibarzt geweſen war, nicht das geringſte Beneficium ausgewirkt werden. Unter dem Großvater des jetzigen Königs, Abbas Mirza, und unter ſeinem gichtkranken Vater, Mehmed Schah, war die Stellung immerhin noch eine angenehme und einträgliche zu nennen im Vergleich zur Gegenwart, wo der Haß gegen alles europäiſche Element ſo überhand genommen hat, daß es nur durch die ſchwerſten Opfer und große Selbſtverleugnung gelingt, ſich in dem Amte zu behaupten.

Abbas Mirza hatte einen Engländer, Dr. Kormik, zum Leibarzt, in den er unbegrenztes Vertrauen ſetzte; derſelbe unterlag in Charaſſan einem Anfall der Continuo remittens, und der Zufall wollte, daß ſein Herr ihm in wenigen Monaten folgte. Der Leibarzt des Mehmed Schah war ein Franzoſe, Dr. Labat Chan; er wußte den ſchwachen gichtkranken König beinahe ganz zu beherrſchen, ſtarb aber ſchon zwei Jahre nach Antritt ſeiner Stellung an Leberabſceß. Auch mein unmittelbarer Vorgänger bei Naſſereddin Schah, Dr. Cloquet, ſtarb eines frühzeitigen Todes im Lande. Ich bin der erſte, welcher glücklich nach Europa zurückgekehrt iſt!

Zu den Plagen des Hekim baſchi gehören auch die Jagden. Es herrſcht nämlich der Gebrauch, daß ihm alle von königlicher Hand erlegte Haſen zugeſchickt werden, weil die meiſten Perſer ſich ſcheuen, das Fleiſch dieſer Thiere zu genießen, welches zwar nicht geſetzlich verboten, aber doch beſſer zu vermeiden iſt (mækruh). Da nun der Ueberbringer für jedes Stück ein entſprechendes Geſchenk erhält und die Anzahl der erlegten Haſen oft in einer Jagd auf 90 ſtieg, ſo war die Ausgabe für mich eine ſehr erhebliche. Als ich einſt bei dem Jagdſchloſſe des Schah campirte, behing ich die Zweige eines dicht vor meinem Zelte ſtehenden Weidenbaums mit Haſen. Der Schah fragte mich lachend im Vorbeireiten, was das für eine Frucht ſei? Ich antwortete zweideutig „Bäre girān æz dæste mebārek", d. h. eine koſtbare oder auch eine koſtſpielige Frucht aus geſegneter Hand. Der König deutete meine Worte, wie es ſchien, im guten Sinne, denn er ſchickte mir an demſelben Abend eine neue ſchwere Laſt Haſen.

Eine beſondere Ehre widerfährt dem Arzt, wenn er eine Schüſſel von der königlichen Tafel zugeſandt erhält. Schon Xenophon (Cyropädie, Kap. 2) erwähnt dieſes Gebrauchs bei den altperſiſchen Königen. „Wenn er (der König) einen ſeiner Freunde beſonders ehren wollte, ſo ſchickte er ihm eine

Schüſſel von ſeiner Tafel. Und noch heutigen Tags bezeigt alle Welt jemandem, dem der König von ſeiner eigenen Tafel ein Gericht zugeſchickt, die größte Achtung, indem man ſich vorſtellt, daß er in hoher Gnade ſtehe und im Stande ſei, die Erfüllung jedes Wunſches zu erreichen."

Militärärzte (Hekime-fautsch) gibt es verhältnißmäßig ſehr wenige. Sie ſind zum Theil ſtabil, zum Theil temporär einem Truppencorps nur für eine beſtimmte Expedition beigegeben. Gewöhnlich befindet ſich bei der ganzen Expedition ein einziger Arzt, denn der Staat kümmert ſich nur um den kampffähigen Soldaten, der verwundete wird ſeinem Schickſal überlaſſen und bleibt hülflos auf dem Schlachtfelde liegen, wo der Sieger ihm den Kopf abſchneidet, um den Scalp, mit Stroh ausgeſtopft, auf die Pike zu ſtecken und als Trophäe mitzunehmen. Bei all den vielen Expeditionen: gegen den Chan von Chiwa, gegen die Turkomanen, gegen die Städte Merw, Herat, Serächs, Bender-Abbas, Kelat-Nadiri, Benderbuſchir u. ſ. w., bei den täglichen Grenzſcharmützeln hörte ich nie von einer an einem Soldaten ausgeführten Amputation, nie ſah ich einen Invaliden unter den zurückkehrenden Truppen: woraus ich ſchließe, daß alle im Gefecht Verwundete ohne Ausnahme umkommen müſſen. In der That kehrt ſelten mehr als die Hälfte des Truppenkörpers von einer Expedition zurück; die übrigen erliegen, ſoweit ſie nicht getödtet oder verwundet werden, an Entbehrungen, an Hunger und Krankheiten, vorzüglich an Wechſelfieber und Ruhr. Die Offiziere freilich wiſſen beſſer für ſich zu ſorgen und ſelbſt in der größten Bedrängniß ſich einen gewiſſen Comfort zu ſchaffen; während der Schlacht ſtecken ſie ſicher in einer Grube, die ihnen ihre Leute oft eigens zu dieſem Zweck graben müſſen. So erklärt es ſich, daß in allen den erwähnten Expeditionen zuſammen nur ein General getödtet und zwei Offiziere verwundet wurden, beide aus türkiſchem

Stamme. Als die letzte unglückliche Expedition nach Seräks ausgerüſtet wurde, bewog ich einen meiner Schüler, als Arzt mitzugehen; ich ſtellte vor, daß man ihm einige chirurgiſche Inſtrumente verſchaffen müſſe; die Anſchaffung wurde aber verweigert, wie es hieß „damit er kein Unheil anſtifte", im Grunde aber nur, weil man die kleine Ausgabe ſcheute. Auf einer Reiſe nach Kaswin im März 1852 begegnete ich mehrern Regimentern aus Teheran, welche wegen der dort herrſchenden Choleraepidemie in die Heimat geſchickt wurden; da ſah ich Erkrankte, die nicht mehr weiter konnten, in Maſſen am Wege liegen, mit dem Tode ringend und ohne Hülfe verſchmachtend.

Welche Klaſſe von Leuten als Militärärzte angeſtellt ſind, kann man ſich nach dem Geſagten wol denken. Der Offizier ernennt gewöhnlich ſeinen Bedienten oder einen unwiſſenden Bader dazu, um deſſen Dienſte für ſich zu benutzen, oder den Gehalt mit ihm zu theilen. Ich ſetzte es durch, daß wenigſtens den Garniſonen einiger größern Städte, ſo Meſchhed, Schiraz, Tabris, Schüler von mir als Aerzte zugetheilt wurden; doch iſt ohne einen völligen Syſtemwechſel keine Beſſerung der troſtloſen Zuſtände zu erwarten.

Neben den Aerzten treiben natürlich auch eine Menge Quackſalber (baytar) in Perſien ihr Weſen. Sie beuten in Geſtalt von Derwiſchen, Mulas, Seïden, Santons das leichtgläubige Volk aus, indem ſie ihm die Electuaria aphrodsiaca, von Perlen, Rubinen, Korallen und Smaragden bereitet, echte Mithridat-Latwerge, heilige Erde und Waſſer, Amulete (muhre) und Talismane für theueres Geld verkaufen. Paſſirt es ihnen, daß durch ihre Experimente ein Patient vergiftet worden, ſo verſchwinden ſie ſchleunigſt, um in einer andern Stadt ihre Schwindeleien fortzuſetzen. Unter dem Namen Tansure-chatäi (Ginſeng), wofür fabelhafte Preiſe bezahlt werden, liefern ſie die Wurzel von Aconitum ferox (bisch), welcher Betrug während meiner Anweſenheit

dem oberſten Artilleriecommandanten beinahe das Leben koſtete. Die meiſten dieſer gefährlichen Charlatane ſind Hindu.

Vor einigen Jahren kam ein Derwiſch aus dem angrenzenden Turkomanenlande nach Teheran, der ſich zwar hauptſächlich mit Alchemie beſchäftigte, aber auch verlauten ließ, daß er den Pannus heilen könne. Es fanden ſich fünf Augenleidende, die zu ſeiner Cur Vertrauen faßten. Nachdem er jedem einige Dukaten abgefordert und dagegen die ſchriftliche Erklärung gegeben hatte, daß im Fall des Mislingens jedem von ihnen das Recht zuſtehe, ihm die Hand abzuhauen, ſchnitt er ſo unvernünftig auf die Augen los, daß alle fünf Operirte an Symblepharon erblindeten. Die Unglücklichen klagten beim Gouverneur der Stadt, Ardeſchir Mirza, einem Onkel des Schah. Derſelbe verlangte von mir ein ärztliches und, wie er gleich hinzufügte, ſchonendes Gutachten. Ich atteſtirte die wirkliche Blindheit der Kläger, jedoch mit der Reſervation: da ſie mir bisher perſönlich unbekannt, vermöchte ich nicht zu bezeugen, ob ſie nicht ſchon vor der Operation blind geweſen ſeien. Hierauf fällte der Gouverneur das folgende Salomoniſche Urtheil: „In Betracht, daß es eine Unmöglichkeit iſt, dem Angeklagten fünfmal die Hand abzuhauen, muß von dieſem Punkte des Contracts ganz abgeſehen werden; in Betracht ferner, daß der Angeklagte aus einem Lande gekommen, mit welchem Perſien ſich ſtets im Kriege befindet, wird ihm aufgegeben, das Feld ſeiner Operationen in ſeine Heimat zu verlegen, denn es iſt zu erwarten, daß er dort nicht weniger Schaden anrichten werde als ein perſiſches Armeecorps.“ Damit wurde der Schelm entlaſſen.

Selbſt europäiſche Abenteurer verſuchen als Quackſalber in Perſien ihr Glück, obwol ſie bei dem eingewurzelten Mistrauen des Volks gegen Fremde kaum auf lohnenden Erfolg zu rechnen haben. Ein Franzoſe, der ſich lange in der Türkei und im Kaukaſus umhergetrieben, abwechſelnd als Daguerreo-

typiſt, Militärinſtructor, Matroſe, Schiffskapitän, Mechanikus, Koch u. ſ. w., ward im Jahre 1851 nach Teheran verſchlagen. Er handelte damals mit Stiefelwichſe und mit präparirten Salzen zu Feuerwerk. Zu ſeinem Schrecken erfuhr er, daß dieſe Artikel in Perſien keine Abnehmer fänden. Doch ſchnell gefaßt, gab er ſich für einen Heilkünſtler aus und verkaufte die in zierliche Schachteln gefüllte Stiefelwichſe als Latwerge, die Salze ebenfalls als Medicament, wodurch es ihm gelang, in kurzer Zeit ein hübſches Sümmchen zu ergaunern. Ein anderer Europäer, der jedoch einige pharmaceutiſche Kenntniſſe beſaß, verſchaffte ſich durch Connexion bei einer Geſandtſchaft das Patent als Hekim baschi fautsch (Regimentsarzt); und als man den Schah darauf aufmerkſam machte, daß der Betreffende kein Mediciner ſei, erwiderte er lachend: er wiſſe wol, daß er niemand zum Hekim bilden könne, das ſei Sache der Madraſſen (Schulen), nichtsdeſtoweniger ſehe er nicht ein, warum er nicht zum Hekim baſchi ernennen dürfe, wen es ihm beliebe.

Die Arzneien werden im Laden des Krämers oder Droguiſten (attar) gekauft. Er hält neben Zucker, Kaffee und Gewürznelken: Arſenik, Nux vomica, Grünſpan, Opium u. ſ. w. vorräthig, verſteht ſich auf die Bereitung einiger Arzneien und verabfolgt jedem ohne Unterſchied gegen Bezahlung die verlangten Artikel, ſei es auch Arſenik oder ein anderes Gift. Zum Glück verordnen die Aerzte meiſt indifferente vegetabiliſche Subſtanzen, ſodaß gefährliche Verwechſelungen ſeltener, als man glauben ſollte, vorkommen. Uebrigens weiß der Ladenbeſitzer auf alle Fälle ſeine Kunden zu befriedigen; kann er das Recept nicht leſen, oder wird nach einem Stoff gefragt, den er nicht vorräthig hat, ſo gibt er irgendein beliebiges Surrogat dafür. Im Bazar zu Ispahan, wird erzählt, forderte jemand Bärenurin, ein in Perſien ungefähr ebenſo geſchätztes Medicament wie bei uns das Bären-

ſett. Der Krämer holte aus dem hinter dem Laden befindlichen Gemach eine mit Flüſſigkeit gefüllte Flaſche und überreichte ſie dem Käufer. „Ei“, rief dieſer verwundert aus, „der Urin iſt noch ganz warm.“ — „Natürlich“, ſagte der Krämer, „er kommt ja friſch von dem Bären, den ich zu dieſem Zweck im Hinterzimmer halte.“ — Mehrfache Verſuche mit Einrichtung von Apotheken auf europäiſchem Fuße ſcheiterten immer an dem Mistrauen des Volks gegen die Neuerung und an der Billigkeit der Preiſe, zu denen es ſeine Arzneien zu kaufen gewohnt iſt.

Dem Arzte für ſeine Leiſtungen Geld anzubieten, hält der vornehme Perſer nicht für anſtändig; es iſt Sitte, ihm als Honorar (taref) ein Pferd, einen Shawl oder einen Teppich zuzuſchicken. Handelt es ſich aber um einen kleinern Dienſt des europäiſchen Hekim, etwa um einen einmaligen Beſuch, ſo läßt man ihm verſchiedene Süßigkeiten, auf einer flachen ſilbernen Schale zierlich geordnet, durch den erſten Kammerdiener des Hauſes überreichen, der dafür vom Empfänger mindeſtens mit einem Dukaten belohnt werden muß; oder man unterläßt die Abfindung ganz, weil man ſich genirt, eine geringe Gabe zu ſchicken, und doch zu einer großen ſich nicht entſchließen mag. Ohne eine mit fixem Gehalt verbundene Anſtellung ſeitens des Hofes, der Regierung oder der Geſandtſchaft iſt es daher dem europäiſchen Arzte bei den bedeutenden Ausgaben, welche die Sitte des Landes mit ſich bringt, nicht möglich, eine leidliche Exiſtenz in Perſien zu gewinnen. Zudem deutet der Perſer das Sprichwort: „Wem Gott ein Amt gibt, dem gibt er auch den Verſtand“, noch weiter dahin: „Wer kein Amt hat, der hat auch nicht den Verſtand dazu.“ Geſetzt aber, es gelänge dem Europäer wirklich mit unſaglicher Mühe, Aufopferung und Selbſtverleugnung, ſich eine auskömmliche Praxis zu ſchaffen, dann würden ſicher Haß und Neid ſeiner perſiſchen Collegen ihm den Genuß des Lebens auf jede Weiſe verbittern.

Wenn ein Patient unter der Behandlung des Arztes ſtirbt, ſo verliert letzterer nicht nur allen Anſpruch auf Honorar, ſondern man legt ihm auch direct die Schuld an der eingetretenen Auflöſung zur Laſt; denn es herrſcht die Anſicht, daß ohne Zuthun des Arztes der Kranke nicht geſtorben wäre. Sobald daher ein Krankheitsfall tödlich zu enden droht, pflegen die Aerzte ſich zurückzuziehen, wodurch dem Kranken und ſeiner Familie gewiſſermaßen officiell angekündigt wird, daß das Ende nahe ſei. Macht unglücklicherweiſe der Arzt, weil er nicht weiß, daß der Kranke bereits verſchieden iſt, noch einen Beſuch im Hauſe, ſo kann er leicht in Gefahr kommen, von den Weibern und dem Geſinde thätlich mishandelt zu werden. Aus dieſem Grunde unterhält jeder perſiſche Arzt — und auch ich war dazu genöthigt — in der Umgebung ſeiner gefährlichen Patienten Spione, die ihn ſofort von dem erfolgten unglücklichen Ausgang in Kenntniß ſetzen. Freilich begegnete es mir auch einmal, daß ein in meiner Cur befindlicher Kranker mir auf dieſe Weiſe als todt gemeldet wurde, den ich ſechs Jahre ſpäter zu meinem nicht geringen Erſtaunen lebendig wiederſah.

In frühern Zeiten mußte ſich der Arzt, unter deſſen Behandlung ein Mitglied der königlichen Familie geſtorben war, eine Weile verbergen oder ins Aſyl flüchten*), jetzt haben ſich die Anſchauungen in dieſem Punkte etwas gemildert. Als Mehmed Schah ſtarb, genügte es, daß ſein Leibarzt Dr. Cloquet in den nächſtfolgenden Tagen ſeine Wohnung nicht verließ. Bei dem Tode des zum Thronfolger deſignirten Lieblingsſohns des jetzigen Königs wurden dem perſiſchen Hekim zwar die Stricke ſeines Zeltes abgeſchnitten, doch traf ihn zum Glück der Balken nicht und er hatte Zeit, ein Aſyl

*) Dieſe Sitte herrſchte noch zu Ende des 16. Jahrhunderts im moscowitiſchen Reiche (Olearius, S. 163).

zu erreichen; auch ſeine geringe Habe, die man anfangs eingezogen, wurde ihm ſpäter wiedergegeben. Mich bedeutete man nur, daß man wegen von mir bezeigter Unfähigkeit meiner Dienſte nicht mehr bedürfe: eine Inſinuation, die jedoch ſchon nach drei Tagen ohne mein Anſuchen zurückgenommen wurde. Immerhin thut aber auch heute noch der Arzt wohl, vorkommendenfalls an einem ſichern Zufluchtsorte abzuwarten, bis der erſte Sturm vorübergebrauſt iſt.

Der Pflege des Körpers und der Erhaltung ſeiner Geſundheit widmet jeder gebildete Perſer beſtändige Aufmerkſamkeit. Ruhe und Bewegung, Schlaf und Wachen, Kleidung, Eſſen und Trinken (sette zerurieh d. h. sex res naturales) ſind bei ihm nach feſten, mit Conſequenz innegehaltenen Normen geregelt. Er achtet ſorgfältig auf jede Abweichung von den normalen körperlichen Functionen, und ſobald ſich eine ſolche bemerkbar macht, ſteht er augenblicklich von aller Beſchäftigung ab, einzig ſeiner Geſundheit lebend und etwaige Aufforderungen zur Arbeit mit den Worten erwidernd: „Bimär æm“ oder „Tæb kerdem“ („Ich habe Fieber“). „Fieber haben“ heißt nämlich überhaupt „krank ſein“; denn die am häufigſten vorkommende Krankheit iſt die Febris ephemera; ſchon eine leichte Erkältung, ein unbedeutender Diätfehler genügt, von ihr ergriffen zu werden, und ſehr oft iſt ſie nur der Vorläufer des wirklichen Wechſelfiebers, das bei anfänglicher Vernachläſſigung, beſonders im Frühjahr und Herbſt, faſt immer daraus entſteht und dann hartnäckig mit ſtets erneuerten Anfällen wiederkehrt.

Außerdem daß der Perſer, wenn er ſich im geringſten unwohl fühlt, das Zimmer hütet und ſtrenge Diät beobachtet, nimmt er ſofort ein Solvenz (munzitsch) und hierauf ein Purgirmittel (kärkun, mushil), auf alle Fälle aber ein oder mehrere Klyſtiere (imäleh). Der ungemein häufige Gebrauch von Klyſtieren iſt um ſo auffallender, als Chardin, der vor

etwa 200 Jahren Perſien bereiſte, in ſeinem Werke erwähnt, das Lavement ſei dort völlig unbekannt und die von ihm verordnete Anwendung deſſelben ſei auf heftigen Widerſtand geſtoßen. Jetzt erhält der herbeigerufene Arzt auf ſeine Fragen an den Kranken die ſtereotypen Antworten: „Ich bekam Fieber und ſetzte ein Klyſtier"; „vor dem Klyſtier verſpürte ich dieſe, nach demſelben jene Symptome". Als Inſtrument bedient man ſich nicht unſerer gewöhnlichen Klyſtierſpritze, ſondern eines hohen Trichters mit abgerundetem und wie ein Katheter umgebogenen Ende. Vermöge des Luftdrucks ſtürzt die Flüſſigkeit mit brodelndem Geräuſch in das Rectum. Ich halte die Methode für zweckmäßiger als die unſerige; das Inſtrument iſt einfach, läßt ſich gut reinigen, die Application ſowol mit eigener Hand als mit fremder Hülfe iſt leichter und eine Darmverletzung durch den Apparat unmöglich, auch kann die Füllung in beliebigen Quantitäten beigebracht werden. In keinem Hauſe fehlt dieſer Trichter; gewöhnlich iſt er von Glas, bei reichen Familien von Silber mit einer Vorrichtung zum Auseinanderſchrauben. Die Ingredienzen des Klyſtiers beſtehen aus Rohzucker (schiker) von Maſanderan, kryſtalliniſchem Steinſalz (nemeke turki), Ricinusöl (rugane gertschek), Manna (schirchischt) von Astraphasis spinosa, Rhabarber (riwænd), Sennesblättern (senneh mekki), und als draſtiſches Mittel aus einem Beiſatz von Cassia fistulosa (fulus), durch deſſen unzeitige Anwendung großer Schaden angerichtet, ja der Tod herbeigeführt werden ſoll (!). Bei Schwächezuſtänden, ferner bei Cholera und bei chroniſcher Dysenterie zeigen ſich Weinklyſtiere (imäleh schæräb), wie ich mich öfters zu überzeugen Gelegenheit hatte, von gutem Erfolg. Leider muß die überaus häufige Anwendung der Klyſtiere zugleich als Urſache und Folge eines in Perſien ſehr verbreiteten unnatürlichen Laſters angeſehen werden. Die Afghanen, welche ich in Teheran behandelte, ließen ſich ſchwer zur Application von Klyſtieren bewegen.

Als Solvens, welches der Perſer ſtets dem Abführmittel vorhergehen läßt, weil nach ſeiner Anſicht die Materia peccans (suddeh) unbedingt erſt in Fluß gebracht werden muß, ehe die Ausleerung durch eine Purganz erfolgt, dienen Abkochungen (dschuschändeh) von Cichorienwurzel (käsni), Jujuba (annäb), Schebistan (sepiste), Fumaria (schäterre), Viola odorata (benafscheh), Solanum nigrum (tädschrizi) und verſchiedenen einheimiſchen Mannaarten. Die Abkochung, ungefähr das Quantum einer Pinte, wird in eine Schale geſchüttet — der Perſer trinkt nicht aus Gläſern — und auf einmal genommen; um die Wirkung zu verſtärken, genießt man hinterher noch einige Schalen aus Oxymel, Orangen-, Limonen-, Granaten- oder grünen Traubenſaft bereiteten Scherbet. Auch der Saft der Waſſermelonen wird viel als Solvens angewendet; er gilt überhaupt, wegen ſeiner gelind abführenden Wirkung, für ein Univerſalmittel gegen alle Stockungen im Unterleibe, etwa wie in Europa die auflöſenden Mineralquellen.

Abführmittel ſind: ſchwarzes und gelbes Mirobalanum (halileh siäh und zerd), Sennesblätter, Rhabarber, Tamarinden (tæmer hindi), Cassia fistulosa, Coloquinten (hænzel), Gummigutt (ussäreh riwand), Aloë (sab'r), Ricinusöl, Manna und Bitterſalz.

Das grobgeſtoßene Pulver des Mirobalanum, beſonders der ſchwarzen Sorte wird in 3—4 Drachmen vor dem Schlafengehen genommen; es iſt faſt das ausſchließliche Abführmittel bei den niedern Volksklaſſen.

Guter Rhabarber kommt über Buſchir aus China, daher die Benennung Riwande tschini; doch erſetzt man ihn gewöhnlich durch die ſchwächer wirkende inländiſche Wurzel, die hauptſächlich um Choraſſan wächſt, ſich aber auch häufig in den Bergen des Elburz und Elwend findet (Rheum rhaponticum Riwas) und deren junge Sproſſen ein gutes Gemüſe geben.

Tamarinden ſind ſeltener in Gebrauch. Am meiſten geſchätzt iſt die röthliche, viel Weinſtein und Weinſteinſäure enthaltende Tamarinde von Guzerat (tamer gudschrät); man bereitet daraus ein ſäuerliches, rubinrothes, ſehr erfriſchendes Getränk.

Caſſia wird bei allen Krankheiten der Baucheingeweide angewendet, vielleicht nur wegen ihres darmähnlichen Ausſehens.

Coloquinten wachſen in Menge unter den Ruinen Ispahans.

Das Gummigutt halten die Perſer für ein Extractum rhei, daher der Name usäreh riwand, welche Verwechſelung oft viel Unheil anſtiftet.

Die Ricinuspflanze (bid ændschir, auch gertschek) wird faſt in ganz Perſien angebaut, ja ich fand ſie noch im vierunddreißigſten Breitengrade bei einer Meereshöhe von 6000 Fuß, allerdings dort kümmerlich, reifen. Ihr Oel dient meiſt zur Beleuchtung. Durch die heiße Preſſung wird es braun und dickflüſſig und verliert ſehr an purgirender Kraft, ſodaß wenigſtens eine Doſis von $1\frac{1}{2}$ Unzen genommen werden muß. Vom Genuß einer Emulſion aus etwa 50 Samenkörnern entſtanden bei einem Europäer die heftigſten Choleraſymptome, und er entging nur mit genauer Noth dem Tode. Im Gilan'ſchen Marſchlande nehmen die Einwohner häufig zwei bis drei Körner des Ricinus tiglii (gertschek hindi).

Ueber die einheimiſchen Mannaarten, welche faſt nie als Zuſatz bei der Purganz fehlen, ſoll ſpäter gehandelt werden.

Conſtipationen (jubusset), welche durch häufigen Opiumgenuß und Misbrauch mit Abführmitteln entſtehen, ſucht man durch die hæbe schāhi, Pillen aus Aloë, Stinkaſſand und Rhabarber, zu heilen. Auf dem Lande wendet das Volk Abkochungen von wilden Pflaumen (aludscheh) und von Maulbeerrinde an; obgleich letztere, wie ich ſah, choleraartige Krankheitserſcheinungen verurſacht.

Durch engliſche Aerzte, namentlich durch Dr. Kormik, Leibarzt des Abbas Mirza, ward das Kalomel*) und das Bitterſalz in die perſiſche Pharmakopöe gebracht. Man pflegt abends vor dem Schlafengehen eine Doſis von 4 — 6 Gran Kalomel und morgens darauf 1 Unze Ricinusöl zu nehmen. Das Bitterſalz (nemek frængi) fand ich bei Wechſelfiebern, wo faſt alle andern Abführmittel ſich ſchädlich erweiſen, als Purganz vortrefflich bewährt. Es kommt über Konſtantinopel nach Perſien. In Ermangelung eingeführten Bitterſalzes gab ich übrigens den Spitalkranken auch von dem aus ſchwefelſaurem Natron beſtehenden Salze, das in der Wüſte unweit Teheran efflorescirt, mit gutem Erfolge. In der Nähe von Ispahan finden ſich Ausſchwitzungen von reiner ſchwefelſaurer Magneſia. Auch die Jalapa haben engliſche Aerzte hier verbreitet; da ſie immer mit Weinſtein gegeben wird, heißt ſie im Perſiſchen dschalaptartar.

In allen Krankheiten, gleichviel welcher Kategorie ſie angehören mögen, beginnt der perſiſche Arzt die Cur mit Darreichung einiger Purganzen, ſelbſt Diarrhöen werden mit Ricinusöl behandelt. Zugegeben, daß dieſe Curmethode in dem entſchiedenen Vorherrſchen von Unterleibskrankheiten eine gewiſſe Begründung findet, ſo iſt doch andererſeits ſicher, daß ihre unterſchiedsloſe Anwendung große Nachtheile mit ſich bringt; denn indem man z. B. ſelbſt bei perniciöſen Fiebern nicht gleich zum Chinin zu greifen wagt, ſondern erſt durch

---

*) Ueber den Gebrauch des Kalomels bei den Perſern ſei auf meine Abhandlung in der „Mediciniſchen Wochenſchrift", 1860, Nr. 36, verwieſen. Ich hörte in Perſien ſagen: „Die Anweſenheit von Engländern bekundet ſich am ſicherſten durch drei Dinge: durch halbvolle Kalomelkrüge, durch ganz leere Porterflaſchen und durch fromme Traktätchen." Der Wahrheit gemäß muß ich conſtatiren, daß Kalomel und Porter jedenfalls bereitwilligere Aufnahme und größere Verbreitung im Orient gefunden haben als die ausgeſtreuten Traktätchen.

Purgiren den Körper ſchwächt, geht die beſte Zeit zum Handeln verloren. Roma deliberante Saguntum perit!

Wie in früherer Zeit in Europa, ſo herrſcht in Perſien jetzt noch die Sitte, im Frühling eine Depurationscur des Körpers vorzunehmen, vorzüglich zu dem Zweck um die angehäufte ſchwarze Galle (saudā) zu entleeren. Zweierlei Umſtände tragen hier zur Aufrechthaltung dieſes Gebrauchs bei: erſtens der unerſchütterte Glaube an die alte Galeniſche Lehre von den ſich anſammelnden humoribus peccantibus, welche von Zeit zu Zeit in Fluß geſetzt und durch Evacuantia hinausgeſchafft werden müſſen; zweitens die irrige, aber dem Naturmenſchen nahe liegende Meinung, daß man Erfahrungen ex juvantibus et nocentibus bei Thieren ohne weiteres auf den menſchlichen Organismus übertragen dürfe. Da nun kein Thier dem Perſer näher ſteht als das Pferd und es das einzige iſt, deſſen Natur er ſtudirt, deſſen Zucht und Veredelung er ſich angelegen ſein läßt, ſo nimmt er gern die an dieſem gemachten Beobachtungen zur Richtſchnur für die Behandlung des eigenen Körpers. Wie die Pferde im Frühjahr durch Füttrung mit grünem Getreide ſtatt mit Stroh und Gerſte, worin das ganze übrige Jahr ihr Futter beſteht, und durch Fernhaltung von allen Strapazen einer Regenerationscur unterzogen werden, iſt im fünften Abſchnitt dieſes Theils berichtet worden. Ganz analog hält der Perſer eine durchgreifende Reinigungscur im Frühjahr an ſich ſelbſt für nothwendig.

Man wählt dazu die Zeit zwiſchen Mitte April und Ende Mai. Nachdem man von ſeinem Hekim genaue Verhaltungsregeln in Bezug auf Gebrauchsweiſe (destur el amal) und Diät eingeholt hat, bereitet man ſich durch fünf bis achttägigen Gebrauch von Solventien vor, nimmt dann ein Abführmittel, ein zweites nach zwei Tagen, ſelten ein drittes, und geht hierauf zur eigentlichen Cur über, welche 30 — 40

Tage in Anſpruch nimmt. Sie beſteht im vorſchriftsmäßigen Genuß von Radix Chinae nodosae, manchmal auch von Sarſaparille, oder von Säften aus Chicorien, Beta, Fumaria u. ſ. w., oder von Milch und Molken. Im Hochſommer dienen auch die Säfte von Waſſer- und Frühmelonen (germek), Granaten, ſauren Trauben, Berberis u. ſ. w. zum Curgebrauch.

Die China nodosa (tschini), welche im 16. Jahrhundert zufolge der guten Dienſte, die ſie dem Kaiſer Karl V. und mehrern Päpſten geleiſtet hatte, in Europa ſehr ſtark in Aufnahme kam, ſpäter aber, vielleicht mit Unrecht, wieder obſolet wurde, ſteht bei den Orientalen noch heutigen Tags in vollem Credit. Behufs der Cur wird vier Wochen lang jeden Abend ein Quantum von 2 — 2½ Loth, gut geraspelt, in Waſſer gelegt und die ganze Nacht über darin geweicht, dann des Morgens in einem ſteinernen Topf ſo lange gekocht, bis das Waſſer zur Hälfte verdunſtet iſt; die Abkochung wird durchgeſiebt und geklärt und im Laufe des Vormittags getrunken. Dabei nimmt man alle acht Tage ein Dampfbad von Decoctum Chinae, indem man ſich auf einen durchbrochenen ringsum mit Filzen dicht verhangenen Schemel ſetzt, unter welchem aus Töpfen voll heißen Decocts die Dämpfe emporſteigen. Als Nachcur wird einen Monat ſpäter die Abkochung in derſelben Weiſe nochmals zehn Tage lang gebraucht (passe-tschini). Zur vorgeſchriebenen Diät gehört das Vermeiden aller ſalzigen und ſauern Speiſen, dagegen der reichliche Genuß von Süßigkeiten. Ferner ſoll man Gemüthsbewegungen von ſich fern halten und den Körper möglichſt wenig anſtrengen, endlich große Mäßigkeit im geſchlechtlichen Umgang beobachten.

Das Decoctum Chinae wird bei allen ſyphilitiſchen Affectionen, vorzüglich bei Mercurialleiden, gegen die meiſten Hautausſchläge, Impotenz, Unfruchtbarkeit, Drüſengeſchwülſte,

Gonorrhöe und ihre Folgen, ſowie als ultima ratio in allen chroniſchen Krankheiten, wo andere Mittel nichts fruchteten, angewendet. Glaubt der Patient Nutzen von der Cur zu verſpüren, ſo wiederholt er ſie mehrere Frühlinge hintereinander. Manche laſſen ſich die Cur während der Faſtenzeit vom Arzte verordnen, um dadurch von den vorgeſchriebenen Entbehrungen dispenſirt zu ſein. Es mag dahingeſtellt bleiben, welcher Antheil der veränderten Lebensweiſe oder dem Zufall daran beizumeſſen iſt, aber ich habe vom Gebrauch der Chinawurzel ſehr ſchöne Erfolge geſehen und würde ihr wenigſtens vor der Sarſaparille unbedingt den Vorzug geben.

Die Sarſaparille (uschpeh) wird ſelten allein genommen, häufiger dem Decoct der China nodosa beigemiſcht; daher bedeutet „Tschini-uschpeh churdem“: „Ich brauchte die Pflanzencur“. Turkomanen und Mogulen genießen die China nodosa als Leckerbiſſen.

Gegen chroniſche Bruſtleiden aller Art gilt friſche Eſelsmilch (schire aulāg) für ein ſpecifiſches Heilmittel. Die Eſelin, von der die zur Cur beſtimmte Milch kommt, muß ein ſtarkes, geſundes Thier ſein und erſt kürzlich ein Junges geworfen haben. Sie erhält während der Zeit ausſchließlich Grünfutter, vorzüglich viel Lactuca. Man beginnt die Cur mit 50 Miskal (7 Unzen), ſteigt allmählich bis 200 Miskal, und von da in den letzten zehn Tagen wieder abwärts mit der Quantität. Natürlich iſt während der Cur der Genuß von Früchten und ſauern Speiſen unterſagt. Leidende an chroniſchem Lungenkatarrh, Emphyſem oder unvollkommen gelöſter Pneumonie erhalten ſich durch Eſelsmilch, wie ich mehrfach zu beobachten Gelegenheit hatte, noch mehrere Jahre am Leben; die Anfälle werden gemildert und die Winter leidlicher überſtanden. Ueber die Wirkung in Tuberculoſen ſtehen mir keine Erfahrungen zu Gebote, da dieſe Krankheit zu ſelten im Lande vorkommt..

Die Chiwaner, Turkiſtaner und Usbeken wenden ſtatt der Eſelsmilch in denſelben Krankheiten die Milch der Stuten an, entweder friſch oder gegoren (kumis), und rühmen deren heilende Kraft. Auch von Ruſſen, welche in jenen Steppen an der Küſte Heilung oder Linderung von Bruſtleiden ſuchten, wurde mir die vorzügliche Wirkung der Kumis beſtätigt. Die Tuberculoſe ſoll den Steppenbewohnern gänzlich unbekannt ſein.

Kamelmilch genießen magere Leute, um fett zu werden. Weithin verführt wird die eingetrocknete ſauere Kamelmilch von Mekkeh (chāle schutur), die ihren Ruf als Univerſalmittel wol hauptſächlich der Heiligkeit des Orts zu verdanken hat.

Reconvaleſcenten und durch Ausſchweifungen geſchwächte Perſonen ſuchen im Genuß von Frauenmilch (schire dächter, Tochtermilch) ſich die verlorenen Kräfte wieder zu erſetzen, und zwar in vielen Fällen mit unleugbar günſtigem Erfolge. Auf dem Strohmarkt zu Teheran kann man oft Nomadenweiber die Milch aus ihren vollen Brüſten an Kranke verkaufen ſehen.

Gegen chroniſche Leiden der Baucheingeweide, der Leber und Milz, gegen Conſtipationen und Hautausſchläge der ſchwarzen Galle (Galenus) wird eine vierzigtägige Cur mit Ziegenmolken empfohlen. Man kocht die friſche Milch der mit gutem Grünfutter genährten Ziege unter Zuſatz von Oxymel, wodurch deren auflöſende Wirkung verſtärkt werden ſoll.

An dem Tage, an welchem der Perſer zum Abführen einnimmt, iſt er in geſchäftlichen Angelegenheiten nicht zu ſprechen, ſondern lehnt alle diesfallſige Zumuthungen mit den Worten ab: „Dæwā churdem!“ („Ich habe Medicin genommen!“) Beamte und ſelbſt Miniſter entſchuldigen damit oft ihr Nichterſcheinen bei Hofe oder die Unterlaſſung von Berufsgeſchäften. Die Koſt des Purgirenden beſteht aus klarer

Fleiſchbrühe zum Mittag und einer mit mannichfachen Ingredienzen verſetzten Reisſuppe (äsch) zum Abend. Auf die paſſende Wahl dieſer Ingredienzen: Granatäpfelkörner, Pflaumen, Oxymel, Orangen-, Limonien- und ſaurer Traubenſaft, Eſſig, Dill, Linſen, Wicken, ſaure Milch, Knoblauch, Tamarinden, Kamillen, Kürbis u. ſ. w., wird großes Gewicht gelegt, da man jedem einzelnen ſowol als den verſchiedenen Miſchungen eine ſpecielle Wirkung zuſchreibt. Sie bildet bei ärztlichen Conſultationen den Gegenſtand ernſthafter Debatten, und den europäiſchen Arzt, welcher die ſubtilen Unterſchiede nicht kennt, bringen die darauf bezüglichen culinariſchen Fragen oft in peinliche Verlegenheit. Mit derſelben umſtändlichen Erwägung wird in der Reconvaleſcenz bei Auswahl der den Pillaws beizumiſchenden Beſtandtheile zu Werke gegangen.

Unter Mineralwäſſer (äbe-maden) verſteht der Perſer nur heiße Quellen; die ſalzigen und beim Kochen ein Sediment zurücklaſſenden nennt er zāḳi (alaunhaltig), die nach Schwefelwaſſerſtoffgas riechenden gugirdi (ſchwefelig).

Bisher brauchte man in Perſien die Mineralwäſſer nur zum Baden, nicht zum Trinken; nur einmal wurde dem vorigen König, Mehmed Schah, Vichy als Trinkcur verordnet, und ich war der erſte, welcher karlsbader Brunnen trinken ließ.

Infolge des häufigen Vorkommens vulkaniſcher Geſteine beſitzt das Land einen großen Reichthum an heißen Mineralquellen. Ich ſelbſt habe nur wenige beſucht, will aber hier diejenigen aufzählen, welche mir von perſiſchen Gewährsmännern genannt wurden, um ſpätern Reiſenden deren Auffinden zu erleichtern. Nachſtehende Daten über die Mineralquellen Maſanderan's verdanke ich dem Prinzen Abbas Kuli Chan, einem ſehr gebildeten Mann.

Am Berge Deſcht in der Nähe von Balafruſch a) im Bezirk Telait zwei nur einen halben Pharſach voneinander

entfernte Quellen mit ſtark ſchwefeligem Geruch, wahrſcheinlich Alaun enthaltend; b) im Bezirk Lateku eine ähnliche, aber minder reichhaltige Quelle.

Im Dorfe Ara, einen Pharſach von Babelkanar im Bezirke Bendepai, bricht eine Quelle mit ſolcher Mächtigkeit hervor, daß ſie eine Mühle zu treiben vermag. Das Waſſer, deſſen Oberfläche mit einer dem Froſchlaich (dschulwasach) ähnlichen Subſtanz bedeckt iſt, hat eine Temperatur von 26 — 28° R., iſt gelblich-grau, ſehr klebrig, von ſtarkem Schwefelgeruch, enthält jedoch auch andere Beſtandtheile. Nützlich gegen Wunden, Krätze (kerr) und Gelenkleiden, die wirkſamſte Heilquelle Maſanderan's. Tauſend Schritt davon fließt eine kalte Quelle, deren alkali- und eiſenhaltiges Waſſer mit Citronenſaft gemiſcht aufbrauſt.

Im Flecken Dudunge zwiſchen Mulade und Serkaleh eine weniger bekannte Quelle.

Im Flecken Schurmaſt am Sewadkuh quillt aus einem hohen Hügel ein fade ſchmeckendes, geruchloſes Waſſer mit weißer Ablagerung, das im Sommer lau, im Winter aber heiß iſt und dann einen ſtarken Dampf verbreitet. Es bewährt ſich gegen Jucken, Hautausſchläge und Gelenkleiden.

Im Dorfe Surt, Bezirk Tſchehardung, vier Quellen. Die eine iſt ſo tief, daß kein Senkblei den Grund erreicht; wirft man einen Klumpen Erde hinein, ſo hebt ihn nach zwei Minuten ein ſchäumender Wirbel wieder an die Oberfläche, bis die Flut ſich beruhigt, um abermals nach zwei bis drei Minuten von neuem aufzuwallen.. Ihr Waſſer iſt lau, fade, riecht nach Schwefel, hat zwei Mühlſteinkraft und bildet im Abfließen eine Reihe von Becken. Von den andern drei, die dicht nebeneinander liegen, enthält eine Eiſen, eine andere Alkali; jene ſetzt gelbliche und adſtringirende Maſſen ab, dieſe brauſt bei der Miſchung mit Säuren.

In Sia Mergal bei Kai-uſſer entſendet die Spitze eines ganz von Sedimenten gebildeten Hügels eine heiße Quelle, während aus deſſen Trichter ein verſteinerndes Waſſer fließt und einem ſeiner Krater ein Säuerling entſpringt.

Zwiſchen Semnan und Sengſar, 6 Meilen von erſterer, 2 Meilen von letzterer Stadt entfernt, mitten in einem ½ Meile breiten und ebenſo langen Thal mehrere warme Quellen, Salzkryſtalle ablagernd und ringsum Salſolen erzeugend. Unfern davon die Ruinen von 500 Häuſern, von Bädern und Moſcheen, in denen viele Schlangen, Skorpione und Solpugen niſten, beſonders aber zahlloſe Mückenſchwärme heimiſch ſind. In der Nähe gibt es kein ſüßes Waſſer außer einem ¼ Farſach ober dem Thal befindlichen Teich, der ſo voll Blutegel ſteckt, daß 6 Pfund Waſſer deren an 100 Stück (?) enthalten. Dagegen ſind in der Umgegend noch viele andere ſehr beſuchte, ſalzig und bitter ſchmeckende warme Quellen, die ſich alle zu einem Bach vereinigen und nach Semnan fließen.

Soweit die Mittheilungen des Prinzen Abbas Kuli über Maſanderan.

Von den Heilquellen anderer Provinzen nannte man mir folgende:

Im Bezirk Tunikaban in Maydan bala ſadat mahale ſtark frequentirte ſehr heiße Schwefelquellen.

Neun Farſach gegen Norden von Urumieh und ½ Farſach von Zendeſcht ſind warme Schwefelquellen; dergleichen ſüdweſtlich von Urumieh in der Nähe von Churrumabad, Namens Dermenab.

Zwiſchen Iſpahan und Yezd, 8 Farſach von erſter Stadt entfernt, ein ſehr beſuchtes warmes Schwefelbad, Wartun genannt.

Halbwegs zwiſchen Tabris und Ardebil die berühmten Thermen Serrab und andere im Tſchemen Udſchan bei Tauris.

Zwiſchen Hamadan und Senneh über Isfandabad die Thermen von Gurgur.

In der Nähe der Stadt Kaswin eine ſehr renommirte Therme, welche der verſtorbene König Mehmed Schah wegen Gichtleiden gebrauchte, nebſt einer Menge anderer längs des Sefidred unterhalb Manſchil.

Rings um den Fuß des Demawend zahlreiche, nebſt mehrern Kalkſalzen viel kohlenſaures Eiſen und Kohlenſäure führende Mineralquellen, deren zwei, eine im Städtchen Ask, die andere etwas nördlich am Bache Heras, ſich beſonders ſtarken Zuſpruchs erfreuen. Die meiſten von ihnen haben das Eigenthümliche, daß ſie maſſenhafte Sedimente abſetzen, welche nicht nur alle hineingeworfenen Körper incruſtiren, ſondern ganze Hügel bilden, gewöhnlich mit einem kraterartigen Baſſin in der Mitte. So iſt das Städtchen Ask ganz auf Quellenablagerungen gebaut. Desgleichen beſitzt der Flecken Eskereh bei Bumehine viele kleine Sedimenthügel. Die größten aber ſah ich im Engthale Diwaſia, einem Seitenflügel des großen Laarthals. Aus dem natürlichen Baſſin eines ſolchen Hügels von etwa 300 Fuß Höhe ſteigt ein lauer Säuerling beinahe in der Mächtigkeit des karlsbader Sprudels empor. An einem andern befindet ſich da, wo ein früherer Abfluß der Quelle durch die maſſenhafte Ablagerung verſtopft worden iſt, jetzt eine Kohlenſäure exhalirende Grotte, und wenige Schritte davon iſt ein pochendes Geräuſch, wahrſcheinlich vom Sturz des Waſſers in der Tiefe herrührend, vernehmbar, das dem Orte ſeinen Namen Diwaſia (Teufelsmühle) gegeben hat. Dieſes ganze Thal, ein Kohlenbecken, wo ſtellenweiſe die Kohle offen zu Tage liegt, iſt mit Lavatrümmern und Schwefelſtücken angefüllt, welche durch Eruptionen des vulkaniſchen Demawend dahin geſchleudert wurden.

Bei einigen der warmen Quellen ſteht ein nach türkiſcher

Art eingerichtetes Badehaus; im übrigen aber iſt nicht im geringſten für das Unterkommen der Kranken geſorgt. Jeder muß ſich ſein Zelt mitbringen und darin campiren. Die Badecur dauert gewöhnlich ſieben Tage, ein einzelnes Bad vier bis ſechs Stunden.

Heiße Quellen, welche keinen ſpeciellen Namen haben, nennt man âbe-germ (heißes Waſſer), ähnlich wie die Slaven Mineralbäder überhaupt mit dem Collectivwort Teplice benennen. Auf der Karte von Perſien ſind daher viele Orte dieſes Namens verzeichnet.

Nicht unbedeutend iſt auch die Zahl der Bitter- und Glauberſalz führenden Quellen, schuràb (Salzwaſſer) genannt. Eine ſolche entſpringt im Elburzgebirge unweit Teheran, fließt parallel mit dem Keredſchbache, und verliert ſich dann in der Salzwüſte bei Kum; Salſolen und Tamarisken an beiden Ufern bezeichnen ihren Lauf.

Zum Schluß noch einige Angaben nach den Aufzeichnungen des Dr. Häntzſche.

In Chalchal eine neutrale warme Quelle.

Am Fluſſe Sefidrud zwiſchen Kaswin und Reſcht: in Rahmetabad ein Moorſchlammbad 20° R.; die indifferente heiße Quelle Lieh 28½° R.; in Rahmetabad bei Giliſchderre die alkaliniſche eiſenhaltige Quelle Manſchil 27° R.

Die Quelle Kulur im Amberlu, Provinz Ober-Gilan, 26° R., viel Kalkſedimente bildend; in ihrer Nähe befindet ſich, wie man ſagt, eine giftige Quelle.

Die Quelle Jâ-Ali Gumbez unweit Cherſan, identiſch mit der oben genannten Therme bei Kaswin.

In der Gegend von Aſtrabad im Gebirge Ziaret eine Quelle mit Schwefeleiſen.

In Lenkoran, ruſſiſches Gebiet Taliſch, und in Aſtara ſoll es mehrere Schwefelwäſſer, in Kudſchir eine blauliche Quelle geben.

Die perſiſche Heilkunde (ilme tib) entwickelte ſich aus der arabiſchen, welche ihrerſeits bekanntlich von der Humoralpathologie des Galenus ausging. Später wurden auch viel indiſche Elemente in die Materia medica aufgenommen (ſ. Prof. Seligman, Prolegomena ad codicem Vindob.) Als Begründer der Heilwiſſenſchaft betrachtet man Hippokrates (Bugrāt), Plato (Iflatun), Ariſtoteles (Aristu) und Galen (Dschālenus), als das Ideal eines Heilkünſtlers Jeſus Chriſtus (Hezrete-Issā). In der Pharmakologie werden häufig Dioskorides und Rufus als Autoritäten citirt.

Demgemäß hält man feſt an der Lehre von den vier Elementen und den Manifeſtationen: heiß, kalt, feucht und trocken. Ihre gleichmäßige Miſchung erzeuge, glaubt man, den normalen Körperzuſtand, das Gleichgewicht (mizān, itedāl) der Kräfte. Ein ſolcher Zuſtand ſei aber in der Wirklichkeit nie ganz zu erreichen; immer wiege eins oder das andere der Elemente vor und veranlaſſe durch ſeine Manifeſtation Störungen oder Krankheiten (bimāri). Namentlich iſt es das Vorherrſchen von Wärme (herāret) oder von Feuchtigkeit (ratubet), worauf ſowol Laien als Aerzte die Urſachen jeder Krankheit zurückführen. In allen Klaſſen der Bevölkerung, ſelbſt bei den rohen Kriegern von Afghaniſtan, Siſtan, Turkiſtan und Chiwa haben ſich dieſe Vorſtellungen als Schibboleth feſtgeſetzt. Kommt der Kranke zum Arzte, ſo bringt er ſchon die fertige Diagnoſe in Bezug auf Hitze oder Feuchtigkeit mit und verlangt von dieſem nur die entſprechenden Mittel. Bei allem, was der Perſer genießt, überlegt er zuvor, ob es Hitze oder Kälte, Feuchtigkeit oder Trockenheit im Körper erzeuge, und während der Mahlzeit der Großen, vorzüglich an der Tafel des Schah dreht ſich faſt die ganze Converſation um dieſe Schlagworte. Vergebens bemühte ich mich, gegen den Unſinn anzukämpfen; es blieb mir ſchließlich nichts übrig, als ſcheinbar darauf einzugehen, indem ich Entzündung

und Blutmangel mit den Worten Hitze und Feuchtigkeit bezeichnete.

Gegenüber den angenommenen vier Aeußerungen der Elemente operirt nun der perſiſche Arzt mit ſeinen Mitteln, unter denen das tæbrid (Antiphlogisticum und refrigarans) und das teskin (Phlogisticum roburans und excitans) die Hauptrollen ſpielen. Er theilt ſämmtliche Heilmittel in vier Klaſſen oder Grade ein: 1) die modificirte Nahrung, 2) das ſtärkende Medicament, 3) das eigentliche Medicamentum im engern Sinne und 4) das giftige Medicament, welches die animaliſche Wärme auslöſcht.

Auch haben bei ihm, der Galeniſchen Schule gemäß, Blut Galle, Schleim und ſchwarze Galle den erſten Platz in der Aetiologie. Eigenthümlich wichtige Bedeutung wird der Leber und der Galle beigelegt. Dennoch kennen die wenigſten den Sitz der Leber; obgleich man ſie an zerlegten Thieren auf der rechten Seite findet, glaubt man, es ſei ein Vorrecht des Menſchen, ſie auf der linken Seite zu haben. Bei jeder ſchweren Erkrankung erkundigt man ſich zunächſt, ob die Leber nicht verletzt ſei, und charakteriſtiſch ſind die Redensarten: „Meine Leber fing Feuer“ (ich gerieth in Aufregung), „meine Leber wurde zu Waſſer“ (ich erſchrak), „ſeine Leber iſt warm“ (er iſt vollblütig).

Diätfehler (näperhizi) im ausgedehnten Sinne gelten als prädisponirende Urſachen der Krankheiten; ſo gibt man z. B. die heftigſten apoplektiſchen Zufälle dem Genuß einer Reisſuppe mit Citronenſäure ſchuld. Nächſt den Diätfehlern werden, beſonders von den Frauen, Kummer und Sorge (aräz) als Urſache von Krankheiten, ſogar von geſchlechtlichen und ſyphilitiſchen angeſehen. Nervöſe und rheumatiſche Leiden glaubt man von den bäds (Winden) hervorgerufen. Die Bads ſind ungefähr daſſelbe, als was ſich das Volk in Frankreich unter vents, in Deutſchland unter „verſetzten

Winden" vorſtellt. Das Wort hat aber zugleich den Begriff ſchädlicher Rückſtände aus frühern Krankheiten, daher die Benennungen bade-kuſt (ſecundäre Syphilis), bade-suzanek (Nachtripper). Krankheiten der Haut, zu denen man auch die Krätze rechnet, werden von der ſchwarzen Galle (sauda) hergeleitet und dem entſprechend nur mit Purganzen behandelt. Für Krankheiten aber, bei denen man ſonſt keinen Entſtehungsgrund anzugeben weiß, müſſen die Hämorrhoiden herhalten; es kamen Leute zu mir, die über Hämorrhoiden in der Naſe klagten. Siechthum der Kinder und Unfruchtbarkeit erklären die Frauen immer für Verzauberung durch den „böſen Blick", gegen den nur das Tragen eines geweihten Talismans helfen könne; und ebenſo wird die Epilepſie dem Einfluß eines Dämons zugeſchrieben, weshalb man von ihr ſagt: „Duāji est dawāji nist" (es iſt eine Krankheit fürs Gebet, nicht für die Medicin).

In der Therapie (alādsch) überwiegt, wie wir geſehen haben, die den Körper durch Ausleeren ſchwächende bei weitem die ihn kräftigende Methode. Schweiß- und harntreibende Mittel kommen ſelten zur Anwendung. Als Brechmittel (mukaī) verordnet die alte perſiſche Medicin Kochſalz und Borax, in Waſſer aufgelöſt, oder die Wurzel der Zuckermelone. Europäiſche Aerzte brachten den Brechweinſtein (Tartarus emeticus) in Aufnahme, der nun in allen Kramläden zu haben iſt. Er gilt jetzt als Specificum gegen Wechſelfieber; da man aber noch wenig Erfahrung über die Stärke des Mittels beſitzt, kann es nicht fehlen, daß hier und da Vergiftungen durch zu ſtarke Doſen vorkommen, wie ich ſelbſt zwei tödlich verlaufende Fälle der Art beobachtet habe. Auch die Ipecacuanha iſt von einigen Aerzten unter dem Namen Ipeca gekannt.

Unter den kühlenden Mitteln ſtehen die ſäuerlichen Pflanzenſäfte, die in erſtaunlichen Maſſen gegeben werden, obenan; dann folgt die Buttermilch und die mit Waſſer emulſionirte

ſauere Milch (dugh). Letztere, ſogar bei Diarrhöen und Dysenterien verordnet, ſoll neben der kühlenden auch eine Schlaf erzeugende Wirkung ausüben, dagegen häufig hartnäckige Verſtopfungen verurſachen. Von den Pflanzenſäften ſind als die gebräuchlichſten zu nennen: der Saft von grünen Trauben (ābe gurre), ſowol friſch gepreßt als auch abgegoren, gegen rheumatiſche und gichtiſche Leiden in Doſen von $^1/_2$ — $1^1/_2$ Pfund täglich genommen; von ſauern Orangen und Citronen; von Granatäpfeln; von Waſſermelonen; ferner das Oxymel (skendschebin), aus Zucker und Eſſig bereitet, und eine Abkochung von Guzerat-Tamarinden. Sie werden entweder in Form von Tränken oder als Zuſatz zu Speiſen dem Kranken gereicht.

Für erhitzende Mittel gelten alle Süßigkeiten, insbeſondere Honig, Erdpech (mumiaï), der Bezoarſtein, die Valeriana jatamensis (sombul-etib), die Lavendula stoechas (ustechudus), welcher eine ſpecifiſche Wirkung auf das Gehirn zugeſchrieben wird, die Galanga (chulindschān); ſodann Gewürze, wie Ingwer, Pfeffer, Amomum (hill) und gewürzte Confecte; endlich einige Opiumlattwerge, namentlich das Electuarium Mithridatis und das E. Andromachi (teriaḳe fārek).

Als Aphrodiſiaca werden Pillen von geſtoßenen Perlen, Rubinen, Gold, Ambra, Bernſtein gekauft. Auch das Chinin, abends in einer Doſis von 1 — 2 Gran genommen, erfreut ſich in dieſer Beziehung eines guten Credits. Dagen ſcheut man die Anwendung des Kampher als die Potenz herabſetzend und weil es Sitte iſt, den Todten ein Stück Kampher in den Mund zu legen.

Gegen Chinin (dschauhere-kenekene) herrſcht das Vorurtheil, daß es Milz- und Leberanſchoppungen erzeuge, weshalb man nicht wagt, es ohne vorausgeſchickte Brech- und Abführmittel und in ſtärkerer Doſis als 4 Gran des Tags zu geben. Da nun ohnehin das käufliche Chinin häufig aus

inerten Stoffen beſteht, ſo darf es nicht wundernehmen, daß die Fieber in Perſien ſich meiſt ſo über alle maßen in die Länge ziehen. Eine unerſchöpfliche, ſich ſtets wiederholende Streitfrage bildet die warme oder kalte Eigenſchaft des Chinin.

Sehr ausgedehnt iſt der Gebrauch des Bulbus colchici (surindschān) gegen Rheumatismus und Gicht. Die Doſis von 1 — 1½ Drachmen wird täglich friſch in Milch gekocht. Stellt ſich nach längerm Gebrauch nicht die erwünſchte Wirkung ein, ſo geht man zum Traubenſaft über, mit dem ich in Gaben von 5 — 10 Unzen per Tag die vortrefflichſten Curen erzielte.

Hautausſchläge werden mit Evacuantien, in hartnäckigen Fällen mit Decoctum chinae nodosae, Ziegenmolken und Mercur behandelt. Nur bei der Krätze finden äußerliche Einreibungen ſtatt mit einer aus Schwefel, Kupfervitriol und ſauerer Milch bereiteten Salbe.

Gegen Syphilis wird ausſchließlich Queckſilber angewandt, und zwar miſcht man den Taback unter dem Kohlenbecken des Nargileh mit Zinnober und läßt ſo den Dampf einziehen. Die Wirkung iſt äußerſt raſch und intenſiv, eine acht- bis zwölfmalige Anwendung reicht gewöhnlich zur Cur hin. Seltener iſt der innere Gebrauch von fein verriebenem Queckſilber.

Tripperkranke erhalten in den erſten Tagen eine Emulſion von Summitates canabis indicae, ſpäter das Harz von Terebinthina lentiscus.

Würmer ſucht man durch Abkochungen der Wurzelrinde vom Granatapfelbaum und durch die Summitates von mehrern Artemiſiaarten, beſonders aus der Gegend von Tabris (kurt-uti, dirmeneh) abzutreiben, den ſehr häufig vorkommenden Oxyrus vermicularis, welcher bei jungen Mädchen nicht ſelten in die Scheide gelangt, durch Zäpfchen von Stinkaffand und Lampenruß. Zwei andere Wurmmittel verkaufen die Krämer unter der Benennung Pereke hindi und Birind-

sche kabuli. Der Medinawurm, am Perſiſchen Meerbuſen ſehr häufig, vorzüglich in Minab und Laar, wird durch Umwinden und tägliches Aufrollen um ein Stäbchen entfernt.

Bei Nervenkrankheiten, welche dem Gebrauch von Nux vomica, Datura stramonium und Asa foetida nicht weichen wollen, ſucht man in den Tempeln und an geweihten Stätten Heilung. Oft berichtet die in Teheran erſcheinende officielle Zeitung von Wunderheilungen Lahmer, Blinder oder mit Krämpfen Behafteter an den Gräbern der Imams. Allgemein iſt die Sitte, für die Geneſung eines erkrankten Angehörigen Gebete von Derwiſchen und heiligen Männern verrichten zu laſſen; die Freunde des Hauſes ſchicken Schafe, welche als Opfer dargebracht werden, indem das Fleiſch unter die Armen vertheilt wird. Man befeſtigt, um den Zauber zu bannen, an das Lager und an die Glieder des Kranken Amulete, und verbrennt gewiſſe Kräuter, z. B. den Samen von Peganum Harmala (ispend); in der höchſten Noth endlich ſoll Erde vom Heiligen Grabe zu Kerbelah (turbut) und Waſſer aus dem geprieſenen Brunnen Zimzim in Mekka die Rettung bewirken. Der König amneſtirt, wenn ein Mitglied ſeiner Familie in Gefahr ſchwebt, 10—20 Gefangene, ohne ſie jedoch namentlich zu bezeichnen, ſodaß es dem Kerkermeiſter freiſteht, diejenigen aus der Haft zu entlaſſen, welche am meiſten für ihre Befreiung zahlen! Gegen Unfruchtbarkeit der Frauen gilt die Wallfahrt nach Kum oder Meſchhed als bewährtes Mittel.

Laien wie Aerzte halten ſehr viel darauf, den Puls ſorgfältig zu beobachten (næbs diden, den Puls ſehen), zu welchem Zweck die Taſchenuhren des Perſers mit Secundenzeiger verſehen ſein müſſen. Aus dem Puls will man die Natur jeder Krankheit, die Schwangerſchaft der Frauen, ſogar das Geſchlecht der zu erwartenden Leibesfrucht erkennen. Wo ſich ein Arzt blicken läßt, ſelbſt im Vorbeireiten, ſtreckt man ihm

von allen Seiten die Hände entgegen, um ſich den Puls fühlen zu laſſen. Der perſiſche Arzt iſt natürlich klug genug, wenn es ſich um einen Schwangerſchaftsfall handelt, erſt über die Menſes, über die Potenz des Mannes u. ſ. w. Erkundigungen einzuziehen, bevor er einen Ausſpruch thut. Beſtätigt ſich dann zufällig ſeine Vorausſetzung des Geſchlechts, ſo wird er als Bugrat (Hyppokrates) verehrt; trifft ſie nicht ein, ſo entſchuldigt er ſich mit der anomalen Beſchaffenheit des Pulſes, der ſo unergründlich ſei wie das Meer.

Es gibt eigene Abhandlungen über den Puls und die Art ihn zu fühlen: man ſoll ihn an beiden Händen befühlen, dabei niederknien u. ſ. w., und die perſiſch-arabiſche Medicin beſitzt eine ſehr detaillirte Terminologie für die verſchiedenen Gangarten des Pulſes, deren ſie nicht weniger als 64 unterſcheidet. Früher war es in Perſien und in der Türkei dem Arzte, wenn er zu einer kranken Frau gerufen wurde, nur geſtattet, ihren Puls zu fühlen, doch iſt die Civiliſation jetzt auch dort ſo weit vorgeſchritten, daß er bei ernſter Erkrankung eine allgemeine phyſikaliſche Unterſuchung vornehmen darf. Nur einmal verlangte ein Prinz von mir, ich ſolle den Zuſtand ſeiner kranken Frau beurtheilen, während ſie, hinter einem Vorhang ſtehend, durch einen kleinen Ausſchnitt in demſelben ihre Hand hervorſtreckte: eine Zumuthung, die ich entſchieden zurückwies.

In außerordentlich übertriebenem Maße kommen Blutentleerungen zur Anwendung. Nicht nur, daß bei jedem Leiden mit katarrhaliſchem oder entzündlichem Charakter ein oder mehrere Aderläſſe (fæsd) verordnet werden, auch ohne alle Nöthigung pflegen die meiſten Leute wenigſtens jährlich zweimal, viele alle zwei bis drei Monate, ja jeden Monat einmal zur Ader zu laſſen. Sehr wenige Perſer — und zu ihnen gehört der jetzt regierende Schah — haben die Gewohnheit des öftern Blutlaſſens nicht angenommen, noch wenigere

entſagen ihr im vorrückenden Alter. „Chun dārem?“ („Habe ich Blut?“ d. h. „Soll ich zur Ader laſſen?“ iſt die ſtehende Frage an den Arzt. Auch in den letzten Monaten der Schwangerſchaft laſſen die Frauen häufig zur Ader, während ſie es in den erſten Monaten, beſonders gegen Ende des dritten für ſchädlich halten.

Das Zur-Aderlaſſen iſt Sache der Chirurgen oder Bader; der perſiſche Arzt hält dieſe Operation unter ſeiner Würde, und vom europäiſchen behaupten die Perſer, daß er ſie nicht verſtehe. Die Ader wird mittels einer ſehr feinen pfriemenartigen Lanzette (nischter) geöffnet, nachdem vorher der Oberarm mit einem dünnen Lederbändchen feſt geſchnürt und dem zu Operirenden, damit er die Finger bewege, eine Kugel in die Hand gegeben worden. Man hat beſondere Anzeichen für die Vena Basilica (bāsilik), Cephalica (keifāl), Salvatella, Saphena (sāfen) und Ranina. An Tagen, an welchen es nach Berechnung der Aſtrologen beſonders gut iſt, zur Ader zu laſſen, fließt in der Rinne vor den Barbierſtuben das Blut buchſtäblich in Strömen. In ſogenannten feuchten Krankheiten, z. B. bei Apoplexie, wo das Gehirn von Feuchtigkeit ergriffen ſein ſoll, iſt der Aderlaß verpönt, ebenſo beim eigentlichen Typhus (muhrege); beim typhoiden Fieber (mutbegeh) dagegen vorgeſchrieben. Von ſeiner nachtheiligen Wirkung beim Wechſelfieber, auch dem perniciöſen, habe ich mich vielfach überzeugt; ein unzeitiger Aderlaß genügt oft, das einfache Fieber in ein perniciöſes ausarten zu machen. Unſtreitig entſteht aus übel angebrachten wie aus zu häufigen Aderläſſen Blutleere, die ſich zu zeitweiliger Hautwaſſerſucht ſteigern kann, und es bedarf dann langer Zeit, ehe ſich die normale Blutmenge wieder einſtellt. Dazu kommt noch der beſondere Uebelſtand, daß die Bader das Reinigen der fortwährend im Gebrauch befindlichen Lanzette vernachläſſigen, und dadurch umſchriebene oder ausgedehnte Venenentzün-

dungen erzeugt werden; ein Aneurisma kam mir jedoch nicht vor.

Nicht minder wie die Anwendung der Aderläſſe wird die der Blutegel (zālu) übertrieben. Hat der Perſer Langeweile, ſo ſucht er irgendeinen ſchmerzenden Punkt an ſeinem Leibe auf, ſei es auch an der Naſenſpitze oder am Ohrläppchen, um ſich dort Egel anzuſetzen. Die Thiere finden ſich in großer Menge in den Süßwaſſerſümpfen am Kaſpiſchen Meer, von wo vor einigen Jahren viele nach Frankreich verſchickt wurden, und in der Nähe von Schiraz, fehlen aber ganz im öſtlichen Theile des Reichs. Ihr Preis iſt äußerſt gering; in den Straßen Teherans ziehen immer Leute aus Maſanderan umher mit dem Rufe „ai zālu!“ Wird ein ſolcher Verkäufer gerufen, ſo ſetzt er gleich die gewünſchte Anzahl ſelber an, wobei es ihm auf fünf bis zehn Stück mehr nicht ankommt. Als Mittel gegen die ſo häufig vorkommenden Augenleiden ſetzt man Blutegel an die Schläfe.

Es läßt ſich denken, daß auch die dritte Blutentziehungsmethode, durch Schröpfköpfe (hedschāmeh), mit Eifer benutzt wird. Zwiſchen den Schulterblättern iſt der Körper faſt jeden Perſers ganz von Striemen durchfurcht. Anfangs glaubte ich, dieſelben rührten von Ruthenſtreichen her, bis ich ſah, daß Streiche ausſchließlich nur auf die Fußſohlen ertheilt wurden, und nun Schröpfnarben in den Striemen erkannte. Das Verfahren iſt im ganzen Orient noch daſſelbe wie zu den älteſten Zeiten der Aegypter. Man macht die Schnitte mit einem Raſirmeſſer und ſtülpt ein Horn darüber, wodurch das Blut herausgezogen wird. Mit Bezug auf dieſes Verfahren lautet daher die Ordination des Arztes „ein bis drei Horn Blut“. Beſonders häufig wird das Schröpfen bei Kindern angewandt als beliebtes Mittel gegen Waſſerkopf und Congeſtionen. Außer zwiſchen den Schultern ſchröpft man auch an andern Theilen des Körpers, am Kreuz, um die Gelenke,

in der Milzgegend u. ſ. w., und ich muß ſagen, daß ich nur in zwei Fällen nachtheilige Folgen wahrgenommen habe. In beiden verwandelten ſich die Schnittwunden in ſyphilitiſche Geſchwüre. Man beſchuldigte den Dalak, daß er ſich unreiner Meſſer bedient habe. In der That waren an andern Körperſtellen keine Symptome von Syphilis zu bemerken. Da jedoch beide Fälle Frauen betrafen und mir nicht geſtattet wurde, die geheimen Theile zu unterſuchen, konnte ich den wirklichen Sachverhalt nicht authentiſch ermitteln.

Hautreize und Ableitungen ſind zwar hauptſächlich in der Thierheilkunde von Bedeutung, denn Glüheiſen und Haarſeil bilden faſt die einzigen Mittel gegen alle Krankheiten der Pferde und Maulthiere; doch gehören ſie auch, wenn ſchon nicht in ſo ausſchließlicher und ſo energiſcher Weiſe angewendet, zu den gebräuchlichen Curen am menſchlichen Körper. Sie werden ausgeübt durch den unblutigen Schröpfkopf, durch Tätowiren und Kneten der Haut, durch Haarſeil und Fontanelle.

Der unblutige Schröpfkopf (hadschâmeh bâdi), auch der Krug (kuze) genannt, beſteht in folgendem Verfahren: Man drückt einen Teig platt auf die betreffende Körperſtelle, legt ein angezündetes Kerzchen oder Stück Baumwolle darauf, und läßt dieſes unter einem darüber geſtürzten Krug von 3 — 4 Zoll Mündungsweite verbrennen. Infolge der hierdurch erzeugten Luftverdünnung ziehen ſich mit Blut unterlaufene Flecke in der Haut zuſammen, ſodaß ungefähr dieſelbe Wirkung erzielt wird wie mit der Junod'ſchen Ventouſe oder mit unſerm Senfpflaſter. Der Kuze wird bei Congeſtionen gegen den Kopf am Rücken, bei Kreuzſchmerzen in der Lendengegend, bei Amenorrhöe am Kreuz und an den Schenkeln applicirt. Auf dem Lande erſetzt man ihn durch Auflegen eines Breis von friſch zermalmter Ranunkel, der aber leicht ſchmerzhafte Blaſen zieht.

Das Tätowiren (chāl) iſt ein Lieblingsmittel der untern Volksklaſſen bei Geſchwülſten aller Art. Man durchſticht die Haut ähnlich wie beim Baunſcheitismus mit Nadeln und reibt Pulver in die feinen Oeffnungen. Heilerfolge habe ich davon nicht wahrgenommen.

Ueber das Kneten (dalk) des Körpers wurde bereits im elften Kapitel des erſten Theils das Nöthige geſagt.

Weit mehr als gegenwärtig von den europäiſchen Aerzten wird von den perſiſchen die Fontanelle (dāgh) als Heilmittel geſchätzt. Man brennt mit dem glühend gemachten Knopf eines Ladeſtocks eine hinlänglich tiefe Wunde und legt, um ſie offen zu erhalten, die erſten Tage ein Wachskügelchen, ſpäter ein bis zwei Küchererbſen hinein. Am gebräuchlichſten iſt das Legen der Fontanelle an einem Oberarm oder an beiden zugleich; doch legt man ſie, zur Bekämpfung örtlicher Leiden, auch an verſchiedenen andern Körpertheilen: an den Schläfen, der Stirn und dem Hinterkopf gegen Augen- und Kopfleiden, unter dem Schlüſſelbein gegen Bruſtbeſchwerden, am Wadenbein gegen Hüftgicht, in der Magengrube, der Milz- und Lebergegend gegen Leiden dieſer Organe. Nach ſo vielen glänzenden Beiſpielen von vorzüglicher Wirkung der Fontanelle, wie ich ſie in Perſien geſehen, kann ich nicht anders als ihr einen ſehr hohen mediciniſchen Werth zuerkennen. Merkwürdig bleibt mir namentlich ein Fall aus der dortigen Praxis. Mahmud Chan, eine Zeit lang Geſandter in St.-Petersburg, litt an außerordentlich heftiger Migräne, die ihn mehrere Tage der Woche zu jeder geiſtigen Arbeit unfähig machte. Nachdem alle Mittel ſich erfolglos gezeigt hatten, ward er durch eine Fontanelle am Arm faſt ganz von dem Leiden befreit. So oft aber der Verſuch gemacht wurde, die Wunde zu ſchließen, ſtellte ſich das Uebel mit der alten Heftigkeit wieder ein. Völlig irrationell mag die Fontanelle am Wadenbein gegen Hüftgicht erſcheinen, und

doch laſſen ſich auch hier die zahlreichen guten Erfolge nicht wegleugnen.

Seltener bringt man bei Menſchen ſtatt der Fontanelle das Haarſeil zur Anwendung. Es wird faſt immer im Nacken getragen und leiſtet bei ſchweren Augenübeln vortreffliche Dienſte. Ich habe mich in meiner Praxis mit Vorliebe desſelben bedient, weil ich ſeine gute Wirkung, und zwar nicht blos in der Augenklinik, ſondern auch bei verſchiedenen andern Leiden, z. B. bei einſeitiger Lähmung, durchaus beſtätigt fand.

VIII.

Narkotika, Gifte und Gegengifte.

Haſchiſch. Opium. Taback. Stechapfel. Bilſenkraut. Alraunwurzel. Taſtwurzel. Brechnuß. Eiſenhut. Bittermandelöl. Thee. Kaffee. Wein. Branntwein. Bier. Kumiß. Arſenik. Erden. Mumiaï. Bezoar.

„Raum und Zeit ſind es, in denen ſich der Menſch bewegt, in dieſen liegen ſeine Freuden und ſeine Leiden; er ſucht das Beſſere, er ahnt das Unendliche, er wird jedoch durch zeitliche und räumliche Verhältniſſe an die Wirklichkeit gemahnt, er ſtrebt daher nach Mitteln, welche ſie ihn vergeſſen machen, dieſe findet er in den Narkoticis. So begeht er einen momentanen Selbſtmord mit dem angenehmen Gefühle des Schlafens, Träumens und — Erwachens.“ — Mit dieſen Worten erklärt Profeſſor Unger in ſeinen „Botaniſchen Streifzügen“ ſehr wahr und treffend den Hang ſo vieler Menſchen, ja ganzer Völkerſchaften zum Genuß betäubender Stoffe. Namentlich die orientaliſchen Völker haben von jeher dieſem Hange gefröhnt, und emſig forſchten ſie ſtets nach narkotiſchen Kräften in den ihnen erreichbaren Naturproducten. Es erregte daher durchaus kein Aufſehen bei den Perſern, als ich im Jahre 1852 zuerſt mit Aether und Chloroform daſelbſt debutirte.

Nachſtehend theile ich die Erfahrungen und Beobachtungen mit, welche ich über die in Perſien gebräuchlichſten Narkotika geſammelt habe.

Haſchiſch,

d. h. das Kraut, iſt der allgemeine Name für die Blätter der Canabis indica (perſ. shâhdânen, Königskorn, arab. cânâb). Speciell heißen die Blätter im Naturzuſtande beng, als Präparat, zu Pillen und Kugeln geknetet, tschers. In Bezug auf ſeine Wirkungen gibt man dem Haſchiſch verſchiedene Beinamen, als: Fröhlichkeitserreger, Geſchlechtserwecker, Troſt der Betrübten, Myſterium u. ſ. w.

Die Pflanze, unſerm Hanf ſehr ähnlich, nur kräftiger entwickelt, wird aus Samen gezogen. Sie gedeiht faſt in allen Gegenden Aſiens, in Hindoſtan, Kaſchmir, Bengalen, Fars, Irak, Damaskus, doch genießt das Haſchiſch von einzelnen Provinzen und Orten, z. B. das von Afghaniſtan und Kaſchmir, den Vorzug, weil die Bewohner mehr Sorgfalt auf den Anbau verwenden und ſich beſſer auf die Präparation des Tſchers verſtehen. Um Teheran bauen Derwiſche einige Felder mit Canabis indica. Das beſte Beng kommt von Herat; es wird nicht öffentlich feilgeboten, ſondern durch Afghanen und Derwiſche in großen blaßgrünen, etwa 2 — 3 Unzen ſchweren Kugeln unter der Hand verkauft, während das Tſchers, von ſchwarzbrauner Farbe und gewöhnlich in Päckchen zu ½ Drachme, in den Bazars zu haben iſt. Miſcht man geriebene Tſchersblätter unter friſche Milch und buttert dieſe, ſo erhält man das Bengöl (rugan-e-beng), ein ſehr ſtarkes Haſchiſchpräparat. Tſchers berauſcht am ſchnellſten, wenn es, auf das Kohlenbecken des Nargileh gelegt, in Dampfform eingeathmet wird. Es kann länger als Beng aufbewahrt werden, ohne durch Verdünſtung ſeine Kraft einzubüßen.

Die erſten Verſuche im Genuß des Haſchiſch bringen,

wie die erſten Studien im Tabackrauchen, peinliche Körperzuſtände hervor, ſodaß Europäer, welche die Wirkung des Haſchiſch an ſich ſelber kennen lernen, gewöhnlich nicht eben angenehme Empfindungen davon verſpüren. Fortgeſetzte Uebung befähigt aber den Organismus zur Aufnahme des Giftes, ohne daß bei mäßigem Gebrauch Abnahme der Verſtandeskräfte und des Zeugungsvermögens oder directe Lebensverkürzung nothwendige Folgen ſind. Im Gegentheil gilt es als ausgemacht, daß gewohnheitsmäßiges Tſchersrauchen, wenn die gehörigen Schranken eingehalten werden, lebhafte Geſichtsfarbe, geſunden Appetit und vermehrte Potenz erzeuge, daß es die Phantaſie anrege, zu Heiterkeit und Frohſinn ſtimme und dem Geiſt eine gewiſſe Schwungkraft verleihe. Faſt alle Afghanen rauchen täglich Tſchers, und ſie ſind in der Mehrzahl aufgeweckte, muntere, tapfere und entſchloſſene Leute. Der beſte lebende Dichter Perſiens, Hekim Kani, inſpirirte ſich jeden Tag durch Wein und Haſchiſch.

Ebenſo gewiß aber wirkt der übertriebene Genuß deprimirend auf den Körper wie auf den Geiſt. Das Geſicht wird fahl, das Auge matt und ſtier, das Blut verdirbt, Appetit und Potenz nehmen ab, „die Gehirnmaſſe trocknet aus“ („ſein Gehirn iſt feucht“ heißt: er iſt bei Laune, aufgelegt, heitern Sinnes; „ſein Gehirn iſt trocken“ will ſagen: er iſt dumpfen, blöden Geiſtes); Niedergeſchlagenheit, Unluſt, Zaghaftigkeit (dschebun), Mangel an Energie und Willenskraft kennzeichnen den Bengeſſer (benghi), er endet in Melancholie und Blödſinn.

Das Maximum einer einmaligen Doſis, das der Körper, ohne unmittelbar vergiftet zu werden, ertragen kann, dürfte wol ſein: von Tſchers 8 Gran, von Beng ½ Drachme in einer Schale Milch, von Bengöl höchſtens 4 Gran.

Eine eigenthümliche Wirkung des Haſchiſch ſind die Viſionen und Sinnestäuſchungen. Das Auge des Berauſchten

ſieht, ſein Ohr hört anders. Ein kleiner Stein im Wege erſcheint ihm als gewaltiger Felsblock, den er mit hocherhobenem Bein zu überſchreiten ſucht, ein ſchmales Rinnſal als breiter Strom, er begehrt ein Schiff, das ihn ans andere Ufer trage; die menſchliche Stimme ſchallt ihm wie Donnergeroll ins Ohr. Er glaubt, Flügel zu haben und ſich über die Erde erheben zu können. Von ſolchem durch Bengrauſch erzeugten Wahne befangen, ſtürzte ein Unglücklicher in den Stadtgraben; mir war es beſchieden, ſeinen Flügel, nämlich das gebrochene Bein wieder zuſammenzuheilen.

Zu allen Zeiten haben religiöſe und politiſche Sektirer im Orient dieſen Zuſtand einerſeits der Ekſtaſe, andererſeits der Täuſchung und Willenloſigkeit benutzt, ſowol um ihre eigene Phantaſie bis zu Viſionen zu ſteigern, als auch um neue Anhänger und Neophyten zu gewinnen, und man kann behaupten, daß an den Revolutionen, welche die muſelmaniſche Welt von Hindoſtan bis Marokko und Timbuktu erſchütterten, das Haſchiſch einen weſentlichen Antheil hatte. Nachweisbar iſt ein ſolcher Einfluß bei der Sekte der Ismaeliten, welche im Jahrhundert der Kreuzzüge unter Führung des Haſſan Sabah von Alamud, des ſogenannten Alten vom Berge, ihr Weſen trieben, und bei der in neueſter Zeit aufgetretenen Communiſtenſekte der Babis.

Alle Derwiſche ohne Ausnahme ſind dem Tſchersrauchen ergeben, woraus ſich vieles in ihrem abſonderlichen Gebaren erklärt, ihr Cynismus, ihre Exaltationen, die blinde Folgſamkeit und Verehrung der Jünger (Murid) gegen ihre Obern (Murſchid), deren Speichel ſie ſogar als geheiligte Reliquie bewahren. Sonſt gilt häufiger Genuß des Haſchiſch in der öffentlichen Meinung für ein Laſter, und nur wenige Männer, noch weniger Frauen wagen es, demſelben zu fröhnen, ſtets aber im geheimen und in nächtlicher Verborgenheit. Leider hat durch die vielen Afghanen, welche infolge der Be-

ziehungen zu Herat nach Teheran gekommen ſind, der Gebrauch des Tſchers in jüngſter Zeit daſelbſt an Ausbreitung zugenommen.

In der Medicin wird das Beng von den perſiſchen Aerzten faſt nur beim Tripper angewandt. Sie geben in den erſten drei Tagen, ehe ſie zu Cubeben und Terebinthina sakkes übergehen, je ½ Drachme in Milch, um die Aufregung und Entzündung zu mäßigen. Die Aerzte Hindoſtans hingegen ſchreiben dem Beng-Electuarium ſogar eine lebensverlängernde Wirkung zu.

Ueber die anäſthetiſche (in Fühlloſigkeit verſetzende) Eigenſchaft des Bengöls machte ich eine ſeltſame Beobachtung. Im Herbſt 1852 kam ein gemeiner Derwiſch, der an Unterlippenkrebs litt, in meine Klinik. Ich beſtellte ihn auf den folgenden Tag und ſchlug ihm vor, ſich anäſthetiſiren zu laſſen. Er erwiderte, daß er kommen wolle, allein eines daru bihuschi (Anäſthetikums) bedürfe er nicht. Wirklich kam er des andern Morgens. Sein Auge war ſtier, ſein Geſicht bleich, kühl und verfallen, mit dem Ausdruck völliger Apathie. Ich ſchritt zur Operation. Wegen ausgebreiteter Entartung war ich gezwungen, die Schnitte bis zum Zungenbein fortzuſetzen und die Haut abzupräpariren. Er äußerte keinen Schmerzenslaut. Als ich aber, beinahe fertig, nur das Degenerirte abtragen und die Nähte anlegen wollte, erhob er ſich auf einmal mit dem Ausruf: „Welches Recht habt Ihr auf meinen Hals?“ (was maßet Ihr Euch an?) und verließ plötzlich den Saal. Ich ſah ihn nie wieder. Meine Schüler lachten und ſagten: „Es war ein Benghi.“

Den Chineſen ſcheint der Gebrauch der Canabis indica, von ihnen Ma-jao genannt, als Anäſthetikum ſchon in den älteſten Zeiten bekannt geweſen zu ſein, doch miſchten ſie zu dem Zweck andere narkotiſche Mittel bei, als Murisca cochin-

chinensis, mehrere Arumarten, Datura stramonium, Hyoscyamus und Aconitum ferox.*)

Opium (Teriak).

Die Opiumpflanze (chäsch-chäsch oder cäcnär) gedeiht in Perſien nicht ſüdlicher als bis Rages (Ray, 35°) und ebenſo wenig in den nördlichen Hochebenen. Man unterſcheidet nach den Orten des Anbaues folgende Sorten: 1) Teriak-e-Arabiſtani aus der Umgegend von Schuſchter und von Disful (dem bibliſchen Schuſchan), die ſtärkſte Sorte; 2) T. Mähan, bei Kirman gebaut, ſehr kräftig; 3) T. Heſtdeſt, um Iſpahan; 4) T. Yezd; 5) T. Iſpahan aus unmittelbarer Nähe der Stadt; 6) die ſchlechten Qualitäten aus Schahabdulazim, Kaſchan, Kum, welche in hellbraunen Stängelchen in den Bazaren verkauft werden und ſehr mit Pflanzenreſten und Amylum verfälſcht ſind; 7) eine ſehr ſtarke Sorte von dunkelbrauner Farbe aus der Gegend von Sari und Balafruſch in Maſanderan am Kaſpiſchen Meere.

Der Gebrauch des Opiums iſt allgemein, er iſt nicht verboten, nicht entehrend, wie der des Haſchiſch, ſondern öffentlich gebilligt. Faſt jeder Perſer, der die Ausgabe erſchwingen kann, nimmt wenigſtens einmal des Tags eine Opiumpille. Beſonders viel Opium wird in den Marſchländern des Kaſpiſchen Meeres conſumirt, weil man glaubt, daß ſeine austrocknende Eigenſchaft dem ſchädlichen Einfluß der dort herrſchenden Feuchtigkeit entgegenwirke. Schah Abbas II. wollte das Verbot des Weins ſtreng aufrecht erhalten; infolge deſſen griff aber der Genuß des Opiums (cäcnär und Syrupus diacodii) in der Armee dermaßen um ſich, daß er ſich genöthigt ſah (1621), das Verbot wieder zu mildern, wogegen er nun Verkäufer wie Käufer von Cacnar mit dem Tode beſtra-

*) Arbeiten der kaiſerlich-ruſſiſchen Geſandtſchaft zu Peking (Berlin 1858), II, 467.

ſen ließ (Della Valle, II, 108). Doch ſcheint dieſe Verordnung nicht von langer Dauer geweſen zu ſein.

Opium wird in verſchiedenen Geſtalten und Miſchungen genoſſen: entweder rein; oder, mit Maſtix, Rheum, Asa foetida verſetzt, in Form von Pillen (hab-e-nischād, Frohſinnspille), oder als Latwerge, Barſch genannt, wenn mit Hyoscyamus, weißem und ſchwarzem Pfeffer, Pyrethrum, Safran vermiſcht; als Electuarium Mithridatis, welches jedoch nicht mehr ganz nach dem alten Recept hergeſtellt werden kann, da mehrere der dazu gehörigen Ingredienzen jetzt unbekannt ſind, am geſuchteſten iſt die unter Feth-Ali Schah für den Hof erfundene Miſchung; als Electuarium Andromachi (teriak e-fāregh); als Electuarium Fuluniā (Philonia); oder als Syrupus diacodii (scherbet-e-chāschchāsch), aus dem durch Einſchnitte gewonnenen Saft unreifer Mohnköpfe bereitet; als Cacnar, gekochte und mit Sirup eingeſottene Mohnköpfe.*) Alle die verſchiedenen Präparate werden mit großer Sorgfalt im Hauſe bereitet. Einſt wurde ich, vor der Wohnung eines hohen Beamten in Teheran vorbeireitend, hineingerufen, um die Beſichtigung einer Leiche vorzunehmen. Der Todte war ein Diener, der von den zur Bereitung des Barſch hingeſtellten Säften und Droguen ſo viel genaſcht hatte, daß er kurz darauf verſchied.

Zu mediciniſchen Zwecken dient das Opium bei Diarrhöen, Zahnſchmerzen, Ohrenflüſſen, Bronchialkatarrhen, rheumatiſchen Leiden, chroniſchen Augenentzündungen, Koliken, Blaſenkatarrh u. ſ. w. Säuglingen wird es ſehr häufig in Form von Scherbet Chaſch-chaſch gereicht. Am zuträglichſten für

*) Papaver Rhœas findet ſich häufig in Gärten und wird auch ſeiner ſchönen Blumen halber unter dem Namen lāleh (Tulpe) und schekāik cultivirt, doch nicht mediciniſch verwendet, ebenſo wenig wie die vielen andern Papaverarten.

die Geſundheit, beſonders nach zurückgelegtem 40. Lebensjahre, gilt es, regelmäßig früh und nachmittags eine kleine Pille zu nehmen und eine Taſſe Thee oder heißes Zuckerwaſſer (kând-dâg) darauf zu trinken. Auf dieſe Weiſe ſoll das Opium ſowol vor übermäßiger Fettleibigkeit als vor Magerkeit bewahren, überhaupt eine gewiſſe Aufgewecktheit und Friſche des Geiſtes und Körpers erzeugen. Man beruft ſich dabei auf das Beiſpiel der edeln arabiſchen Pferde, welche, wenn noch ſo ſehr ermattet, durch eine Gabe Opium zur Fortſetzung des Marſches vermocht werden. Die arabiſchen Pferde ſind allerdings ſo ſehr an das Opium gewöhnt, daß ſie zur beſtimmten Zeit unruhig werden, mit den Füßen ſtampfen und ſcheu um ſich ſchauen, bis ihrer Gewohnheit genügt wird. Auch die Menſchen fühlen ſich um die gewohnte Opiumzeit durch Beklemmung, Unruhe und Ermattung an die Pille gemahnt. Daher führt der Perſer von Stand ein kleines ſilbernes Döschen mit vergoldeten oder verſilberten Opiumpillen bei ſich, zum eigenen Gebrauch und um andern davon anbieten zu können. Selbſt in ſchweren und acuten Krankheiten wird dem bewußtlos daliegenden Patienten zur Opiumzeit die gewohnte Pille in den Mund geſtopft, weil man von Unterbrechung der Gewohnheit zu große Nachtheile befürchtet; auch pflegt der Kranke um dieſe Zeit eine ungewöhnliche Aufregung kundzugeben, welche ſich durch das Opium beſchwichtigt. Die mit Maſtix, Rheum und Asa foetida gemiſchten Pillen ſind ſehr beliebt, da ſie weniger Hartleibigkeit verurſachen. Am Barſch hingegen fürchtet man ſeine erhitzenden und heftig narkotiſchen Eigenſchaften. Das Electuarium Mithridatis gilt nebſt dem Bezoarſtein und dem perſiſchen Erdpech (mumiâi) als das beſte Antidotum gegen Gifte aller Art, vorzüglich Schlangen- und Skorpiongift, und nur deshalb nicht für unfehlbar, weil man es nicht mehr in voller Echtheit herzuſtellen wiſſe. Der Sirup Chaſch-chaſch dient

als vorzügliches Mittel gegen Erkältungskrankheiten, Katarrhe und Halsentzündungen. Opium in ungewogenen Stücken nach beiläufigem Augenmaß zu nehmen, wird für gemeine Schlemmerei angeſehen. Im Faſtenmonat Ramazan iſt der Opiumgenuß während des Tages unterſagt: eine beſonders ſchwere Entbehrung; es wird aber nach Sonnenuntergang und vor Tagesanbruch eine Pille genommen.

Mag der Perſer auch 40, 50 Jahre lang Opium genießen, er ſteigt doch ſelten in der Quantität, die im Durchſchnitt 1 — 2 Gran täglich beträgt, ſodaß eine Perſon im Monat 1 — 1½ Müskel (60 — 100 Gran) verbraucht. In den feuchten Niederungen am Kaſpiſchen Meer pflegt die tägliche Doſis doppelt ſo ſtark, 3 — 4 Gran, zu ſein. Mit ſolcher Regelmäßigkeit genoſſen, auch ſelbſt bei einer langſamen Erhöhung der Doſis, äußert das Opium keine verderbliche Wirkung auf den Organismus; es erzeugt keine Störung der geiſtigen und körperlichen Functionen, ausgenommen etwa öftere Verſtopfung, ſeltener Erſchlaffung des Unterleibs, trägt weder zur Stärkung noch zur Schwächung der geſchlechtlichen Potenz bei und verhält ſich ebenſo indifferent Zuſtand des Schlafens oder Wachens. Vom 40., am Kaſpiſchen Meer vom 35. Lebensjahre an ſoll der Genuß noch weniger nachtheilig ſein als in früherm Alter, ja die Perſer behaupten, vom 50. Jahre an müſſe man Opium nehmen, um ſeine Kraft und Friſche zu bewahren und ein hohes Alter zu erreichen. Ich kannte in der That Greiſe von 60 — 90 Jahren, welche bereits ſeit einem halben Jahrhundert ihre tägliche Portion Opium zu ſich genommen hatten.

Neben der Kleinheit der Doſis und ihrer Gleichheit oder doch nur ganz allmählichen Steigerung iſt es vor allem das ſtrenge Einhalten derſelben Tagesſtunde, was die Unſchädlichkeit des regelmäßigen Opiumgenuſſes erklärt. Den Perſern kommt dabei ihr eigenthümliches orientaliſches Phlegma

zu ſtatten, während der Europäer, weil er mit ſeinem lebhaftern, unruhigern Temperament ſich nicht Jahr aus Jahr ein an die feſtgezogene nothwendige Schranke zu binden vermag, bald die Doſis vermehrt, bald gar zum Morphium greift, namentlich aber der Verſuchung nicht widerſteht, zu andern als den beſtimmten Stunden des Tages oder der Nacht das Narkotikum zu nehmen, durch fortgeſetzten Opiumgenuß Geſundheit und Leben aufs Spiel ſetzt. Ebenſo verfallen die Derwiſche und Fakire, welche ein umherſchweifendes müßiges Leben führen, faſt alle der Unmäßigkeit; ſie werden Teriakhi, d. i. Opiumeſſer und Opiumraucher von Profeſſion, und befinden ſich in fortwährender, Körper und Geiſt zerſtörender Narkoſe. In meiner Gegenwart verſpeiſte ein Derwiſch nicht weniger als 6 Stangen, nahe an 7 Drachmen Opium auf einmal.

Die Entwöhnung von Opium nach jahrelangem Gebrauch kann ebenfalls ohne nachtheilige Folgen geſchehen; nur muß der Uebergang ein ſehr langſamer und allmählicher ſein. Manchen allerdings iſt der Genuß dermaßen zum Bedürfniß geworden, daß der ganze Organismus krankt, bis ſie wieder zur alten Gewohnheit zurückkehren.

Perſonen, deren Körperconſtitution das Opium ganz widerſtrebte, die beim mäßigſten Gebrauch deſſelben abmagerten und an hartnäckiger Leibesverſtopfung oder Schlafloſigkeit litten, fand ich ſehr wenige. Dagegen gibt es Individuen, die es ohne Beeinträchtigung ihrer Geſundheit auf 20 — 30 Gran per Tag bringen und eine Reihe von Jahren dabei aushalten. So erzählt Sir John Malcolm, der gründlichſte Kenner iraniſcher Zuſtände, in ſeinen „Skizzen aus Perſien" folgenden Fall: „Ich hatte an dieſem Tage das Vergnügen, mit meinem alten Freunde Mohamed Riza Chan Byat zuſammenzutreffen, der aus Schiraz zugereiſt kam. Er galopirte keck wie ein Jüngling auf mich zu und rief ſchon

aus der Ferne ein Willkommen. Kaum traute ich meinen Augen, als ich ihn jünger ausſehend und flinker als vor zehn Jahren vor mir ſah; denn er conſumirte ſchon damals eine Quantität Opium, welche nach Ausſage meines Arztes hinreichend war, um 30 des Opiums ungewohnte Perſonen zu tödten. Ueberzeugt, daß der alte Häuptling, den ich ſehr hoch achtete, durch ſo maßloſen Opiumgenuß ſich in kurzer Zeit den Tod zuziehen müſſe, hatte ich meinen Arzt veranlaßt, ihm dringend davon abzurathen. Nach der erſten Begrüßung fragte er mich ſogleich, ob ich den Doctor bei mir habe. Auf meine Antwort, daß derſelbe gegenwärtig in Hindoſtan beſchäftigt ſei, erwiderte er lächelnd: «Das thut mir leid, ich hätte ihm gern gezeigt, daß die chriſtlichen Aerzte, obwol ſie durch Curen an Blinden und Lahmen Mirakel wirken, doch keine wahren Propheten ſind; er prophezeite mir vor zehn Jahren, wenn ich nicht vom Opium ließe, müßte ich ſterben. Nun, ich habe, ſeitdem er mir mein nahes Ende vorausſagte, die tägliche Doſis nicht nur nicht verringert, ſondern auf das Vierfache erhöht, bin aber dabei achtzig Jahre alt geworden und fühle mich ſo friſch und kräftig, wie man es in ſolchem Alter irgend ſein kann.» Bei dieſen Worten zog er eine Büchſe hervor und ſteckte eine ungezählte Handvoll Pillen in den Mund, ſpöttiſch ausrufend: «O wäre doch mein Freund der Doctor zugegen!»“

Einen andern Fall kenne ich aus eigener Anſchauung. Der Muſchtehid Hadſchi Mulla Zadik, ein Freund und Gönner von mir, erreichte das ſeltene Alter von 115 Mond-, ungefähr 111 Sonnenjahren. Während eines großen Theils ſeines Lebens hatte er täglich gegen 4 Gran Opium geſchluckt und in der letzten Zeit ſo wenig Nahrung zu ſich genommen, daß er dem Opium allein ſeine Erhaltung zuſchrieb. Noch ein Jahr vor ſeinem Tode ſah ich ihn voll Würde und mit ungebeugtem Rücken einer Madſchles (Verſammlung) präſidiren;

er beſaß noch Geiſteskraft genug, um mir in einer lebhaften Discuſſion die Vorzüge des Islam auseinanderzuſetzen.

Nach alledem könnte man wol vom Opium, das conſequente Feſthalten an der gewohnten mäßigen Doſis vorausgeſetzt, ebenſo wie vom Kaffee ſagen: wenn es ein Gift iſt, ſo muß es doch ein ſehr langſam wirkendes ſein.

Unbedingt von ſchlimmen Folgen iſt das Opiumrauchen, um ſo mehr, da der Dampf nicht durch das Nargileh, welches einen großen Theil der Alkaloide im Waſſer zurückhält, ſondern durch die kurze türkiſche Pfeife eingeſogen wird. Es iſt in Perſien bei weitem weniger verbreitet als in der Türkei; durch die öffentliche Moral verdammt, wird es nur ausnahmsweiſe und in tiefſter Verborgenheit geübt. Nach kurzer Zeit zeigen ſich an dem Opiumraucher die bekannten Symptome der chroniſchen Narkoſe: eingefallenes Geſicht, ſtierer Blick, ſtrohgelbe Geſichtsfarbe, ſchlotternder Gang, Schlaf- und Appetitloſigkeit, geiſtige Erſchlaffung, confuſes Denken, zuletzt wirklicher Irrſinn.

Als acutes Gift wird Opium namentlich von Selbſtmördern gebraucht. Wie bei allen an ein unabänderliches Fatum glaubenden Völkern iſt bei den Perſern der Selbſtmord zwar nicht eben häufig, aber er kommt doch dann und wann vor. Auffallend dazu geneigt ſind Neger und Negerinnen. Das Rettungsverfahren bei acuter Opiumvergiftung beſteht im Darreichen von Brechmitteln und ſtarkem ſchwarzen Kaffee unter beſtändigem Rütteln des Körpers und Beſpritzen deſſelben mit kaltem Waſſer. Damit die noch unverdaut im Magen liegenden Opiumſtücke mit fortgehen, thut man gut, vor dem Brechmittel etwas Wein zu geben. Ich behandelte das zehnmonatliche Kind des königlichen Secretärs Mirza Abbas Munſchi, dem eine Negerin aus Rache gegen die Mutter 9 Opiumpillen in den Mund geſtopft hatte. Als ich gerufen wurde, lag es bereits, blau und mit verengter Pu-

pille, im Zuſtande der Betäubung, fuhr aber trotzdem von Zeit zu Zeit mit den Händchen an die Naſe; denn heftiges Jucken der Naſe gehört zu den nie fehlenden Symptomen der Vergiftung. Zum Glück unterſuchte ich die Mundhöhle und konnte noch 4 ganze Pillen daraus hervorziehen. Sofort gab ich ſtarke Doſen Tartarus emeticus, aber es wollte ſich kein Erbrechen einſtellen. Da flößte ich dem Kinde zwei Löffel Wein in den Mund und ſchaukelte es zwiſchen meinen Füßen. Es erbrach ſich reichlich, der Magen ſtieß die unverdauten Stücke aus, Klyſtiere und kalte Beſpritzungen thaten das übrige, und in drei Tagen war alle Gefahr beſeitigt.

Gute Dienſte leiſtet anhaltender Gebrauch von Opium bei Schleimflüſſen und Katarrhen der Schleimhäute; ſogar Kinder läßt man es gegen dieſe Uebel monatelang nehmen. Vor der Cholera ſchützt es nicht; während der Krankheit ſelbſt kann man zwar durch ſehr ſtarke Gaben das Erbrechen hemmen, ſelten iſt aber damit etwas gewonnen, ja man muß fürchten, daß den ſonſtigen Choleraſymptomen die der Opiumvergiftung hinzutreten. Bei Intermittensanfällen vermag es wol die Gewalt des Paroxysmus abzuſchwächen, doch pflegt dann der nächſte Anfall deſto heftiger zu ſein. Gegen Diarrhöen und Dysenterien findet Opium keine Anwendung, nur in einigen Gegenden am Kaſpiſchen Meer ſoll es in Verbindung mit Kalomel gegeben werden.

Yezd und Iſpahan treiben nicht unbedeutenden Ausfuhrhandel mit Opium nach Hindoſtan und der Türkei.

Taback.

Die Tombakipflanze iſt eine unſerm Taback ſehr ähnliche, roſa blühende Nikotiana. Nach dem Dafürhalten der Perſer wäre ſie ein einheimiſches Gewächs; allein dem widerſpricht der Umſtand, daß in keinem ältern phormokologiſchen Buche und in keiner Dichtung aus älterer Zeit ihrer Erwähnung

geſchieht, und auch der Name deutet auf fremdländiſche Abkunft hin. Sie ſcheint einen etwas ſalzigen Boden zu lieben; wenigſtens ſah ich in der Nähe von Tombakipflanzungen immer viele Salſolen wuchern. Nördlicher als 34° gedeiht ſie nicht im Tafellande Iraks, ebenſo wenig kommt ſie in den feuchten Marſchländern am Kaſpiſchen Meere fort. Der höchſte Punkt, wo ich ſie fand, iſt Aſepas, auf einer Hochebene zwiſchen Schiraz und Iſpahan gelegen. Es war am 26. Juli, als ich den Ort paſſirte; das Thermometer zeigte als Maximum der Tagestemperatur 24°, Waſſer kochte bei 93°. Indeß zweifle ich, daß die Pflanze dort zur Reife gelangt, denn die Blütenknospen waren noch nicht einmal angedeutet.

In der Provinz Laar, ſüdlich von Schiraz, wächſt die beſte Sorte, der Tambäkü Schirazi. Er hat viel Aroma und gewinnt durch das Alter an Güte; 1 Man (5⅓ Pfund) koſtet in Teheran ⅔ Dukaten. Der größte Theil wird im Lande conſumirt, das übrige geht nach Konſtantinopel, auch nach Petersburg und dem Kaukaſus. Als zweite Sorte gilt das Gewächs von Iſpahan, das weniger aromatiſch iſt, Kratzen im Halſe verurſacht und ſich nicht lange aufbewahren läßt. Andere Sorten, wie die von Kaſchan, Yezd u. ſ. w., werden nur von den ärmern Klaſſen geraucht oder nach Bagdad und Konſtantinopel verkauft. Die Ausfuhr iſt beträchtlich und hat namentlich ſeit dem Krimkriege zugenommen, weil ſeitdem der perſiſche Taback auch in Europa beliebt wurde; ſie erreicht einen jährlichen Werth von 2 — 300000 holl. Dukaten.

Anfangs Mai legt man zu Iſpahan den Samen ziemlich dicht in die Erde. Nach Verlauf eines Monats werden die etwa 3 Zoll hohen Pflänzchen ausgehoben und weitläufiger in Beete, ähnlich unſern Kartoffelbeeten, verſetzt, die zu beiden Seiten von tiefen Furchen zum Zweck der Bewäſſerung eingefaßt ſind. Allzu viel Näſſe ſcheint die Pflanze nicht zu

vertragen. Gegen Ende Juni ſah ich bereits Stauden von 1½ Fuß Höhe. Man läßt nur ſieben bis neun Blätter an einer Staude ſtehen, entfernt das übrige Kraut und kappt Mitte Juli auch die Blüten, ausgenommen natürlich an den zu Samen beſtimmten Pflanzen. Im Herbſt werden die Blätter abgenommen, getrocknet und zu Kuchen gepreßt. Die mittlern Blätter, zwiſchen den Wurzel- und den Blütenblättern, geben die beſte Qualität.

Aus einer gewöhnlichen Pfeife kann der Tombäkü ſeines ſtarken Nicotingehalts und des unangenehmen ſcharfen Geſchmacks wegen nicht geraucht werden; man bedient ſich des unter dem Namen Nargileh — von nārdschil, die Kokosnuß, weil eine ſolche oder ein Kürbis häufig als Waſſergefäß dazu benutzt wird — bekannten Apparats, wofür übrigens in Perſien der Name Kaelian, der das eigenthümlich brodelnde Geräuſch bezeichnet, gebräuchlicher iſt. Die Tombäkükuchen werden klein geſtampft und die Blättchen dann geſiebt, um ſie von den Stengeln und Rippen zu befreien, da dieſe Theile beſonders ſcharf und narkotiſch ſind und beim Verbrennen einen penetranten brenzlichen Geruch entwickeln, daher nur die ärmſten Klaſſen ſich an ihnen delectiren. Etwa 2 Drachmen des durchgeſiebten, mit Waſſer angefeuchteten und tüchtig durchgekneteten Tabacks legt man auf den mit Gips gefütterten Schlot (ser-e-ḳæliān) des Nargileh und bedeckt die Maſſe mit gut ausgeglühten oxydfreien Kohlen, ſodaß ſie ganz langſam und nur unvollkommen verbrennt. Von dem Schlot geht ein Rohr bis auf den Boden eines zur Hälfte mit Eiswaſſer gefüllten flaſchenförmigen Gefäßes herab; ein anderes, ſchief aufſteigendes, welches als Mundſtück dient, mündet im freien Raum oberhalb der Waſſerfläche. Indem auf dieſe Weiſe der Dampf das Waſſer durchzieht, kühlt er ſich ab und verliert einen Theil ſeiner narkotiſchen Kraft. Das Waſſer in dem Gefäß muß natürlich oft erneuert werden, denn es

ſättigt ſich ſchnell mit ſcharfen Atomen, die es dann dem durchgehenden Rauch wieder mittheilt. Beim Volk gilt dieſes mit Nicotin geſchwängerte Waſſer als das beſte Brechmittel, namentlich in aſthmatiſchen Leiden. Der Apparat iſt gewöhnlich reich verziert und mit großem Luxus ausgeſtattet, und in vermögenden Häuſern werden eigene Diener gehalten, welche ſich ausſchließlich mit Reinigung und Putzen deſſelben, mit Zurechtmachen, Darreichen und Anrauchen des Nargileh zu beſchäftigen haben.

Faſt ſo unentbehrlich wie Speiſe und Trank dünkt dem Perſer das Nargileh. Sei er allein, oder ſei es beim Abſchluß eines Geſchäfts, bei der Discuſſion, beim Empfang und Abſchied von Beſuchen, bei öffentlichen Ceremonien, nie darf das Nargileh fehlen. Jedem Gaſte wird es gereicht; es einem Fremden nicht anbieten, heißt ihn beſchimpfen. Nur dürfen die Familienglieder in Gegenwart des Chefs der Familie nicht rauchen, ohne ſpeciell von ihm, was ſehr ſelten geſchieht, dazu aufgefordert zu ſein. Läßt man dem Gaſt zum dritten mal das Nargileh reichen, ſo iſt dies ein Wink, daß er ſich entfernen möge. Hochgeſtellte Perſonen pflegen das dritte Nargileh ſelbſt zu verlangen, damit die Diener ſich zum Aufbruch rüſten. Sonſt ſieht man es als große Anmaßung und Ueberhebung an, wenn jemand in einem fremden Hauſe das Nargileh bei der Dienerſchaft beſtellt. Auch auf Reiſen läßt ſich der Perſer den Rauchapparat von einem berittenen Diener nachführen, der die Kohlen glühend erhalten und ſtets bereit ſein muß, ſeinem Herrn das flexible Rohr herüberzureichen. Begegnet man unterwegs einem Bekannten, ſo wird halt gemacht und nach gegenſeitiger Begrüßung ein Nargileh mit ihm geraucht. Ich traf einſt einen mir befreundeten Artillerieoffizier, welcher mit ſeiner Batterie aus dem königlichen Lager zurückkehrte; als er mich ſah, commandirte er ſeiner Truppe Halt, und erſt nachdem wir ein Nargileh miteinander geraucht,

ließ er ſie den Marſch fortſetzen. Selbſt während der Exercirübungen verlieren ſich einzelne Soldaten hinter die Front, um ein paar Züge aus dem Nargileh zu thun.

Für den kundigen Raucher, der den eingeathmeten Dampf eine Weile in der Lunge zurückhält und dann langſam durch Mund und Naſe herausgehen läßt, reichen fünf bis ſechs Züge hin, um ihn in keif zu verſetzen. Keif nennt man den Zuſtand der beginnenden Narkoſe, ſolange der Berauſchte noch mit Bewußtſein in ſeinem Rauſche ſchwelgt, das summum bonum der Orientalen. Der höhere Grad hingegen, die wirkliche Trunkenheit, heißt gasch. Ein in letzterm Zuſtande befindlicher Menſch bietet den widerlichſten Anblick dar: wie von Epilepſie befallen, verdreht er die Augen, ſodaß nur das Weiße ſichtbar bleibt, Speichel quillt ihm aus dem Munde, Hände und Füße arbeiten in unwillkürlichen krampfhaften Bewegungen, bis er endlich in lethargiſchen todtähnlichen Schlaf verſinkt. Selten ſah ich Männer das Maß des Keif überſchreiten; es ſind meiſt Frauen im Harem und beſchäftigungsloſe Diener, welche aus Langeweile länger und öfter das Nargileh „ziehen" — das iſt der perſiſche Ausdruck für rauchen — und dadurch das Stadium des Gaſch herbeiführen.

Aus unmäßigem Nargilehrauchen entſtehen chroniſche Bronchialkatarrhe und Emphyſeme, welche Uebel jedoch in dem trockenen warmen Klima Perſiens und bei der Gewohnheit der Perſer, im Frühjahr eine Eſelsmilchcur durchzumachen, im Durchſchnitt hier einen minder gefährlichen Charakter annehmen als in Europa. Allerdings kommen auch ſchwere Fälle derart vor, und zwar tritt gewöhnlich nicht in den Wintermonaten, ſondern im Spätherbſt eine Verſchlimmerung ein. Auffallend häufig und intenſiv fand ich dieſe Krankheiten in den Fabrikſtädten Kaſchan und Iſpahan. Mein Tagebuch weiſt während meines kurzen Aufenthalts da-

ſelbſt mehr als zehnmal ſo viel Fälle von Emphyſemen und chroniſchem Katarrh mit daraus folgender Herzerweiterung, Aſthma und Cyanoſe auf, als ich durch neun Jahre in Teheran und Umgegend beobachtet habe. Vergebens ſuchte ich nach einer Erklärung dieſes Phänomens. Bei einmal entwickeltem chroniſchen Katarrh muß das Nargileh ganz gemieden werden, weil fortgeſetztes Rauchen leicht Erſtickungsanfälle verurſacht; höchſtens dürfen die Leidenden des Morgens ein paar Züge thun, um ſich zum Huſten zu reizen und den Schleimauswurf zu befördern.

Den regelmäßigen Athemübungen, dem Beſpülen der feinſten Lungenzellen mit Dampf und der Ableitung durch Emphyſeme, dem Nargilerauchen alſo möchte ich es zuſchreiben, daß Lungenſchwindſucht in Perſien ſo äußerſt ſelten vorkommt, und ich glaube daher, der Gebrauch des Nargileh könnte bei Anlage zu dem genannten Uebel von großem Nutzen ſein. Ebenſo ſcheint mir derſelbe empfehlenswerth als Mittel, dem Körper gewiſſe Medicamente zuzuführen, indem durch Einathmen der Dämpfe und deren unmittelbares Berühren der Schleimhäute eine raſchere Wirkung auf den Organismus erzielt wird als durch jede andere Art der Einverleibung. So ſah ich namentlich, wie Rauchen des Mercur der ſyphilitiſchen Verheerung ſchnellen Einhalt that. Ferner ließ ich mit Erfolg in Dampfform nehmen: Gummi ammon. oder Gummi galbanum, Asa foetida, Terebinthaceenharz oder Mastix, in einem Falle auch Pix liquida; und noch für viele andere Stoffe, wie Thus stirax, Kampher, Chinin, Salicin, ſelbſt Digitalis, Borax, Salmiak u. ſ. w. würde ſich das Einziehen derſelben mittels des Nargileh empfehlen, wobei nach Umſtänden ſtatt des Waſſers, durch welches die Dämpfe gehen, andere, ſich neutral verhaltende Flüſſigkeiten und ſtatt des Tabacks ebenfalls indifferente Blätter ſubſtituirt werden könnten. Die Intenſität der Wirkung des Nargileh-

rauchens verhält ſich zu der des Rauchens aus einer gewöhnlichen Pfeife wie etwa die Inhalation des Chloroforms zu deſſen Gebrauch durch den Darmkanal.

Den Gebern iſt das Tabackrauchen verboten, weil die Religion des Zoroaſter eine Entweihung des Feuers darin erblickt; ebenſo den Unterthanen des Chan von Buchara. Auch die Communiſtenſekte der Babis hat das Verbot angenommen, dagegen ihren Bekennern den Genuß des Haſchiſch erlaubt.

In den nördlichen meiſt von türkiſch-tatariſchen Stämmen bewohnten Provinzen wird nicht das Nargileh, ſondern die türkiſche Pfeife geraucht. Den Pfeifentaback (tutun) baut man hauptſächlich um Urumieh. Die Blätter werden ganz fein, faſt zu Pulver gerieben; die Farbe des Tutun iſt goldgelb, er hat ſehr geringen Nicotingehalt, aber ein feines Aroma. Etwas ſtärker iſt der kurdiſch-bagdader Tutun.

Schnupftaback (ænfieh) bereiten die Armener in Iſpahan aus den pulveriſirten Blättern des Tombäkü, welche mit einem Aufguß von chineſiſchem Thee in Gärung verſetzt werden. Er geht aber größtentheils ins Ausland, namentlich in den Kaukaſus, denn in Perſien ſelbſt iſt das Schnupfen wenig in Gebrauch, faſt nur als Ableitungsmittel bei Augen- oder Kopfleiden.

Stechapfel (Datura stramonium),

perſiſch tätureh, dschâws-e-muthil, im Düngerboden und auf Schutthaufen der Städte und Dörfer wachſend, ſteht bei den perſiſchen Aerzten in hohem Anſehen. Sie geben den Samen gegen Wechſelfieber, beſonders Quartana, gegen chroniſche Kopfſchmerzen, Veitstanz, überhaupt Convulſionen aller Art, das daraus gepreßte Oel gegen Krankheiten des Maſtdarms und Hämorrhoidalknoten, die bekanntlich bei einem Reitervolk ſo häufig und ſchmerzhaft ſind, und machen aus dem Kraut ſtärkende Umſchläge auf erſchlaffte Theile. Ein zwölfjähriger Knabe, der an lähmendem Zungenkrampf litt,

wurde mir von ſeinem Vater zugeführt, weil das Uebel ihn hinderte, die arabiſchen Gebete, zu denen der Perſer vom dreizehnten Jahre an verpflichtet iſt, deutlich auszuſprechen. Durch innerlichen Gebrauch friſch pulveriſirten Daturaſamens, begleitet von kalten Umſchlägen auf den Kopf, gelang es mir, ihn binnen zwei Monaten zur Verrichtung der vorgeſchriebenen Gebete zu befähigen.

Schwarzes Bilſenkraut (Hyoscyamus),

perſiſch bezer ul bendsch oder benk, kommt in allen ſeinen verſchiedenen Arten vor. Dr. Buhze (vergl. deſſen „Geſammelte Pflanzen in Transkaukaſien und Perſien", 1860) beobachtete und beſchreibt den H. niger, persicus, Camerarii, Seneccionis, bipennatisectus, pusillus. Mit den Samen werden berauſchende Latwerge verſetzt, vornehmlich das Opiumbarſch. Das Kraut wirkt, äußerlich angewendet, ſchmerzſtillend.

Alraunwurzel (Mandragora),

perſiſch merdum giāh (Mannskraut), mehr-e-giāh (Liebeskraut), jabrudsch-es sannam, biche-læfāh, sek-kun, findet ſich nur im ſüdlichen Theil des Landes, am häufigſten um Schiraz. Man ſchreibt der Wurzel, wie ehemals in Europa, übernatürliche Kräfte zu und trägt ſie als Amulet zur Verhütung von Epilepſie, Unfruchtbarkeit, Abortus, Untreue des Mannes oder der Frau, Ungnade des Königs, ſowie zum Schutz gegen Bezauberung und dämoniſche Einflüſſe.

Taftwurzel (Scopolia mutica),

perſiſch bich-e-Taft, risch-e-Taft, schukerān, durs, wächſt im Bezirk Taft unweit Yezd und bildet einen Beſtandtheil der meiſten narkotiſchen Latwerge. Auch miſcht man zuweilen kleine Quantitäten dem Zuckerbrot bei, um ſich an den unwillkürlichen raſtloſen und lasciven Bewegungen derer, die

davon genoſſen haben, zu ergötzen. Ich übermittelte die Wurzel Herrn Regierungsrath Schroff, der eine Reihe ſehr intereſſanter Verſuche mit derſelben angeſtellt hat und ſich in der „Zeitſchrift für praktiſche Heilkunde“ unter anderm folgendermaßen darüber äußert: „Vergleicht man die Taftwurzel mit der Wurzel unſers einheimiſchen Bilſenkrauts und auch wol mit den übrigen Theilen dieſer Pflanze, ſo ergibt ſich ein ſehr erheblicher Unterſchied bezüglich des Grades der Wirkſamkeit; denn einmal enthält die Taftwurzel bei weitem mehr an wirkſamen, durch Alkohol ausziehbaren Beſtandtheilen als die zweijährige Bilſenwurzel, indem ſich dort das Verhältniß der Wurzel zum alkoholiſchen Extract wie 5 : 1, hier aber wie 24 : 1 geſtaltet; dann aber, wie aus den oben angeführten Verſuchen hervorgeht, iſt das alkoholiſche Extract der Taftwurzel ungleich wirkſamer, ja die Wirkung jenes Extracts überbietet an Stärke das alkoholiſche Extract der Belladonna; Ein Gran des letztern würde keine ſo heftige und ſo lange andauernde Intoxication hervorgerufen haben, als dies eine geringere Quantität des alkoholiſchen Taftwurzelextracts bei Pſchick (Name des Vergifteten) that. Die ungemeine Steigerung der Pulsfrequenz, 130 in der Minute, die große Aufregung in der pſychiſchen Sphäre, der ungewöhnlich geſteigerte Bewegungstrieb, paſſen ohnedies noch mehr auf eine Vergiftung mit Daturin und Atropin als mit Hyoscyamin. Sowie die Botaniker in dem Genus Scopolia ein Uebergangsglied von Hyoscyamus zur Atropa ſehen, ſo dürfte auch in pharmakodynamiſcher und toxikologiſcher Beziehung Scopolia mutica den Uebergang vermitteln. Die Frage: ob und zu welchem Zweck die Taftwurzel eine ärztliche Verwendung finden könne, beantwortet die mit ihr geführte Unterſuchung von ſelbſt. Die Taftwurzel wird in allen Fällen ſich hülfreich erweiſen, in welchen die Aerzte von der Anwendung des Hyoscyamin, Atropin und Daturin und der

mit dieſen Alkaloiden verſehenen Pflanzen aus der Gattung Hyoscyamus, Scopolia, Atropa und Datura heilſame Wirkungen beobachtet haben; nur muß bei ihrer etwaigen Benutzung in Krankheiten der Umſtand nochmals insbeſondere hervorgehoben werden, daß ſie alle ihr verwandten, bisher unterſuchten Pflanzen an Wirkſamkeit bei weitem übertrifft, worauf bei der Beſtimmung der Gaben Rückſicht genommen werden müßte. Wollte man die Wurzel in Subſtanz verwenden, ſo würde $^1/_{12}$ Gran die kleinere, $^1/_6$ die mittlere, 1 Gran die große Gabe repräſentiren; das alkoholiſche Extract, fünfmal ſtärker als die Wurzel in Subſtanz, dictirt ſich ſelbſtverſtändlich die fünffach geringere Gabe."

Brechnuß (Nux vomica),

perſiſch kutschule, azuraghi, auch fälſchlich tatule genannt, welche Namensverwechſelung mit Stramonium ſchon häufig großes Unglück angerichtet hat, wird von manchen als Mittel zur Reizung des Geſchlechtstriebs und, mit Chinin vermiſcht, gegen Impotenz anhaltend gebraucht. Bevor die Nuß zerſtoßen und den Latwergen beigeſetzt wird, weicht man ſie eine Zeit lang in Milch, wodurch ſie etwas von ihrer giftigen Wirkung verliert; allein es bleiben doch Fälle von Starrkrampf und ſogar tödlicher Vergiftung nicht aus.

Eiſenhut (Aconitum ferox),

perſiſch bīsch, gilt im Orient für das ſtärkſte Pflanzengift und für ſtärker als das Gift der Schlangen. Man ſagt, die Wurzel finde ſich nur auf dem Berge Hilhil in China. Eine andere Art der Biſchwurzel, sengur genannt, von außen mit ſchwarzen Punkten gleich dem Horn der Gazelle bedeckt, kommt aus Indien; mehrere Ellen in ihrem Umkreis ſoll kein anderer Pflanzenkeim ſich entwickeln können. In der Medicin findet das Biſch ſehr beſchränkte Anwendung; es wird aber

häufig mit Ginſeng (Kraftwurzel) verwechſelt. Derwiſche pflegen eine Biſchwurzel bei ſich zu tragen: zu welchem Zweck, konnte ich nicht ermitteln.

Bittermandelöl,

perſiſch rugan bädäm kuhi, aus wilden Mandeln gepreßt, deren das ſüdliche Perſien drei verſchiedene Species erzeugt, wird als Einreibung bei Kolik, Rheumatismus und Neuralgien verordnet.

Thee,

perſiſch tschaï, wurde ſchon vor 200 Jahren aus China eingeführt, iſt aber erſt ſeit ungefähr einem Menſchenalter allgemein im Gebrauch. Olearius erzählt zwar bereits von Theekneipen in Ispahan. „In dieſen trinken ſie ein warmes Waſſer, welches von einem Kraute, ſo ſie Tzai nennen, rührt. Sie halten es für geſund, ſoll ſonderlich das Geblüt reinigen.“ In den ſpätern Bürgerkriegen und als der Verkehr mit Indien abnahm, ſcheint aber der Thee gänzlich außer Gebrauch gekommen zu ſein, die Perſer wenigſtens datiren ſeine Einführung von Anfang des jetzigen Jahrhunderts, wo Abbas Mirza einige Päckchen Thee und Zucker zum Geſchenk erhielt. Wie dem auch ſei, gegenwärtig iſt der Theegenuß in den Städten ſo allgemein, daß es kaum eine wohlhabende Familie gibt, in der nicht ein ruſſiſcher Samowar zu finden wäre; jeder anſtändige Gaſt, z. B. auch der Arzt bei ſeiner Viſite, wird damit regalirt. Der Perſer nimmt gewöhnlich zwei mittlere Taſſen des Morgens, zwei des Abends mit der Opiumpille. Auf Reiſen in der Wüſte, überhaupt in Gegenden, wo es an gutem Trinkwaſſer mangelt, leiſtet ihm der Thee wegen ſeiner durſtſtillenden Eigenſchaft unſchätzbare Dienſte, denn er erſpart ihm unterwegs das Trinken der fauligen Brakwäſſer, die Haupturſache gefährlicher Wechſelfieber.

So rechnet man jetzt in perſiſchen Städten den Thee zu den unentbehrlichſten Lebensbedürfniſſen, ja manche genießen ihn mit Leidenſchaft. Ich habe in Teheran Leute gekannt, die bis 18 Taſſen des Tags zu ſich nahmen. Natürlich wirkt ein ſo übermäßiger Genuß, zumal der Trank ſehr ſtark bereitet wird, höchſt nachtheilig auf die Geſundheit ein. Herzklopfen, Schlafloſigkeit, Mangel an Appetit ſind die unausbleiblichen Folgen davon. Bei der raſchen Reſpiration in der verdünnten Luft der Hochebenen iſt aber das Herzklopfen, das bekanntlich des Nachts am ſtärkſten auftritt, hier ein doppelt beläſtigendes, den Schlaf ſtörendes Uebel. Auch das im Lande auffallend häufig vorkommende nervöſe Zittern der Hände (raasche) möchte ich dem vielen Theetrinken zuſchreiben. Endlich behauptet man, wol nicht ohne Grund, daß es die Potenz herabſetze.

Die Perſer verſüßen den Thee mit ſehr viel Zucker, während die Afghanen und Tataren ſtatt des Zuckers Kochſalz hineinthun. Gewöhnlich wird auch Saft von friſchen Citronen oder ſauern Orangen dazu gereicht, wovon man ein paar Tropfen in die Taſſe zu gießen pflegt.

Zufällig war es ein Deutſcher, der zuerſt größere Quantitäten zum Verkauf ins Land brachte; deshalb heißt guter Thee noch heutigentags tschaï nemse (deutſcher Thee), und es knüpft ſich daran der ziemlich verbreitete Irrthum, daß die Pflanze in Deutſchland cultivirt werde. Aller Thee, und zwar ausſchließlich die ſchwarze Sorte, kommt aber aus China über Indien und den Perſiſchen Meerbuſen nach Iran. Von Buſchir geht er dann weiter ins Innere. Aus Rußland wird kein Thee bezogen, weil er dort zu theuer iſt; im Gegentheil ſchmuggeln die Perſer nicht unbedeutende Quantitäten in den Kaukaſus ein.

Kaffee,

perſiſch kahweh, bun, genießen die Perſer nicht in ſo reichem

Maße wie die Türken; im übrigen wird er ganz auf dieſelbe Art bereitet und ſervirt. Man bekommt ihn ſelten friſch gekocht, ſondern faſt immer aufgewärmt, weshalb er außerordentlich bitter ſchmeckt. Kaffee mit Zucker oder mit Milch zu trinken, erſcheint den Orientalen abſurd; hingegen verſetzen ihn manche mit etwas Cardamom (hil), welche Miſchung wieder dem Europäer nicht mundet.

Feinen arabiſchen Kaffee, mäßig geröſtet, dann zu feinem Pulver geſtoßen und in Büchſen hermetiſch verſchloſſen, genießen manche lieber in trockenem Zuſtande. In den Harems wurde ich oft gefragt, ob ich den Kaffee trocken oder gekocht zu haben wünſchte, und ich muß geſtehen, daß man, einmal daran gewöhnt, ein Löffelchen des Kaffeepulvers vortrefflich findet.

Daß häufiger Genuß ſtarken Kaffees die Nerven angreift, iſt bekannt. Im Orient gibt man ihm auch allgemein Schwächung der Potenz ſchuld. Olearius ſagt in ſeinem Reiſebericht: „Das ſchwarze Waſſer hat einen brandigen und unanmuthigen Geſchmack, es ſoll ſehr kälten und die Natur unfruchtbar machen. Wenn aber ſolches Cahwawaſſer zu viel gebraucht wird, ſoll es die fleiſchlichen Begierden ganz auslöſchen.“ Er erzählt hierauf eine bezügliche Anekdote von Sultan Mahmud Gasneiin, die jedoch erfunden ſein muß, da im 10. Jahrhundert der Gebrauch des Kaffees dort jedenfalls noch unbekannt war, und ſchließt mit dem perſiſchen Denkſpruch:

Ai siā ruh ke nām est ḳahweh
Ḳātl-e-nawm ḳātehi-i schahweh.

(Bohne ſchwarzen Angeſichts, Kaffee iſt dein Name,
Daß der Schlaf dich fliehe und die Luſt erlahme.)

Der meiſte Kaffee kommt aus Indien, vornehmlich Java, über Buſchir; nur kleine Quantitäten werden auf Karavanenwege aus Arabien eingeführt.

Wein (perſiſch schæräb, næbid).

Und fände der Verſtand im Rauſche
Nicht manchmal feſten Ankergrund,
Wie lenkte er das lecke Schifflein
Heil durch des Schickſals tück'ſchen Schlund?
Hafis.

Faſt jedes lyriſche Gedicht der perſiſchen Poeten beſingt Liebe, Wein und Blumen, und doch iſt Liebe im Sinne der Dichter äußerſt ſelten, der Wein durch das Religionsgeſetz verpönt, und ein Blumenflor, mit Ausnahme der Roſen zur Zeit des Frühlings, kaum in Perſien zu finden! Allein wie ſtreng auch der Islam den Genuß des Weins und überhaupt aller gegorenen Getränke verbietet, ſo iſt doch deren Verbrauch nicht unbedeutend, beſonders unter den Beamten, Chanen, Gouverneuren, Soldaten, ſelbſt unter den Prieſtern. Die Landbewohner allerdings kennen den Wein kaum dem Namen nach, und die meiſten haben nie in ihrem Leben ein gegorenes Getränk gekoſtet. Mit wie wenig Gewiſſensſcrupeln aber auch mancher Islambekenner ſich über das Verbot des Weintrinkens hinwegſetzen mag, ſo wird er doch ängſtlich beſorgt ſein, daß kein Tropfen auf ſein Kleid oder ſeinen Teppich falle; denn die Gegenſtände werden dadurch geſetzlich unrein (nädschis) und dürfen, bevor ſie gewaſchen ſind, nicht wieder in Gebrauch genommen werden.

Von den inländiſchen Weinen werden der braunrothe von Schiraz (chäller), ferner der von Hamadan und Jspahan (nedschefäbäd) vielfach im Lande genoſſen, auch nach Bagdad und Indien verführt; die an andern Orten, wie in Kirman, Kaswin, Tabris, Urumieh u. ſ. w. erzeugten dienen nur zum Localbedarf. Mit der Bereitung dürfen nur Juden und Armener ſich beſchäftigen; der Verkauf wird von der Polizei unter der Hand geſtattet, doch von Zeit zu Zeit verboten: es werden dann ſchwere Geldſtrafen aufgelegt, die Gefäße zertrümmert, die Verkäufer ihrer Häuſer und ihres

Eigenthums beraubt und aus der Nähe des Burgviertels vertrieben.

Weinpreſſen gibt es nicht; die Trauben werden mit den Füßen zerſtampft, hierauf wird der Saft ſammt dem größten Theil der Hülſen, Kerne und Stiele in große irdene Krüge (chumre-dschär) geſchüttet und an einem temperirten Ort der Gärung überlaſſen. Erſt im Monat April iſt das Getränk ſoweit geklärt, daß es, ohne zu brechen und ſauer zu werden, den Transport verträgt. Dieſer mangelhaften Bereitung muß man es zuſchreiben, daß trotz der vortrefflichen, zuckerhaltigen Trauben die Weine im Durchſchnitt nur eine mittelmäßige Qualität erreichen; ſie ſind ſehr alkoholhaltig, als ob ſie mit Branntwein gemiſcht wären, ſehr ſtark und ſchwer, ſodaß ſie leicht zu Kopfe ſteigen; nur nach wiederholter, vollkommener Klärung laſſen ſie ſich aufbewahren.

Als der Vezier beim Schah darüber Klage führte, daß die Einfuhr von Weinen wieder zunehme und ſomit ein hübſches Stück Geld aus dem Lande gehe, ſagte dieſer ſcherzend: „Schickt meinen Onkel Ardeſchir (ein Erzſchlemmer) an die Grenze; er wird ſicher keinen Tropfen paſſiren laſſen!“ In der That jedoch iſt der Import fremder Weine, unter denen die mit Sprit verſetzten und die mouſſirenden am beliebteſten ſind, nicht von großem Belang. Man findet ſie hier meiſt nicht berauſchend genug. Der Orientale trinkt nämlich niemals des Wohlgeſchmacks wegen Wein, ſondern lediglich um ſich zu berauſchen. Er miſcht ihn mit Branntwein und ſtürzt haſtig Glas auf Glas herunter, bis er bewußtlos zu Boden ſinkt. Daher trinkt er ihn im geheimen, in ſeinem Harem, wohin er ſich höchſtens einige vertraute Genoſſen einladet. Bei Feſten und Gaſtmählern, auch bei ſolchen, die zu Ehren von Europäern ſtattfinden, werden die Geſundheiten mit Scherbet getrunken, während früher, vor etwa 200 Jahren, wie in Reiſebeſchreibungen aus jener Zeit zu leſen, bei der-

gleichen Anläſſen öffentlich Wein verabreicht wurde. Tags über, am Freitag und im Faſtenmonat Ramazan wagt man ſelbſt im geheimen nicht, dem Wein zuzuſprechen; man fürchtet, ſich durch die Exhalation zu verrathen, und ich ward oft um ein Mittel, den Weindunſt zu unterdrücken, angegangen. Der Perſer läßt ſich in der Trunkenheit leicht zu Händeln und Gewaltthätigkeiten, ſelbſt zum Gebrauch des Dolchmeſſers hinreißen. Allein für die Strafbarkeit der That gilt es nicht als geſetzlicher Milderungsgrund, daß ein Todtſchlag im Rauſche verübt worden; im Gegentheil tritt noch das Verbrechen der Uebertretung des religiöſen Verbots hinzu.

Nach Intermittens, Dysenterie und andern durch Blutmangel bedingten Krankheiten pflegen die Aerzte den Reconvaleſcenten Wein als Stärkungsmittel zu verordnen. Der Kranke erhält dann Dispens (fætwa); ja es iſt Pflicht, wie in allen Punkten ſo auch in dieſem, den ärztlichen Anordnungen nachzukommen, ſogar der Imam Dſchameh (hohe Prieſter) ſoll ſich ihnen nicht entziehen. Allerdings kommt es auch vor, daß Geſunde den Arzt durch Beſtechung veranlaſſen, ihnen eine Weincur zu verordnen, um dann ſagen zu können, daß ſie der Nothwendigkeit weichen. Namentlich ſind die Frauen in den Harems begierig danach, die Langeweile ihres einförmigen Lebens durch die Aufregung eines Weinrauſches zu unterbrechen, und aus Mitleid gönnte ich dieſen unglücklichen Weſen zuweilen eine Stunde der Vergeſſenheit.

Ein mäßiger Weingenuß iſt Reiſenden in Wechſelfiebergegenden ſehr zu empfehlen; ſelbſt während der Paroxysmen erweiſt ſich Wein mit Waſſer verdünnt als zuträgliches und angenehmes Getränk. Nicht ſelten ſah ich in ſchweren Fällen beſſern Erfolg von Wein als von Chinin: eine Wahrnehmung, die auch der erfahrenſte Reiſende, Barth, beſtätigt. Aus meiner Praxis ſei folgendes hierher gehörige Beiſpiel erwähnt.

Der Miniſter des Aeußern Mirza Seid Chan, ein äußerſt frommer Mann, welcher beim Anblick eines Europäers ſich die Augen wäſcht, um ſie vor Verunreinigung zu ſchützen, ward ein ganzes Jahr lang ſo heftig vom Intermittens mitgenommen, daß ſeine Farbe ſtrohgelb wurde und er nicht mehr die Kraft hatte, ſich zu bewegen. Auf mein wiederholtes Andringen bequemte er ſich endlich, guten ſchirazer Wein zu trinken, und es erfolgte vollſtändige Geneſung. Seitdem widmet er dem Wein eine ſolche Dankbarkeit, daß er unbeſchadet ſeiner Frömmigkeit faſt nie mehr nüchtern zu finden iſt.

Ebenſo erfolgreich fand ich die Anwendung von Weinklyſtieren bei Cholera, chroniſchen Dysenterien, Blutmangel, Schwächezuſtänden und Erſchlaffung der Gedärme. Es ſtellen ſich, wenn die Einſpritzung länger zurückgehalten wird, beſonders bei jüngern Perſonen, raſch die Zeichen der Rauſchnarkoſe ein.

Trotz des nicht unbedeutenden Verbrauchs von Wein und andern weingeiſtigen Getränken ſind mir bei den Eingeborenen nur ſehr wenige Fälle von Fettdegeneration der Leber und von Kupferſinnen vorgekommen, von Delirium tremens ein einziger. Er betraf einen Mann, der 15 Jahre in England gelebt hatte. In ſeinen Hallucinationen ſah derſelbe ſtets rothgekleidete Scharfrichter, oder er kroch auf dem Teppich umher, wo er Spinnen, Solpugen (ruteila) und Skorpione zu erblicken glaubte, fing die eingebildeten Thiere und verbarg ſie ängſtlich in einen Sack. Am vierten Tage, nachdem ich zu ihm gerufen worden, ſtarb er. Das ſeltene Vorkommen jener Krankheiten erklärt ſich theils durch die Pauſen im Weingenuß, zu welchen die Heimlichkeit des Trinkens und die gebotene Faſtenzeit den Perſer nöthigen, theils durch die fataliſtiſche Lebensanſicht, die aufregende Leidenſchaften und heftige Gemüthsbewegungen ausſchließt.

Branntwein,

perſiſch aräk, āb-e-häjät, i. e. aqua vitae, wird aus Roſinen oder aus Datteln deſtillirt, letzterer (aräk-e-churmā) von vortrefflicher Qualität. Man trinkt ihn entweder rein, ſo die Soldaten und Diener, oder mit Wein gemiſcht. Auch die Aerzte verordnen ihn zur Cur.

Bier,

perſiſch āb-e-dschau, d. h. Gerſtenwaſſer, kommt wol hier und da über Hindoſtan herein, iſt aber zu theuer für allgemeinen Conſum. Manche Geſetzkundige halten den Genuß des Biers für erlaubt, weil es nur eine Abkochung von Gerſte ſei, ſonach nicht in die Reihe der gegorenen Getränke gehöre. In Aegypten wird deshalb Bier (buze) öffentlich getrunken.

Kumiß,

gegorene Stutenmilch, iſt ein bei den Usbeken beliebtes Getränk; die Perſer verſchmähen es. Desgleichen enthalten ſie ſich des Betelkauens.

Arſenik,

arabiſch sam ul fär (Mäuſegift), perſiſch merg-e-musch, findet ſich in Kurdiſtan und in der Umgegend von Kaswin in mächtigen Lagern als Auripigment. Schon von jeher war, wie aus den alten pharmakologiſchen Schriften erhellt, die mediciniſche Anwendung des Arſeniks gegen bösartige Geſchwüre, Krebs, Quartanfieber und Kurzathmigkeit, deſſen ſpecifiſche Wirkung gegen ſchuppige Hautleiden und ſeine Eigenſchaft, die Haut glatt und geſchmeidig zu machen, den Perſern bekannt. Die heutigen Aerzte machen jedoch ſehr eingeſchränkten Gebrauch davon, faſt nur bei inveterirter Syphilis, wo ſie Arſenikdämpfe durch das Nargileh einathmen

laſſen. Hingegen wurde mir berichtet, daß Arſenik in täglichen Doſen genommen werde von Schlangenbeſchwörern, welche dadurch den Biß giftiger Schlangen unſchädlich zu machen vermeinen, ſowie von Alchemiſten, weil ſie glauben, es gebe dem Urin eine goldbildende Kraft, und daß der gewohnheitsmäßige Gebrauch von Arſenik Wohlbeleibtheit und Eßluſt erzeuge. Ferner ſollen Derwiſche ganze Stücke Sublimat verzehren. Was an dieſen Erzählungen Wahres ſei, vermochte ich nicht durch eigene Beobachtung zu ermitteln, und ich bemerke ausdrücklich, daß ich keinerlei Bürgſchaft dafür übernehme.

Arſenige Säure wird durch Sublimation gewonnen. Das Sublimat (dāreschkene) beſteht nach der perſiſchen Pharmakopöe aus 12 Theilen Queckſilber und 1 Theil Arſenik; das in den Bazars vorräthige iſt aber europäiſches Präparat.

An die Narkotika reihen ſich in gewiſſer Beziehung an die theils zu diätetiſchen Zwecken, theils zum Zeitvertreib dienenden

Erden,

welche beſonders von den perſiſchen Frauen, und zwar vorzugsweiſe gern in den letzten zwei Monaten der Schwangerſchaft in den Mund genommen und langſam verzehrt werden. Zu den beliebteſten gehören: zwei indiſche Arten täbāschir (Magneſiakalk), nämlich täbāschir-e-ḳālāmi, d. i. ausgeglühte Bambusknoten, und täbāschir sādāfi, d. i. ausgeglühte Muſchel; gil-e-armeni (armeniſcher Bolus), gil-e-dāghistani (kaukaſiſcher Bolus) und mehrere andere Bolusarten; pādzeher-e-ḳaswini oder pādzeher maadeni (Talkerde von Kaswin); Halloiſit oder Orawizit von Mahalat, ein Thonſilicat; einige thieriſche Concremente, namentlich Bezoar- und Harnſtein. Durch Uebung erlangen die Perſerinnen einen feinen Geſchmack für Erden; ſie unterſcheiden ſofort die verſchiedenen Arten und machen ſich gegenſeitig leckere Biſſen, welche ſie

muatter (wohlriechend) nennen, zum Präſent. Von Männern meiner Bekanntſchaft war es nur der Finanzminiſter Muajir el memalek, der die Gewohnheit hatte, Erden zu ſich zu nehmen; er conſumirte täglich einige Loth Bolus.

Eine merkwürdige Erſcheinung iſt die Leidenſchaft mancher Kinder, ſowol Mädchen wie Knaben, Erde jeder Art, und ſei es Lehm oder Mörtel, den ſie von den Mauern abkratzen, mit Gier zu verſchlingen. Sie ſind durch kein Mittel von der verderblichen Gewohnheit abzubringen, ſondern ſiechen dahin und ſterben im jugendlichen Alter. Wol an zwanzig ſolcher Unglücklichen wurden mir vorgeſtellt, meiſt aus Kaſchan, Kum und Ispahan, alles Gegenden mit ſalzigem Boden. Sie kennzeichneten ſich durch grünlich weiße Geſichtsfarbe, matten Blick, geſchwollene Augenlider, farbloſe Lippen, gedunſene Haut, aufgetriebenen Leib, kleinen Puls, Milzvergrößerung und Herzſchlag mit auffallendem Geräuſch. Dr. Häntzſche, der mehrere Fälle in Reſcht beobachtet hat, conſtatirte ebenfalls, daß die mit der Sucht des Erdeeſſens behafteten Kinder unrettbar verloren ſind.

Zum Schluß dieſes Abſchnitts ſeien noch zwei im Orient vielgenannte officinelle Producte erwähnt.

Mumiaï (Erdpech).

Die perſiſche Pharmakopöe ſagt darüber: „Mumiaï (das Wort ſtammt aus dem Griechiſchen und bedeutet: Erhalter des thieriſchen Körpers) iſt ſowol Ausfluß einer Quelle in der Provinz Farſiſtan, als Ausſchwitzung (Bergſchweiß) einiger Hügel in Gilan und Lariſtan. Das an der Meeresküſte von Arabien zu Tage tretende iſt nicht ſo gut als das perſiſche und iraniſche. Das echte muß ſchwarz, glänzend und wohlriechend ſein. Es wirkt herzſtärkend, luſterregend, zertheilt kalte Geſchwülſte, kräftigt die Glieder, belebt die äußern und innern Organe, mindert die Feuchtigkeit und erhält die Lebens-

geiſter. Raſch abſorbirt, dient es gegen Schluchzen, Lähmungen, Zittern, Magenſchmerz, Hyſterie, Blutſpeien, Aufſchürfungen der Blaſe, beginnende Lepra und Elephantiaſis, gegen den Biß von Skorpionen und andere Vergiftungen. Mumiaïſalbe heilt Beinbrüche, Verrenkungen, Quetſchungen und zerriſſene Sehnen und Muskeln. Kein Medicament kommt ihm in dieſer Beziehung gleich, u. ſ. w. u. ſ. w.“

Der wohlhabende Perſer pflegt ſtets ein paar Mumiaïpillen bei ſich zu führen, um nach gehabtem heftigen Schreck, bei Ohnmacht oder Blutverluſt eine Pille zu ſchlucken, vornehmlich aber um bei äußern Verletzungen, einem Arm- oder Beinbruch, die betreffenden Theile damit einzureiben; denn man mißt dem Mumiaï die Kraft ſehr raſcher Knorpelbildung bei und behauptet z. B., es könne damit das gebrochene Bein eines Huhns in Einem Tage vollſtändig curirt werden.

Echtes Mumiaï kommt gar nicht in den Handel, denn die Ausſchwitzung beträgt im ganzen Jahr nur einige Lothe, welche der Gouverneur von Schiraz in kleine ſilberne Döschen verpackt an den König und den Hof nach Teheran ſchickt. Eigene Aufſeher haben darüber zu wachen, daß keine Fälſchung verſucht werde. Früher war das Erträgniß noch geringer, bis durch die Gewalt eines Erdbebens ein Felſen zerſpalten wurde, der nun eine größere exſudirende Fläche darbietet.

Im ſüdlichen Perſien ſind Beybahan, Darab und Hormuz als Fundorte von Mumiaï bekannt. In ihrer Nähe befinden ſich auch mehrere Naphthaquellen.

Bezoar,

(eigentlich pādzehr, Schutz vor Gift, wie pād'schāh, der König Beſchützer) iſt im Orient als Gegengift beſonders gegen alle animaliſche Gifte außerordentlich hochgeſchätzt. In der perſiſchen Pharmakopöe heißt es darüber: „Das Padzehr iſt

ein im Magen der Bergziege ſich bildender meiſt eiförmiger, an der Oberfläche abgeglätteter, im Innern zwiebelartig häutiger Stein, deſſen Kern ein Stengelchen, bei den kugelförmigen die Frucht vom Kraute Muchaleſſeh bildet. (Muchaleſſeh iſt, wie ich glaube, ein fabelhaftes Kraut; denn auf mein Befragen wurde mir immer wieder eine andere Pflanze, über ein Dutzend ganz verſchiedene Gewächſe, als Muchaleſſeh bezeichnet.) Mit Eſſig gerieben, nimmt der Stein eine röthliche Farbe an; in ſeinem Innern finden ſich oft wollige Faſern. Der Bezoar von Hinduſtan iſt ſchwärzlich und von ſchwächerer Wirkung als der von Schiraz. Der echte Bezoarſtein iſt ein Gegengift gegen ſämmtliche Gifte, ſtärkt den Magen, zertheilt kalte Geſchwülſte und ſchützt vor der Peſt. Aeußerlich bewährt er ſich gegen Stiche von Inſekten, beſonders der Bienen."

IX.

Pflanzenexſudate.

Fundorte. Gummi-Reſinapflanzen (Dorema ammoniacum, Ferula galbanum, F. asa dulcis, F. asa foetida, F. sagapenum, F. kurdica, Terebinthaceen, Sarkokolla). Manna (gez-engebin, ter-engebin, schir-chischt, bid-chischt, Tragantgummi). Verpflanzung der perſiſchen Umbelliferen nach Europa.

In den trockenen Tafelländern Perſiens und auf den ſie umgebenden Höhen finden ſich viele Pflanzenarten, welche theils ſpontan, theils wenn durch Inſektenſtiche oder von Menſchenhand geöffnet, eigenthümliche, als Nahrungsmittel, Medicamente oder in der Induſtrie verwendbare Ausſchwitzungen liefern. Wenn über dieſe Gewächſe, obwol manche Arten maſſenhaft vorkommen und ganze Gebietsſtrecken einnehmen, in Europa noch viel Dunkel herrſcht, ſo mag dies hauptſächlich darin ſeinen Grund haben, daß unſere Botaniker entweder in ſolchen Zeiten jene Gegenden durchſtreiften, wo die Blätter noch nicht entwickelt waren und nur einzelne dürre Stauden vom vergangenen Jahr ſich vorfanden; oder umgekehrt in der Periode des Jahres, wo die Blätter bereits vertrocknet oder von Schafen abgeweidet waren, während der Stock, noch ſaftig und friſch, kaum im Blütenſtadium ſich befand. Waren die Reiſenden auch ſo glücklich, reifen Samen

zu ſammeln — und die dazu geeignete Jahreszeit iſt eine ſehr kurze —, ſo keimt derſelbe, weil er wegen des reichen Oelgehalts leicht verdirbt, nur ſelten in Europa. Von den vielen ganz reifen Samen, welche ich durch Schütteln und Abſtreifen ſorgfältig geſammelt und an den botaniſchen Garten in Wien geliefert hatte, keimten erſt nach drei Jahren wenige Arten; ob in andern botaniſchen Gärten, die von dem Samen erhielten, günſtigere Reſultate erzielt wurden, iſt mir nicht bekannt. Gelang aber auch die Keimung und brachte man es ſelbſt zu Blüte und Samen, ſo dürften doch ſchwerlich Ausſchwitzungen erfolgt ſein, was wieder Zweifel an der Echtheit der Pflanzen erregt haben mag.

Allein auch in Perſien exſudiren dieſe Pflanzen nicht überall. Das Alhagi maurorum z. B. wächſt faſt in allen Theilen des Landes ſowie in den turkeſtaner Chanaten, es bildet das Hauptfutter der Kamele, gibt aber nur in Charaſſan und Buchara (nur ausnahmsweiſe in manchen Jahren noch in einigen andern Gegenden, ſo bei Yezdechaſt) das beliebte Manna Terengebin. Ebenſo verbreitet iſt der Aſtragalus, er wächſt auch auf den Hügeln in der Nähe Teherans; dort aber ſah ich in der ganzen Zeit meines Aufenthalts ein einziges mal eine Staude den Tragantgummi ausſchwitzen, den er in andern Gegenden regelmäßig exſudirt. Aehnlich verhält es ſich mit der Manna-Tamariske.

Da die meiſten Exſudatpflanzen auf der Strecke zwiſchen Ispahan und Schiraz vorkommen, ſo entwerfen wir hier ein kleines Itinerar, mit deſſen Hülfe künftige Reiſende leicht die verſchiedenen Arten zur Seite des Karavanenwegs aufſuchen können. Der Weg, welcher in zehn Tagereiſen von Ispahan nach Schiraz führt, durchſchneidet etwa drei deutſche Meilen weit die mit Salſolen üppig bewachſene Ebene von Ispahan, ſteigt dann durch einen kurzen Engpaß im Trachytfelſen, von wo man über hohes Hügelland in die Ebene und nach vier

Stunden in den ſtattlichen Flecken Mahiar mit ſchönem Karavanſerai gelangt. Ein Ritt von 5½ deutſchen Meilen gegen Süden führt in die ſchöngelegene, mit prächtigen Gärten geſchmückte Stadt Kamiſcheh, und von weitern 2½ Meilen in den einſt blühenden, aber durch die Afghanen im vorigen Jahrhundert verwüſteten Flecken Makſud-beg, mit zerſtörten weitläufigen Waſſerleitungen und ſchönem Taubenthurm zur Düngergewinnung. Zwei Stunden weſtlich davon liegt der reich mit Vegetation bekleidete Siah-kuh (Schwarzberg). Von Makſudbeg reitet man in drei Stunden nach Aminabad (5500 Fuß über der Meeresfläche). Auch hier noch ſchöne Garten- und Feldcultur; es iſt die äußerſte Höhengrenze, in welcher ich Baumwolle gedeihen ſah. Von Aminabad bis Yezdechaſt dehnt ſich eine weite Hochebene aus, die ganz mit Dorema-, Ammoniakpflanzen und Salſolen bedeckt iſt. Heerden von wilden Eſeln ſuchen beim Nahen der Karavane das Weite. Yezdechaſt iſt ein eigenthümlich terraſſenförmig gebautes Städtchen mit Zugbrücke und wird durch einen kleinen von Weſten aus Luriſtan kommenden Bach bewäſſert, welcher auch das eigentliche Irak von Farſiſtan trennt. Bei Yezdechaſt oder eigentlich ſchon eine Meile vor demſelben ſcheidet ſich der Sommer- von dem Winterwege. Letzterer führt durch wärmeres Land ſüdöſtlich gegen Abadeh, Murgab, Perſepolis und Zergan nach Schiraz, eine große Strecke gegen Oſten abweichend, um ſpäter gegen Weſten wieder einzulenken. Erſterer geht über das hohe Tafelland und iſt nur während der vier Sommermonate paſſirbar; er führt in faſt gerader Linie von Yezdechaſt in das Bergdorf Dehgirdu, von da durch die quellenreichen Hochwieſen Chuſchkezer, Aſſepas und Udſchan in das blühende oaſenförmige Keſſelthal Imamzadeh Ismail, zuletzt durch einen ſchmalen mit ſtämmigen Terebinthaceen, wilden Mandelbäumen (in drei Species), Agnus castus und kleinblätterigen Ahorn bewachſenen Paß nach

Majin, Fethabad, Zergan und Schiraz. Dieſe Thäler, welche noch kein Botaniker von Fach beſucht hat (Dr. Kotſchi befand ſich zwar in der Nähe, doch nicht im Keſſelthale Imamzadeh Ismail), bieten kommenden Forſchern eine reiche Ausbeute. Dort fand ich auch zum erſten mal in Perſien die Schmarotzermiſtel. Den höchſten Punkt erreicht dieſer Weg auf dem mit Feuerſtein durchzogenen Kreidegebirge von Imamzadeh Ismail, wo auch die Waſſerſcheide gegen Schiraz ſich befindet.

Die exſudirenden Pflanzen bilden zwei Gruppen: 1) die Gummi-Reſinaarten, 2) die Gummi und Manna ausſchwitzenden Arten.

Zur erſten Gruppe, meiſt Pflanzen aus der Familie der Doldengewächſe, gehören:

Dorema ammoniacum Don.

Das Gummiharz heißt perſiſch uschek. Die Pflanze wächſt im kalten Nomadenklima (Yeylak) in den ausgedehnten Hochebenen zwiſchen Mahiar und Yezdechaſt, vorzüglich zwiſchen letzterm Orte und Aminabad, wo ſie faſt die ganze Ebene als Umbelliferenwald bedeckt. Doch findet man ſie auch ſüdöſtlich von Iſpahan in dem Bezirk Ardiſtan. Nach Verſicherung der Einwohner treibt ſie nach dem Nauruz (Ende März) Blätter und Sproſſen; die Blätter entwickeln ſich raſch, welken jedoch ebenſo bald und werden zudem als zuträgliches und beliebtes Futter ſofort von den Schafen abgeweidet. Als ich am 25. Juni 1859 dieſe Ebene paſſirte, ſah ich nur loſe welke Blätter, ähnlich denen der Selerie, vom Winde umhertreiben. Die Blütenzeit war eben vorüber, die klebrigen Samen noch jung, ſaftig und rund (nicht abgeplattet wie nach der Reife); überall ſaßen an der Pflanze und an der Dolde Thränen von Gummi-Ammoniakharz. Die einzelnen Blütenſtöcke von etwa $1\frac{1}{2}$—2 Zoll Durchmeſſer waren ſo voll

Harz, daß, wenn ich ſie quer durchſchnitt, ein dicker Rahm herausquoll, der dann an der Luft conſiſtent und gelblich braun wurde. Indeſſen gibt es auch magere Stöcke, welche weder exſudiren noch Früchte tragen. Dieſe nennt das Volk männliche (ner), während es die erſten weibliche (mâddeh) nennt. Das Maximum der Temperatur war an dieſem Tage in Kamiſchah 25° C. Das ſalzige Brunnenwaſſer kochte bei 94½° C. Auf der Rückreiſe fand ich am 1. Auguſt am ſelben Orte den größten Theil des Samens bereits vom Winde zerſtreut; doch gelang es mir, noch mehrere Pfunde abzuſchütteln. Ich brachte ihn nach Europa, wo er aber trotz vollkommener Reife nicht zum Keimen gelangte. Das Harz wird hier eingeſammelt und nach Iſpahan verkauft. Es findet vielfache Verwendung als inneres und äußeres Medicament ſowie, da es ſehr billig iſt, zum Schmieren der Spinnräder. Den größten Nutzen gewährt die Pflanze übrigens als Schaffutter.

Ferula galbanum.

Das Harz heißt perſiſch bârzed oder bâredscheh, türkiſch ḳâsni*), welcher Name auch in perſiſchen Orten gebräuchlich iſt. Dieſe Pflanze liebt eine noch größere Meereshöhe als das Ammoniacum. Ich fand ſie in Höhe von 7 — 8000 Fuß auf dem das Laarthal umgebenden Gebirge bei Demawend, oberhalb der Königsquelle am Lagerplatz, und ſammelte daſelbſt einige Unzen des beſten Galbanums. Außerdem findet ſie ſich häufig auf den Bergen um Dehgirdu, in Höhe von über 6000 Fuß. Die Blätter ähneln in ihrer Bildung denen aller Umbelliferen. Als ich am 27. Juni 1859 das Dorf paſſirte, waren die Wurzelblätter bereits welk und fahl, dennoch die Blütchen, von heller Orangefarbe, noch nicht voll entwickelt. An allen Theilen der Pflanze, beſonders an den Dolden, hingen Har-

*) Wohl zu unterſcheiden von kasni (Cichorie).

thränen. Obwol die Blütenzeit nicht günſtig dazu iſt, grub ich eine Wurzel aus, in Größe und Form eines ſchwarzen Rettichs mit zwei tiefen Ausläufern, und legte ſie in eine Schachtel. Als ich dieſe nach faſt einem Jahre, im April 1860, wieder öffnete, merkte ich zu meinem Staunen, daß die Wurzel im Frühling neue Keime trieb, die jedoch bei der Ankunft in Europa verdorrt waren. Die Wurzel befindet ſich derzeit im botaniſchen Garten zu Wien. Die Temperatur war an dieſem Tage in Dehgirdu vor Sonnenaufgang 7° C., um 12 Uhr 21° C.; das Waſſer kochte bei 92½° C.

Der Gebrauch des Galbanums zu Pflaſtern und innerlich bei Menſtrualanomalien iſt im Lande vielfältig, auch wird es unter dem Namen ḳāsni nach Konſtantinopel ausgeführt.

Ferula asa dulcis,

perſiſch andschedān, arabiſch heltit el taïb. In perſiſchen und arabiſchen Pharmakopöen wird genau zwiſchen Asa foetida und Asa bonna sive non foetens unterſchieden; letztere iſt von ſchwachem Aſageruch, dunkler Bernſteinfarbe und brüchig, riecht aber noch etwas ſtärker und iſt dunkler gefärbt als Gummi sagapenum. Am Fundorte ſelbſt ſah ich die Pflanze nicht; ſie wurde mir durch Leute, die ich von Dehgirdu ausſchickte, friſch gebracht. Dieſelben hatten nach ihrer Angabe zwei Stunden in die Berge hineingehen müſſen, um ſie zu holen. Sehr häufig ſoll ſie am Siah-kuh ſein, wo das Harz eingeſammelt wird. Bei der Rückreiſe am 2. Auguſt übergab mir der Katchuda (Ortsrichter) von Makſudbeg reifen Samen, den er funfzehn Tage vorher in meinem Auftrage für mich geſammelt hatte. Anfangs Auguſt ſollen die Samen bereits zerſtreut ſein.

Ferula asa foetida L.,

perſiſch anguzeh (woraus durch Abkürzung asa entſtanden ſein mag), arabiſch heltit el mumtin, fand ſich in früherer

Zeit häufig auf dem Trachytgebirge zwiſchen Jspahan und Mahiar. Dorthin kamen jährlich im Frühling die Anguzeh-Ausbeuter aus Choraſſan; ſie umgaben die Pflanze mit einem Wall von Steinen, ſchnitten den Stock ab und ſammelten dann das Harz. Da ſie aber keine Stöcke zum Samenausſtreuen übrigließen, finden ſich jetzt nur noch vereinzelte Exemplare dort. Hingegen ſoll ſie zwiſchen Abadeh und Murgab noch häufig ſein, wo auch wie in Laar (ſüdliche Provinz) die Aſa geſammelt wird. Um Abadeh nähren ſich im Frühling die Schafe von den Blättern der Pflanze; Milch und Butter ſoll davon, wie mich glaubwürdige Männer verſicherten, ſo ſtinkend ſein, daß ſie nur Eingeborene genießen mögen. Auch aus Herat brachte mir ein engliſcher Arzt mehrere Sproſſen, welche mit Harztbränen ganz bedeckt waren. Aus dem Vorkommen im heißen Laar und andern Gegenden iſt erſichtlich, daß die Pflanze ein wärmeres Klima und eine geringere Meereshöhe verlangt.

Das meiſte Harz der F. asa foetida wird nach Jndien exportirt, wo es zu culinariſchen Zwecken dient; es bildet ein häufiges Jngredienz der Saucen zum Pillaw. Seine mediciniſche Anwendung in Perſien iſt ſehr ausgedehnt, beſonders gegen Krampfleiden; es gibt Leute, die ſich ſo daran gewöhnen, daß es ihnen, wie den Opiumeſſern das Opium, zum Lebensbedürfniß wird. Es übt in der That bei längerm Gebrauch eine ausgezeichnete krampfſtillende Wirkung, wo auch in Europa mehr beachtet werden ſollte.

Von den Turkomanen werden die jungen Sproſſe Pflanze, in Eſſig eingelegt, gern gegeſſen. Jn [illegible] Gegenden umhegt man, wie ich [illegible], die Felder zu [illegible] vor Jnſektenfraß mit der Anguzepflanze.

Ferula sagapenum,

perſiſch sagbined-ch, [illegible] abgeleitet [illegible]

den Standort dieſer Pflanze konnte ich von den Attars in Iſpahan nichts weiter erfahren, als daß ſie in den Gebirgen von Luriſtan häufig zu finden ſei, wo das Harz geſammelt werde. Die Beſchaffenheit des Harzes, ſeine Aehnlichkeit mit der Asa dulcis und die beigemiſchten Samen bürgen dafür, daß die Pflanze ebenfalls zur Familie der Ferulaceen gehöre.

Ferula kurdica,

perſiſch und kurdiſch biwazeh. Dieſe nur wenig Harz ausſchwitzende prächtige Ferula findet ſich häufig im kurdiſchen Bezirk Saudſch-belagh, auch ſonſt im Elwendgebirge um Hamadan. Das Harz und die bohnengroßen Samen riechen ſtark nach Peruvianbalſam. Auch dieſe Samen zeigten in Europa keine Keimfähigkeit. Die Sproſſen der jungen Pflanzen dienen, in Eſſig conſervirt, als vorzügliches Gemüſe.

Sakkisharz

iſt das Exſudat von einigen Terebinthaceen, beſonders von Pistacea mutica (derækht-e-ben). In Taliſch, ſowie zwiſchen Iſpahan und Schiraz, namentlich bei der Station Imamzadeh Ismail, gibt es viele Benbäume; das meiſte kommt jedoch aus Kurdiſtan unter dem Namen Sakkis e kurdi in den Handel, und zwar in Bernſtein ähnlichen Stücken von honiggelber oder von milchiger Farbe. Bei einer Temperatur von unter 15° R. iſt es ſpröde und brüchig, bei 32° wird es knetbar wie Wachs und bei noch höherer Temperatur dünnflüſſig. Das Sakkis findet ſeine hauptſächlichſte Anwendung bei der Kattunfabrikation, indem man die Druckfarben damit deckt, um deren Ineinanderfließen zu verhindern. Von den Frauen wird es gekaut wie in der Türkei das Maſtix, mit dem es auch verwandt iſt; es ſoll den Athem wohlriechend machen, dient aber im Grunde nur zur Beſchäftigung der

Kauwerkzeuge.*) Ich gab es bei Schleimflüſſen und andern Krankheiten an Stelle unſers Terpentins, vor welchem es den Vorzug hat, daß es die Verdauung durchaus nicht beſchwert, und daß man wegen ſeiner leichten Knetbarkeit leicht andere Medicamente, wie Eiſen, Cubeben u. ſ. w., in Pillenform damit verbinden kann.

Sarkokolla,

perſiſch enzerut, gundschideh, ekruhe, auch chäle farsi, ein früher auch in Europa viel gebrauchtes Harz, iſt das Exſudat einer Penäacee. In der perſiſchen Medicin wird es noch häufig angewendet, beſonders bei Augenkrankheiten. Es kommt nach den Erkundigungen, die ich in Schiraz eingezogen, von einem Bäumchen in der Provinz Laar, Kazeran und Arabiſtan. Daß es ein perſiſches Product ſei, läßt ſich ſchon aus dem Namen und aus den billigen Verkaufspreiſen abnehmen.

Zur zweiten Gruppe ſtellen Pflanzen aus verſchiedenen Familien ihr Contingent. Man unterſcheidet vier Hauptarten Manna, von denen eine zur Bereitung von Süßigkeiten, die andern als Medicamente verwendet werden.

1) Gez-engebin (Tamariskenhonig) iſt das Exſudat von drei verſchiedenen Pflanzen. Die beſte Qualität (geze chunsäri) gibt ein Aſtragaluspflänzchen in den Bezirken Gulpajigan und Chunſar in der Nähe von Ispahan; es wird von den Stengeln abgekratzt, iſt daher von grüner Farbe und viel mit Blätter- und andern Pflanzentheilchen vermengt, von denen man es durch Auflöſen im Waſſer und Abdampfen befreit.

*) Ein ähnlicher beliebter Kauſtoff iſt das Genderum, welches die luriſchen Nomadenweiber in Ispahan aus dem eingedickten Milchſaft der Scorzoneren (schink) bereiten. Es bildet eine ſchwarze, zähe, kautſchukartige, unlösliche, aber im Kauen ſich erweichende und formbar werdende Maſſe.

Die zweite Qualität ſtammt von der Tamariske (gez, daher der Name) und wird öſtlich von Iſpahan in der Gegend, wo ſich der Zajenderud in die Wüſte verliert, ſowie in der Provinz Kirman gewonnen. Auch im Libanon ſoll die Tamariske Manna exſudiren. In andern Gegenden konnte ich trotz des häufigen Vorkommens dieſer Sträucher keine Exſudation wahrnehmen. Die dritte und häufigſte Sorte fließt aus der Quercus balotta (derachte belud) in Kurdiſtan. Man rühmt von dieſer Eiche, daß ſie ſiebenerlei verwerthbare Producte liefert, nämlich: Eicheln, von den Luren zu Brot verbacken oder geröſtet wie unſere Kaſtanien genoſſen; Baſt (dschaft) für Gerber; Galläpfel (māzu); drei andere zur Lederbereitung dienende Knoppernvarietäten, welche wahrſcheinlich von drei verſchiedenen Inſekten herrühren, da jede ihre eigenthümliche Form beſitzt, ſie heißen Gulgaw, Charnek und Bärar-mazu; endlich Manna. Zahlreiche Conditoreien in Iſpahan beſchäftigen ſich mit der Fabrikation von Süßigkeiten aus Gez-engebin. Der Brei wird mit Eiweis geſchlagen, mit Mandeln, Piſtazien, Cardamom u. ſ. w. verſetzt, in Fladen geformt und bei gelindem Feuer gebacken. Die Fladen, mit Mehl beſtreut und zwiſchen Kätzchen von Salix zygostoma gelegt, um ihnen Aroma zu geben, werden in Kiſtchen verpackt und gehen von Iſpahan aus als ſehr geſuchter Artikel durchs ganze Land.

2) Ter-engebin oder Ter-endschebin (Feuchthonig, weil es leicht Feuchtigkeit anzieht) exſudirt aus dem Alhagi maurorum. Es kommt in kleinkörniger, mit den feinen Schötchen vermiſchter Maſſe faſt ausſchließlich von Choraſſan in den Handel, daher auch T. Choraſſani genannt, und vertritt als Medicament die Stelle des arabiſchen Mannas, das in Perſien nur den Aerzten dem Namen nach bekannt iſt.

3) Schir-chischt (Exſudationsmaſſe), das Exſudat von Atraphaxis spinosa und einem andern Strauche, wird zum

Theil unweit Teheran in einer Schlucht beim Dorfe Kent (auf dem Wege zur Imamzadeh Dawud) gewonnen, wo mehrere Gebüſche dieſer Bäumchen ſtehen. Diejenigen Zweige, welche in einem Jahre exſudiren, ſollen im nächſten abtrocknen. Den Hauptbedarf aber liefert Herat, von wo es in glatten, ſpiralförmig gerollten Stengelchen verſchickt wird.

4) Bid-chischt (Weidenexſudat) wird im Spätſommer von den Blättern der Salix fragilis ausſchwitzt. Dieſe Weide iſt um die genannte Jahreszeit ein Lieblingsaufenthalt der Bienen und findet ſich häufig unweit Teheran in den Dörfern am Fuße des Elburz. Das Manna wird jedoch in geringer Menge gewonnen und wenig benutzt.

Ketira (Gummi tragacantha),

iſt das Product des kleinen, etwa 2 Fuß hohen Aſtragalusbäumchens, Namens Gevenn, wird nur in einigen Strichen, zumeiſt zwiſchen Karud und Su auf dem Natansgebirge, überhaupt zwiſchen Kaſchan und Iſpahan gewonnen. Man kappt im Hochſommer den Stamm dicht über der Wurzel und bedeckt den Stumpf mit einem Topfe; nach einigen Tagen hat ſich etwa ein Loth Gummi darunter geſammelt. Manche Bäumchen exſudiren auch ſpontan. Ein Pfund Tragantgummi koſtet in Kaſchan ungefähr 10 Kreuzer. Außer zu mediciniſchen Zwecken dient die Ketira hauptſächlich zur Appretur von Seidenſtoffen, wogegen Baumwollſtoffe mit Stärke appretirt werden. Mit Bezug darauf ſagt ein perſiſches Sprichwort: „Kaſchan lebt von Ketira, Iſpahan von Stärke.“

Außer den hier genannten Pflanzen gibt es noch andere, welche theils ſpontan, theils durch Inſektenſtiche als Gallen Exſudate liefern, die jedoch von geringer ökonomiſcher Bedeutung ſind. Etwas Harz ſchwitzen mit wenigen Ausnahmen alle wildwachſende Doldenpflanzen aus.

Die meiſten der aufgeführten für den Botaniker höchſt wichtigen Pflanzen können um Iſpahan und auf der kurzen Strecke von dort bis Dehgirdu geſammelt werden. Um das ganze Wachsthum dieſer Umbelliferen zu beobachten, müßte man von Anfang April bis Ende Juli dort verweilen. Zur Einſammlung der reifen Samen iſt die Zeit vom 15. — 30. Juli die geeignetſte. Der günſtigſte Punkt, wo ſich ein Botaniker feſtſetzen könnte, um von da aus ſeine Excurſionen zu machen, wäre die ſchöne Stadt Kamiſcheh. Sie iſt im Centrum, hoch und geſund gelegen und hat leichte Communication mit Iſpahan und Schiraz. Die perſönliche Sicherheit iſt, ſeitdem die Luren und Bachtiaren durch Gefangennahme ihres Chefs und Zerſtörung der Raubſchlöſſer gezüchtigt wurden, durchaus ungefährdet, die Verpflegung billig und gut. Ein Empfehlungsſchreiben vom Ilchani aus Schiraz könnte dem Fremden unter Umſtänden ſehr nützlich ſein, iſt jedoch nicht abſolut unentbehrlich.

Die Verpflanzung der exſudirenden Umbelliferen *in europäiſche* Gärten läßt ſich durch im Auguſt ausgegrabene Wurzeln ermöglichen; denn dieſelben beſitzen ſo ausdauernde Lebensfähigkeit, daß ſie den Transport gut überſtehen. Für Staaten, welche in Perſien Repräſentanten haben, wäre die Erlangung keimfähiger Wurzeln, ohne daß ſie eigens deshalb Fachmänner hinzuſenden brauchten, um ſo leichter, als jede Woche ein Kurier gerade dieſe Gegenden durchreitet, außerdem England einen ſehr intelligenten Agenten in Iſpahan beſitzt. Ginge nun durch deſſen Vermittelung an einen Katchuda, etwa den von Makſudbeg, der mit genauer Inſtruction verſehene Auftrag, gegen ein kleines Entgelt die Wurzeln zu ſammeln und für den Kurier in Bereitſchaft zu halten, ſo könnten ſie in Zeit von längſtens zwei Monaten in London, Paris oder St.-Petersburg eintreffen.

Auf dieſelbe Weiſe ließen ſich auch noch andere ſchöne

und nützliche, theils eßbare Früchte, theils Futterkräuter liefernde Umbelliferen nach Europa verpflanzen, ſo die Ferula kumā (perſiſch kumā) im Elburzgebirge bei Teheran und die Diplotaenia cachrydifolia Boiss.*) (perſiſch dschāwschir) aus der Gegend von Laura-Scheriſtanek; desgleichen das wohlſchmeckende Gemüſe von Rheum riwas. Von letzterm brachte ich wohlconſervirten Samen nach Europa mit, der auch dort Keime trieb, ohne daß jedoch die Pflanze zu weiterer Entwickelung gelangte.**)

*) Hiernach wolle man den im erſten Theil, S. 119, mit Dyploteria angegebenen Namen berichtigen.

**) Im Sommer 1865 wurde mir die angenehme Ueberraſchung zutheil, daß die Diplotaenia aus dem im Jahre 1859 von mir eingeſchickten Samen im wiener botaniſchen Garten ſich üppig entwickelte und zahlreiche reife Samen trug, ſodaß ihre Acclimatiſation als geſichert zu betrachten ſein dürfte. (Verhandlungen der k. k. zoologiſchen Geſellſchaft in Wien, Jahrgang 1865.)

X.

Krankheiten und Epidemien.

Epidemien. Allgemeiner Krankheitscharakter. Rötheln. Rothlauf. Blattern. Masern. Scharlach. Neſſelſucht. Furunkel und Karbunkel. Pemphigus. Krätze. Acne. Aleppoknoten. Ausſatz. Syphilis. Diarrhöe. Kolik. Ruhr. Cholera ablactatorum. Hämorrhoiden. Eingeweidewürmer. Leberleiden. Stein. Harnruhr. Blutharnen. Kindbettfieber. Potenz. Keuchhuſten. Chroniſcher Lungenkatarrh. Lungentuberkuloſe. Herzklopfen. Krampfadern. Geiſteskranke. Skroſel. Krebs. Wechſelfieber. Typhus. Cholera. Augenkrankheiten. Schagugulus. Wunden.

Eine allgemeine Darſtellung der in Perſien herrſchenden Krankheiten durfte in dieſem Buche, das ein Geſammtbild des Landes und ſeiner Bewohner zu entwerfen beſtimmt iſt, nicht ganz übergangen werden. Wenn ich mich veranlaßt ſah, einige Krankheiten, wie Wechſelfieber und Ruhr, ſogar ausführlicher abzuhandeln, ſo geſchah es, weil darauf die Geſetze der Acclimatiſation beruhen, auf die ich ein beſonderes Gewicht lege. Aerzte mögen die Oberflächlichkeit, Nichtärzte die Weitläufigkeit meiner Darſtellung entſchuldigen.

Die in Europa gemachte Beobachtung, daß Epidemien einen ſehr unerheblichen Einfluß auf Verminderung der Population ausüben, indem der etwaige Ausfall ſich raſch wieder erſetzt, hat keine Gültigkeit für den Orient, wo durch Epi-

demien die Sterblichkeit in einem Grade ſteigt, daß z. B. Gegenden, in denen vor 33 Jahren die Peſt wüthete, ſich heutigen Tags von dem Menſchenverluſt noch nicht erholt haben, und Lücken, die Cholera-, Blattern-, Maſern- und Keuchhuſten-Epidemien geriſſen, ſich äußerſt langſam wieder ausfüllen. Nur infolge des mangelnden Verkehrs und Dank den bedeutenden Elevationen des Landes erlöſchen Epidemien und Viehſeuchen zuletzt in ſich ſelbſt; der Menſch, vom Glauben an das Fatum beherrſcht, ergreift keine Maßregeln dagegen, höchſtens verlaſſen einige Reiche den inficirten Ort, um in Zelten zu wohnen, und der Nomade treibt ſein Vieh in eine andere Gegend; die große Maſſe der Unbemittelten jedoch, die nicht im Stande ſind, den Ort zu wechſeln, fällt wehrlos der verheerenden Seuche zum Opfer. Daß aber ein verhältnißmäßiger Erſatz des Menſchenverluſtes nicht ſtattfinden kann, liegt in den geſammten Einrichtungen des ehelichen Lebens begründet, wie ſie im ſechsten Abſchnitt des erſten Theils geſchildert worden ſind.

Das Regiſter der Krankheitsarten iſt weniger reichhaltig als in Europa; dagegen treten die einzelnen bei weitem maſſenhafter auf: wie etwa die Vegetation mancher obwol üppig bewachſenen Gegend doch dem Botaniker geringe Ausbeute gewährt. Im ganzen gehören Entzündungen, beſonders der Bruſtorgane, zu den Ausnahmen; vorherrſchend aber ſind Krankheiten des Unterleibes, der Leber, der Milz, der Gedärme, vor allen Fieber und Ruhr. Ja am Kaſpiſchen Meer verdrängen die letztern beiden faſt alle andern Krankheiten oder prägen ihnen wenigſtens ihren Charakter auf. Manche Krankheiten ſind Perſien eigenthümlich: die Knoten- und Gliederlepra, der Aleppoknoten, der Medinawurm, die Vitiligo, die endemiſche Gangräne, ein typhoides Fieber. Andere fehlen oder ſind ſo ſelten, daß ſie in der Aufzählung kaum mit genannt werden können, ſo die Tuberkuloſe, die Skrofuloſe

und die Rhachitis unter der weißen Raſſe; ferner Krebs, Scharlach, Lupus, Krupp und Kondylosmen.

Hautkrankheiten ſind zwar, weil der Perſer große Sorgfalt auf die Pflege der Haut verwendet, nicht ganz ſo häufig wie in andern heißen Ländern, aber immerhin, beſonders in einigen Städten, zahlreich genug, und der Arzt hat um ſo mehr Gelegenheit Studien darüber zu machen, je ängſtlicher der geringſte Hautausſchlag beachtet und ärztlicher Rath dagegen eingeholt wird. Man ſieht in jedem Hautleiden den Ausdruck einer allgemeinen Krankheit, daher man ſich auch ſelten mit blos örtlichen Mitteln begnügt.

Hautausſchläge und Hautentzündungen.

Rötheln und Erythrema erſcheinen im Frühling nicht ſelten, ſind jedoch gewöhnlich von kurzer Dauer und von keiner beſondern Bedeutung.

Rothlauf (bāde-surch oder bāde mebarek) kommt häufig ſporadiſch vor, wird aber auch zu Zeiten epidemiſch. Mehrere Epidemien dieſer Art, die ich beobachtet habe, verliefen gutartig, nur wenige Fälle endeten, wegen Entzündung der Hirnhaut, tödlich. Infolge übertriebener Anwendung von Blutegeln, Abführmitteln und Einreibungen mit armeniſchem Bolus ſeitens der einheimiſchen Aerzte litten viele Reconvaleſcenten an langdauernder Blutleere. Auch einige Fälle von wandernder Roſe (Erysipel) ſah ich glücklich verlaufen.

Die Blattern (ābeleh, dschudderi) tragen eine Hauptſchuld an der großen Sterblichkeit der Kinder, mithin an der Abnahme der Bevölkerung. Ferner werden neu angeworbene Regimenter, ſowie die Neger- und Beludſchenſklaven hart davon mitgenommen. Wer je, wie ich einmal, Zeuge war, daß von 20 während einer Blatternepidemie in Teheran

angekommenen Sklaven mehr als die Hälfte ergriffen wurden und ſtarben, wird gewiß nie mehr ſeine Stimme gegen die Impfung erheben. Alle böſen Folgen, die man auf ihre Rechnung ſetzen will, wie Skrofuloſe und Typhus, halte ich für erdichtet. Im Gegentheil ſah ich Skrofeln, die ſonſt in Perſien äußerſt ſelten ſind, und langwierige Gelenkleiden nach überſtandenen natürlichen Blattern ſich entwickeln. Nordiſche Regimenter wurden in Teheran vom Typhus decimirt, denen nie die Wohlthat der Impfung zutheil geworden war. Man klagt die Vaccination an, daß ſie die Fortpflanzung der Syphilis begünſtige, aber dies iſt nicht ihre Schuld, ſondern die des Arztes, der ſich um die Herkunft des Impfſtoffs nicht bekümmert. Bereits im Jahre 1857 ſchlug ich vor (Zeitſchrift der Geſellſchaft der Aerzte), die Lymphe nicht aus den Findelhäuſern der Städte aufs Land zu ſchicken, ſondern umgekehrt vom Lande in die Städte und zwar von Kindern, deren geſunde Abkunft und Verwandtſchaft der Arzt genau erkundet hat. Ich erwähnte zugleich, daß es erſpießlicher wäre, die Lymphe von etwas ältern Kindern zu nehmen, weil man ſich von deren Geſundheitszuſtand leichter überzeugen kann. Allein nicht blos die Abnahme der Population durch Sterblichkeit, ſondern auch die große Zahl von Blinden und Augenkranken, die als Ueberbleibſel der Blattern erwerblos der Geſellſchaft zur Laſt fallen, iſt in Anſchlag zu bringen. Man erkennt erſt den unſchätzbaren Werth der Impfung in Ländern, wo ſie gar nicht oder nur ausnahmsweiſe geübt wird!

Die Maſern (surchek, surchedsche) richten oft zur Winterszeit fürchterliche Verheerungen an. Sich ſelbſt überlaſſen, würden ſie ihren regelmäßigen Verlauf nehmen; allein man plagt die Kinder mit Abführmitteln und Klyſtieren, infolge deren ſie von chroniſchen Durchfällen und Dyſenterien dahingerafft werden. Unverhältnißmäßig häufig tritt im

Gefolge der Maſern — ſeltener bei Blattern — das Noma (ākeleh) auf; es kamen mir oft in einer Woche zwei bis drei Fälle zu Geſicht: ob es eine Frucht der Behandlung oder des Klimas, wage ich nicht zu entſcheiden.

Der Scharlach iſt im Lande unbekannt; es gibt auch keine Benennung dafür. Aus freilich nicht zuverläſſiger Quelle erfuhr ich jedoch, daß er unter dem Namen machmalek (rother Sammt) in der Stadt Kirman vorkomme. Ebenſo wenig konnte ich die Miliaria beobachten, obwol mir drei Fälle von häufigen Schweißbläschen auffielen, welche jedoch infolge des Wechſelfiebers eintraten, alſo als ſelbſtändiger Frieſel nicht gelten können.

Die Neſſelſucht (ir, naebāt elleil) entſteht oft im Herbſt, namentlich in Verbindung mit ſchweren Wechſelfiebern, weicht jedoch dem Gebrauch des Chinins. Symptomatiſch zeigt ſie ſich bei nicht Acclimatiſirten infolge von Mückenſtichen oft am ganzen Leibe.

Von ausgebreiteten phlegmonöſen Hautentzündungen ſah ich einige mit tödlichem Ausgang, zweimal das Skleroma Neugeborener. Doch über die maßen häufig iſt der Ausbruch der Furunkel (dummal). Oberflächliche ſowol wie tiefe Furunkel in erſtaunlicher Menge treten als Acclimatiſationskrankheit auf; ich ſelbſt hatte deren über hundert. Die Ungeduld des Europäers, die Schwäre vor ihrer Reife zu öffnen, trägt wol nicht wenig zu ihrer Verbreitung bei, da in der Regel dann auf der entgegengeſetzten Körperhälfte an dem entſprechenden Theile ein neuer Schwär ausbricht. Geduld, vegetabiliſche Diät und einige Abführmittel befreien am ſicherſten von dieſem läſtigen Leiden. — Ziemlich häufig iſt auch das Vorkommen des Anthrax (Karbunkel) und jener Abart, welche man Wespenneſt nennt, doch ſah ich letztere nur ein einziges mal bei einem Knaben von zwölf Jahren, während ſonſt nur bejahrte Leute daran leiden. Der Anthrax

ſcheint weniger bösartig als in Europa; doch können weite und tiefe Ausbreitungen deſſelben auch den Tod herbeiführen. Die bösartige Blatter (Pustula maligna) kommt nicht vor, weil man abgeſtandenes Vieh als unrein betrachtet und, ohne daß es abgehäutet wird, vergräbt.

Blaſenausſchlag (Pemphigus) iſt ziemlich häufig bei Kindern; er wird für anſteckend gehalten, und in der That werden meiſt mehrere Kinder in einem Hauſe zugleich davon befallen. Nach mehrern Nachſchüben pflegt die Krankheit, die übrigens weder mit Dyscraſie, noch weniger mit Syphilis etwas gemein hat, in etwa zwei Monaten ſich zu erſchöpfen. Indeß ſtarben auch Säuglinge, welche mit ſpecifiſchem Pemphigus behaftet waren, an deſſen Folgen.

Hydroa bleibt ſelten im Verlauf einer Fieberkrankheit aus. Sein Eintritt gilt als ein gutes Zeichen für die Wendung der Krankheit, obgleich andere Kliniker dies in Abrede ſtellen.

Unter einigen Fällen von Zoſter, die ich geſehen, war mir der eine deshalb merkwürdig, weil der Ausſchlag einige Tage nach dem Fieber infolge einer Steinoperation zum Vorſchein kam.

Das Eczem (dschærabe rætb, feuchte Krätze), beſonders das chroniſche, gehört zu den Seltenheiten, denn die beſtändig trockene Luft ſowol wie die Sitte des Perſers, nach jeder Secretion die Theile zu waſchen, und der vorgeſchriebene häufige Gebrauch der Bäder wirken ihm entgegen. Deſto häufiger fand ich die Pſoriaſis (trockene Krätze), namentlich in Ispahan, wo überhaupt Hautausſchläge aller Art heimiſch ſind, was ſich durch die ſtete Beſchäftigung der Fabrikarbeiter im Flußwaſſer und das Hantieren mit Alaun, Sakkes (Therebinthinaharz), Farben, Alkalien- und Säuren hinlänglich erklärt. Daſſelbe gilt von der Impetigo. Auch in Perſien hegt man ein Vorurtheil gegen ſchnelles

Abtrocknen des impetiginöſen Eczema bei Kindern; wirklich ſah ich ein Kind nach raſcher Abtrocknung des Ausſchlags an Pneumonie enden, wobei jedoch andere Zufälle mitgewirkt haben mochten.

Die Haut des Perſers iſt durchſchnittlich von feſter Textur, die Follikel ſind unſcheinbar, weshalb er nie von ausgebreiteter Acne und von ſogenannten Miteſſern geplagt wird. Ebenſo wenig erinnere ich mich, trotz der großen Zahl notoriſcher Schlemmer je eine Gutta rosacea (Kupferfinnen) beobachtet zu haben. Nur zwei Fälle von Seburrhoe der Naſe kamen mir vor.

Der eigentliche Lupus fehlt oder erſcheint doch nur hier und da in der verdächtigen ſerpiginöſen Form; ſehr verbreitet dagegen ſind die beiden Knotenexantheme: der Knoten von Aleppo und die Lepra.

Der Aleppo-Knoten, perſiſch sālek (das Jährchen), türkiſch-tatariſch köpöj (Hund), türkiſch churmatschibani (Dattelgeſchwür), jiltschibani (Jahresgeſchwür), ruſſiſch godownik, erſtreckt ſich in geographiſcher Beziehung nach Prof. Riegler (Die Türkei, II, 68), von Suädin angefangen und dem Flußgebiete des Orontes folgend, bis Aleppo, Kilis, Orfa, Diabekir, Maraß, Moſſul und Bagdad, auch über den ganzen Sind, und einzelne Fälle finden ſich ebenſo wol auf der Inſel Cypern wie auf ägyptiſchem Boden, z. B. in Karium, Kairo und ſelbſt in Suez. In Perſien ſah ich ihn nicht ſelten in Teheran, am häufigſten aber in den Städten Kum, Kaſchan und Ispahan. Man pflegt in Bezug darauf zu ſagen: „Die Mädchen von Ispahan dürfen nur im Profil angeſehen werden.“ Von da an ſüdlich, z. B. in Kamiſcheh und Schiraz verliert er ſich mehr und mehr; in Medien (Tabris) und am Kaſpiſchen Meere verſchwindet er ganz. Auf dem flachen Lande, ſelbſt in den Dörfern, welche den zumeiſt befallenen Städten am nächſten liegen, tritt er ſpärlich

auf. In Rußland fand ich ihn nur vereinzelt in Transkaukaſien in der Stadt Gendſchè (Eliſabethpol), doch ſoll er auch in Baku vorkommen.

Das Geſchwür fixirt ſich vornehmlich um den Jochbogen, am äußern Augenwinkel, am untern Augenlid, an der Wange, an der Backe, an der Naſenſpitze, ſeltener an der Naſenwurzel, der Stirn, dem obern Augenlid, der Ohrmuſchel und den Lippen, niemals am Bart und dem behaarten Kopftheil. An den Extremitäten erſcheint es bei Eingeborenen ſelten, häufig dagegen bei Fremden und Zugewanderten, und zwar, wie ich übereinſtimmend mit Prof. Riegler beobachtete, mehr an den untern als obern Extremitäten. Die Schleimhäute werden nicht davon afficirt; ſo bleiben bei Boutons am Augenlid, im innern Augenwinkel und ſelbſt wo wegen Anſchwellung des Lides das Auge mehrere Wochen geſchloſſen war, die Thränendrüſen unverletzt. Ich ſah den Knoten zweimal am Halſe, ausnahmsweiſe am Bauche, einmal an der Knieſcheibe, mehrmals auf dem Handrücken und Fußblatte, kein einziges mal aber im Handteller, auf der Fußſohle, zwiſchen den Fingern oder Zehen, am Rücken und an den Genitalien.

Zumeiſt werden Kinder vom erſten bis zum ſiebenten Lebensjahre davon ergriffen, einheimiſche Erwachſene ſelten, weil dieſe entweder nicht dazu disponirt ſind oder die Krankheit ſchon in der Jugend durchgemacht haben. Da letzteres bei Fremden nicht der Fall iſt, ſind ſie in jedem Alter dem Uebel unterworfen, ebenſo in den verſchiedenſten Friſten nach ihrer Einwanderung. Der öſterreichiſche Hauptmann Gumoëns wurde im zweiten Jahre ſeines Aufenthalts im Lande am Wadenbein, ich ſelbſt im ſiebenten an der innern Knieſläche, der Franzoſe Richard im funfzehnten, der Engländer Thomſon im achtzehnten, von einer Reiſe nach Bagdad zurückkehrend, der Pole Sokolowſki erſt im zwanzigſten von der Krankheit

heimgeſucht. Doch ſcheinen im ganzen die Europäer weniger dafür empfänglich zu ſein als die Eingeborenen, zumal wenn ſie nicht viel mit dieſen in Berührung kommen.

Hinſichts des Geſchlechts dürfte das weibliche überwiegende Dispoſition zu dem Uebel beſitzen.

Ohne Unterſchied der Abſtammung trifft es Kaukaſier und Mogulen, Perſer, Türken, Juden und Armener; nur die ſchwarze Raſſe bleibt faſt ganz davon verſchont.

Wer einmal den Aleppoknoten gehabt und überſtanden hat, iſt für ſeine übrige Lebenszeit davor geſichert. Ich konnte trotz aller Nachfrage keinen Fall von Recidive ermitteln; ſpricht der Arzt bei einem zweifelhaften Hautfleck die Vermuthung aus, daß es der Aleppoknoten werden könne, ſo erhält er oft von dem Patienten zur Antwort: „Nein, den habe ich ſchon durchgemacht.“

In der Regel zeigt ſich in Perſien nur 1 Knoten; doch kommen auch 2 bis 6 Stück meiſt auf einer Geſichtshälfte, ausnahmsweiſe auf beiden vor, ja bei einer Frau in Ispahan ſah ich deren 40, welche auf Geſicht, Bauch und Extremitäten vertheilt waren. Von einem Unterſchied zwiſchen männlichen und weiblichen Knoten, die man in Bagdad aufſtellt, weiß man in Perſien nichts. Auch mir ſcheint die Benennung eine ganz willkürliche, denn was mir von Fremden als angeblich männliche und weibliche Knoten gezeigt wurde, unterſchied ſich nur durch Größe und Ausdehnung voneinander.

Das Geſchwür tritt unter vier verſchiedenen Formen auf, von denen die erſten zwei relativ acut, die beiden letzten chroniſch verlaufen.

1) Der einfache Knoten. An einer der obengenannten Stellen entſteht ein röthlicher Fleck, auf dem ſich nach längerm Beſtande ein linſen- bis bohnengroßer, erſt hell-, dann dunkelrother Knoten erhebt. Mit der Bildung deſſelben

iſt weder Fieber noch Schmerz verbunden, höchſtens ein leichtes Brennen und Jucken, wie bei der Urticariaquaddel; infolge vielen Kratzens erhält er eine dünne trockene Schuppenkruſte. Nach einigen Monaten umgibt er ſich mit einem rothen Hof, der ebenfalls anſchwillt. Nun nimmt das Jucken zu, und die Eiterung beginnt. Zuerſt kommt aus der Mitte des Knotens eine dünne, ätzende, übelriechende Flüſſigkeit; ſodann ſchreitet der Schmelzproceß weiter von der Mitte gegen die Peripherie, oder es entſtehen an benachbarten Stellen neue Ulcerationscentra. Aus dem Grunde des Geſchwürs ſteigen trockene, harte, knorpelartige, blutarme Fleiſchwärzchen herauf, die gleichfalls in Eiterung übergehen und wieder neuen Granulationen Platz machen. Die Geſchwürsränder ſind dick, infiltrirt, unregelmäßig ausgebuchtet. Läßt man den Eiter eintrocknen, ſo bilden ſich dicke, braune, an den Rändern feſt anklebende und nur mit Blutverluſt zu entfernende Borken. Nachdem die urſprünglichen Knoten vom Eiter verzehrt ſind, beſſert ſich die Granulation, die Wunde fängt an ſich zu füllen, die Narbenbildung tritt ein. Der ganze Proceß dauert durchſchnittlich nahe ein Jahr, daher der Name sälek (Jährchen). Die zurückbleibende Narbe iſt gelbbraun, zwar etwas vertieft, doch im ganzen glatt. Daß durch Ulceration ein Theil des untern Augenlides oder des Naſenflügels zerſtört wird, gehört zu den ſeltenen Fällen, ebenſo daß, nachdem das Geſchwür bereits geheilt iſt, an ſeinem Rande neue Knoten ſich erheben, die wieder alle Stadien durchlaufen und nach und nach die ganze eine Geſichtshälfte bedecken. Wo aber das Uebel in ſo complicirter Form auftritt, verzögert ſich der Heilungsproceß oft viele Jahre; ein Kranker gab mir die Dauer ſeines Leidens auf 18 Jahre an. Es hinterläßt dann ein ſtraffes, von kleinen netzartigen Gefäßzweigen durchſetztes Narbengewebe, Verzerrung des Mund- und Naſenwinkels und beſonders Ectropium in ſo hohem Grade, daß die Bindehaut

des untern Lides, kaum noch mit einigen ſpärlichen Wimpern verſehen, wie ein dreieckiger rother Lappen bis unter das Jochbein herabhängt. Es gelang mir mehrmals, durch Plaſtik eine bedeutende Beſſerung des Ectropiums zu bewirken, obgleich das ſtraffe Narbengewebe der Operation große Schwierigkeiten entgegenſetzte.

2) Der infiltrirte Knoten unterſcheidet ſich von dem einfachen dadurch, daß die Infiltration gleichzeitig auf allen Punkten der Fläche erſcheint, wodurch die Haut verdickt und ſchmuzigroth gefärbt und die ganze Naſe oder die eine Wange auf einmal davon eingenommen wird. Bei mir ſelbſt brach das Geſchwür, wie erwähnt, an der innern Fläche des rechten Kniegelenks aus. Der Verlauf war folgender: Im Frühling 1858 bemerkte ich an der genannten Stelle einen thalergroßen rothen Fleck, der ein leichtes Jucken verurſachte und ſich bald mit einer dünnen Kruſte bedeckte; ich hielt es für eine durch Satteldruck beim Reiten entſtandene Abſchürfung. Nach und nach verdickte ſich der Fleck und wurde maſſig infiltrirt. Im Juli erweichten mehrere Punkte, ſie gingen auf und ſecernirten eine copiöſe übelriechende Jauche. Die Eiterherde floſſen zuſammen; aus ihrem Boden erhoben ſich gelbliche, ſpitze, trockene, blutarme Granulationen, welche nach dem Abſpülen mit Waſſer wie Warzen einer groben Feile anzuſehen waren. Unter dem einfachen Verbande trocknete die Secretion zu dicken Kruſten an, deren Ränder zwar inhärirten, die aber gegen die Mitte von Jauche unterminirt waren. Ich befand mich damals mit dem Schah im Sommerquartier in den Bergen und mußte ihn, obwol mir das Reiten äußerſt beſchwerlich fiel, auf ſeinen täglichen Ausflügen zu Pferde begleiten. Die bewährte Heilmethode führte glücklicherweiſe in Kürze zum Ziel. Trotz der ſteten Reibung durchs Reiten erinnere ich mich keiner Fiebererſcheinung oder einer Anſchwellung der entſprechenden Leiſten-

drüſen. Die bis auf den heutigen Tag verbliebene Narbe hat die Größe und Form einer Niere; ſie iſt tief braun und mit einzelnen weißen Punkten marmorirt, weil ich dem Eiterungsproceß nicht freien Lauf ließ und dadurch eine intenſivere Narbenbildung verhinderte. Dieſes iſt auch der Grund, warum der Haarwuchs an jener Stelle nicht gänzlich aufgehoben iſt, was bei natürlichen Narben immer ſtattfindet.

3) Der ringförmige Knoten beſteht aus linſengroßen flachen, wenig infiltrirten, im Ring geſtellten Knötchen; ich beobachtete dieſe Form nur an der Wange bei Kindern und Frauen, vielleicht nur zufällig nie bei Männern. Die Knötchen gehen nach einiger Zeit in Verjauchung über und bedecken ſich mit Kruſten, jedoch greift die Ulceration weder in die Breite noch in die Tiefe um ſich, und es tritt relativ ſchnelle Heilung ein unter Bildung einer blaſſen, wenig vertieften, glänzenden Narbe. Meiſt erſcheint indeß ein neuer Kreis von Knötchen; der Proceß beginnt wieder von vorn und wiederholt ſich, bis nach einem Cyklus von mehrern Jahren der Krankheitsſtoff endlich erſchöpft iſt.

4) Der freſſende Knoten iſt die häßlichſte, vorzugsweiſe köpöj (Hund) genannte Form. Er wird in Teheran ſelten, in Kaſchan aber und vorzüglich in Iſpahan häufig beobachtet. Im Ausſehen unſerm ſkrofulöſen Lupus gleichend, hat er doch nicht den Charakter von Skrofeln, inſofern er ſich nach kürzerer oder längerer Zeit von ſelbſt begrenzt und zwar torpid, doch gutartig verläuft. Soweit meine eigenen Beobachtungen reichen, iſt der Sitz dieſer Form ausſchließlich die Naſe. Dieſelbe bedeckt ſich zuerſt mit warzigen Knoten, welche nach und nach ſchmelzen und von ähnlichen warzigen Granulationen gefolgt ſind. Die Eiterung geht ſehr in die Tiefe; ſie zerſtört zuletzt die Naſenflügel und Scheidewand, ſelbſt einen Theil der Oberlippe. Der natürliche Entwicke-

lungs- und Heilungsproceß zieht ſich wie bei der vorigen Form durch eine Reihe von Jahren hin.

Auf die Frage, in welche der allgemeinen Krankheitsgruppen der Aleppoknoten einzureihen ſei, kann man etwa Folgendes erwidern. Käme einem europäiſchen Arzte, der ſich auf Hautkrankheiten verſteht, von den klimatiſchen Verhältniſſen Perſiens aber keine Kenntniß hat, das Geſchwür zu Geſicht, ſo würde er es unbedingt für Lupus erklären; im Gegentheil würde ein perſiſcher Arzt, der den Lupus in Europa ſähe, darin einen alten Bekannten ſeines Landes zu finden glauben. In der That, die Bildung des Knotens, der fieberfreie Verlauf, die Ulceration, die angeführten Formen, die Geſtaltung der Narbe und ihre dunkle Färbung, alles ſpricht dafür, daß die Krankheit dem Lupus nahe ſtehe und nicht dem Furunkel. Doch muß der Knoten, weil ihm die Eigenſchaft ſpontaner Heilung nach kürzerer oder längerer Friſt zukommt, den gutartigen Gebilden beigezählt werden. Auch geht die Eiterung von der Oberfläche gegen die Tiefe, nicht umgekehrt, ſodaß ſie, wenn die Wunde frühzeitig geätzt wird, eine ziemlich flache Narbe mit nur theilweiſer Aufhebung des Haarwuchſes hinterläßt, was nicht ſtattfinden könnte, wenn der ſubcutane Zellſtoff zuerſt ergriffen würde.

Die Forſchung nach den Entſtehungsurſachen des Leidens führt faſt nur zu negativen Reſultaten. Wollte man ſie in dem Klima der Hochebenen ſuchen, ſo ſteht dem entgegen, daß es auch in den Niederungen von Bagdad heimiſch iſt, andererſeits in dem noch höher gelegenen Azerbeidſchan (Tabris) und in den Marſchländern des Kaſpiſchen Meeres fehlt. Ebenſo wenig gibt die Nahrungsweiſe einen Anhalt; wenn man ſein häufiges Vorkommen in Bagdad dem Dattelgenuß (daher der vulgäre Name churmatschibāni, Dattelgeſchwulſt) zuſchreiben möchte, ſo findet es ſich doch auch in

vielen Städten Perſiens, wo wenig Datteln verzehrt werden, dagegen ſelten in Aegypten, wo der Dattelgenuß ein ausgebreiteter iſt. Daß Kinder und Frauen in größerer Zahl davon heimgeſucht werden als Männer, erklärt ſich durch deren feinere und bartloſe Haut, welche mehr Contactpunkte darbietet. Wenn es bei Fremden häufiger als bei Einheimiſchen die Extremitäten ergreift, ſo mag dies in den Abſchürfungen infolge des Reitens und dadurch begünſtigter Infiltration ſeinen Grund haben. Geographiſch beſchränktes Auftreten aber und Gebundenſein an gewiſſe Bezirke theilt die Krankheit mit andern endemiſchen Leiden, mit der Lepra, Lithiaſis, dem Medinawurm und Trachom. Als feſtſtehend dürfte nur ſoviel anzunehmen ſein, daß ſie kein conſtitutionelles, ſondern ein rein locales Uebel iſt, daß ſie insbeſondere mit Skrofuloſe ſowie mit lymphatiſchen Affectionen keine Verwandtſchaft hat, überhaupt durch irgendwelche allgemeine Körperanlage weder fern gehalten noch begünſtigt wird.

Für ihre Contagioſität bei vorhandener Dispoſition ſcheinen folgende Umſtände zu ſprechen. Sie befällt den Menſchen, wie erwähnt, nur einmal im Leben: bekanntlich eine Eigenſchaft mancher contagiöſen Krankheiten. An den Stellen, welche vom ausfließenden Eiter macerirt werden, bilden ſich leicht neue Knoten; ja es kommt vor, daß infolge häufigen Berührens der Wunde mit der Hand das Geſchwür ſich auf einen Finger überträgt. In den Harems der Reichen, wo die Kinder wenig mit andern Kindern zuſammenkommen, zeigt ſie ſich ſelten, ebenſo in europäiſchen Familien; im königlichen Harem ſah ich ſie nie. Dagegen leiden in Häuſern der Armen oft faſt ſämmtliche Familienglieder zugleich daran. Ich wurde von einer armen Familie conſultirt, in der die Frau mehrere einfache Knoten, die älteſte Tochter einen am Jochbogen, der zweite Sohn an der Oberlippe, und die dritte Tochter Annularknoten auf der Wange hatte.

Bei einem ſechzehnjährigen Mädchen entwickelte ſich das Geſchwür infolge eines Wespenſtichs in die Naſeſcheidewand an dieſer Stelle, und bei einem Knaben, dem Sohn des armeniſchen Prieſters in Ispahan, infolge einer leichten Abſchürfung, die er ſich durch einen Fall auf die Naſe zugezogen. Letztere zwei Fälle ſcheinen die Möglichkeit der Einimpfung an wunden Stellen zu indiciren. Die Angabe, daß die Krankheit längere Zeit nach der Rückkehr in eine ſonſt davon befreite Gegend zum Ausbruch kommen könne, beruht, glaube ich, auf Täuſchung; der Fleck, anfangs nicht beläſtigend, kann lange unbeachtet bleiben und erſt ſpäter, beim Eintritt der Erweichung, ſich bemerkbar machen.

Bisher hielt man das Uebel für eine wohlthätige Ableitung von Krankheitsſtoffen und wendete demgemäß nur indifferente Mittel dagegen an, welche mehr zum Bedecken der Wunde als zur Heilung dienten. Nachdem ich mich jedoch überzeugt, daß die ausgeſtoßene Knotenmaſſe weder der Reſorption noch der Organiſation fähig ſei, ſuchte ich ſie durch Aetzen mit concentrirter Salpeterſäure ſchneller, als es auf natürlichem Wege geſchieht, zum Schmelzen zu bringen, und ich erzielte damit bei jeder Form und in jedem Stadium der Krankheit die überraſchendſten Erfolge. War die Eiterung noch nicht eingetreten, ſo wurde ſie durch die Cauteriſation beſchleunigt und zugleich auf ein ſo geringes Maß beſchränkt, daß eine möglichſt flache und farbloſe Narbe zurückblieb. Andernfalls zerſtörte energiſches Aetzen die kranken Granulationen ſowie die noch nicht geſchmolzenen Anſchwellungen, und führte einen geſunden und raſchen Verlauf des Proceſſes herbei. Wo die Infiltration bereits ſehr tief gedrungen war, wiederholte ich die Aetzung nach zehn Tagen; mehr als zweimaliger Aetzung bedurfte es nie. Es gelang mir auf dieſe Weiſe, den einfachen Knoten ſtets in Zeit von drei bis vier Wochen zu heilen. Auch bei dem infiltrirten

Knoten waren die Erfolge augenſcheinlich, beſonders in Bezug auf geringern Umfang und minder häßliches Ausſehen der hinterbleibenden Narbe. Die Ringform verlangte keine intenſive Aetzung, aber Wiederholung derſelben, ſobald neue Knötchen ſich zu bilden begannen. Selbſt bei der ſchlimmſten Form, dem freſſenden Knoten, ward durch Cauteriſiren der Naſe von außen und von innen dem Umſichgreifen des Geſchwürs Einhalt gethan. Bald hatte ich die Genugthuung, daß mein Verfahren allgemeine Annahme fand, ſomit das Vorurtheil, der Proceß müſſe mindeſtens ein Jahr dauern, durch mich beſeitigt wurde. Da die perſiſchen Aerzte anfangs die Cauteriſation ungeſchickt ausführten, indem ſie die Säure auch auf geſunde Stellen wirken ließen, wodurch breite entſtellende Narben entſtanden, ſchrieb ich eine Anleitung in perſiſcher Sprache und vertheilte dieſelbe in lithographirten Abdrücken.

Die griechiſche Lepra (Ausſatz), arabiſch dschezām, türkiſch-perſiſch pis, hat ihren Sitz in der Provinz Chamſeh zwiſchen Tabris und Kaswin, mit dem Centralpunkte Sendſchān, und in den beiden Bezirken Chālchal und Karadagh; höchſt ſelten kommt ein ſporadiſcher Fall in andern Gegenden vor. Dieſe Bezirke, auf der Hochebene gelegen, gehören ſonſt zu den geſundeſten im Lande, ſie ſind die Kornkammer Perſiens und zeichnen ſich durch relativ größern Wohlſtand ſowie beſſere Ernährung des Volks vor den übrigen Provinzen aus. Obwol der Ausſatz nicht für anſteckend, ſondern für erblich gehalten wird, gelten doch die damit Behafteten als unrein und müſſen, ausgeſtoßen aus der menſchlichen Geſellſchaft, in elenden, weit von Städten und Dörfern entfernten Lehmhütten ihr trauriges Daſein beſchließen. (Vgl. Th. I, S. 311.) Oft habe ich beim Schah Fürſprache für dieſe Unglücklichen eingelegt, aber es geſchah nichts zur Milderung ihres jammervollen Loſes.

Die Krankheit entwickelt ſich nicht in der Kindheit, ſondern erſt bei Eintritt der Pubertät, oder auch erſt im reifern Alter. Es entſtehen einige unſcheinbare Knötchen zwiſchen den Augenbrauen; letztere fallen allmählich aus und die kahlen Stellen erſcheinen infiltrirt. Manchmal raſch, oft im Verlauf mehrerer Jahre verbreitet ſich das Geſchwür über die äußere Naſe und ergreift dann die Schleimhäute der Naſe, des Rachens, des Kehlkopfs und die Bindehaut des Auges. Das untere Lid kehrt ſich um, das ganze Geſicht unterläuft kupferfarben, die Eiterung beginnt; ſie frißt das Naſenbein an und bedeckt den Rachen mit einem feſt anklebenden, gelblichen, trockenen crupöſen Exſudat, wodurch die Stimme einen eigenthümlich heiſern und dumpfen Klang erhält, „als ob ſie aus dem Grabe käme“. An einzelnen Stellen empfindet der Leidende heftige reißende Schmerzen, während andere gefühllos werden. Unter den qualvollſten Leiden erfolgen Contracturen der Finger, die Nägel werden dick oder ſchwinden, oft ulceriren einzelne Fingerglieder bis ſie gänzlich abfallen; doch merkwürdigerweiſe tritt häufig Vernarbung und Heilung in einem Finger ein, während der Proceß an einem andern anfängt. Mitunter, obwol ſelten, bleiben nach jahrelangem Ergriffenſein der äußern Haut die Schleimhäute vollkommen intact. Die ſogenannte Gliederlepra beſchränkt ſich auf die Finger und Zehen, welche unter den quälendſten Schmerzen gliedweiſe abſchwären; doch heilt und vernarbt bisweilen ein Finger, indeß die andern verloren gehen. Ich ſah in Kaswin einen Mann von ſonſt guter Conſtitution und ſcheinbar vortrefflicher Geſundheit, rüſtig und gut genährt, welcher durch die Gliederlepra im Laufe von elf Jahren alle Finger mit Ausnahme des linken Daumens eingebüßt hatte; faſt an allen Punkten waren die Ulcerationsſtellen in der Vernarbung begriffen. Bei einem andern konnte ich die geſtielten Knoten beobachten, welche der Haut das Anſehen

gaben, als wäre ſie, nach dem Ausdruck der Dermatologen, mit Mollusken beſetzt. Die leidenden Partien zeigten eine ſolche Reizbarkeit, daß ſie in immerwährender zuckender Bewegung waren, ähnlich wie die Haut eines von Fliegen gepeinigten Thiers. Wie mir Perſer verſicherten, ſoll die Lepra in wenn auch langſamem Abnehmen ſein.

Von der Elephantiaſis oder der ſogenannten Lepra arabum (da-el fil, Elefantenleiden) ſah ich nur drei geringe Hypetrophien an der Eichel und am Penis und eine Ichthyoſis leichten Grades.

In die Kategorie der Ausſatzkrankheiten ſtellt man in Perſien auch die Leuke Vitiligo (bäräz), weiße blutleere und empfindungsloſe Flecken der Haut; jedoch mit Unrecht, denn es ſind keine Symptome der Lepra damit verbunden. Der leichtere Bäräz, bei dem die Haut nicht empfindungslos wird, ſondern durch Reibung ſich röthet, iſt ziemlich häufig in allen Theilen Perſiens, den nördlichen ſowol wie den ſüdlichen. Da die ſchneeweißen Flecke von einem dunkel gefärbten Hof umgeben ſind und im Lauf der Jahre immer größere Dimenſionen annehmen, entſtellen ſie den Körper ſehr. Sie kommen meiſt auf dem Rücken und der Bruſt, doch auch zuweilen auf den Extremitäten und dem Geſichte vor. Ueber ſpontane Rückbildung oder Heilung ſtehen mir keine Erfahrungen zu Gebote.

Wohl zu unterſcheiden hiervon iſt ein ähnlich ausſehendes ebenſo häufiges Hautübel, der Herpes tonsurans. Er bekundet ſich durch inſelförmige weißliche Stellen am behaarten Kopftheil oder im Barte; die Haare werden dünn und weiß, doch ſind die Flecke nie von jener blendenden Weiße wie bei der Leuke. Nach mehrmonatlichem Beſtande tritt ſpontane Heilung und wieder normaler Haarwuchs ein.

Viel ſeltener ſind Leberflecke (behak) und Sommerſproſſen, und auffallend ſelten Muttermale (chäl), ſowol in

der Form von Telangiektaſie als auch die Naevi; ausgebreitete Telangiektaſien gewahrte ich nie.

Von den durch Paraſiten erzeugten Hautkrankheiten finden ſich alle in Europa bekannten Formen. Unter dem Militär iſt die Krätze (dscharäb) ſehr verbreitet; ſie wird mit einer Salbe von Schwefel, Kupfervitriol und ſauerer Milch behandelt.

Weil der Kopf ſtets bedeckt gehalten wird, entſteht bei Kindern außerordentlich häufig der Grind (ketscheli) und nimmt oft den ganzen Kopf, ſelbſt die Augenbrauen ein. Man wendet allgemein die Pechkappe dagegen an, die von außen mit Gipsmehl beſtreut wird. Hingegen fand ich die eigentliche Sykoſis ſehr ſelten, in zwei Fällen, wenn ich nicht in der Diagnoſe irrte, auch am raſirten Kopftheil.

Syphilis*) gilt in Perſien wie im ganzen Orient nicht für anſteckend, ſondern für eine unverſchuldete Krankheit, über die man daher in der beſten Geſellſchaft, ſelbſt in Gegenwart von Frauen und Kindern ſich nicht zu ſprechen ſcheut. Da dieſer Auffaſſung gemäß auch keinerlei Sanitätsmaßregeln dagegen getroffen werden, iſt ſie ſehr allgemein verbreitet. Doch nimmt ſie in dem trockenen warmen Klima infolge des häufigen Gebrauchs der Bäder meiſt einen milden Verlauf, ſodaß ſie mehr exenſiv als intenſiv auftritt.

Der Tripper (suzanek, worunter indeß auch jeder andere Schleimfluß, ſelbſt der von Stein herrührende verſtanden wird) heilt bei angemeſſenem Regime von ſelbſt, während er durch falſche Diät und Mangel an Enthaltſamkeit allerdings auch langwierig und chroniſch werden kann. Stricturen hinterläßt er nur ausnahmsweiſe und weit ſeltener als in Europa.

---

*) Dr. Polak, Ueber die Syphilis in Perſien. (Zeitſchrift der Geſellſchaft der Aerzte in Wien, Jahrg. 1857.)

Primäre ſyphilitiſche Affectionen ſcheinen ſehr gutartig zu verlaufen, ſoweit ſich aus den wenigen Fällen, die mir zur ärztlichen Behandlung kamen, ſchließen läßt. Der Bubo gehört zu den ſeltenen Erſcheinungen, das wuchernde Condylom ſcheint ganz unbekannt; deſto häufiger zeigen ſich ſechs bis acht Wochen nach der erſten Infection Spuren der ſecundären Syphilis (kuft, āteschek). In Teheran und deſſen Umgebung äußert ſich dieſelbe faſt immer auf den Schleimhäuten, ſelten auf der äußern Haut; es entſtehen Schleimtuberkel auf den Lippen, der innern Wangenfläche, an den Rändern der Zunge, Geſchwüre im weichen Gaumen, an der hintern Rachenwand und beſonders häufig am Kehlkopf, weshalb jede einige Tage andauernde Heiſerkeit als Syphilis indicirt und behandelt wird. Das auffallend häufige Vorkommen von Schleimtuberkeln auf den Lippen brachte mich auf den Gedanken, ob nicht durch den Gebrauch, in Geſellſchaften das Mundſtück des Nargileh im Kreiſe umhergehen zu laſſen, der Infectionsſtoff übertragen werden möchte. In Ispahan dagegen, überhaupt im Süden des Reichs, herrſchen ſyphilitiſche Hautausſchläge vor: Flecken, Tuberkel, Geſchwüre, ſelbſt Wucherungen auf der äußern Haut. Verhältnißmäßig ſehr oft ergreift die Syphilis das Auge und verurſacht bösartige, äußerſt ſchmerzhafte Irisentzündungen, die mit Verengerung oder gänzlicher Verſchließung der Pupille zu endigen pflegen. Andererſeits ſind Subſtanzverluſte, mit Ausnahme des Gaumens, und die ſogenannten tertiären Erſcheinungen ziemlich ſelten.

Die Cur beſteht in Einathmung von Zinnoberdämpfen und nachherigem innern Gebrauch des Decocts von China nodosa. Mercur bewirkt im dortigen Klima vollkommene, gründliche Heilung, ohne die ſchlimmen Folgen, deren er in Europa beſchuldigt wird, zu hinterlaſſen.

Krankheiten der Verdauungsorgane.

Bei Kindern ſah ich, obwol nicht gerade oft, Schwämmchen im Munde (barfek, Schnee) und den Soor. Noma (Waſſerkrebs) und Schleimtuberkel finden ſich, wie erwähnt, häufig. Die Zähne werden ſelten von Caries (kirm, Wurm) angefreſſen und würden ſich demnach bis ins ſpäteſte Alter geſund erhalten, wenn nicht, namentlich bei Städtern, chroniſche Perioſtitis (Entzündung der Beinhaut), der auch Pruner in ſeinem Werke „Krankheiten des Orients“ gedenkt, ſich einſtellte, welche den Zahn allmählich hebt, bis er von ſelbſt ausfällt oder ohne Schmerz und Blutung mit den Fingern herausgenommen werden kann. Der ausgefallene Zahn iſt ſcheinbar unverſehrt, nur die Wurzel hat ein rauhes und atrophiſches Anſehen. Ich kannte Damen von 30 bis 35 Jahren, die infolge dieſes Uebels bereits faſt alle Zähne verloren hatten. Die Perſer glauben irrthümlicherweiſe, das Zahnfleiſch weiche zurück; täglich klagte man mir: „Guschte dendæn raft“ („Mein Zahnfleiſch iſt geſchwunden“), und verlangte Mittel, es wieder wachſen zu machen.

Halsentzündungen treten zu Anfang des Winters bisweilen epidemiſch auf, nehmen jedoch ſelten einen gefährlichen Charakter an. Die diphtheritiſche Form beobachtete ich nur einmal, und zwar mit glücklichem Ausgang an einem europäiſchen Mädchen. Wegen Hypertrophie der Mandel mußte ich mehrmals einen Theil abtragen. Auch die Froſchgeſchwulſt erheiſchte ein operatives Verfahren.

Im allgemeinen iſt die Verdauung des Perſers träge, beſonders zur Sommerzeit. Er nimmt nur zweimal des Tages Nahrung zu ſich, und oft iſt der Appetit mit einer einzigen Mahlzeit befriedigt. In den Bergen, bei einer Elevation von etwa 6000 Fuß, erhöht ſich das Nahrungsbedürfniß. Der Perſer, welcher ſich gern an greifbare Ur-

ſachen hält, ſchreibt die Steigerung des Appetits dem guten Gebirgswaſſer zu und ſagt daher, wenn er die Vorzüge eines Landaufenthalts hervorheben will: „Das Waſſer iſt dort gut und verdauungsbefördernd, man kann drei- bis viermal des Tages ſpeiſen.“ Genuß von vielem Fleiſch erzeugt im Sommer beängſtigende, den Nachtſchlaf raubende Hitze, wogegen die überwiegend vegetabiliſche Nahrung, Gemüſe, Früchte u. ſ. w., begleitet vom Genuß in Eis abgekühlter Getränke, leicht Magenſchwäche, Blähſucht und übermäßige Säureentwickelung zur Folge hat. Deſſenungeachtet ſind gefährliche Verdauungskrankheiten, wie acute Entzündung und Krebs, außerordentlich ſelten. Blutbrechen ſah ich nur bei Individuen, die dem Genuß von Branntwein oder andern geiſtigen Getränken ergeben waren. Hartnäckige Leibesverſtopfung, welche mit Aloë und dergleichen draſtiſchen Mitteln bekämpft wird, entſteht durch misbräuchliche Anwendung von Purganzen und Klyſtieren ſowie durch den Opiumgenuß, der auch Urſache der Kolik (kulintsch) iſt. Europäiſche Ankömmlinge haben ſehr von Verdauungsbeſchwerden zu leiden, von Blähſucht, monatelang andauernder Diarrhöe und Unregelmäßigkeit der Entleerungen, und zwar ſind dieſe Zuſtände meiſt Vorläufer vom ſchleichenden Wechſelfieber oder Dyſenterie.

Die Ruhr (eshäl dam) herrſcht in den Städten ſporadiſch das ganze Jahr hindurch, epidemiſch und gefährlich verlaufend jedoch nur von Mitte Auguſt bis Mitte November. Sie ſteht mit dem Wechſelfieber ſowol in ihren Combinationen wie in den Bedingungen des Auftretens und des Verſchwindens zur ſelben Jahreszeit, bei derſelben Elevation und Veränderung des Klimas in ſo unzertrennlichem Zuſammenhang, daß wir beim Beſprechen des Wechſelfiebers öfter auf dieſelbe zurückkommen werden. Die Krankheit tritt unter den bekannten drei Formen auf: 1) die acut gutartige, von welcher der Patient gewöhnlich in 6 bis 8 Tagen vollkommen geneſt,

2) die acut bösartige, meiſt in Begleitung von entkräftendem Fieber, bei der in 8 bis 14 Tagen der Tod erfolgt; ſie graſſirt zumeiſt unter den neu angekommenen Regimentern, in Kaſernen und bei den ärmſten Volksklaſſen, deren Hauptnahrung in Früchten, vorzüglich Melonen beſteht und die genöthigt ſind, ihren Durſt mit dem fauligen und brackigen Waſſer der Stadtleitungen zu ſtillen, ferner in den Karavanen der Mekkehpilger und auf Märſchen oder bei Campirungen der Truppen; 3) die chroniſche, welche Monate, ſelbſt Jahre dauern und unter ungünſtigen Umſtänden durch Abzehrung zum Tode führen kann. Dem Ausbruch der Ruhr geht entweder langwieriges Wechſelfieber vorher, oder ſie erſcheint im Gefolge von Unregelmäßigkeiten der Stuhlentleerung, von Durchfällen und Verſtopfungen.

Als Schutz vor der Dysenterie iſt zunächſt zu empfehlen: vorſichtiges und rationelles Verhalten im Wechſelfieber bis zu deſſen gründlicher Heilung; ſodann Hüten vor Erkältung, beſonders während der Sommernächte; das Vermeiden viel beſuchter Aborte, und in den gefährlichen Monaten, von Mitte Auguſt bis Mitte November, Zurückziehen aus der Stadt in ein höher gelegenes Bergdorf. Wer die Krankheit ſchon einmal gehabt, braucht ſich weniger ſtreng an dieſe Vorſichtsmaßregeln zu halten, da faſt nie jemand wiederholt davon befallen wird. Was die Behandlung ſelbſt betrifft, ſo erweiſen ſich Opiate in dem dortigen Klima unwirkſam, wenn nicht gar ſchädlich. Man richte ſeine Lebensweiſe nach der Sitte des Landes ein, beobachte eine ſtrenge Diät, genieße etwas Fleiſchbrühe und kleine Portionen von in Waſſer geſottenem Reis (tschillaw), auch wenn der Appetit nach mehr verlangen ſollte, trinke nur abgeſchrecktes Waſſer oder Buttermilch, und hüte das Bett, wie kräftig und wohl man ſich auch im allgemeinen fühlen mag. Mit Hülfe dieſes einfachen Regime gelingt es meiſt, in einigen Tagen den

Anfall zu überwinden und nach und nach auch die etwa zurückbleibenden leichten Kolikſchmerzen und das Kollern im Unterleibe zu beſeitigen. Tritt aber die Krankheit beſonders heftig auf, ſo nehme man einmal des Abends eine Doſis von etwa 3 Gran Kalomel, am andern Morgen etwa eine halbe Unze Ricinusöl und von letzterm an mehrern darauf folgenden Morgen eine Doſis von zwei Drachmen, bis feſte Kothmaſſen abgehen und endlich die natürliche Entleerung ſich wieder einſtellt. Ich habe dieſe Behandlung faſt in allen acuten Fällen mit Erfolg angewendet. Bei chroniſcher Dyſenterie reichen jedoch die genannten Mittel nicht aus. Oft leiſten hier der Genuß von gutem rothen Wein und Weinklyſtiere noch gute Dienſte. Laſſen aber auch ſie im Stich, ſo iſt mit größter Wahrſcheinlichkeit ein trauriges Ende voraus zu ſehen, und es bleibt dann nichts übrig, als daß der Patient ſich entweder in eine Elevation von über 6000 Fuß begibt, in welcher Höhe oft ohne alle Arznei raſche Heilung der verzweifeltſten Fälle eintritt, oder daß derſelbe, wenn es ein Europäer iſt, ſo ſchnell als möglich das Land verläßt und ein heimatliches nordiſches Klima zu erreichen ſucht. Man glaube nicht, daß ſelbſt ein hoher Schwächegrad und beginnende Anſchwellung der Füße die Abreiſe verbieten; im Gegentheil, ſie machen dieſelbe um ſo unerlaßlicher. Es gibt nur zwei Alternativen, entweder die Gefahren der Reiſe zu wagen, oder mit fataliſtiſcher Ergebung den Tod zu erwarten. Ich ſelbſt war im Sommer 1853 von vorausgegangenem Wechſelfieber und darauf folgender chroniſchen Dyſenterie dermaßen angegriffen, daß ich kaum mehr die Kraft zum Gehen hatte; auch die Füße fingen mir bereits an zu ſchwellen. In dieſem Zuſtande erhielt ich vom König den Befehl, ins Hoflager nach Laar zu kommen, weil die Cholera in der Teheraner Ebene wüthete und er mich wegen möglicher Zufälle in ſeiner Nähe haben wollte. Ich

durfte mich dem Befehl nicht entziehen und ritt in das königliche Lager. Der Ort, auf dem das mir angewieſene Zelt ſtand, war etwa 7500 Fuß über der Meeresfläche. Schon zwei Tage nach meiner Ankunft ſtellte ſich, ſeit ſechs Monaten zum erſten mal, ein normaler Appetit und normale Entleerung ein, und bald war ich vollkommen geneſen. Sir Charles Murray litt, aus Bagdad nach Teheran zurückgekehrt, an chroniſcher Dysenterie. Das Uebel hatte einen ſolchen Grad erreicht, daß die Aerzte ſämmtlich an ſeinem Aufkommen zweifelten; der Puls war klein und intermittirend, die Haut erſchlafft, rauh und alles organiſchen Anſehens entbehrend, die Füße mäßig geſchwollen. Er ließ ſich trotz dieſer hoffnungsloſen Lage nach Europa transportiren und ward dort vollſtändig hergeſtellt. — Die Nomaden behandeln die Dysenterie mit Buttermilch oder emulſionirter ſauerer Milch, und die Erfolge ſollen außerordentlich günſtig ſein. Der ſchwediſche Arzt Fagergreen, der die Expedition gegen Bender-Abbas mitmachte, ſchrieb mir darüber: „Die Dysenterie richtete unter unſern Truppen fürchterliche Verheerungen an; nachdem ich vergebens meine ganze Feldapotheke geleert hatte, griff ich zu dem Mittel der Nomaden, und ich kann nicht umhin, es über alle andern zu ſtellen.“ Auch von einem Franzoſen, Mr. Romain, der in einem iſolirten perſiſchen Dorfe an der Ruhr gefährlich darnieder lag, weiß ich, daß er durch dieſes Volksmittel gerettet wurde.

Die Cholera ablactatorum rafft die Mehrzahl der Kinder in den perſiſchen Städten im zweiten und zu Anfang des dritten Lebensjahres dahin. Meiſt zur Zeit des Entwöhnens von der Mutterbruſt, manchmal auch ſpäter, und vorzugsweiſe im Herbſt bekommen ganz gut genährte blühende Kinder plötzlich Erbrechen und Durchfall zuerſt von gallig gefärbten, dann von Reiswaſſer ähnlichen Subſtanzen; das Geſicht entfärbt ſich, der Puls wird klein, faſt unfühlbar.

Dieſer erſte Anfall geht gewöhnlich vorüber, nur die Diarrhöe hält an, abwechſelnd mit Stuhlzwang und ruhrartigen Entleerungen. Nach mehrern Wochen kehren aber die Anfälle mit größerer oder geringerer Heftigkeit wieder und repetiren in immer kürzern Zwiſchenräumen, bis die kleinen Opfer vor Erſchöpfung unterliegen. Sehr wenige der von der Krankheit Ergriffenen kommen davon. Sie befällt Knaben häufiger als Mädchen. Auch Kinder von Europäern ſind ihr unterworfen. Als Entſtehungsurſachen möchte ich bezeichnen: die zu ſpäte Entwöhnung von der Muttermilch; die Anſteckung durch wechſelfieber- und ruhrkranke Ammen; den Genuß von Melonen während der Säuglingsperiode; die übermäßige Anwendung von Klyſtieren; endlich den epidemiſchen Charakter der Ruhr. Von den inländiſchen Aerzten wird die Krankheit mit Ricinusöl und mucilaginöſen Tränken verbunden mit Application von Klyſtieren behandelt.

Hämorrhoiden (bawāsir) und in deren Gefolge Maſtdarmfiſtel und läſtige Schrunden zählen zu den eingebürgerten Leiden. Eine Quackſalberfamilie in Tabris macht durch Räucherungen (wahrſcheinlich mit Arſenik) die Knoten brandig, um ſie wegzubringen; doch ſind mir allein drei Fälle bekannt, wo dieſe Cur den Tod der Patienten veranlaßte.

Eingeweidewürmer (didān, kirm) finden ſich in dem trockenen Irak nicht beſonders häufig: mitunter der Spulwurm, in größerer Zahl der Oxyurus vermicularis (kirmek), der bei Mädchen auch in die Vagina wandert und dort eine reichliche Schleimſecretion bewirkt. Am Bandwurm leiden viele von den eingeführten Schwarzen, die Perſer aber faſt gar nicht, weil ſie wenig Fiſche, kein Schweinefleiſch und alles zur Speiſe dienende Fleiſch völlig gar gekocht eſſen. Hingegen ſoll, nach Angabe des Dr. Häntzſche, im Gilan'ſchen am Kaſpiſchen Meer faſt kein Einwohner von Eingeweidewürmern, namentlich von Tænia lata (hab el ḳar, kadudāneh,

Kürbiskörner) frei ſein, weshalb dieſer Arzt ſeinen Arzneien immer etwas Santonine (Wurmſamen) beimiſchte. Die Filaria medinensis (pujuk, erḳe maadeni) iſt am Perſiſchen Golf zu Hauſe, beſonders in der Provinz Laar und in der Gegend von Bender Abbas. Truppen, welche aus dem Norden dorthin in Garniſon kommen, werden ſehr davon geplagt. Der Wurm hat ſeinen Sitz im Zellgewebe unter der Haut und zwiſchen den Muskeln der untern Extremitäten. Dr. Fagergreen, der ebenfalls an der Filaria litt, konnte ſich nur durch eine ſchmerzliche Operation davon befreien. Man ſagt, der Wurm komme mit dem Brackwaſſer der Cyſternen in den Körper, und durch Filtriren des Waſſers könne man ſich davor ſchützen. Allerdings zeigt er ſich bei den Offizieren, welche dieſe Vorſicht beobachten, weit ſeltener als bei der übrigen Mannſchaft. Schmerz, dann umſchriebene Geſchwulſt mit Knotenbildung, zuletzt Aufbruch derſelben und Hervortreten eines Theils des Wurms ſind die Stadien des durch ihn verurſachten Krankheitsproceſſes. Das ſichtbar werdende Ende des Wurms wird in ein geſpaltenes Rohr eingeklemmt, und nun wickelt man täglich ein weiteres Stück auf, bis das andere Ende zum Vorſchein kommt. Es muß dabei ſehr behutſam zu Werke gegangen werden, denn durch Abreißen ſollen die heftigſten Zufälle, Krämpfe und ſich weit ausbreitende Geſchwüre, entſtehen. Da in andern Gegenden des Reichs die Filaria unbekannt iſt, kamen mir nur die Reſte derſelben und die in Vernarbung begriffenen Geſchwüre zu Geſicht.

Die Krankheiten der Leber. Obwol am Kaspiſchen Meere heimiſch, ſind doch Leberleiden auch im Tafellande nicht ſelten, indem ſich dem continuirlich remittirenden Fieber Anſchwellung und Entzündung der Leber, Milzanſchoppung und Gelbſucht (jeragān) zugeſellt. An Europäern beobachtete ich in Perſien zwei Fälle von Leberentzündung. Beide

Kranke waren Franzoſen; der eine, deſſen Name mir entfallen, genas, nachdem bereits alle Zeichen des hektiſchen Fiebers eingetreten waren, dadurch, daß der Eiter nach Durchbohrung der Zwiſchenwände durch die Lunge und Luftröhre einen Ausweg fand; der andere, Dr. Labat, öffnete ſich ſelbſt den Abſceß, ſtarb jedoch drei Monate ſpäter auf der Rückreiſe nach Europa. In Schiraz ſah ich bei Fieberkranken Fieberzelte von außerordentlicher Größe; die Milz reichte bis zum Darmbein, und man konnte deutlich die Einkerbungen am Rande derſelben durch die dünnen Bauchdecken durchfühlen. Leberleidende müſſen ſich ſtreng des Genuſſes von Spirituoſen enthalten.

Die Steinkrankheit iſt ſehr allgemein in den Provinzen, welche man früher unter den Namen Medien und Hyrkanien zuſammenfaßte, alſo in Azerbeidſchān (Tabris), Hamadan, Kaswin, Teheran, Kum, Demawend; ferner am Kaſpiſchen Meere in Tālisch, Gilan (Reſcht), Maſanderan, Schahrud-Buſtam. Südlich von Kum dagegen, in Kaſchan, Iſpahan, Kamiſcheh, Schiraz, ſcheint ſie äußerſt ſelten zu ſein; ſo befand ſich unter mehr als tauſend Kranken, die ich in Iſpahan ärztlich behandelte, nur ein einziger an Stein Leidender. Wie das Verhältniß in den öſtlichen und ſüdöſtlichen Provinzen ſich ſtellen mag, konnte ich nicht genau ermitteln; doch dürfte ſie dort ebenfalls nur ganz vereinzelt vorkommen, wenigſtens fand ein in Meſchhed prakticirender Schüler von mir nur Einen Steinpatienten daſelbſt, den er mir nach Teheran zur Operation ſchickte. Auch aus Bagdad, Herat, Kändähar und Sekuhe in Siſtan kamen Perſonen zu mir, um ſich den Stein operiren zu laſſen, und ich erfuhr von ihnen, daß in ihrer Heimat das Uebel ziemlich häufig ſei.

In der Regel hält man in Perſien das Steinleiden für Tripper; faſt alle Steinleidende, die meine Hülfe in Anſpruch

nahmen, ſagten: „Suzanek darem“ („Ich habe den Tripper“). Außer durch Talismane und Gebete glaubt man, mit auflöſenden Mitteln ſich vom Stein befreien zu können. Die arabiſche Medicin beſitzt eine ganze Reihe ſteinauflöſender Mittel, und erſt, nachdem dieſe ſich fruchtlos erwieſen, unterwarfen ſich die Kranken der Operation. Als der Schah meinen gelehrten Collegen Hekim Mirza Buzurk Kaswini fragte, ob er auch wie der fränkiſche Arzt einen Stein aus dem Bauche ſchneiden könne, erwiderte dieſer: „Wir brauchen ſo gefährliche Mittel nicht; wir beſitzen Medicamente, welche die Steine zu Waſſer machen.“ Mein Vorgänger Dr. Erneſt Cloquet führte dreizehnmal im Verlaufe von zehn Jahren die Operation aus. Mir ſtellte ſich im erſten Jahre meines Wirkens kein Steinkranker vor; nachdem aber im zweiten Jahre einige glücklich abgelaufene Curen bekannt geworden waren, erhielt ich ſo viel Zuſpruch, daß ich in den folgenden acht Jahren nicht weniger als 158 Steinkranke zu operiren hatte. Jetzt wird die Operation auch von meinen Schülern geübt; andere einheimiſche Aerzte wagen ſie meines Wiſſens nur dann, wenn der Stein ſich ſo weit vordrängt, daß er mittels eines Schnitts durch das Rectum leicht entfernt werden kann.

Da ſich die Krankheit von Aegypten bis Indien ausbreitet und wieder in Gegenden, deren Bewohner unter denſelben klimatiſchen Verhältniſſen leben und dieſelbe Nahrung genießen, gänzlich fehlt, wie im ſüdlichen Perſien, laſſen ſich über ihre Urſachen kaum Momente von allgemeiner Gültigkeit ausfindig machen. Mitwirkend iſt nach meiner Anſicht der häufige Genuß von Milchproducten, beſonders ſauerer Milch in flüſſigem wie in trockenem und feſtem Zuſtande, ferner von ſauern unreifen Früchten, ſäuerlichen Scherbets, in Eſſig und Limonienſaft eingelegten Früchten und Gemüſen, ſowie der Sproſſen einer an Oxalſäure ſehr reichen Rheumart (Rheum rhaponticum riwās). Für die Annahme, daß

auch der Genuß von vielen Reisſpeiſen zur Steinbildung beitrage, ſcheint das häufige Vorkommen der Krankheit am Kaspiſchen Meer zu ſprechen; denn dort iſt Brot faſt unbekannt, Reis und geſalzene Fiſche bilden beinahe die ausſchließliche Nahrung. Allein in Ispahan und Schiraz, wo ebenfalls die Hauptnahrung aus Reis beſteht, findet ſie ſich äußerſt ſpärlich, um ſo häufiger wieder in Tabris, wo die Einwohner vorzugsweiſe von Brot leben. Aehnlich verhält es ſich mit dem Trinkwaſſer. Kein Unterſchied zwiſchen dem Marſchlande, wo das Waſſer brackig iſt, Demawend, Laridſchan und Mahalat, wo es ſtarke Kalkſedimente ablagert, Hamadan und Kaswin, wo es vulkaniſchem Boden entſpringt, und Kum mit dem Salzwaſſer der Wüſte. Auch von Fleiſchſpeiſen und ſpirituöſen Getränken kann das Uebel nicht herrühren, da der Perſer wenig Fleiſch genießt und Wein nur in den höhern Ständen getrunken wird. Mit der Gicht ſteht es in keinem Zuſammenhange, denn dieſe kommt überhaupt in Perſien ſelten vor, außerdem aber zeigt ſich der Stein meiſt ſchon im Kindesalter, wo von Gicht noch keine Rede ſein kann. Wenn die Nahrung einen Einfluß dabei ausübt, ſo muß es, wie geſagt, der übermäßige Genuß vegetabiliſcher, viel Oxalſäure enthaltender Subſtanzen ſein: welche Vermuthung auch der Umſtand beſtätigen dürfte, daß man bei den Argalis (Bergſchafen) ziemlich oft Steinbildung in den Nieren und der Blaſe findet. Die größere oder geringere Bodenerhebung iſt nicht als urſächliches Moment anzunehmen; in Teheran, 3000 Fuß, und in Tabris, 4000 Fuß über der Meeresfläche, iſt die Krankheit nicht minder heimiſch wie in Reſcht am Kaspiſchen Meer, das bekanntlich unter dem Meeresſpiegel liegt.

Was das Geſchlecht anlangt, ſo wird aus anatomiſchen Gründen das männliche allerdings mehr heimgeſucht als das weibliche; doch zeigen neun Operationen, die ich an Frauen

ausführte, daß auch bei letzterm der Stein nicht ſo gar ſelten vorkommt. In Betreff der Raſſe ſcheinen Juden und Armener weniger disponirt zu ſein; unter den von mir behandelten Steinkranken gehörten nur vier jenen Nationen an, kein einziger aber der Neger- und keiner der rein moguliſchen Raſſe, drei Kinder jedoch waren von gemiſchter moguliſch-kaukaſiſcher Abſtammung.

In Bezug auf das Alter kommen von den 158 durch mich Operirten 126 aufs Knaben- und nur 32 auf das Mannes- und Greiſenalter. Demnach entwickelt ſich die Krankheit am häufigſten ſchon in den Kindesjahren, ja ſogar in der Säuglingsperiode. Der Abgang von Steinchen bei Kindern im zweiten und dritten Lebensjahre iſt eine tägliche Erſcheinung. Vorher gehen in der Regel heftige halbſeitige Kolikſchmerzen, gefolgt von Blutharnen und andern Harnbeſchwerden. Wird das Nierenſteinchen nicht ausgeſtoßen, ſo bleibt es entweder in der engen Harnröhre ſtecken und führt durch Verhinderung des Urinirens den Tod herbei, oder der Kern ſetzt ſecundäre Schichten an und bildet ſich zum Blaſenſtein aus. So kann oft genau ermittelt werden, an welchem Tage der Harnſtein entſtanden iſt. Selten erfolgt die mit Kolik verbundene Ausſtoßung eines Steinchens im ſpätern Alter; mir ſind nur drei Fälle der Art bekannt, wovon der eine einen ſiebzigjährigen Greis betraf.

Aus der überwiegenden Zahl von Kindern, die ich am Stein operirte, gegenüber den wenigen Erwachſenen über 21 Jahre zog ich den Schluß, daß ſteinkranke Kinder bei guter Ernährung wol eine Reihe von Jahren dem Uebel widerſtehen können, ſelten jedoch, wenn ſie nicht davon befreit werden, das Mannesalter erreichen, was mir auch ſowol eigene Erfahrungen als anderweite Ermittelungen zur Genüge beſtätigten. Ich darf alſo das Verdienſt für mich in Anſpruch nehmen, dadurch, daß ich die Steinoperation in

Perſien allgemein bekannt machte und meinen Schülern durch Beiſpiel und Lehre die nöthige Anleitung gab, nicht nur ſelbſt eine ziemliche Zahl Menſchen von frühem Tode gerettet, ſondern eine Quelle der großen Sterblichkeit unter den perſiſchen Kindern verſtopft zu haben.

Wie ſchon bei einer andern Gelegenheit erwähnt, vollzog ich die Operation immer unter freiem Himmel und ließ die Patienten während der ganzen Cur unter einer Veranda liegen, ſelbſt bei 2 Grad Kälte nur in wärmende Decken gehüllt. Dieſem Verfahren und der erſtaunlichen Schnelligkeit, mit welcher Wunden in dem dortigen Klima heilen, glaube ich es verdanken zu müſſen, daß faſt in allen Fällen die Cur einen glücklichen Verlauf nahm. Von 126 Operirten unter 21 Jahren ſtarb mir nur einer und zwar infolge eines Fehlers von meiner Seite, von den 32 über 21 Jahre alten ſechs. Bei einigen unter dieſen war die Krankheit bereits ſo weit vorgerückt, daß ich nur auf inſtändiges Bitten der Kranken ſelbſt und gegen einen Revers, der mich von jeder Verantwortlichkeit freiſprach, die Operation unternahm. Ich gebe hier die wortgetreue Ueberſetzung eines ſolchen Reverſes: „Nachdem der Unterthänige viele Jahre lang am «Tripper» ſchwer gelitten und nun gehört hat, daß dieſes Uebel in Teheran durch Operation geheilt werde, begab er ſich daſelbſt zu dem hochgeſtellten, zum Chakan (Schah), freien Zutritt habenden Leibarzt des Königs der Könige, des Weltgeiſtes, dem wir als Opfer fallen mögen, zum Hekim Pulak, dem Deutſchen, dem Plato des Scharfſinns, dem Ariſtoteles der Ergründung, dem Galenus der Erfahrung, mit der Bitte, daß er mich in Behandlung nehme. Ich beſcheinige hiermit, daß ich die Operation verlangte und mich dem Fatum unterwerfe, dem niemand ſich zu entziehen vermag, daß daher alles Blut auf meinem Halſe haften bleibt. Es ſoll alſo weder von Erb- und Blutrache noch von Blutlöſegeld die Rede

ſein, ſondern mir allein die Verantwortlichkeit für alle Folgen zufallen.“ (Folgt das Siegel Abbas Ali's und das ſeiner Enkel und zweier Prieſter.) — Was mir die Operation zuweilen erſchwerte, war der Mangel an kundigen Aſſiſtenten; ich hatte oft nur Diener zur Seite, die beim Anblick von Blut in Ohnmacht fielen. Bei der Operation eines Knaben konnte ich keinen andern Aſſiſtenten finden als einen Scharfrichter; doch auch er wurde im Verlauf der Operation ohnmächtig. Als ich ihm nachher ſeinen Kleinmuth vorwarf, erwiderte er: „Ich kann nur Blut ſehen, wenn ich es ſelbſt vergieße, nicht aber wenn die That von andern vollbracht wird.“ Andererſeits hat die mit einiger Geſchicklichkeit ausgeführte Steinoperation in Perſien nicht viel mehr auf ſich als in Europa die Oeffnung eines Abſceſſes, denn man kann faſt mit mathematiſcher Sicherheit die vollſtändige Geneſung auf den vierzehnten oder funfzehnten Tag vorausbeſtimmen. Das Wundfieber iſt gering; bereits am zweiten oder dritten Tage ſtellt ſich guter Appetit ein, und die Nachbehandlung reducirt ſich auf Null. Oft ſpielen die Kinder mit noch offener Wunde auf dem flachen Dache, ohne daß die Heilung dadurch weſentlich beeinträchtigt oder verzögert würde.

Harnruhr beobachtete ich nur dreimal, an zwei Männern und einer Frau; in dem einen Falle trat infolge reichlichen Genuſſes von Granatäpfelſaft und ſauerer Milch erſt Stillſtand, dann Beſſerung ein.

Blutharnen findet man, außer in Begleitung von Harnſteinen, bei vielen von Kerbelah bei Bagdad zurückkehrenden Wallfahrern. Es dauert oft mit Unterbrechungen mehrere Monate, ſelbſt ein bis zwei Jahre, ohne jedoch große Beſchwerden zu verurſachen, und hört dann von ſelber auf: eine räthſelhafte Erſcheinung, welche Larray auch bei franzöſiſchen Soldaten während der Expedition nach Aegypten beobachtet hat.

So häufig die aus Syphilis entſpringenden Leiden der Geſchlechtstheile, ſo ſelten und milde ſind ſonſtige Krankheiten dieſer Organe. Beim weiblichen Geſchlecht gehören Hinderniſſe der Empfängniß, Leukorrhöe, Unregelmäßigkeiten der Menſtruation und Hyſterie zu den ausnahmsweiſen, nur bei Frauen, die von ihren Männern vernachläſſigt werden, vorkommenden Erſcheinungen. Das Kindbettfieber, nicht häufig, aber doch hier und da unter ſeinen verſchiedenen Formen auftretend, zuweilen mit Lungenleiden combinirt, endet ſelten lethal, nimmt auch wol einen intermittirenden Charakter an, weicht dann aber immer der Behandlung mit Chinin. Die Form der Phlegmasia alba dolens ſoll; nach Angabe des Dr. Häntzſche, am Kaſpiſchen Meer viele Wöchnerinnen heimſuchen; auch in Teheran bin ich ihr wiederholt begegnet. In der abſteigenden Lebensperiode, welche, wie erwähnt, gewöhnlich zwiſchen dem 35. bis 38. Jahr beginnt, entwickeln ſich häufig Hämorrhoiden, womit überhaupt die perſiſchen Frauen mehr als in Europa das weibliche Geſchlecht behaftet ſind. Gebärmutterfibroide, ſogar von bedeutender Größe, ſcheinen nicht ſelten; dagegen ſah ich ausgeſprochenen Krebs der Gebärmutter nur einmal, bei einer 55 Jahre alten Armenerin; Krebs der Bruſtdrüſen bei Frauen im vorgeſchrittenen Alter fünfmal während meiner neunjährigen Praxis.

Das männliche Geſchlecht betreffend, zeigten ſich nur einige Fälle von Hypoſpadiaſis und von Krebs des Hodens, zahlreichere von Hodenſackwaſſergeſchwulſt, oft erſtaunlichen Umfangs, die aber faſt alle durch Satteldruck oder andere mechaniſche Verletzungen entſtanden waren; ich behandelte ſie meiſt mit Anlegung des Haarſeils. Der Umſtand, daß die Orientalen eine große Menge vermeintlich ſtimulirender Mittel der verſchiedenſten Art gebrauchen, hat die irrige Behauptung veranlaßt, ihre Potenz erſchöpfe ſich früher als die der Euro-

päer. Es iſt dies jedoch keineswegs der Fall. Im Gegentheil, die Zeugungskraft des Orientalen hat eine entſchieden längere Dauer, denn ſie währt durchſchnittlich, wo nicht grobe Ausſchweifungen ſie vor der Zeit ſchwächen, vom 16. bis zum 70. Lebensjahre des Mannes. Nur eine relative Impotenz macht ſich inſofern bemerkbar, als häufig Männer mit mehrern Frauen in unfruchtbarer Ehe leben, dann aber mit der vierten oder fünften Frau mehrere Kinder erzeugen. Nicht ſelten geben daher Männer wegen Kinderloſigkeit ihren Ehefrauen den Scheidebrief, um eine Witwe oder eine geſchiedene Frau zu heirathen, die in ihrer frühern Ehe Kinder geboren hatte.

Katarrhe entſtehen nach der in Perſien herrſchenden Anſicht durch Herabſtürzen der Feuchtigkeit aus dem Gehirn, daher für ſelbe die Bezeichnung näsleh (Sturz) üblich iſt. Schnupfen (zekām) und Lungenkatarrhe, meiſt von Erkältung des Kopfes herrührend, graſſiren zu Anfang und Ende des Winters auch epidemiſch, doch faſt immer mit gutartigem Verlauf.

Die eigentliche häutige Bräune (churusek, Hähnchen) kommt nur ſporadiſch vor und endet in den meiſten Fällen tödlich. Luftröhrenverengerung tritt zuweilen infolge von Syphilis ein; von Luftröhrenſchwindſucht kam kein Fall zu meiner Kenntniß. Der Keuchhuſten (siāh sulfeh) tritt ſowol ſelbſtändig als infolge von Maſern epidemiſch auf und richtet durch ſeine Bösartigkeit und ſeine weite Verbreitung oft große Verheerung unter den Kindern an.

Bruſtfellentzündung (sineh-pahlu) und Lungenentzündung (zāt errieh) graſſiren jeden Winter in Teheran und in Tabris, während am Kaſpiſchen Meere genuine Entzündung der Bruſtorgane äußerſt ſelten ſein ſoll. Ihren ſo oft tödlichen Ausgang gebe ich mehr dem Aderlaſſen, welches

die perſiſchen Aerzte zur Unzeit anwenden, als dem natürlichen Charakter der Krankheit ſchuld. Pleuritiſche Exſudate und Aufgeblaſenheit der Bruſt ſcheinen wenig vorzukommen. Ein ſehr allgemeines Leiden iſt der chroniſche Lungenkatarrh mit Emphyſem, ſicher durch das viele Nargilerauchen befördert, wozu in den Fabrikſtädten Kaſchan und Ispahan noch das Einathmen des Staubes nnd die Beſchäftigung im Waſſer als directe Urſachen hinzutreten.

Lungentuberkuloſe (sil) kann bei den eingeborenen Perſern kaum unter den ſtehenden Krankheiten mitzählen. Die zehn Fälle, welche mir während meiner neunjährigen Praxis bei der weißen Raſſe vorkamen, betrafen faſt alle Frauen, bei denen ſich das Uebel einige Wochen nach der Entbindung entwickelte und auffallend raſch den Tod herbeiführte. Etwas häufiger ſoll die Krankheit im nördlichen Perſien, z. B. im Azerbeidſchan ſein, am Kaſpiſchen Meer aber ebenfalls nur ausnahmsweiſe vorkommen. Ausgeſprochenen ſchwindſüchtigen Habitus ſah ich bei keinem Perſer. Dagegen ſtarben faſt alle ins Land kommende Neger und Habeſſinier vor dem 30. Lebensjahre an Tuberkuloſe und Skrofeln, namentlich ihre Weiber bald nach der Niederkunft. Ueberhaupt ſcheint das Klima auf Fremde mit tuberkuloſer Anlage nachtheilig einzuwirken. Von zwei Europäerinnen meiner Bekanntſchaft erkrankte die eine, eine Holländerin, nach mehrjährigem Aufenthalt in Perſien, ſie verließ das Land, ſtarb aber bald darauf in Tiflis; die andere, eine Franzöſin, erlag kurz nach ihrer Ankunft der acuten Miliartuberkuloſe.

Organiſche Herz- und Klappenfehler fand ich, trotz des ſeltenen Vorkommens von acutem Gelenkrheumatismus, auffallend viele. Nicht zu verwechſeln damit iſt das ſehr verbreitete Herzklopfen, welches vielmehr, außer von andern mir unbekannt gebliebenen Urſachen, von der hohen

Lage des Landes und dem übermäßigen Genuß von Thee und Kaffee herrühren mag. Es raubt oft monatelang den Schlaf, erreicht einen ſolchen Grad, daß der Kranke mittels Fortpflanzung des Tons durch die Unterlage hindurch die Schläge ſeines Herzens vernimmt, und verſchwindet dann wieder für längere Zeit ohne erkennbaren Grund.

Krampfadern an den untern Extremitäten, daher auch chroniſche Fußgeſchwüre, finden ſich in ſehr geringem Maße; ſelbſt während der Schwangerſchaft werden ſie kaum ſchmerzhaft oder im Gehen hinderlich. Ich hatte mich früher gerade mit dieſer Krankheitsform viel beſchäftigt und eine Abhandlung darüber geſchrieben; meine Erwartung, daß ſich mir in Perſien neues Material dazu bieten würde, blieb unerfüllt.

Krankheiten des Nervenſyſtems ſpielen keine große Rolle im Verzeichniß der herrſchenden körperlichen Leiden, denn der Perſer iſt durchaus nicht nervöſer Conſtitution. Seine Erziehung, ſein leidenſchaftsloſes Temperament, die Gleichgültigkeit, womit er der Zukunft entgegenſieht und nur der Gegenwart lebt, kurz ſeine ganze Denk- und Anſchauungsweiſe bewahrten ihn vor Aufregungen, wie ſie das Leben in unſern europäiſchen Verhältniſſen mit ſich bringt. Das raſtloſe Streben des Europäers erſcheint ihm unbegreiflich; er nennt ihn wegen ſeines lebhaften Temperaments und Geberdenausdrucks diwäneh oder sefih, was ſich etwa mit: „er hat einen Sporn zu viel" überſetzen läßt.

Kaum in irgendeinem andern Lande iſt die Zahl der Geiſteskranken eine ſo beſchränkte, in Teheran z. B. betrug ſie nicht mehr als 8—10. Es macht ſich daher auch nicht das Bedürfniß von Irrenhäuſern fühlbar. Blödſinn entſteht faſt nur durch äußere Verletzungen, einen Stoß, Schlag, Fall auf den Kopf, bei Derwiſchen allerdings auch von ſtarkem Haſchiſchgenuß. Manie und Tobſucht ſind ebenſo

ſelten wie Melancholie. Einen leichten Grad von Nymphomanie habe ich einmal beobachtet. Soviel Glaubenseifer auch an den Tag gelegt wird, ſah ich doch keinen Fall von religiöſem Wahnſinn. Selbſtmord iſt etwas Unerhörtes.

Schlagflüſſe (sekteh), einſeitiges Kopfweh und bei Kindern der Waſſerkopf (um essabiān), letzterer jedoch höchſt ſelten als chroniſches Leiden, kommen mitunter vor. Epilepſie (saree) iſt ziemlich häufig; bei Kindern ſah ich auch Fälle von Veitstanz. Lähmungen (fäledsch), ſowol ganze als theilweiſe, ſind ſtark vertreten, beſonders in den Städten Kaſchan und Iſpahan, bei Kindern Gliederlähmungen, oft mit Abmagerung der untern Gliedmaßen und Klumpfußbildung verbunden. An Zittern in den Händen (raasche) und Zucken der Geſichtsmuskeln (ichtelätsch) leiden viele Perſonen. Von Starrkrampf (kuzās) ſah ich drei Fälle bei tödlich Verletzten; einen, der nach dreißigtägiger Dauer ſtarken Gaben von Asa foetida wich, und einem bei einen Säugling, in welchem Falle Opium gute Dienſte that.

Hüftgicht (erḳe nisā) und intermittirend auftretender nervöſer Geſichtsſchmerz, der ganz ähnlich wie das Wechſelfieber zu behandeln iſt, zählen zu den eingebürgerten Uebeln. Krankhafte Reizbarkeit der Haut (Hyperäſtheſie) beobachtet man nur bei Ausſätzigen; umgekehrt kamen täglich Patienten zu mir, welche über Gefühlloſigkeit einer Hautſtelle, am häufigſten auf der vordern Fläche des Oberſchenkels, klagten und dieſen Zuſtand gewöhnlich mit den Worten bezeichneten: „Pust tschun nemet est!“ („Meine Haut iſt wie ein Filz!“)

Vor acutem Gelenkrheumatismus ſchützt das trockene, warme Klima Perſiens; rheumatiſche Beſchwerden in einzelnen Gliedern aber (Rheumatismus monoarticularis) ſind ziemlich verbreitet, und in Iſpahan ſah ich auch mehrere Fälle von Rheumatismus deformans. Am Kaſpiſchen Meere, wo die Luft beſtändig feucht iſt, ſoll chroniſcher Rheumatismus, nament-

lich in Verbindung mit langandauernden Wechſelfiebern, beſonders häufig ſein. Daß Europäer in Perſien an Rheumatismus gelitten hätten, hörte ich nie, obgleich man infolge der mangelhaften Conſtruction von Fenſtern und Thüren fortwährend der Zugluft ausgeſetzt iſt. Gicht (naekres) findet ſich mitunter bei Männern in den vermögenden Klaſſen. Eingewurzelt iſt ſie in der regierenden Familie der Kadſcharen; der vorige König Mehmed Schah iſt an der Gicht geſtorben.

Skrofel finden in Perſien, wo die Kinder den größten Theil des Tages im Freien, auf dem Dache, im Hofe oder auf der Gaſſe ſich bewegen und auch die fenſterloſen Zimmer nicht von der äußern Luft abgeſperrt ſind, keinen fruchtbaren Boden. In der That beſchränkt ſich die Skrofuloſe (chänäsir) auf einzelne Halsdrüſen. Bei den eingeführten Negern dagegen trifft man ſie unter den ſcheußlichſten Formen; die wenigen, welche der Tuberkuloſe entrinnen, gehen an Skrofelſucht zu Grunde.

Die engliſche Krankheit (Rhachitis) iſt ſo ſelten, daß die perſiſche Sprache keinen Namen dafür hat. Nur eine Familie in Teheran war damit behaftet, und aus Unkenntniß hielt man ſie deshalb für ein geborenes Zwergengeſchlecht.

Auch für den Kropf beſitzt die Sprache kein Wort; doch ſah ich acht bis zehn Fälle von ſchwach ausgebildeten Cyſtenkröpfen. Von Cretinismus findet ſich im ganzen Lande keine Spur, er ſcheint ein Erbtheil der celtiſchen Raſſe zu ſein.

Der Skorbut iſt in den höher gelegenen Theilen Perſiens unbekannt, wenigſtens begegnete mir kein einziger Fall der eigentlichen Morbus maculosus Werlhofii, wie überhaupt deren Bewohner der Anlage zu Blutflüſſen, mit Ausnahme der Hämorrhoiden, ermangeln. Am Kaspiſchen Meer aber

wuchert der Skorbut, durch die Nahrung von Reis und Fiſchen erzeugt, in ausgedehntem Maße.

Bei den vielen ſonſtigen abnormen Gewebebildungen erſcheint die Seltenheit des Skirrhus (Knotenverhärtung) und des Krebſes bemerkenswerth; am häufigſten findet ſich noch der Epithelialkrebs an der Lippe, und einmal ſah ich auch den Areolarkrebs an der Stirn. Nur in zwei Fällen bildete ſich das Krebsgeſchwür nach der Operation von neuem. An der Bruſtdrüſe behandelte ich den Skirrhus und den Krebs neunmal, wovon vier Fälle auf Ispahan kommen, den Lenticularkrebs nur einmal. Den Cancer melanodes am Augapfel operirte ich viermal mit gutem und nachhaltigem Erfolge; alle vier Patienten waren aus Veramin in der Gegend des alten Rhages. Der Markſchwamm, meiſt an den Extremitäten, wurde von mir zehnmal durch Exſtirpation oder Amputation beſeitigt. Eine Exſtirpation des Augapfels wegen Medullarkrebs, an einer Frau aus Maſanderan vollzogen, ſchien ebenfalls geglückt zu ſein, das Uebel kehrte aber bald wieder und die Kranke war nicht zu retten. Von Cyſtoſarkom am Hodenſack behandelte ich zwei Fälle: in dem einen kam die Geſchwulſt ein Jahr nach der Operation am Strang wieder zum Vorſchein; im andern ſtarb der Patient vor der Operation. Alle von mir behandelte Krebsleidende hatten das Alter von 40 Jahren überſchritten, mit Ausnahme eines vierzehnjährigen Knaben, der an Medullarkrebs in der Kniekehle litt. Das Krebsleiden heißt perſiſch seratān.

Polypen kommen zahlreich vor, doch nur in der Naſe; auch Knochenfleiſchgeſchwülſte der Kieferhöhle und der Kinnlade ſah ich nicht ſelten, manche von erſtaunlicher Größe, beſonders viele an Bewohnern von Maſanderan.

Cyſten (saleh) bilden ſich häufig faſt an allen Theilen des Körpers; gleichfalls ſehr umfängliche Fettgeſchwülſte, bei denen, nachdem ich ſie ausgeſchält, immer raſche, durch keine

Zwiſchenfälle unterbrochene Heilung erfolgte. Einen Kaufmann aus Reſcht, der an der äußern Fläche des rechten Zeigefingers ein Naurom von der Größe eines Hanfkorns hatte und unſagliche Schmerzen litt, heilte ich durch glücklich vollführte Abnahme des ergriffenen Fingergliedes.

Das Wechſelfieber (febris intermittens, perſ. tæbe lærz), in vielen Gegenden nur endemiſch, in andern zu gewiſſen Zeiten auch epidemiſch auftretend, iſt die in Perſien am häufigſten vorkommende Krankheit und ſowol für ſich allein wie in ſeinen Folgen und ſeinen Complicationen mit andern Uebeln Hauptfactor der geſammten Sterblichkeit unter den Eingeborenen. Auch faſt alle ins Land kommende Europäer erkranken daran, gewöhnlich bald nach ihrer Ankunft, manchmal auch erſt nach mehrjährigem Aufenthalt. In ihm liegt die größte Schwierigkeit der Akklimatiſation, und jeder, der Perſien bereiſt, hat ſich daher mit den Symptomen, dem Verlauf und der Behandlung dieſer Krankheit vertraut zu machen, will er nicht muthwillig ſein Leben in Gefahr geben. Sehr wenige Naturen zeigen keine Dispoſition dafür, doch auch von ihnen die Mehrzahl nur ſcheinbar; ſie erkranken ſpäter und dann um ſo gefährlicher. Meine nachſtehend mitgetheilten Erfahrungen über die Krankheit habe ich zwar nur in Perſien geſammelt, ich glaube aber mit Grund annehmen zu dürfen, daß ſie auch für andere Fieberländer maßgebend ſind.

Mit wie verſchiedenen Symptomen auch das Wechſelfieber ſich äußern mag, der beſtimmte Charakter der Krankheit bleibt unter allen Verhältniſſen derſelbe; Beweis iſt, daß die Formen in einander übergehen oder ſich folgen, und daß ſie alle zur ſelben Jahreszeit auftreten und wieder verſchwinden. Man unterſcheidet jedoch drei Cardinalformen: 1). das einfache, 2) das continuirlich remittirende, 3) das perniciöſe Fieber (Fibris maligna).

Das einfache zerfällt wieder in das tägliche, dreitägige und viertägige Fieber, mit den Varietäten des F. anti- oder postponens, duplex und duplicata, und den bekannten drei Stadien nebſt darauf folgender Intermiſſion.

Das continuirlich remittirende Fieber im Flachlande des Kaspiſchen Meeres in der Provinz Laar und in Bender Abbas endemiſch, während der Herbſtmonate aber auch in der Hochebene erſcheinend, verläuft unter zwei Formen: die eine mit ſogenannten typhöſen Symptomen und deshalb von Nichtkundigen gewöhnlich für Typhus gehalten und als ſolcher behandelt, mit faſt ununterbrochenem Fieber, begleitet von großer Schwäche, Eingenommenheit des Kopfes, oft ſogar von Delirien; die andere mit beinahe unmerklichem, nur durch öfteres Fröſteln ſich kundgebendem Fieber, abwechſelnder Kälte und Hitze in den Unterſchenkeln und Knien, allgemeiner Apathie, Gedächtnißſchwäche, völliger Appetitloſigkeit, ja Ekel vor Speiſe und Trank, wobei die Haut des Kranken trocken wird, allen Glanz verliert und eine Bleifarbe annimmt. Beide Formen gehen nach längerer Dauer entweder in das einfache Wechſelfieber mit regelmäßigen Intermiſſionen über, oder endigen bei unangemeſſener Behandlung mit dem Tode.

Das perniciöſe Fieber charakteriſirt ſich ſelten, wenigſtens in Teheran, gleich von vornherein als ſolches, ſondern bildet ſich meiſt aus einem oft ganz leichten Tertianfieber erſt dazu aus. Die Formen, unter denen es auftritt, und zwar immer nur in der Zeit von Auguſt bis Ende October, ſind Schlafſucht, Scheintod, ſelten Schlagfluß, und Cholera. Es erfolgt nie ſpontane Heilung; zuweilen ſchon der zweite, ſicher der dritte Anfall iſt tödlich. Nur bei Anwendung der richtigen Mittel gelingt es, die Krankheit wieder in ein einfaches Tertianfieber zurückzuleiten.

In der Meereshöhe von 6000 Fuß verliert ſich das Wechſelfieber oder nimmt einen gefahrloſen Verlauf; die Höhe

von 7000 Fuß überſteigt es nie, ebenſo wenig thun dies Cholera und Ruhr. Deshalb ziehen die Nomaden im Spätſommer aus den Niederungen auf die Berge, wo ſie von Fiebern und den damit verbundenen Krankheiten geneſen.

Langandauernde Wechſelfieber, zumal wenn ſie von unregelmäßiger Stuhlentleerung, von abwechſelnder Leibesverſtopfung und Diarrhöe begleitet ſind, haben faſt immer, beſonders im Herbſt, Dysenterie im Gefolge. Choleraepidemien ſuchen ſich vorzugsweiſe unter den Wechſelfieber- und Dysenteriekranken ihre Opfer.

Eigenthümlich iſt die Erſcheinung, daß diejenigen, welche aus einer Malariagegend in eine relativ geſunde kommen, vom Fieber ergriffen zu werden pflegen; ſo erkranken in Teheran viele Ankömmlinge aus Gilan, Maſanderan und Taliſch. Europäer, welche letztere als fiebergefährlich bekannte Gegenden ungeſtraft bereiſt hatten, erkrankten bei der Zurückkunft am Sumpffieber. Selbſt nach Europa Heimkehrende bekamen das Wechſelfieber erſt in Gegenden, wo es ſonſt faſt nur ganz ausnahmsweiſe vorkommt, in Canada, Schottland, Sachſen u. ſ. w.

Bei Frauen, welche längere Zeit an Wechſelfieber leiden, wird die Menſtruation unregelmäßig oder bleibt ganz aus; Schwangere abortiren leicht oder gebären ſchwache, lebensunfähige Kinder und bekommen intermittirendes Kindbettfieber; Ammen verlieren die Milch, und die von ihnen geſäugten Kinder erkranken an Cholera ablactatorum; Männer werden zeitweiſe impotent.

Unter den Negern beobachtete ich nie einen ſchweren Wechſelfieberfall. Was bei ihnen für intermittirendes Fieber gehalten wird, ſtellt ſich im weitern Verlauf immer als ein hektiſches heraus. Sonach ſcheint es, als ob Wechſelfieber und Tuberkuloſe ſich einander ausſchließen.

Kinder in der Säuglingsperiode ſcheinen ſehr wenig für die Krankheit empfänglich. Ueberhaupt äußert ſich bei jugendlichen Fieberkranken das Kälteſtadium ſchwach und unvollkommen, meiſt nur durch Erkältung der Extremitäten und bläuliche Färbung der Nägel; deſto ſtärker, gewöhnlich mit Congeſtionen nach dem Kopfe, tritt die ihm folgende Hitze auf; der Schweiß pflegt nur ein partieller und localer zu ſein.

Das Quartanfieber iſt vergleichsweiſe in Teheran und am Litorale des Kaspiſchen Meeres ſeltener als in Ispahan und Schiraz. Einerſeits äußerſt hartnäckig und immer wiederkehrend, ſchwächt es doch andererſeits den Körper in geringerm Maße. Es folgt gewöhnlich auf ein vorübergegangenes tägliches oder dreitägiges Fieber und dauert dann den ganzen Winter hindurch. Sein Zurückgang in die Tertiana oder Quotidiana wird für ein gutes Zeichen angeſehen.

Das ſehr häufige eintägige Fieber kann füglich als der erſte Anfall eines Wechſelfiebers gelten; denn wird die Schweißperiode nicht gehörig abgewartet, ein Diätfehler begangen, oder treten andere endemiſche und epidemiſche Einflüſſe hinzu, ſo entwickelt es ſich ſofort zum wirklichen Intermittens. Dies wiſſend, hält ſich der Perſer beim leichteſten Fieberanfall ſtreng diät und hütet mehrere Tage das Zimmer.

Von den verſchiedenen Uebeln, die in Begleitung oder im Gefolge der Wechſelfieber ſich einſtellen, ſind folgende zu nennen. Der rothe Hautausſchlag (Hydroa) wird als günſtig für den Verlauf der Krankheit angeſehen. Neſſelſucht kommt und verſchwindet mit den ſchweren Herbſtfiebern. Furunkel, oft zu Hunderten, ſind eine läſtige Hinterlaſſenſchaft derſelben. Milzgeſchwülſte, und zwar unabhängig von der Dauer oder Intenſität der Fieber; ein kurzwährendes leichtes Fieber kann ſtarke und ſehr große, ein zehn Jahre lang repetirendes

geringe oder gar keine Milztumoren zurücklaſſen. Bei dem einen vergehen ſie raſch, bei andern bleiben ſie 10 — 20 Jahre hindurch ſtationär. Manche damit Behaftete empfinden außer etwa ſchlechter Verdauung keine Beſchwerden; jede Erkältung zieht aber ſofort wieder einen Fieberanfall zu. Am Kaspiſchen Meer reagiren die Wechſelfieber mehr auf die Leber als auf die Milz, daher ſie dort häufig Leberanſchwellungen zurücklaſſen. Gelbſucht, wenn ſie im Beginn des Herbſtfiebers auftritt, weicht ſchnell der Behandlung mit Chinin und ausleerenden Mitteln; ſehr bedenklich aber iſt ihr Erſcheinen in einer vorgeſchrittenen Krankheitsperiode, denn ſie weiſt dann auf Degeneration der Leber hin. Dysenterie, Cholera während einer herrſchenden Epidemie, am Kaspiſchen Meer Skorbut, verbinden ſich gern mit den Wechſelfiebern. Unter die möglichen Folgen gehören ferner Schwäche des Sehvermögens, Hemeralopie, Waſſerſucht, und bei jungen Leuten das Gelüſt nach dem Verſchlucken ſchädlicher, auffallende Blaſegeräuſche im Herzen und den großen Gefäßen erzeugender Erden. Das Heimweh äußert ſich in Perſien gewöhnlich als continuirlich remittirendes Fieber. Gleichzeitig mit den Wechſelfieberepidemien im Herbſt graſſiren auch die Cholera ablactatorum und die Keratitiden. Niemals aber herrſchen gleichzeitig mit dem Fieber Typhus oder andere entzündliche Krankheiten; erſt wenn im Beginn des Winters der epidemiſche Charakter des Wechſelfiebers aufhört, fangen Typhus und entzündliche Krankheiten überhaupt zu graſſiren an, und ebenſo umgekehrt.

Was die Urſachen der endemiſchen wie der epidemiſchen Wechſelfieber betrifft, ſo führen ſie ſich alle direct oder indirect auf die klimatiſchen Verhältniſſe des Landes zurück. Häufiger Regen im Frühjahr begünſtigt die Verbreitung der meiſt einfachen Frühlingsfieber, während im Gegentheil ein rechtzeitiger Regen im Herbſt mit einem Schlage die Epi-

demie aufhebt und unerwartete Heilungen bewirkt. Diätfehler und Erkältungen, welche in unſern Klimaten leichte gaſtriſche oder rheumatiſche Affectionen verurſachen, rufen in Perſien zur Zeit einer Epidemie unfehlbar das Fieber hervor. Andererſeits ſind Magenleiden auch oft ein Symptom des noch nicht zum Ausbruch gekommenen Fiebers; weichen ſie nicht der Behandlung mit Purganzen, ſo muß man ſtets an die Möglichkeit denken, daß ein verborgenes Fieber zu Grunde liege. Heftige Gemüthsbewegungen, Aerger, Zorn, ferner kalte Bäder, ſchlechtes Waſſer, Erkältung veranlaſſen gefährliche Rückfälle. Unmäßiger Genuß von Früchten, beſonders Waſſermelonen, und von Limonaden zieht das Fieber herbei. Daher ſind bei vorhandener Dispoſition und natürlich während der Krankheit ſelbſt alle Pflanzenſäuren ſtreng zu meiden; unſchädlich ſind reife Trauben. Gutes Trinkwaſſer ſchwächt die Dispoſition zu Fiebern. Gegenden, wo das Süßwaſſer mit ſalzigem ſich miſcht, ſind durch heftige Wechſelfieber beſonders berüchtigt. In Teheran, früher ein Herd mörderiſcher Epidemien, hat ſeit der Anlage von Waſſerleitungen die Krankheit abgenommen, in Schiraz, Ispahan und Perſepolis dagegen zufolge des Verfalls der Kanäle und Leitungen ſich um ſo feſter eingeniſtet. Baden im kalten Waſſer legt oft den Grund zu Wechſelfiebern der gefährlichſten Art, nicht minder ein kalter Trunk bei erhitzter Lunge. Endlich leiſtet alles, was den Körper ſchwächt, beſonders Aderläſſe der Erkrankung Vorſchub.

In den erſten Stadien der Krankheit läßt ſich das continuirlich remittirende Fieber ſehr ſchwer vom Typhus unterſcheiden. Solange der Arzt darüber in Zweifel iſt, thut er jedoch immer gut, auf Fieber zu curiren; er wird dann möglicherweiſe nützen und keinesfalls ſchaden. Allgemeine Anhaltspunkte für die Diagnoſe gibt folgende Gegenüberſtellung:

Typhus	Contin. remitt. Fieber
graſſirt meiſt im Winter,	graſſirt im Spätſommer und Herbſt,
in den Städten und unter den Ankömmlingen von der Hochebene,	in Sumpfgegenden und unter von da in die Hochebene kommenden Perſonen,
es zeigt ſich faſt immer eine Roſeola,	fehlt,
Urin ohne Sediment,	Urin mit ziegelrothem Sediment,
in den erſten Tagen kein Schweiß,	partielle Schweiße,
keine bemerkbare Remiſſion,	auffallende Remiſſion,
Chinin bleibt ohne weſentliche Wirkung.	Chinin hemmt die Gewalt der Krankheit.

Das perniciöſe Fieber zeigt keine typhöſen Symptome und unterſcheidet ſich eigentlich nur durch geſteigerte Heftigkeit und Gefährlichkeit von dem einfachen Fieber. Um es nicht mit Schlafſucht, Schlagfluß, Scheintod oder Cholera zu verwechſeln, muß man erſtens auf die Jahreszeit achten, da es ausſchließlich nur in der Zeit vom Monat Auguſt bis Ende October vorkommt; zweitens auf die Antecedentien: immer gehen ihm einige leichte Fieberanfälle vorher; drittens auf das plötzliche Schwinden aller beunruhigenden Symptome nach einem allgemeinen oder partiellen Schweiß. Die richtige Diagnoſe iſt hier von entſcheidender Wichtigkeit, denn da der zweite Anfall bereits den Tod bringen kann, ſind dem Arzt nur wenige Stunden für die Behandlung gegönnt.

Sehr viel Analogie hat das Wechſelfieber mit dem ſuppurativen und mit dem urämiſchen Fieber, und es ſteht zu erwarten, daß man mit der Zeit einen urſächlichen Zuſammenhang zwiſchen dieſen Krankheiten oder irgendein gemeinſchaft-

liches Agens entdecken wird; es könnte dadurch neues Licht über ſeine Natur und Behandlung verbreitet werden.

Das nach Operationen, beſonders an den Harnorganen, eintretende Wundfieber nimmt häufig den Charakter des Wechſelfiebers an, was bei allen Bewohnern der kaſpiſchen Niederung, die ich in Teheran operirte, der Fall war. Als Wechſelfieber behandelt, verlief es gefahrlos, verzögerte aber die Heilung. Auch das Kindbettfieber tritt gern in Geſtalt von Intermittens auf, oder vielmehr letzteres befällt oft Wöchnerinnen; hier bewährt in der Regel Chinin ſeine Heilkraft. Da nicht ſelten ermattende Schweiße und daraus folgende Abmagerung verbunden mit Luftröhrenkatarrh die einzigen Symptome des im geheimen noch fortdauernden Intermittens ſind, ſo liegt die Gefahr nahe, es für Lungenſchwindſucht zu halten. In ſolchem Falle leiten die Percuſſion und die Wirkung des Chinins am ſicherſten zur richtigen Diagnoſe. Zweimal, wo ich durch die orientaliſche Sitte verhindert wurde, bei Frauen die Percuſſion anzuwenden, paſſirte es mir wirklich, daß ich die beiden Krankheiten verwechſelte. Bei Kindern beobachtete ich mehrere Fälle von Waſſerkopf, welche in ihrem Verlauf mit Gähnen, Ziehen, Nieſen zur beſtimmten Tagesſtunde, ja zur ſelben Minute, mit Kälte der Extremitäten, kurz mit allen Erſcheinungen des Intermittens auftraten, und ich vermochte nicht zu beſtimmen, ob dieſes aus jenem ſich entwickelt hatte, oder umgekehrt. Chinin blieb in dieſen Fällen wirkungslos.

Die Präſervativmaßregeln gegen Fieber beſtehen in richtigem diätiſchen Verhalten, überhaupt einer dem Klima angepaßten Lebensweiſe. Man hüte ſich ſorgfältig vor Erkältung, kleide ſich daher beſonders des Abends warm und decke ſich nachts gut zu, auch wenn die Bettwärme zuweilen unbequem wird. Zur Schlafſtätte wähle man womöglich das erſte Stockwerk des Hauſes, denn zu ebener Erde iſt die Luft

faſt immer durch die Ausdünſtungen des im Hofe befindlichen ſtagnirenden Waſſerbeckens verdorben. Auch ahme der Europäer nicht die Landesſitte nach, der Abkühlung wegen ſich im Kellerraum aufzuhalten. Für die Reiſe verſehe man ſich gehörig mit warmen Kleidern, und ſorge ſtets für genügenden Vorrath von Thee, damit man ſowol unterwegs wie auf der Station nicht nöthig hat, den Durſt mit Waſſer zu ſtillen, ſowie man auch nicht verſäumen darf, Chinin, Brechmittel und Purganzen, am beſten Bitterſalz, auf die Reiſe mitzunehmen. Opium, beim erſten Anfall in ſtarker Doſis genommen, vermindert nur die Kälte; Hitze und Schweiß treten um ſo intenſiver auf, und beim nächſten Anfall bleibt es ganz wirkungslos. Man ſetze ſich nicht zu ſtarker Sonnenhitze aus, weder im Gehen noch im Reiten, und vermeide den jähen Uebergang von raſcher Bewegung zur Ruhe und umgekehrt, ebenſo zu große Anſtrengung und Uebermüdung. Das Lager ſchlage man nicht in der verlockenden Nähe eines Baches, ſondern auf einem erhöhten Punkte der Gegend auf. Im Herbſt, obwol ſcheinbar die angenehmſte Zeit zum Reiſen, begebe man ſich nie in eine von Fiebern heimgeſuchte Gegend. Auch ſuche es der Europäer ſo einzurichten, daß ſeine Ankunft in Perſien nicht in dieſe Jahreszeit fällt; kann er dies aber nicht umgehen, ſo beziehe er gleich nach der Ankunft eine Wohnung oder ein Zelt im Gebirge. Aus einer Malariagegend kehre er nicht unmittelbar ins Plateau zurück, ſondern verweile erſt einige Zeit im Hochgebirge an einem Orte, bis wohin das Wechſelfieber nicht emporſteigt.

Reconvaleſcenten müſſen natürlich, um Rückfällen vorzubeugen, noch lange die geeignete Diät beobachten. Sie dürfen keine Pflanzenſäuren und nur wenig Früchte genießen. Zuträglich iſt ihnen, täglich etwas guten Wein zu trinken und die Speiſen mit Pfeffer zu würzen. Auf warme Bekleidung, die Gewöhnung an eine regelmäßige Schlafzeit und das

Vermeiden heftiger Gemüthsbewegungen iſt aufs ſorgſamſte zu achten. Das Sicherſte aber bleibt immer, einige Zeit an einem hoch gelegenen Orte zu verweilen.

Sollen Truppen von der Hochebene in Fiebergegenden verlegt werden, ſo muß man ſie allmählich durch Garniſonirung in zwiſchenliegenden Stationen an das Klima gewöhnen. Am Beſtimmungsorte ſelbſt müſſen zum voraus Fieber- und Ruhrſpitäler in günſtiger, wenn auch etwas entfernter Lage hergerichtet werden, ſoll nicht ſofort übergroße Sterblichkeit unter den Leuten einreißen. Als fungirende Aerzte ſind nur ſolche anzuſtellen, die ſchon jahrelang dort gelebt, ſich gegen das Klima abgehärtet und mit dem Weſen des Wechſelfiebers, ſeinen Launen und Tücken vollkommen vertraut gemacht haben. Die Leute müſſen jeden Tag von ihnen ärztlich unterſucht werden, denn der Soldat vernachläſſigt leichte Anfälle oder verhehlt ſie, bis ihn die Krankheit dienſtunfähig macht und ein perniciöſes oder continuirliches Fieber ſich unheilbar ausgebildet hat.

Ein vorausgegangener mehrjähriger Aufenthalt in heißen Fieberländern, wie Indien, Aegypten, Algier, ſchützt zwar durchſchnittlich vor neuer Erkrankung in Perſien, doch gibt es auch zahlreiche Ausnahmen. Lord Karr, Sir Murray Henry, Dr. Brugſch, Minutoli, Dr. Barthélémy, Beguer u. a. hatten früher längere Zeit in Aegypten, Indien, Mexico u. ſ. w. gelebt und wurden gleichwol am Kaſpiſchen Meer von ſchweren Wechſelfiebern ergriffen.

Das einfache Fieber von normalem Charakter weicht raſch einer rationellen Behandlung, es hört ſelbſt ſpontan nach drei bis ſieben Anfällen auf. Sowie ſich jedoch Unregelmäßigkeiten, ſei es im Charakter, ſei es im Verlauf der Krankheit, zeigen, ſo wird die Behandlung ſchwierig und es erfordert dann die ganze Aufmerkſamkeit von ſeiten des Patienten ſowol wie von ſeiten des Arztes, damit nicht ein langes Siechthum ſich daraus

entwickelt. Namentlich wenn das Stadium der Schweiße nicht normalmäßig verläuft, geht das Fieber faſt immer in Dysenterie über, welche den Eingeborenen gefährlicher iſt als Fremden.

Anzeichen dafür, daß die Krankheit noch im Körper ſteckt und bei der geringſten Veranlaſſung das Fieber wiederkehren könne, ſind: Trockenheit und ungeſunde Farbe der Haut, anhaltend ſchlechte Verdauung, Fröſteln oder Kältegefühl, öfteres Gähnen, Ziehen und Schwere in den Gliedern, periodiſche Schweiße, Begier nach kaltem Waſſer in den Morgenſtunden, Schlafſucht, üble Laune nach der Mahlzeit, vor allem aber ein ziegelrothes Sediment des Urins.

Während des Fiebers deuten intermittirender Puls ſowie ein bis auf 10 — 12 Stunden verlängertes Kälteſtadium bei verhältnißmäßig kurzer Hitzedauer auf dringende Gefahr. In erſterm Falle iſt nur noch vom Klimawechſel Rettung zu hoffen; im letztern Fall, der ſchon das Vorhandenſein bedeutender Degenerationen oder Abſceſſe der Milz und Leber verräth, muß man die baldige Auflöſung erwarten.

Waſſerſucht infolge des Wechſelfiebers iſt bei Kindern in der Regel durch Chinin und Eiſen heilbar. Auch bei Erwachſenen bewirken dieſelben Mittel zwar eine raſche Reſorption; doch tritt oft trotzdem, wo das Uebel ſchon ſehr vorgeſchritten war, plötzlich und ganz unerwartet eine heftige Dysenterie ein.

Von entſcheidender Wichtigkeit für die ſchnelle Beſeitigung des Fiebers iſt es, daß der Arzt über die Stunde des nächſten Anfalls ſich Gewißheit zu verſchaffen ſuche. Bei der einfachen und ſelbſt bei der anti- und poſtponirenden Form läßt ſich dieſelbe leicht beſtimmen, äußerſt ſchwer dagegen bei der Continuo remittens und bei ſchleichenden verſchleppten Fiebern. Als die zuverläſſigſten unter den Vorboten können noch häufiges Gähnen oder Nieſen und Ziehen in den Gliedern angeſehen werden. War die Eintrittszeit des nächſten Anfalls genau ermittelt, dann gab ich etwa eine halbe Stunde vorher

eine Doſis Brechweinſtein, ſodaß Erbrechen gerade mit dem Beginn des Fiebers zuſammentraf. In ſchweren Fällen reichte ich aber noch unmittelbar vor dem Anfall eine Doſis Chinin von 3 — 4 Gran und ließ als Nachcur zwei oder drei Tage dieſelbe Doſis, die folgenden 14 — 21 Tage etwa 2 — 3 Gran täglich Chinin nehmen. Statt des Brechmittels verordnete ich da, wo mir deſſen Anwendung nicht rathſam erſchien, einige Stunden vor dem Anfall eine ſtarke Doſis Bitterſalz. Andre als ſaliniſche Purganzen erweiſen ſich weniger wirkſam, ſogar oft ſchädlich. Im continuirlich remittirenden und im perniciöſen Fieber muß man jedoch, da Gefahr im Verzuge iſt, ſogleich zum Chinin greifen und wo möglich ſoviel davon nehmen laſſen, bis ſich Symptome der Chininnarkoſe äußern. Es wird dadurch in der Regel erreicht, daß ſchon der nächſte Anfall den Charakter eines einfachen Fiebers bekundet. Erſt dann darf man zur Vervollſtändigung der Heilung die ausleerende Methode mittels Bitterſalz folgen laſſen. Bei Schwangern dürfen natürlich weder Brech- noch Purgirmittel angewendet werden; die Wirkung des Chinin iſt deshalb eine geringere, und das Fieber zieht ſich oft zum Schaden der Mutter und des Kindes ſehr in die Länge. Beſonders zu empfehlen iſt das gemiſchte Verfahren mit Brechweinſtein und Chinin gegen typiſchen Nervenſchmerz.

Tritt das Fieber jedoch ſo maskirt auf, daß es dem Arzte durchaus nicht gelingt die Eintrittszeit des nächſten Anfalls zu beſtimmen, ſo bleibt nichts übrig als entweder einige Doſen Chinin zu geben, um dadurch die Krankheit zur Annahme eines ausgeſprochenen Typus zu nöthigen, oder vor dem muthmaßlichen Beginn ein Brechmittel zu verordnen, deſſen Erfolg allerdings unſicher iſt, da es nicht perturbirend, ſondern nur ausleerend wirken kann.

Es kommt wol vor, daß nach einer großen Gabe Chinin

das Fieber ſich mit geſteigerter Heftigkeit äußert; dann kann man aber ziemlich ſicher darauf rechnen, daß ein neuer Anfall entweder ganz ausbleiben oder doch ſehr milde verlaufen und einigen kleinen Dosen Chinin weichen werde. Finden ſich infolge des Chiningebrauchs die eine Zeit lang ausgebliebenen Schweiße wieder regelmäßig ein, ſo iſt Hoffnung auf baldige Geneſung vorhanden.

Wo das Chinin ſeine Wirkung verſagte oder vom Kranken nicht vertragen wurde, gab ich zuweilen mit Nutzen arſenige Säure. Mitunter leiſtet auch Vinum corticis vortreffliche Dienſte, beſonders gegen Magenſchmerzen infolge von Intermittens.

Guter Wein beſeitigte ſchneller als andere Mittel die Fieberkachexie bei Patienten, die an deſſen Genuß nicht gewöhnt waren.

Weinklyſtiere erwieſen ſich ſehr nützlich in ſtarken Fieberanfällen mit verlängertem Kälteſtadium.

Hingegen ſind Aderläſſe bei jeder Form des Fiebers unbedingt zu verwerfen. Sie fördern die Kachexie und tragen oft die alleinige Schuld, daß ein einfaches Fieber ſich zum perniciöſen geſtaltet. Gleichfalls nur ſchädlich wirken Purganzen während der Kachexie, indem ſie neue Fieberanfälle hervorrufen, auch leicht Dysenterie erzeugen.

Gegen noch nicht allzu verhärtete Milz- und Lebertumoren ſah ich außer von Chinin, Decoctum corticis und Wein vorzügliche Erfolge vom längern Gebrauch des Eiſens, das auch gegen andere Complicationen und Rückſtände der Fieber ſich hier außerordentlich heilſam erweiſt. Zur Reſorption von Milz- und Drüſenverhärtungen tragen lange fortgeſetzte Leibesübungen, wie Turnen und ſcharfes Trabreiten, ſehr viel bei.

Um auch ein Wort über die ſogenannten ſympathetiſchen Mittel zu ſagen, ſo können höchſtens die Ekel erregenden, z. B. das Verſchlucken von Inſekten, bei leichten einfachen

Fiebern einigen Nutzen gewähren. Daß Wallfahrten gegen Wechſelfieber helfen ſollen, erklärt ſich aus dem dadurch herbeigeführten Klimawechſel.

Will das Fieber bei Europäern, die in Perſien leben, nicht weichen, oder ſtellen ſich nach mehrjährigem Ausbleiben neue Anfälle ein, ſo muß dies als untrügliches Zeichen betrachtet werden, daß die mitgebrachte Widerſtandskraft des Körpers gegen den Einfluß der vergiftenden Malaria erſchöpft iſt. Dann ſetze man keine Hoffnung mehr auf Medicamente, ſondern ſuche das einzige Heil in der Ueberſiedelung nach einem wenigſtens 6000 Fuß über der Meeresfläche gelegenen Orte, noch beſſer aber in der Rückkehr nach Europa.

Der Typhus tritt in den Wintermonaten häufig epidemiſch auf. Je nach dem gelindern oder bösartigern Charakter nennt man ihn mutbeke (feb. mucosa) und muhreke (feb. septica). Die Krankheit äußert ſich in Perſien niemals als Unterleibstyphus, daher nur mäßige Bauchanſchwellung, kein Schmerz beim Druck in der Gegend des Blinddarms, keine Diarrhöe, im Gegentheil vorherrſchend Verſtopfung ſie begleiten. Sie iſt im höchſten Grade anſteckend; als ich im Jahre 1854 in dem von mir dirigirten Hospital einige Typhuskranke in einem Saal unterbrachte, in dem bereits andere Patienten, Augenkranke und Verwundete, lagen, wurden nicht nur die letztern ſämmtlich, ſondern auch ich ſelbſt und von meinen 16 Schülern 12 — die andern 4 hatten den Typhus ſchon früher durchgemacht — davon ergriffen. Sie verſchont ebenſo wenig die ſchwarze wie die weiße Raſſe und befällt vorzugsweiſe Perſonen im angehenden Mannesalter, aber nie zweimal daſſelbe Individuum. Unter Truppen, welche aus Gebirgsgegenden in die Städte verlegt werden, fordert ſie die zahlreichſten Opfer.

Bei jedem Typhuskranken zeigt ſich ein Hautausſchlag, meiſt die Roſeola und zwar oft in ſolcher Ausbreitung, daß

man ſie für Maſern halten könnte, ſeltener und nur in ſchweren Fällen die Purpura typhosa.

Der Verlauf der gutartigern, Mutbeke genannten Form des Typhus iſt folgender: Nach den bekannten Vorläufern, Abſpannung, Müdigkeit, Appetitloſigkeit, durch wüſte Träume geſtörten Schlaf, ſtellt ſich wiederholtes Fröſteln ein, die Abſpannung wird fühlbarer, bald geſellt ſich Kopfſchmerz, Schwindel, Trockenheit im Munde und Rachen hinzu. Die Zunge iſt dick belegt. Nun kommt der Hautausſchlag zum Vorſchein; es folgen Delirien und Schwerhörigkeit. Der Puls iſt voll, überſteigt jedoch ſelten die Zahl von 110 Schlägen in der Minute. Am zehnten Tage verſchlimmern ſich alle Symptome zu einer Kriſis, worauf am elften Tage unter reichlichem, zwei bis dreimal ſich wiederholendem Schweiß die Gewalt der Krankheit abnimmt. Mit dem funfzehnten Tage beginnt die Reconvaleſcenz.

Bei weitem gefährlicher iſt die Muhreke, welche mit allen Symptomen von Blutzerſetzung anhebt, mit häufigen Blutungen aus der Naſe und ſelbſt aus den Eingeweiden, ſodaß Zähne, Lippen und Zunge ſich mit blutigen Kruſten bedecken. Der Puls wird ſehr frequent, klein und zitternd; der Kranke verſinkt in völlige Apathie. Ebenfalls am zehnten Tage tritt die Kriſis ein, welcher oft ein partieller Schweiß auf der Bruſt folgt, ohne jedoch Erleichterung zu bringen. Nach andauernden unwillkürlichen Entleerungen erfolgt meiſt vor dem vierzehnten, oft ſchon am elften Tage der Tod.

Von den perſiſchen Aerzten wird die Mutbeke mit Aderläſſen, leichten Abführmitteln und Klyſtieren behandelt. Bei der Muhreke dagegen halten ſie Aderläſſe für ſchädlich, ja den Tod beſchleunigend; ſie verordnen nur Lavements und zum innern Gebrauch Valeriana jutamensis.

Europäer wurden meines Wiſſens in Perſien, ſolange ich dort verweilte, drei vom Typhus ergriffen: Dr. Caſolani,

der am zwölften Tage der Krankheit erlag, ein Franzoſe, Namens Machin, einige Tage nach ſeiner Ankunft, und ich ſelbſt im dritten Jahre meines Aufenthalts im Lande; bei uns beiden begann die Reconvaleſcenz am funfzehnten Tage, doch dauerte es einen Monat, ehe wir die normale Kraft wiedererlangten.

Cholera. Sporadiſche Cholerafälle (hayze) kommen im Herbſt ziemlich häufig in Teheran vor; doch hörte ich bei Erwachſenen nie von einem Fall mit tödlichem Ausgang. Die Behandlung der einheimiſchen Aerzte beſchränkt ſich auf Darreichung einiger Doſen Ricinusöl. Die epidemiſche Cholera wüthete während meines neunjährigen Aufenthalts dreimal in Teheran. Im Monat Mai bis Mitte oder Ende Juli zeigten ſich nur vereinzelte Fälle, von da ab aber ſtieg die Zahl der täglichen Erkrankungen und, da äußerſt wenige genaſen, der Todesfälle raſch zu fürchterlicher Höhe. Wer es irgendmöglich machen konnte, floh in die Berge. Der Schah ſchlug ſein Zelt im Laarthal auf am Fuße des Demawend, 7500 Fuß über der Meeresfläche. Bis hierher iſt die Cholera noch niemals vorgedrungen, obwol die Nahrungsmittel aus der nur acht Stunden entfernten Hauptſtadt geholt werden und daher eine ſtete Communication mit derſelben ſtattfindet. Langen inficirte Regimenter aus der Ebene hier an, ſo ſterben wol in den erſten Tagen noch einige Leute, dann aber erliſcht die Krankheit ganz. In der Hauptſtadt hält ſich die Epidemie etwa vier Wochen auf ihrer Höhe, worauf ſie allmählich wieder nachläßt und verſchwindet.

Europäer, die ſo unvorſichtig ſind, in der Stadt zu bleiben, beſonders neu angekommene, werden meiſt ein Opfer der Cholera; diejenigen, welche früher ſchon an Wechſelfieber oder an Dysenterie gelitten, entgehen ihr nie. Ich kannte nur einen einzigen, übrigens ſchon zehn Jahre im Lande lebenden Europäer, der von der Cholera genas.

Die Peſt (täun) nimmt nie auf perſiſchem Boden ihren Urſprung. In den Jahren 1829 und 1830 wurde ſie von der Türkei her eingeſchleppt und griff dermaßen um ſich, daß ſie manche Gegenden am Kaspiſchen Meer faſt ganz entvölkerte.

Augenkrankheiten. In manchen Provinzen, wie in Arabiſtan, Laar, und in einzelnen Städten, wie Kum, Kaſchan, Ispahan, iſt die Zahl der Augenkranken auffallend groß; in Teheran war ſie geringer. Erblindete, die infolge der Blattern das Augenlicht verloren, gibt es überall viele. Als am häufigſten vorkommende Augenübel führe ich an: Trichiasis und Distichiasis, beide oft mit Blindheit endigend, in mehrern hundert Fällen nach der bekannten Jäger'ſchen Methode glücklich von mir operirt; Trachoma (guscht ziādeh, Granulationen), das Hornhautflecken und Pannus (sebbel) veranlaßt; Iritis, ſowol als Folge von Syphilis, wie ſpontan in Verbindung mit rheumatiſcher Augenentzündung, im Herbſt ſogar epidemiſch auftretend und eine Unzahl von Synechien und Staphylomen hinterlaſſend; grauer Staar (nuzule āb) beſonders bei Frauen. Den grünen und den ſchwarzen Staar fand ich verhältnißmäßig ſelten; den Blutſchwamm am Auge viermal, den Markſchwamm einmal.

Bei Trachoma reiben die perſiſchen Augenärzte die Granulationen mit einem Stück Zucker ab, bei Pannus entfernen ſie ein dünnes kreisförmiges Stück der Bindehaut um die Cornea herum. Iritis und rheumatiſche Ophthalmie müſſen energiſch mit Ableitung und Mercurialien behandelt werden.

Schagagulus nennen die Perſer eine Art Gliederbrand, ähnlich der Gangraena senilis, die faſt in allen Gegenden des Landes, auf den Hochebenen wie in den Niederungen am Kaspiſchen Meer, vorkommt. Auffallend häufig fand ich ſie

in den Städten Kaswin und Hamadan. Nach mehrmonatlichen, gewöhnlich des Nachts beſonders heftigen rheumatiſchen Schmerzen entſteht in einem Fingergliede Gefühlloſigkeit und bald darauf der trockene Brand, welcher langſam fortſchreitet, bis das Glied von ſelbſt abfällt. Damit ſcheint die Krankheit erſchöpft. Nach einiger Zeit aber kommt der Brand in einen andern Finger oder in eine Zehe und verzehrt wieder ein Glied. In mehrern Fällen, wo er ſich auf die Fußplatte oder die Handfläche ausdehnte, nahm ich die Amputation vor. Es floß beim Durchſchneiden der großen Arterien kein Blut, ſondern ſie enthielten eine geronnene Maſſe, die ſich in Stängelchen herausziehen ließ. Die Wunde heilte zwar zögernd, doch vollſtändig. Trotzdem ergriff in einigen Fällen nach Monaten oder Jahren der Brand eine andere Extremität, und es ward wieder die Amputation nothwendig. So amputirte ich einem Individuum im Laufe von ſieben Jahren beide Unterſchenkel und die eine Hand, und löſte ihm an der andern mehrere Fingerglieder ab. Sein allgemeines Befinden, wie auch das der übrigen, die ich am Schagagulus operirte, bot nichts Auffallendes dar, das mich auf eine ſichere Spur, woher die Krankheit entſteht, hätte leiten können; am wahrſcheinlichſten dünkt mich die Vermuthung, daß ſie von verdorbenem Reis herrühre, denn ihr Verlauf hat einige Aehnlichkeit mit den durch den Genuß von Mutterkorn erzeugten Krankheitserſcheinungen (Ergotismus).

Wunden. Bemerkenswerth iſt es, wie raſch und gut Wunden aller Art in Perſien zuheilen. Nie wurde bei den zahlreichen von mir ausgeführten plaſtiſchen Operationen ein Hautlappen brandig, und wo irgendmöglich erfolgte die Heilung per primam reunionem, ſelbſt beim Steinſchnitt. Schnitte in die Harnröhre, die ich behufs Entfernung eingekeilter Steinchen unternehmen mußte, heilten in kürzeſter

Zeit. Höchſt ſelten trat ſecundäre Blutung oder der Brand ein, niemals Erysipelas. Und zwar findet dieſer gutartige Verlauf nicht blos in der trockenen Luft der Hochebene, ſondern auch in den feuchten Marſchländern am Kaſpiſchen Meere ſtatt, ebenſo bei einer Tageshitze von 28° R. wie bei der Temperatur von 4° R. im Winter. Statt der Charpie, die ich dort nicht haben konnte, verwandte ich ſtets rohe Baumwolle, und ich fand, daß ſie die Charpie in jeder Beziehung vollkommen erſetze, auch durchaus nicht, wie man bei uns allgemein annimmt, Erhitzung der Wunden hervorrufe oder befördere. Die Narkotiſirung mittels Aether oder Chloroform wurde meiſt gut vertragen und hatte, ſo oft ich ſie angewandt, niemals üble Folgen.

XI.

Acclimatiſation.

Sterblichkeit der Europäer in Perſien. Acclimatiſation der Landesbewohner und der Neger. Vorſichtsmaßregeln für Reiſende. Verhalten bei Krankheiten und Epidemien. Kleidung. Diät. Behandlung der Diener. Verkehr mit den Großen. Bekämpfung des Mismuths.

Mit wenigen Ausnahmen haben alle nach Perſien kommende Europäer ſchwere Krankheiten durchzumachen, bevor ſie ſich an das Klima gewöhnen, und die Zahl derer, welche dem Acclimatiſationsproceß erliegen, iſt eine verhältnißmäßig ſehr große. In einem Zeitraum von neun Jahren, 1851 — 60, ſtarben in Perſien von 39 Deutſchen 8, von 48 Franzoſen 15, von 24 Italienern 9, von 30 Engländern 5, alſo im ganzen reichlich 25 Procent der Eingewanderten: ein um ſo ungünſtigeres Verhältniß, wenn man in Betracht zieht, daß es meiſt geſunde und im kräftigſten Mannesalter ſtehende Perſonen ſind, welche die weite und beſchwerliche Reiſe dorthin unternehmen. Noch ungünſtiger ſogar iſt das Sterblichkeitsverhältniß unter den Ruſſen, die ſich in Handelsangelegenheiten und zum Betrieb der Fiſcherei zeitweilig an den Zuflüſſen des Kaſpiſchen Meers aufhalten.

Von den 37 oben angeführten Sterbefällen kam bei weitem die Mehrzahl auf Rechnung der Continuo remittens, in

zweiter Reihe auf Ruhr und Cholera; je einer erfolgte an Typhus, Schwindſucht und perniciöſem Fieber; drei wurden durch äußere Zufälle veranlaßt. Ueber acht Zehntel ſtarben im Spätſommer und Frühherbſt. Die meiſten erlagen entweder ſchon auf der Reiſe, oder kurz nach der Ankunft, oder im erſten und zweiten Jahre ihres Aufenthalts, ſechs auf der kurzen Reiſe von Teheran nach Tabris theils an remittirendem Fieber, theils an Cholera; mehrere holten ſich auf der Durchreiſe durch Mianeh (ſ. Thl. I, S. 86 fg.) in dem dortigen den Fremden gefährlichen Klima den Tod.

Verhältnißmäßig viel weniger erkranken und ſterben von dem Geſandtſchafts- und Conſulatsperſonal, das übrigens mehr als ein Drittheil ſämmtlicher Europäer in Perſien ausmacht. Sie ſind meiſt ſchon an Reiſeſtrapazen und häufigen Wechſel des Aufenthalts gewöhnt; es fehlt ihnen nicht an ausreichenden Mitteln, um ſich unterwegs paſſende Unterkunft und gute Nahrung zu verſchaffen, und bei ihrer Ankunft am Orte der Beſtimmung finden ſie ſogleich Landsleute vor, mit denen ſie verkehren und ſich ausſprechen können. Der gewöhnliche Reiſende hingegen, der Sprache und Landesſitte unkundig, hat mit allen Schwierigkeiten und Entbehrungen der Reiſe zu kämpfen und trägt in der Regel ſchon bei der Ankunft den Keim des Fiebers in ſich. In der erſten Zeit ganz iſolirt, befällt ihn Schwermuth und Heimweh, das mit dem ſchleichenden Fieber ſehr nahe verwandt iſt und zu allen Krankheiten prädisponirt.

Perſonen, welche aus dem Orient zugereiſt kamen, aus Konſtantinopel, Smyrna u. ſ. w., ferner ſolche, die vorher längere Zeit in Algier zubrachten, ſind in geringerm Maße den Acclimatiſationskrankheiten unterworfen, weil faſt alle ſchon dort die Dysenterie durchgemacht haben und ſelbſt für das Wechſelfieber, weil in jenen Gegenden bereits an die Malarialuft gewöhnt, weniger Empfänglichkeit mitbringen.

Manche Europäer, die während des Aufenthalts im Tafellande von den Acclimatiſationskrankheiten verſchont geblieben waren, erkrankten ſehr gefährlich auf einer Reiſe durch die Marſchländer am Kaspiſee (Lord Karr, Lieutenant Aubry, Secretär Begher, u. ſ. w.); andere, welche dieſelben im Flachlande ſchon einmal überſtanden hatten, wurden bei der Rückkehr von einem Ausfluge nach Maſanderan von neuem durch ſchwere Remittensfieber heimgeſucht (Major Krirz nebſt Familie, Barbara und ſeine Frau, Kaufmann Arnaud und deſſen Diener, u. ſ. w.).

Den Eingeborenen ſelbſt, wenn ſie aus einem Theile des Reichs in einen andern klimatiſch verſchiedenen reiſen oder überſiedeln, bleiben Acclimatiſationskrankheiten nicht erſpart. Ganze Stämme, welche wegen Empörung oder aus ſonſtigen Gründen von den Machthabern gezwungen werden, ihren Heimatsſitz mit einer entlegenen Gegend zu vertauſchen, gehen daran zu Grunde. So ſtarb der Stamm Abul Mäluk, nachdem er unter Feth Ali Schah nach Maſanderan verſetzt worden war, in weniger als ſiebzig Jahren faſt gänzlich aus, und von den Armenern, die aus dem Bergland Karagan in die Dörfer um Teheran überſiedeln mußten, haben ſich nur wenige Familien erhalten. Von nordiſchen, aus Azerbeidſchan und Hamadan nach Schiraz und Arabiſtan in Garniſon gelegten Regimentern kommt kaum die Hälfte der Mannſchaften in ihre Heimat zurück. Unter den zur Grenzwacht in Enzeli am Kaspiſchen Meere ſtationirten Tufenktſchis (Musketiere) aus Taliſch rafft das Fieber die Mehrzahl hinweg; ja ſogar das Regiment Laridſchan, aus den Bergbewohnern des nur etwa vier Meilen von der Hauptſtadt entfernten Demawend beſtehend, wird bei der Verſetzung nach Teheran in kurzer Zeit durch Fieber und Typhus mehr als decimirt. Aus der großen Menge von Wallfahrern nach Kerbelah, die alljährlich von Gilan aufbrechen, ſieht nicht der dritte Theil die Heimat

wieder, daher es mit Recht heißt, der Tſchauſch (Vorreiter) ſinge ihnen das Todeslied. Völlig außer Stande, ſich an das perſiſche Klima zu gewöhnen, ſind die eingeführten Neger. Sie ſterben vor dem 30. Lebensjahre an der Schwindſucht, welche die Eingeborenen faſt nie befällt, ihre Frauen unterliegen im Wochenbett und ihre im Lande erzeugten Kinder, ſchwach und dürftig, werden unfehlbar die Beute von Rhachitis und Skrofeln. — Daß auch viele Thiergattungen an gewiſſe Theile des Reichs gebunden ſind, daß z. B. der Büffel von Maſanderan ſich nicht im Plateau, das Fettſchwanzſchaf (ovis tatarica), das Kamel, das Maulthier und der Eſel nicht am Kaspiſee, die Pferde des Flachlandes ſich nicht in den Marſchländern und umgekehrt acclimatiſiren, wurde an einer andern Stelle erwähnt.

Die meiſten Europäer bringen viel Widerſtandskraft mit und vertragen die Sonnenhitze merkwürdigerweiſe im erſten Jahre leichter und unbeläſtigter als der Eingeborene, deſſen Klagen über Schwächezuſtand ſie zu verlachen pflegen. Allein nur zu bald erſchöpft ſich ihre Energie, zumal wenn ſie darauf pochen und die ſchädlichen Einflüſſe des Klimas herausfordern. Bei längerm Aufenthalt müſſen ſie zu ihrem Verdruß wahrnehmen, daß ſowol Hitze wie Kälte ſie weit empfindlicher berührt als die Bewohner des Landes. Fieber, Ruhr und Cholera jedoch ſind die drei Hauptgefahren, welche den nicht Acclimatiſirten bedrohen. Um ſie zu vermeiden oder doch möglichſt unſchädlich zu machen, muß er unbedingt gewiſſe Vorſichtsmaßregeln beobachten, die ich zum Theil ſchon, als von dieſen Krankheiten gehandelt wurde, aufgezählt habe, die aber hier noch einmal kurz zuſammengefaßt werden ſollen. Ich glaube um ſo mehr ein Recht zu haben, in dieſer Sache mitzuſprechen, da mir nicht nur vielfache, durch ärztliche Praxis gewonnene Erfahrungen zu Gebote ſtehen, ſondern ich auch ſelbſt faſt alle Acclimatiſationskrankheiten, namentlich

Continuo remittens, Dysenterie, Typhus und Aleppoknoten, durchmachte und mir dieſelben, gewiß wenigſtens das Fieber, durch anfängliche Unkenntniß oder durch Verabſäumung der nothwendigen Verhaltungsregeln zuzog.

Vor allen Dingen muß der Fremde ſich mit den Symptomen, dem Verlauf und der zweckmäßigen Behandlung jener drei Krankheiten vertraut machen, um nicht unvorbereitet von ihnen überraſcht zu werden. Denn die Fieber treten im Orient unter andern Symptomen auf als im Norden; ſo iſt z. B. Appetitloſigkeit oder ein allgemeines Gefühl der Schwäche oft nichts anderes als ein ſchleichendes Wechſelfieber. Auf meiner Hinreiſe im Herbſt 1851 erkrankte ich daran, ohne an mir ſelbſt die richtige Diagnoſe ſtellen zu können und die geeigneten Mittel anzuwenden, während ich meine Begleiter durch regelrechte Behandlung curirte. Zum großen Schaden meiner Conſtitution erkannte ich erſt nach geraumer Zeit die Natur des Uebels, an dem ich litt; die lange Dauer des Fiebers legte den Grund zur ſpätern Dysenterie. Im Herbſt 1858 wurde ein gelehrter belgiſcher Profeſſor bei ſeiner Ankunft in Teheran vom perniciöſen Fieber befallen. Ohne Kenntniß von der Krankheit zu haben, behandelte er ſich ſelbſt homöopathiſch; nach ſechs Tagen war er eine Leiche.

Auf der Reiſe führe man ſtets Brechmittel, Bitterſalz und Chinin, in vorſchriftsmäßige Doſen abgetheilt, mit ſich, damit man unterwegs, wo weder Apotheken noch Aerzte zu finden ſind, vorkommendenfalls ſich und ſeiner Begleitung ungeſäumt Hülfe leiſten kann.

Wiewol die angenehmſte Jahreszeit zum Reiſen nach und in Perſien die Herbſtmonate ſind, ſo ſuche man ſie doch, wie es auch die Inländer thun, wenn irgendmöglich zu vermeiden; denn es ſind die gefährlichſten in Bezug auf die Geſundheit. Man richte vielmehr ſeine Reiſe ſo ein, daß man während des Winters ins Land komme; die Strapazen des

Weges durch Armenien ſind zwar größer, aber man gewinnt Zeit, vor Eintritt der ungeſunden Herbſtmonate ſich ſchon einigermaßen an das Klima zu gewöhnen. Auch für die Rückreiſe wählt man am beſten die winterliche Jahreszeit; und zwar iſt die empfehlenswertheſte, weil ſchnellſte Art des Reiſens in Perſien der Kurierritt (ſ. Thl. I, S. 177). Trotz der damit verbundenen Anſtrengung ſah ich nie einen Reiſenden erkranken, der ſich dieſer Gelegenheit des Fortkommens bediente.

Im Sommer verlaſſe man nach Sitte der begüterten Eingeborenen die Stadt und nehme ſeinen Aufenthalt im Gebirge oder in einem Dorf an deſſen Fuße, um erſt Anfang October zurückzukehren. Unter keinen Umſtänden aber bleibe man in einer Stadt, wo die Cholera ausgebrochen. Hier muß die Pflicht der Selbſterhaltung jeder andern Rückſicht vorgehen, denn die Wahrſcheinlichkeit, von der Krankheit ergriffen zu werden, iſt für nicht Acclimatiſirte die allergrößte, zumal für diejenigen, welche an Diarrhöe, Ruhr oder Fieber leiden. Von Feigheit kann dabei nicht die Rede ſein; ſagt doch auch Saadi: „Obwol das Fatum waltet, ſoll man ſich doch nicht ſelbſt in die Zähne des Drachen ſtürzen!“ Eine Höhe über der Meeresfläche, wie die, in der das Thal Laar bei Teheran liegt, gewährt abſolute Sicherheit gegen Wechſelfieber, Ruhr und Cholera; Ruhr- und Fieberkranke, die ſich dahin zurückziehen, geneſen ohne Anwendung von Medicamenten. In der Jahreszeit, wo das Verbleiben in der Stadt die meiſte Gefahr bringt, läßt es ſich recht gut auf ſolchen Höhen leben; im Spätherbſt aber kann man an Orten mit etwas geringerer Elevation ſeinen Aufenthalt nehmen, deren Lage in der Regel auch noch ausreichenden Schutz gegen jene Krankheiten gewährt.

Immer ſei man eingedenk, daß die mitgebrachte Reſiſtenzkraft ſich mit der Zeit erſchöpft, daß eine ſcheinbar leichte

Vernachläſſigung ſich oft nach Jahren rächt, indem ſie den Keim des Fiebers in den Körper legt, der dann unbemerkt darin ruht, bis er plötzlich einmal zur Entwickelung gelangt. Man achte daher ſorgſam auf ſein Befinden. Bei dem geringſten Unwohlſein lege man ſich frühzeitig zu Bett, eher als es die Müdigkeit erheiſcht, ſuche in Schweiß zu kommen und vermeide, ſobald er ſich eingeſtellt, durch Entblößung des Körpers ihn zu unterbrechen. Diarrhöe oder ein ſchwacher Grad von Dyſenterie verlangt Beobachtung angemeſſener Diät und Hüten des Bettes, damit ſie nicht zur chroniſchen ausarte. Man begnüge ſich nicht mit etwas Opium oder mit Dower'ſchem Pulver; dieſe Medicamente maskiren höchſtens das Uebel auf einige Tage, reichen aber weder aus, es zu unterdrücken, noch iſt ihr Genuß überhaupt erſprießlich.

Beſonderes Augenmerk richte man auf die Schlafſtätte. Man ſchlage ſie wenn möglich in einiger Erhöhung vom Fußboden auf und decke ſich gehörig zu, denn bei dem jähen Wechſel der Temperatur nach Mitternacht erwacht man ſonſt mit einem Gefühl von Kälte und Fröſteln, ein Zeichen, daß das Fieber bereits im Anzuge iſt. Nichts ſtärkt den Reiſenden ſo ſehr als ein paar Stunden ungeſtörten Schlafs. Zum Zudecken dient am beſten der dichte perſiſche Flanell, Patu; aufgeſtreutes echtes Inſektenpulver ſchützt vor Ungeziefer. Außerdem führe man ein zerlegbares Mückennetz, das nur wenige Pfunde wiegt, bei ſich und ſtopfe es von allen Seiten in das Lager ein, denn durch die kleinſte Oeffnung dringen die Mücken und rauben mit ihren Stichen den Schlaf. Man verſehe ſich ferner mit einem kleinen dichten perſiſchen Fußteppich, wie ſie an der Grenze um etwa 2 Dukaten zu kaufen ſind, um ihn, da der Boden nirgends gedielt iſt, als Unterlage zu benutzen. Sehr gute Dienſte leiſtet das kleine perſiſche Zelt (aftāb-gerdun); freilich koſtet ein ſolches 8 — 10 Dukaten; es bildet eine halbe Maulthierladung und das Auf-

ſchlagen verlangt einen eigenen Diener. Der Aufenthalt in den Karavanſerais iſt jedermann geſtattet, allein der Schmutz und das Ungeziefer darin ſind oft unerträglich. Unterkunft in einem Bauernhauſe findet der einzelne Reiſende nur ausnahmsweiſe. Unerlaßlich iſt daher das Mitnehmen einiger kupferner oder blecherner Kochgeſchirre, in denen man ſich Reis und Fleiſch kochen kann, auch eines Trinkgeſchirrs, weil der Ungläubige dieſes unter keiner Bedingung geliehen bekommt. Einen Dolmetſcher mitzunehmen iſt zwar zweckdienlich, doch nicht unerlaßlich, in den meiſten Fällen wird man mit einem Vocabularium der nothwendigſten Worte auskommen.

Einen ſehr wichtigen Punkt der Diätetik bildet auch die den klimatiſchen Verhältniſſen angemeſſene Bekleidung. Der europäiſche Reiſende glaubt gewöhnlich, weil er ſich im 30. Breitengrad befindet unfern einer Gegend, in der Südfrüchte, ja Datteln gedeihen, und weil er ſich bei Tage durch die Hitze beläſtigt fühlt, er brauche nur ein leichtes Sommergewand anzuthun, und ſo läßt er die ſchwerern Kleidungsſtücke unter der von den Maulthieren nachgeführten Bagage. Allein auf eine Tageshitze von 26° R. im Schatten folgt oft gegen Morgen eine Temperatur von 5 — 2°, und dieſer Wechſel tritt ſo plötzlich ein, daß er unfehlbar Krankheiten erzeugt, wenn man nicht dagegen gerüſtet iſt. Man halte alſo, der Landesſitte gemäß, ſtets warme Kleider am Sattel angeſchnallt in Bereitſchaft, und hülle ſich darein bei einbrechender Nacht. Die Folgen einer Erkältung — das ſei ſtets bedacht — ſind im dortigen Klima nicht etwa ein Schnupfen oder Rheumatismus, ſondern Fieber und Ruhr.

Als zweckmäßigſte Kopfbedeckung dient der engliſche Korkhut, auch ein mehrfach mit Muſſelin umwundener Filzhut. Wollene Kleider gewähren zu jeder Jahreszeit den beſten Schutz; baumwollene Hemden ſind den leinenen vorzuziehen. Ob Flanellhemden, die im Orient viel getragen werden, be-

ſondere Empfehlung verdienen, ſcheint mir zweifelhaft; jedenfalls aber muß, wer ſich daran gewöhnt hat, beim Ablegen derſelben die größte Vorſicht beobachten. Ein vortrefflicher Mantel und den Kautſchukſtoffen weit vorzuziehen iſt der dichte arabiſche Abāji; er hält den Regen ab, ohne die Transſpiration zu hemmen. Feſte Schuhe bilden die paſſendſte Fußbekleidung, doch führe man auch Sandalen mit, um im Fall einer Anſchwellung der Füße an der Weiterreiſe nicht gehindert zu ſein. Kein vernünftiger Reiſender wird Gummiſchuhe anziehen.

In kaltem Waſſer zu baden, bleibt unter allen Umſtänden gefährlich und beſſer ganz zu meiden. Dagegen kann ein türkiſches Bad, mit der nöthigen Vorſicht gebraucht, bei dem Gefühl großer Ermüdung erfriſchend und belebend wirken.

Mäßigkeit im Eſſen und Trinken iſt ſelbſtverſtändlich dringend anzurathen. Man genieße mehr Reis und Gemüſe als Fleiſch und Fett, achte auf jede Magenüberladung und ſuche ſie ſofort durch ſtrenge Diät zu corrigiren, damit ſie nicht zum Ausgangspunkt des Fiebers werde. Das Trinkwaſſer in den Städten iſt meiſt durch die offenen Leitungen verdorben, das Eis aber, welches zur Abkühlung hineingeworfen wird, mit animaliſchen und vegetabiliſchen Subſtanzen verunreinigt, und ſelbſt reines Bergeis ſchadet dem nicht daran Gewöhnten. Auch das Cyſternenwaſſer der Stationen enthält viel unreine Beſtandtheile; das ſalzhaltige ſtillt ſehr unvollkommen den Durſt und disponirt bei häufigem Genuß zum Fieber. Man trinke daher überhaupt wenig Waſſer, ſondern gewöhne ſich an Thee, der ſowol den Durſt ſtillt, als auch das Bedürfniß zu trinken verringert. Guter unverfälſchter Wein, mäßig genoſſen, erweiſt ſich ſehr zuträglich als Präſervativ wie als Heilmittel des Fiebers. Leider laſſen ſich jedoch viele Reiſende, beſonders deutſche Handwerker, durch die Qualen der Langeweile und des Iſolirtſeins

zu rückhaltsloſem Genuß ſpirituöſer Getränke verleiten; ſo gehen tüchtige Arbeitskräfte, wie ich nur zu oft zu beobachten Gelegenheit hatte, kurze Zeit nach der Ankunft in Perſien zu Grunde.

Bei ſtarker Hitze bleibe man nach Landesſitte ruhig im Schatten des Hauſes, unternehme namentlich keinen Ritt. Wird man unterwegs vom Durſt genöthigt, aus einer Quelle zu trinken, ſo ſetze man raſch den Weg fort und ſuche ſich im Schweiß zu erhalten. Dieſe Regel gilt für den Reiter wie für ſein Pferd. An der Station angelangt, gehe man nicht ſogleich zur Ruhe über, ſondern mache mit ſeinem Pferde immer langſamer werdende Gänge, bis der Schweiß gehörig abgetrocknet iſt. Für eine längere Reiſe bereite man ſich einige Tage durch kleine Ausflüge vor, damit der Körper die Bewegung ertragen lerne, ohne ſogleich in Schweiß auszubrechen. Auch die Gefahren des Uebergangs aus einem Klima in ein weſentlich verſchiedenes ſchwäche man, wenn es irgend angeht, durch Verweilen an den Grenzorten ab. Reiſende, welche Dysenterie und Wechſelfieber früher einmal glücklich überſtanden haben, können ſich in dieſer Beziehung ſchon etwas mehr zutrauen.

Allzu viel Reiſegepäck beläſtigt, doch nehme man auch nicht zu wenig mit, da unterwegs das Fehlende nicht ergänzt werden kann. Es iſt gut, wenn der europäiſche Reiſende einige mediciniſche Kenntniſſe beſitzt, ſodaß er ſich ſelbſt im Nothfall zu helfen und andern Hülfe zu leiſten im Stande iſt. Jeder Europäer wird a priori für einen Arzt gehalten. Ebenſo ſind einige Begriffe von der Kochkunſt von großem Nutzen.

In Anbetracht, daß der ungebildete Mann ſich viel ſchwerer acclimatiſirt, den nachtheiligen Einwirkungen der Fremde auf Temperament und Charakter nicht zu widerſtehen vermag und gewöhnlich bald dem Heimweh unterliegt, bringe

man keinen Bedienten aus Europa mit, ſondern behelfe ſich mit den Landeskindern. Die richtige Behandlung der perſiſchen Diener erfordert allerdings ein eigenes Studium. In der Pflege und Wartung der Reit- und Laſtthiere muß man ſie perſönlich controliren, denn es liegt oft in ihrem Intereſſe, unter allerhand Vorgeben die Reiſe zu verzögern. Man gebe ihnen nicht Spirituoſen zu trinken; haben ſie einmal davon gekoſtet, ſo wächſt ihre Gier unbezähmbar. Wegen eines kleinen Diebſtahls ſtrafe man ſie nicht zu hart, ſondern bedenke, daß ſie über das Mein und Dein patriarchaliſch-communiſtiſche Anſchauungen haben.

Im Verkehr mit den Großen und den einflußreichen Beamten des Landes baue man nicht zu viel auf eine Perſon, denn die Verhältniſſe wechſeln überraſchend ſchnell, und wer heute Schutz anbot, iſt vielleicht morgen ſelber deſſen bedürftig. Reichliche und koſtbare Geſchenke reizen die Habgier nur noch mehr; durch Kargheit der Gabe wird Unzufriedenheit erregt und der Zweck des Geſchenks verfehlt. Genaue Erforſchung der Individualität des Empfängers kann hier allein im einzelnen Fall die rechte Mitte finden laſſen.

Entbehrung des gewohnten Comforts und des Umgangs mit Frauen ſtimmt den Europäer, auch den gebildetſten, im Anfang launiſch, eigenſinnig und grämlich. Dieſe unmuthige Stimmung muß man zu bemeiſtern ſuchen und ihr auch bei den Gefährten Rechnung tragen. Man geräth ſonſt mit ihnen in Zwieſpalt, legt den Perſonen zur Laſt, was die Verhältniſſe mit ſich bringen, verbittert einander das Leben und beraubt ſich ſelbſt der einzigen, ſo nothwendigen Anſprache im fremden Lande. Um die Heiterkeit des Gemüths wiederzuerlangen, zerſtreue man ſich durch Beobachtung der Natur, der Pflanzen- und Thierwelt, der Formation des Bodens; man ſtudire die Sprache, die Sitten und Hantierungen der Bewohner, und pflege ſoviel als immer möglich Umgang mit

den Eingeborenen. Nur ſo wird man das Heimweh überwinden und ſich eine erträgliche Exiſtenz bereiten. Wer aber alles Fremde mit Voreingenommenheit betrachtet, wer kein Intereſſe an den Gegenſtänden nimmt, wer nicht durch Studien den Geiſt zu beſchäftigen verſteht, der bleibe lieber zu Hauſe oder kehre bald in die Heimat zurück, damit er in Frieden lange lebe!

XII.

Geographiſche Nomenclatur.

Die Kenntniß der Bedeutung geographiſcher Namen iſt für den Reiſenden in Iranien, überhaupt für jeden, welcher ſich mit der Geographie und Ethnographie Aſiens beſchäftigt, von großer Wichtigkeit. Unerlaßlich iſt ſie überdies zur Erforſchung der Länder, aus denen das iraniſche Element herſtammt, oder in welchen es ſich ſpäter feſtgeſetzt hat. Die Namen der Orte leiten auf ihre Geſchichte, ſodaß wer die Bedeutung der Namen verſteht, von vornherein aus ihnen ſchließen kann, was er dort zu ſuchen hat und zu finden erwarten darf; er wird ferner dadurch in den Stand geſetzt, die abweichenden Benennungen ſolcher Reiſenden zu berichtigen, welche, der Landesſprache unkundig, Namen nur nach dem Hören niederſchreiben.

Als Regel iſt anzunehmen, daß Namen oder Endſilben derſelben, welche ſich in verſchiedenen Gegenden wiederholen, eine gewiſſe Bedeutung oder eine Beziehung zueinander haben. Der Name der Nuris z. B. kommt im nördlichen wie im ſüdlichen Perſien vor, und in der That ſteht es feſt, daß ein Theil des nördlichen Stammes vor nicht gar langer Zeit in den Süden einwanderte. Zwar wurden bei dem Eindringen

türkiſch-tatariſcher und arabiſcher Stämme manche Namen aus deren Sprachen entlehnt; jedoch verdrängten ſie die iraniſchen nirgends vollkommen, ſondern combinirten ſich hier und da mit iraniſchen Worten; ſo iſt in talchsu (Bitterwaſſer) talch perſiſch, su tatariſch; oder iraniſche Namen erhielten eine türkiſche Endſilbe, z. B. in chudabendelu (Stamm der Gottesbündler). In Azerbeidſchan ſind türkiſche, in der Provinz Arabiſtan und am Perſiſchen Golf arabiſche Namen vorwiegend; armeniſche und chaldäiſche finden ſich ſelten, meiſt zwiſchen dem Urumieh- und Wanſee.

Eine Schwierigkeit, die Identität der Namen kleinerer Ortſchaften feſtzuſtellen, liegt in dem Umſtande, daß häufig der neue Beſitzer eines Dorfs ihm einen neuen Namen gibt, indem er dem Worte ābād (Anſiedelung) ſeinen Perſonennamen anhängt, und nun der früher verzeichnete Name mit der Zeit in Vergeſſenheit geräth. Außerdem ſind ehemalige Anſiedelungen durch Verſiegen der Kanäle bis auf den Namen verſchwunden.

Um die Namen richtig abzuleiten, muß man die gebräuchlichen Kürzungen berückſichtigen, z. B. sistan ſtatt segistan (Stand der Seken), Kandahar ſtatt Iskandahar (Alexandrien), pur ſtatt puter, hauptſächlich aber die Umwandlungen, welche Conſonanten und Vocale nicht nur in der alten, ſondern noch in der neueſten Zeit erfuhren. Zu den häufigſten Uebergängen der Conſonanten gehören:

w in g und b; ſo lauten z. B. die deutſchen Worte: warm, Weide, Witwe, im Perſiſchen: germ, bid, biweh. Merwāb wurde in Murgāb umgewandelt;

g in dsche: Sengān in Sendschān, Burugird in Burudschird;

r in l: Hirmend in Hilman, Ilan in Irān;

p in f: Pars in Fars, Ispahan in Isfahan, Dispul in Disful;

z (mit der frühern Ausſprache dz) in d: Gumbez in Gumbed, Azerbeidschan in Aderbeidschan, Zireh oder Zireng (See) in Drangiana.

Daß auch die Vocale mit der Zeit etwas wechſelten, iſt um ſo erklärlicher, als noch jetzt in verſchiedenen Gegenden das ā (langes a) ſich mehr dem arabiſchen a oder dem o, das kurze u ſich dem o nähert.

Die Bedeutung der Namen gibt ſich kund: a) inſofern ſie an Gegenſtände oder Eigenſchaften erinnern, zu denen die Orte irgendwie in Beziehung ſtehen; b) durch die etymologiſche Verbindung mit gewiſſen Vor- oder Nachſilben. Von beiden Kategorien möge hier beiſpielsweiſe eine Anzahl folgen.

A. Ortsbenennungen nach bezüglichen Gegenſtänden.

Nach Gewäſſern:

āb (Waſſer): Pendschāb (Fünfwaſſer), Duāb (Zweiwaſſer); Abe germ heißen alle Orte mit heißen Mineralquellen, entſprechend dem ſlawiſchen Teplice;

rud (Bach): Rudbār, Keretschrud;

tschāi (türkiſch; Bach): Karatschāi (Schwarzwaſſer);

tscheschmeh (Quelle; ayn, arabiſch): Tscheschmeh Ali;

kariz (Leitung): Karizek;

hauz (Ciſterne): Hauze-sultan;

dschu (Rinne): Miān dschu;

tschā (Brunnen): Se tschā (Dreibrunnen);

tschāl (Vertiefung): Tschālmeidan (Tiefplatz);

barf (Schnee): Barfek;

jach (Eis): Jachrud (Eisfluß);

dariā (Meer, auch großer Fluß; türkiſch dengis): Dariā chaz'r (das Chazaren, Kaspiſche Meer), Amu Dariā Oxus. Schnellfließende Waſſer werden mit dem Beiſatz tir (Pfeil), madschnun und türkiſch delli (toll) bezeichnet;

ſtehende mit iständeh oder murdeh (mortuae), ſo Murdāb bei Enzeli.

Nach Waſſerbauten:

pul (Brücke): Disful, Puledalak;

bend (Damm, von besten, binden): Bende-amir, Bendekaisar, Bendgir (Asphaltdamm);

bender (Hafen): Bender-Abbas, Bender-Buschir;

lenger (Ankerplatz, von lenk, hinken, anhalten): Lengerud.

Nach Höhen und Bergen:

kuh (Berg, türkiſch dagh): Fulādkuh (Stahlberg), Firuzkuh, Agridagh (Ararat);

gerdeneh (Hals, Einkerbung nahe dem Gipfel): Gerdeneh bālā;

kotel (Pik): Kotel-dächter, Kotel-pirezen;

tappeh (kleiner Hügel, natürlicher oder künſtlicher): Gümischtappeh (Silberhügel), Dauschān-tappeh.

Nach Bergeinſchnitten:

tengi (Engpaß): Tengi tschehār rud, Tengi dālān;

deheneh (Thalmündung);

derreh (Thal): Hezārderreh, Diwderreh, Churrumderreh. Eine Abkürzung von derreh findet ſich häufig in dem Ortsnamen Derbend (Thalſchluß).

Nach Baulichkeiten und Anſiedelungen:

schehr (Stadt): Schehre nau (Neuſtadt), Schehre sabs (Grünſtadt;

deh, kent und choi (türkiſch; Dorf): Dehgirdu (Nußdorf), Dehbid (Weidendorf), Akkent (Weißdorf), Samerkant, Chokent oder Chodschekent, Dschaurchoi (Geberndorf).

burtsch (Burg): Elburdsch, auch Elburz;

ḳaleh (Feſtung): Sefidḳaleh, Suchumḳaleh;

diz (altperſiſch; Feſtung): Dispul (Brückenfeſtung), Rewendiz, Disdeh, Sāldüz;

hissār (Fort): Surehhissār (rothes Fort);
senger (Bollwerk): Sengerābād;
kelat (Feſtung erſten Ranges): mehrere Feſten dieſes Namens;
ḳasr (Caſtell): Ḳasr Ḳadschār, Ḳasr schirin;
tāg (Wölbung): Tāge bustam;
minār (Minaret): Kelleh minār (Schädelthurm);
gumbed oder gumbez (Dom): Kebud gumbez (Blaudom);
tālār (Saal): Tālār puscht;
eywān (Halle): Eywān kirk, Eywān tāg (gewölbte Halle);
bāzār (Markt): Pire-bāzār;
karawanserai und rabat (arabiſch): Rabatkerim; die Zuſammenſetzung mit rabat findet ſich bei Ortsnamen ſchon in der Bibel, und noch jetzt in allen muſelmaniſchen Ländern;
imāmzādeh (Heiligengrab): Imāmzādeh Ismāil;
kuschk, kuschkek (Kiosk, kleiner Kiosk): mehrere Orte dieſes Namens;
kelissa (armeniſch; Kirche): Utsch kelissa (Dreikirch).

Nach Flächen:

sahrā (unbebautes Feld);
biabān (Wüſte ohne Waſſer);
kewir und schurzār (Salzwüſte): Kewire-kum;
descht (Keſſelthal, auch Tiefland am Meer): Merdescht bei Perſepolis (ſtatt Merwdescht), Deschtistān;
tschemen (Hochwieſe): Tschemen Udschān, Tschemen Sultanieh;
serāb (Ebene mit Luftſpiegelung);
mazréèh (Anbauland);
dschulgeh (abſchüſſiges Land);
neyzār (Schilfland;
ledschen (Sumpfland);
merz (Markland);

bum (Binnenland);
sāhil (Uferland);
chiabān (Allee, Kunſtſtraße).

Nach der Vegetation:

serw (Cypreſſe): Sewistan;
kunār (Jujuba): mehrere Orte im ſüdlichen Perſien;
kahur (Accacia gummifera): Kahuristān;
girdu (Nuß): Dehgirdu;
bid: Dehbid;
bāgh (Garten): Bāghe Schāh;
bagistan (Gartenland): abgekürzt Bustam;
bischeh (Gebüſch): Pischawer (Buſchtragend);
dschengel (Wald): Dschengel Masanderan;
ney (Rohr): Neyschāpur.

Nach der Temperatur:

germesir, ketschlāk türkiſch (Wärmeland);
serhed, serdesir, jeylok türkiſch (Kaltland);
germ (warm): Germerud, Abe germ;
serd (kalt): Serderud (Kaltbach);
tab (ſieden): Tabris, Tiflis, Tabarieh = Teplice.

Nach der Farbe:

sefid, ak türkiſch (weiß): Sefidkuh (Weißberg), Sefidrud, Sefidkaleh, Akḳaleh;
siāh (ſchwarz, ſchaurig), kara türkiſch: Siāhderreh (Schwarzthal), Karadengis (das Schwarze Meer):
surch (roth), gizil türkiſch: Surchhissar, Gizil-uzun;
zerd (gelb): Rudezerd;
kabud (blau): Kabudḳāleh;
firuz (himmelblau): Firuzabad, Firuzkuh.

Nach dem Geſchmack:

schur (ſalzig): Schurāb;
schureh (ſalpetrig);
schirin (ſüß): Kas'r-schirin;

schiker (zuckerig): Schikerābād;
talch (bitter), Beiname vieler Wäſſer.

Nach Zahlen:

du (zwei): Duāb;
seh (drei): Sehkuhe in Siſtan;
tschehār (vier): Tschehārleng, Deheneh tschehārrud;
pentsch (fünf): Pentschāb (Fünfwaſſer);
heft (ſechs): Heftleng (ſechsſtämmiger Tribus);
hescht (acht): Heschterud;
tschehil (vierzig, allgemeiner Ausdruck für Mehrheit): Tschehil-minār (Perſepolis), Tschehil-sutun (vierzigſäulig);
hezār (tauſend, unzählig): Hezār dscherib, Hezār derreh.

Nach Thieren:

schir (Löwe): Schirgāh in Maſanderan (Löwenort);
peleng, kaflan türkiſch (Panther): Pelenkkāh in Turkiſtan, Kaflankuh;
asp (Pferd): Hezārasp bei Chiwa;
ghur (wilder Eſel): Ghuriān bei Herat;
gurk (Wolf): Gurkāb.

Nach Gottheiten, Feen und Geſtirnen:

chudā (Gott): Chudabend'lu;
bāg (Gott, entſprechend dem ſlawiſchen): Bagdad;
meh'r (Sonne): Mehrāb;
sitāreh (Stern): Astara, Asterabad;
kur (Sonne): mehrere Flüſſe dieſes Namens, Chorassan, Churwesch;
māh (Mond): Māhiweschan (Kurdenſtamm);
diw (Teufel): Diwderreh, Diwāsiā (Teufelsmühle);
peri (Fee): Perizād, Perikand (Feendorf).

Nach Metallen:

zer, altūn türkiſch (Gold): Zerkendeh, Zergæus = Zagros (noch jetzt dort Goldwäſchereien), Zergān, Rud zerbar

(Goldſandfluß bei Hamdan), Altunsu bei Sulimanieh in Kurdiſtan, Zerafschān (goldſtreuend) bei Chodſchend;

sim, gumisch (Silber): Gumischchāneh;

fulād (Eiſen, Stahl): Fulādkuh;

gir (Erdpech): Bendegir, Rud girgur (wo Alexander Naphthaquellen vorfand).

Nach Königen und Fürſten:

schāh: Unzählige Zuſammenſetzungen mit dieſem Wort, welches oft schir lautet, Schāhrud, Kumischeh, Kirmanschah, Nischapur, Schāpur, Schirwān, Nurmanschir, Schehmirān, Ardeschir;

Dārāb (Darius): Darabgird;

ḳosru: Kosrowa (chaldäiſches Dorf).

Nach der Richtung:

bālā (oben): Balarud;

zir (unten): Zir tacht kanar;

puscht (hinter): Puschtekuh (Hinterland);

pas (nach): Passetir (Nebenfluß des Tigris), Paskaleh;

miāneh (Mitte): Stadt gleiches Namens, Miāntschu;

su (Richtung): Tschehār su (Vierweg);

kenār (neben): Kenaragird.

Nach der Größe:

buzurg (groß) und kutschik (klein): Lāre buzurg, Lāre kutschik (Groß- und Klein-Laar). Das Diminutiv wird auch häufig durch Anhängung von ek ausgedrückt: Kāschānek, Isfahanek, Ruschanek, Scheristanek (Klein-Kaſchan u. ſ. w.).

B. Zuſammenſetzungen mit Vor- und Nachſilben.

abād (Colonie, Anſiedelung, entſprechend dem deutſchen Boden, engliſch abode, lateiniſch habitare): die meiſten Dorfnamen, wie Jussufabad, Schādschehān-ābād;

das griechiſche apatana und das noch gebräuchliche indiſche patan ſind von ābād abzuleiten, ſo: Masabādan (Eichenort), Sabadan, Ekbatana, die Stationen Alexanders auf dem Marſche nach Hamadan; Siringapatam;

stān, istān (Stand, von istāden ſtehen): Turkistan, Sistan, Kabulistan oder Zabulistan, Hidustān, Kaferistan, Kuhistan;

gird, auch dschird, entſprechend dem ſlawiſchen gorod, Hrad, Gratz (Rundung, Umwallung): Fassagird, Melanogird, Borudschird, Tigranokarta, Sadrakarta (jetzt Sari);

ān, hān, gān, schān. Mit dieſer Silbe endigen unzählige Städte und Länder, es ſcheint eine Abkürzung von stan zu ſein: Iran, Turan, Teheran, Gilan, Kaschan, Schuschan, Gulpajegan, Ispahan;

bār, wār, auwer, ver (von burden, tragen, bürden; daher bār, die Bürde): Rudbār (vom Fluß gebracht, aufgeſchwemmtes Land), Rud zerbār (goldtragender Fluß), Sabsāwer (grasbringend), Pischāwer, Kengāwer, Abāver, Niāverān (ſchilftragend), Māverān, Schewerān;

bend, wend (Verbindung): viele Stämme benennen ſich mit dieſer Endſilbe, ſo Kakāwend, Nahāwend, Schahsewend, Hassanawend; wend entſpricht dem türkiſchen lu und ar: Osmanlu, Karagoslu, Afschar, Kadschar, und dem arabiſchen beni (Söhne): Beni-Hassan; im Perſiſchen aber auch dem Begriff Höhe, Gebirgswand, Gebirgsſtock: Demāwend, Elwend, Sahend, Serabend (Gebirgsſtock in der Hezareh);

vān, bān (Hüter): Bāgbān (Gartenhüter), Marzebān (Grenzhüter), Schirwān (Königshüter), Nachtschiwan (Jagdhüter), Eriwān (Irans Grenzfeſtung), Ardebān auch Ardewān, Schāhderbān (Königsthürhüter);

pur, puter: Nischāpur, Schāpur und viele indiſche Städte;

riz (rieſeln): Tabris, Tiflis, Mehriz (Fluß bei Yezd),
mān: Nerimān, Nurmanschir, Turkoman, Dilman, Kirmanmān wird gewöhnlich von mānendeh (mahnend) abgeleitet, ſo Turkoman (an die Türken mahnend), doch ſcheint dieſe Ableitung nicht die richtige zu ſein;
sar (voll): Chunsār (voll Blut), Gamsār;
wesch: Churwesch, Dariāwesch, Mihāweschān;
ard (arta, erz, groß, mächtig): Ardeschir, Ardistan, Ardelan, Ardebil, Ardeban, Arwend (Elwend), Ararat;
ser (Kopf, Urſprung): Serpul (Brückenkopf), Seräb, Sertscheschmeh, Serneschin, Seräbend.

Von den alten Provinznamen iſt noch erkennbar: Hyrkanien, jetzt Gurgān (Wolfsland), wo in der That heute noch viele Wölfe hauſen, mit dem Fluſſe Gurgab. Von den alten Tribusnamen erhielten ſich: die Tapyren in den Tabariſtanern um Balafruſch, welche ihren Namen von taber (Axt), weil ſie Holzfäller ſind, ableiten; die Geli und Merdi in den Gilemerds (Moraſtbewohner), wie ſich heute noch die Gilaner nennen; die Marden, ſüdlich um Paſagird wohnend, was durch die häufige Theilung eines Stammes zu erklären iſt; die Saken in Segiſtan: wie überhaupt bei genauer Nachforſchung ſich Spuren der meiſten im Alterthum bekannten Stämme finden dürften.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.